This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

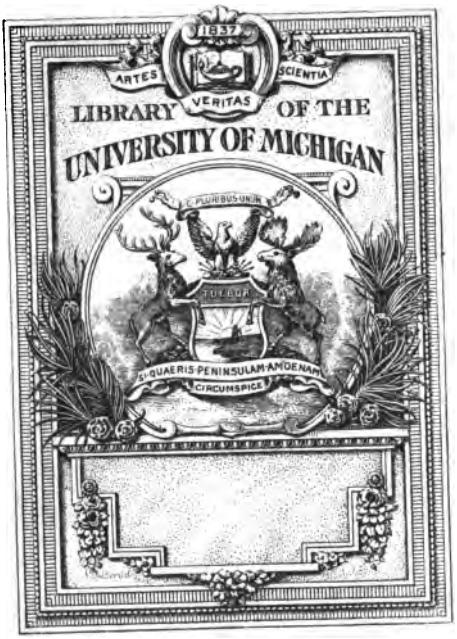
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

E

Vierteljahrsschrift

für

wissenschaftliche Philosophie

95822

gegründet von

Richard Avenarius,

in Verbindung mit

Ernst Mach und **Alois Riehl**

herausgegeben

von

Paul Barth.

Dreiundzwanzigster Jahrgang.

Leipzig.
O. R. Reisland.
1899.

Inhaltsverzeichnis

des

23. Jahrganges.

(Die römischen Ziffern bezeichnen das Heft, die arabischen die Seite.)

Artikel.

Barth, P., Die Frage des sittlichen Fortschritts der Menschheit. I, 75 bis 116.

— Fragen der Geschichtswissenschaft. I. Darstellende und begriffliche Geschichte. III, 322—359.

Dünges, A., Die Zelle als Individuum. IV, 417—454.

Ehrenfels, Chr. von, Entgegnung auf H. Schwarz' Kritik der empiristischen Willenspsychologie und des Gesetzes der relativen Glücksförderung. III, 261—284.

Kries, J. von, Zur Psychologie der Urteile. I, 1—48.

Külpe, O., Über den associativen Faktor des ästhetischen Eindrucks. II, 145—183.

Posch, E., Ausgangspunkte einer Theorie der Zeitvorstellung. 1. Art.: I, 49—74; 2. Art.: II, 185—204; 3. Art.: III, 285—322; 4. Art.: IV, 385 bis 416.

Schwarz, H., Die empiristische Willenspsychologie und das Gesetz der relativen Glücksförderung. II, 205—234.

Vierkandt, A., Bemerkungen zur Frage des sittlichen Fortschritts der Menschheit. IV, 455—490.

Besprechungen.

Boutroux, E., Etudes d'Histoire de la Philosophie. — Von R. Richter. IV, 510 f.

Braunschweiger, D., Die Lehre von der Aufmerksamkeit in der Psychologie des 18. Jahrhunderts. — Von M. Offner. IV, 493—498.

Cornelius, H., Psychologie als Erfahrungswissenschaft. — Von F. Krueger. I, 117—124.

Dwelshauvers, G., Nouvelles Notes de Psychologie Expérimentale. — Von P. Mentz. III, 367 ff.

Erdmann, B., und *Dodge, R.*, Psychologische Untersuchungen über das Lesen. — Von F. Krueger. II, 239 ff.

Fechtner, E., John Locke, ein Bild aus den geistigen Kämpfen Englands im 17. Jahrhundert. — Von J. Eisenhofer. I, 124 f.

Fulliquet, G., Essai sur l'Obligation Morale. — Von R. Richter. IV 506 f.
Gieſsler, C. M., Die Atmung im Dienste der vorstellenden Thätigkei — Von P. Mentz. III, 365 ff.
Gomperz, H., Zur Kritik des Hedonismus. — Von P. Hensel. III, 374 f
Groos, K., Die Spiele der Menschen. — Von A. Vierkandt. III, 37 bis 374.
Gutberlet, C., Der Kampf um die Seele. — Von M. Offner. IV, 498
Grzymisch, S., Spinozas Lehren von der Ewigkeit und Unsterblichkeit. - Von R. Richter. IV, 511 f.
Heinrich, W., Zur Prinzipienfrage der Psychologie. — Von O. Külpe IV, 491—493.
Kronenberg, M., Moderne Philosophen. — Von R. Richter. IV, 511.
Liebmann, O., Gedanken und Thatsachen. — Von F. Krueger. IV, 50 bis 506.
Lipps, Th., Komik und Humor. — Von F. Krueger. II, 235—239.
Menzel, A., Wandlungen in der Staatslehre Spinozas. — Von R. Richter III, 364.
Mikhaïlowsky, N., Qu'est-ce que le Progrès? — Von J. Seitz. I, 126
Naville, E., Le Libre Arbitre. — Von R. Richter. IV, 506 ff.
Ratzel, F., Politische Geographie. — Von P. Barth. II, 249—251.
Schulze, J., Erläuterungen zu Kants Kritik der reinen Vernunft. — Von R. Richter. III, 361—362.
Sommer, R., Lehrbuch der psycho-pathologischen Untersuchungs-Methoden — Von P. Mentz. III, 370.
Spencer, B., and *Gillen, F. J.*, The Native Tribes of Central-Australia. — Von A. Vierkandt. IV, 502.
Wagner, Fr., Freiheit und Gesetzmäfsigkeit in den menschlichen Willensakten. — Von R. Richter. III, 364 f.
Willareth, O., Die Lehre vom Übel bei Leibniz, seiner Schule in Deutschland und bei Kant. — Von R. Richter. III, 362 f.
Zehnder, L., Die Entstehung des Lebens aus mechanischen Grundlagen entwickelt. I. Teil. — Von A. Dünges. IV, 499—502.
Ziehen, Th., Psychophysische Erkenntnisthorie. — Von K. Marbe. II, 243—249.

Selbstanzeigen.

Fischer, A., Die Entstehung des socialen Problems. I, 127 f.
Philipp, S., Vier skeptische Thesen. II, 251.

Philosophische Zeitschriften: I, 129. II, 253. III, 377. IV, 513.
Bibliographie: I, 135. II, 257. III, 380. IV, 516.

Abhandlungen.

Zur Psychologie der Urteile.

Von **J. v. Kries.**

Inhalt.

Die Arbeit verfolgt die vom Verfasser früher entwickelte Unterscheidung von Real- und Beziehungs-Urteilen in psychologischer Richtung. Es wird die entsprechende Differenz des Geltungsbewufstseins konstatiert, sodann die Gestaltungen desselben in der Gesamtheit realer Denkvorgänge erörtert und die den logischen Haupt-Typen zukommende Sonderstellung dargelegt.

Je schärfer neuerdings in der Lehre vom Urteil die Notwendigkeit einer präcisen Trennung logischer und psychologischer Betrachtung gefordert wird, um so mehr macht sich doch, wie mir scheint, auch die Einsicht bemerklich, dafs, um zu einer ganz befriedigenden Klarheit zu gelangen, eine gewisse Durchführung beider Betrachtungsweisen wünschenswert ist. Mag auch die Ablösbarkeit der logischen Probleme von psychologischen Untersuchungen aufser Zweifel stehen: da es doch einmal zum mindesten nahe verwandte Gegenstände sind, die bei der einen und der anderen Behandlung des Urteils in Frage kommen, so wird ein gewisses Mafs psychologischer Diskussion doch auch immer dem Logiker wertvoll sein müssen. Und für die psychologische Forschung dürfte wohl, vice versa, das Entsprechende gelten. Wenn kein anderer, so wird jedenfalls der Vorteil zu erreichen sein, dafs erst durch den Überblick über beide Untersuchungen das Verhältnis der

Unabhängigkeit oder des Gegensatzes, in dem sie stehen, in voller Deutlichkeit hervortritt. Selbst von denjenigen Autoren, die die Logik als eine Normenlehre des Denkens auffassen und sie somit in den denkbar schärfsten Gegensatz zur Psychologie setzen, ist daher öfter die eine Betrachtung neben der andern geführt worden. Erblickt man in der Logik, wie ich es unlängst dargelegt habe,[1]) die Heraussonderung und systematische Darstellung einer gewissen Kategorie von Urteilen, nämlich der logischen Beziehungs-Urteile, so erscheint in noch höherem Grade unser thatsächliches Denken als Boden und Ausgangspunkt der Untersuchung. Gleichwohl aber ist auch hier zu bemerken, dafs die gewonnenen Ergebnisse zum grofsen Teil auf Idealfälle eines wissenschaftlich geklärten Denkens sich beziehen, und dafs die Betrachtung sehr mannigfaltige Gestaltungen psychologischen Geschehens, die wir doch auch „Urteilen" nennen, zunächst ganz ausgeschlossen hat.

Eine psychologische Untersuchung, die sich die Aufgabe stellt, diese thatsächlichen Gestaltungen der Denkvorgänge allgemeiner zu behandeln und insbesondere den der Logik zum Ausgang dienenden Specialitäten ihre Stellung in jener Gesamtheit anzuweisen, erscheint demnach auch hier als eine wünschenswerte Ergänzung. In dem bescheidenen Rahmen der nachfolgenden Blätter kann natürlich nicht versucht werden, eine Psychologie des Denkens zu entwickeln. Doch kann wohl ohne Vermessenheit und mit Aussicht auf Erfolg der Versuch unternommen werden, diejenigen Punkte zu bezeichnen, in denen vorzugsweise die reale Mannigfaltigkeit psychologischer Gebilde und Vorgänge über die in der erwähnten Abhandlung von mir zunächst ins Auge gefafsten Typen hinausgeht. Ein derartiger Versuch schien mir, abgesehen von dem unmittelbar psychologischen Interesse, das er bietet, schon deswegen

[1]) Über Real- und Beziehungs-Urteile. Diese Zeitschr. XVI, S. 253.

geboten, weil er selbstverständlich geeignet ist, mancherlei Bedenken und Schwierigkeiten beiseite zu räumen, die sich der früher versuchten, nach logischen Gesichtspunkten unternommenen Zergliederung entgegenstellen könnten; sodann aber auch, weil dies wohl der geeignetste Weg ist, um zu einigen auch vom Standpunkt des Logikers aus wünschenswerten Vervollständigungen der damaligen Darlegungen zu gelangen. Die damals ins Auge gefafsten logischen Beziehungen können ganz rein nur an klar und scharf gedachten, in klaren und scharfen Begriffen sich bewegenden Urteilen zur Geltung kommen. Wünschenswert bleibt es dabei, sich darüber zu unterrichten, welche Gebiete denn in der ganzen Mannigfaltigkeit thatsächlichen Denkens es sind, die eine derartige Betrachtung überhaupt zulassen, welche andre sie ganz ausschliefsen oder nur modifiziert gestatten. Dafs eine Untersuchung, die zunächst nur vom psychologischen Standpunkt aus eine möglichst vollständige Übersicht über die Vorgänge des Denkens zu gewinnen sucht, auch zu einer gewissen Vervollständigung eigentlich logischer Betrachtungen führt, wird sich im folgenden zeigen.

I.

Nur wenig Schwierigkeit bietet die Aufgabe, mit der naturgemäfs hier begonnen werden mufs, die nämlich, die Sonderung verschiedener Urteils-Kategorien, welche wir an die Spitze jener logischen Untersuchung gestellt hatten, von einem mehr psychologischen Standpunkte aus ins Auge zu fassen und zu verifizieren. Wir werden hier von der, später freilich noch genauer zu prüfenden Anschauung ausgehen dürfen, dafs im Urteil eine Anzahl von Allgemein-Vorstellungen oder Begriffen zusammengedacht werde unter Hinzutritt eines besonderen und offenbar für das Urteil vorzugsweise charakteristischen Elements, des Geltungsbewufstseins oder Geltungsgefühls, wie wir im An-

schlufs an B. Erdmann[1]) sagen wollen. Die Notwendigkeit der Hinzufügung dieses letzteren Elements wird nicht bezweifelt werden können, wenn man sich einmal klar macht, dafs wir die begrifflichen Elemente eines Urteils (Kreis und eben, König und gerecht) ganz wohl zusammendenken können, ohne das Urteil (der Kreis sei rund, der König sei gerecht) zu fällen. Müssen wir nun solchergestalt in dem Geltungsgefühl geradezu das eigentlich Charakteristische des Urteils erkennen, so hält es auch nicht schwer, jener in logischer Untersuchung entwickelten Sonderung der Urteilsarten ihre psychologische Basis zu geben. Überall da wenigstens, wo es sich um typische und einfache Fälle von Beziehungs- und Real-Urteilen handelt, läfst sich die Differenz dieser verschiedenen Urteilsarten gerade als eine psychologische Differenz des Geltungsgefühls konstatieren. Der Natur der Sache nach kann man für eine Behauptung solcher Art keinen Beweis erbringen, sondern nur im Wege der Erläuterung versuchen, etwas, was eben nur innerlich erlebbar ist, anschaulicher und greifbarer zu machen. Man vergleiche nun aber das Berechtigungsgefühl, mit dem wir z. B. aussagen: „Konstanz liegt am Bodensee“ und anderseits: „zwei Zahlen können nicht sowohl gleich als ungleich sein“. Die typische Differenz, die uns zum Ausgangspunkte der logischen Untersuchung diente, macht sich wohl bei solcher Gegenüberstellung sehr deutlich bemerklich und rechtfertigt auch die hier gegebene psychologische Konstatierung. Vor allem wird darauf hinzuweisen sein, dafs die Gültigkeit des Beziehungs-Urteils eine selbstverständliche, unmittelbar evidente ist, was für das Real-Urteil nicht zutrifft. Die Gültigkeit des Urteils findet in dem einen Falle ihre Begründung ganz direkt in dem Inhalt des Urteils selbst, eben vermöge der Natur und Bedeutung der verknüpften

[1]) B. Erdmann: Logik I, S. 281.

Vorstellungen und ihres gegenseitigen Zusammenhanges; bei dem Real-Urteile tritt die Überzeugung, dafs es sich so verhalte, gewissermafsen als etwas Fremdes hinzu; wir empfinden, dafs es sich auch anders verhalten könnte. Man wird diesen psychologischen Gegensatz, der uns noch mehrfach beschäftigen wird, etwa als den eines idiodetischen und eines heterodetischen Geltungsgefühls bezeichnen dürfen.

Wir werden aber wohl im unmittelbaren Anschlufs an die logischen Untersuchungen noch einen Schritt weiter gehen und behaupten dürfen, dafs hier unter dem Namen eines idiodetischen Geltungsgefühls bereits mehrerlei Verschiedenes zusammengefafst ist, und dafs im Grunde jeder der dort dargelegten Arten von Beziehungs-Urteilen noch ein besonderes und eigenartiges Geltungsgefühl zugehört. Es ist eben ein verschiedenartiges Gefühl der Nötigung, mit dem wir einen logischen oder einen mathematischen Zusammenhang einsehen; und können wir auch alle als idiodetisch der heterodetischen Geltung der Real-Urteile gegenüberstellen, so ist doch der damit bezeichnete Charakter nur eine Verwandtschaft, eine Ähnlichkeit, die ihnen unbeschadet einer deutlichen und charakteristischen Unterschiedenheit zukommen kann.

Auf den ersten Blick nun könnte man vielleicht glauben, mit dieser psychologischen Konstatierung bereits das geleistet zu haben, was als Aufgabe gestellt wurde. Aber dies ist doch höchstens in dem Sinne richtig, dafs wir damit etwa die psychologischen Grundlagen deutlich gemacht hätten, mit denen die logische Theorie untrennbar zusammenhängt. Aber wir sind darum gewifs noch sehr weit davon entfernt, auch nur die wichtigsten von denjenigen psychologischen Fragen gelöst zu haben, auf welche die logische Behandlung der Urteilsarten uns hinweist. Und zwar ergeben sich die restierenden Schwierigkeiten sogleich, wenn wir an die gewöhnliche psychologische Ge-

staltung von Urteilen denken, wie sie, sei es dem wissenschaftlichen Denken, sei es dem täglichen Leben, angehören. Wir bemerken hier das Unzulängliche der eben aufgestellten Schematisierung, wie mir scheint, in zwei Richtungen. Zuerst nämlich wird auffallen, dafs in zahlreichen Fällen sich nicht ohne weiteres angeben läfst, von welcher Art eigentlich das dem Urteil eigene Geltungsbewufstsein sei; dies beweisen am greifbarsten z. B. die mathematischen Sätze, über deren logische Natur ja endlos gestritten worden ist, nicht minder aber auch verwickelte Sätze von der Art, wie sie uns z. B. in der Rechtswissenschaft begegnen, wo wir im Zweifel sein können, ob es sich um eine Subsumtion, ein Real-Urteil oder gar ein Wert-Urteil handle. Der zweite Punkt ist der folgende. Jede Art von Geltungsbewufstsein sollte, so kann man von vornherein erwarten, an eine ganz bestimmte Kombination begrifflicher Elemente geknüpft sein, zwischen denen eben ein bestimmter Zusammenhang als gültig empfunden wird. Aber nur in den einfachsten Fällen scheint sich dies zu bestätigen. Die verwickelten Bildungen der Sprache dagegen zeigen uns eine zunächst so unübersehbare Mannigfaltigkeit von Wortbedeutungen und von Kombinationen derselben in der Aussage, dafs wir dieselben mit den einfachen logischen Typen kaum mehr in Zusammenhang bringen können. Gleichwohl sagen wir doch auch mit einem „Geltungsgefühl" z. B. aus, „dafs die verfassungsmäfsig gewährleistete Unabsetzbarkeit der Richter ein Eckstein unabhängiger Justiz sei". Von welcher Art sind denn nun hier die vereinigten psychologischen Elemente, von welcher Art das ihre Vereinigung begleitende Geltungsgefühl? Wir werden am ehesten hoffen können, derartigen Fragen gerecht zu werden, wenn wir, von den einfachsten Typen ausgehend, den Erweiterungen und Verallgemeinerungen nachgehen, welche die Berücksichtigung psychologischer Thatsachen erforderlich macht.

Eine Schwierigkeit besonderer Natur erwuchs bis vor kurzem einer derartigen Fragestellung aus dem Umstande, dafs es weder bei Allgemein-Vorstellungen, noch bei Begriffen gelingen wollte, das den Wortklang begleitende und sein Verständnis bedingende psychologische Element in befriedigender Weise anzugeben. Ich glaube, dafs diese Schwierigkeit in der Hauptsache beseitigt ist durch die von physiologischer Basis ausgehenden Betrachtungen, nach denen wir das Substrat des Wortverständnisses nicht genötigt sind im Bewufstsein zu suchen, sondern dasselbe in gewissen physiologischen Zuständen, cerebralen Dispositionen erblicken dürfen.[1]) Stellen wir uns auf diesen Standpunkt, so könnten wir den Thatbestand des Urteils etwa dahin beschreiben, dafs es in dem Auftreten eines eigenartigen, als Geltungsgefühl zu bezeichnenden Bewufstseins-Elementes bestehe, welches die Verbindung mehrerer Vorstellungen oder dispositiver Einstellungen begleitet. Mit dieser Formulierung würden wir den vorhin erwähnten Haupttypen des Geltungsgefühls gerecht werden können. Sie würde uns auch die erforderliche Grundlage für unsere Hauptaufgabe gewähren, die darin bestehen würde, eine gewisse Übersicht darüber zu gewinnen, in welchen Beziehungen wir unsere Ideal-Vorstellungen vom Urteil erweitern und verallgemeinern müfsten, um sie mit der vollen psychologischen Vielgestaltigkeit der Denkvorgänge zur Deckung zu bringen.

II.

Der erste, sehr schnell zu erledigende Punkt, in dem die psychologische Betrachtung die logische ergänzen mufs, ist die variable Stärke oder Sicherheit des Geltungsgefühls.

---

[1]) Vergl. hierüber v. Kries: Über die Natur gewisser mit den psychischen Vorgängen verknüpfter Gehirnzustände. Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane. VIII, S. 1.

Es versteht sich von selbst, dafs diese Abstufbarkeit bei den mannigfaltigen Gestaltungen des Geltungsgefühls, die wir später zu verfolgen haben werden, eine sehr grofse Rolle spielt. Ein Satz, wie z. B. der, dafs die Höhe der Kultur eines Volkes sich deutlicher als in jeden anderen Instituten in seinem Strafrecht wiederspiegele, wird, wenn er uns vorgelegt wird, nicht unbedingt Zustimmung finden; ein nur schwaches und zweifelndes Geltungsgefühl wird nach Mafsgabe unseres Wissens und unserer sonstigen Anschauungen eine derartige Aufstellung begleiten. Es ist nicht einmal nötig, zu diesen verwickelten Fällen zu greifen; an den auf Grund der Erinnerung aufgestellten Real-Urteilen können wir sehen, dafs auch in allereinfachsten Fällen das Geltungsgefühl eine Abstufung nach Mehr und Minder besitzt. Man kann sagen, dafs, von besonderen Ausnahmen abgesehen, bei allen Real-Urteilen das Geltungsgefühl ein abgestuftes ist, indem die Überzeugung, dafs es sich so verhalte, mit gröfserer oder geringerer Sicherheit gehegt wird. Wir haben es hier mit einem sehr bekannten Verhalten zu thun, welches der psychologischen Betrachtung wohl jederzeit geläufig gewesen ist, während es logisch keine Bedeutung besitzt.

III.

Von weit gröfserer Wichtigkeit ist eine nur auf den ersten Blick mit der soeben erwähnten verwandte Erscheinung, welcher wir nicht, wie jener, bei den Real-Urteilen, sondern gerade bei den Beziehungs-Urteilen begegnen. Auch hier freilich handelt es sich um ein Unsicherwerden des Urteils, aber aus ganz anderm Grunde und in ganz anderm Sinne. Als einfachstes Beispiel erörtere ich die Subsumtion eines Einzelnen unter eine Allgemein-Vorstellung; und zwar wollen wir uns noch vorerst an die einfachste Art von solchen halten, die etwa eine Art sinn-

licher Empfindung bezeichnen (Süfs, Rot etc.). Schon bei diesen ist zu bemerken, dafs von denjenigen Fällen, in denen die einzelne Empfindung sogleich und mit Sicherheit der betreffenden Allgemein-Vorstellung subsumiert wird, eine kontinuierliche Abstufung zu denjenigen führt, in denen die Subsumtion mehr oder weniger zweifelhaft erscheint, und schliefslich zu denjenigen, in denen sie verneint wird.

Ganz das Gleiche gilt für die verwickelteren Allgemein-Vorstellungen, die zwar die Entwicklung wissenschaftlichen Denkens mehr und mehr zu beseitigen strebt, die aber doch im alltäglichen Denken eine so ungeheure Rolle spielen. Die Frage, ob ein Komplex von Ereignissen, der uns vollkommen bekannt ist, eine Revolution, eine Krisis, eine Entwicklung, eine Decadence sei, wird in zahlreichen Fällen ebenso anstandslos bejaht, wie in andern verneint werden, in zahlreichen aber zweifelhaft erscheinen. Betrachten wir den Grund dieses eigentümlichen Verhaltens, so wird es unerläfslich sein, auf die eigentliche psychologische Natur des vorliegenden Beziehungs-Urteils zu rekurrieren. Und zwar werden wir hier von der vorhin bereits eingeführten Anschauung Gebrauch machen dürfen, dafs das physiologische Substrat einer Allgemein-Vorstellung in einer bestimmten cerebralen Einstellung zu suchen sei. Wir hätten uns dann weiter zu denken, dafs die Koexistenz der gerade realisierten Empfindung und jener dispositiven Einstellung sich in der Erzeugung eben jenes besonderen Zusammengehörigkeitsgefühls geltend macht, welches das Subsumtions-Urteil ausmacht. Nicht minder aber ist ersichtlich, dafs je nach dem Verhältnis, welches zwischen Einzelempfindung und Einstellung besteht, jenes das Urteil konstituierende Element verschiedenartig sein kann. Es ist ein ganz bestimmtes und typisches da, wo wir die Subsumtion mit Sicherheit bejahen; ein wechselndes, abstufbares aber überall, wo die Subsumtion zweifelhaft erscheint.

Um diese Verhältnisse richtig aufzufassen, mufs man vor allem den fundamentalen Unterschied sich klar machen, der zwischen der Unsicherheit dieser Urteile und der vorhin erwähnten, an den Real-Urteilen zu bemerkenden stattfindet. Bei diesen letzteren steht im allgemeinen aufser Zweifel, dafs das in Betracht gezogene Urteil entweder richtig oder falsch sei; nur unsere Unwissenheit ist Quelle der Ungewifsheit. Nicht so bei dem unsichern Subsumtions-Urteile. Ob eine vorgelegte Farbe noch ein Rot ist oder nicht, das ist, sofern „Rot" eine Allgemein-Vorstellung der hier in Rede stehenden Art ist, sobald es mir zweifelhaft erscheint, auch der Natur der Sache nach gar nicht bestimmt; es ist auch gar nicht diskutierbar. Wenn wir die Bedeutung des Wortes „Unfall" nicht als einen etwa noch zu suchenden und wissenschaftlich festzustellenden Begriff fassen, sondern sie nehmen, wie sie von vornherein thatsächlich ist, als einen mehr oder weniger unbestimmten, so ist auch die Frage, ob das uns individuell bekannte Ereignis ein Unfall sei, keine, über deren Bejahung oder Verneinung eine sachliche Diskussion geführt werden kann, sondern sie ist ihrer Natur nach unbestimmt. Das Verhältnis, in welchem Einzelnes und Allgemein-Vorstellung stehen können, ist, sobald wir die Dinge in ihrer vollen psychologischen Mannigfaltigkeit ins Auge fassen, ein abstufbares und überaus wechselndes. Nur gewisse Fälle geben das sichere Gefühl der Zusammengehörigkeit und haben dadurch etwas Typisches und Festes. Wollen wir den psychologischen Thatbestand anderer Fälle hierzu in Gegensatz bringen, so müssen wir hervorheben, dafs hier dasjenige Gefühl, welches die Koexistenz von Einzelnem und Allgemein-Vorstellung begleitet, ein stets individuell geprägtes, wechselndes, ein atypisches ist. Wollen wir auch diese psychologischen Thatbestände als Urteil gelten lassen (was sich aus später hervortretenden Gründen

empfiehlt), so können wir von einem atypischen Beziehungs-Urteil reden. Wir hätten danach zu sagen, dafs das Subsumtionsurteil neben den typischen Fällen der sichern Subsumtion die ihrer Natur nach atypischen der mehr oder weniger unsichern Subsumtion, einer unbestimmten Beziehung umfafst.

Man wird der Aufstellung dieser Kategorie vielleicht keine sehr grofse Bedeutung zuzuerkennen geneigt sein, wenn es sich dabei nur um die Subsumtions-Verhältnisse bei einer gewissen Unbestimmtheit der Allgemein-Vorstellungen handeln soll. Thatsächlich indessen spielen, wie ich glaube, die atypischen Beziehungs-Urteile eine viel bedeutendere Rolle; die unsichere Subsumtion ist nur ein, aber nicht das bedeutendste oder interessanteste Beispiel derselben. Am beachtenswertesten erscheint mir vielmehr die Eigenschaft der Atypie bei der Gesamtheit der psychologischen Vergleichungen (Prädikationen der Gleichheit, des Unterschiedes, der Ähnlichkeit u. dergl.), und ich komme hiermit wieder auf einen von mir schon öfter erörterten Punkt: den fundamentalen Unterschied nämlich des in der That vollkommen typischen mathematischen Gleichheits-Urteils von den vielgestaltigen der psychologischen Vergleichung. Ich will, um dies möglichst klar zu stellen, zunächst die letztgenannten Urteile etwas genauer ins Auge fassen. Wenn wir zwei Empfindungen, Wahrnehmungen oder auch zwei Vorgänge ähnlich nennen: was sagen wir eigentlich damit aus? In vielen Fällen meinen wir damit ohne Zweifel eine gewisse, objektiv gültige Aufstellung über das reale Verhalten der Dinge. Lassen wir diese, die uns hier nicht interessiert, und deren genauere Verfolgung auch keine principielle logische Schwierigkeit einschliefst, hier beiseite, so bleibt das Urteil als reines Beziehungs-Urteil übrig, als Konstatierung eben desjenigen Beziehungs-Gefühls, welches die Zusammenhaltung der ver-

glichenen Empfindungen etc. begleitet. Die genauere Betrachtung lehrt nun, wie mir scheint, unweigerlich, dafs diese Beziehungs-Gefühle stets vollkommen individuelle und eigenartige sind, jedem Einzelfall eigentümlich und von Fall zu Fall anders. Am greifbarsten gilt dies Verhalten für die Prädikationen der Ähnlichkeit. Die Ähnlichkeit eines Rot und eines Orange, eines reinen und eines grünlichen Blau, eines gesungenen und eines geblasenen C, eines RAFFAEL'schen und eines PERUGINO'schen Bildes: alle können wir unter den unbestimmten Begriff der Ähnlichkeit subsumieren. Aber das Beziehungs-Gefühl ist zunächst in jedem einzelnen Falle ein individuelles; es ist nicht genau das nämliche Element, welches sich in dem einen und dem anderen Falle vorfindet, sondern — auch hier können wir uns nur wieder des gleichen Begriffes bedienen — ein mehr oder weniger ähnliches.

Wir können dieser Konstatierung der Atypie als einer Besonderheit derartiger Urteile auch nicht durch eine naheliegende, etwas andere Auffassung derselben entgehen. Man kann freilich den Nachdruck darauf legen, dafs die schliefsliche Prädikation, eben unter Verwendung des Ähnlichkeits-Begriffes, doch immer dieselbe sei. Fafst man das atypische Beziehungs-Urteil statt in seiner individuellen Bestimmtheit in dieser verallgemeinerten Weise auf, so bleibt sein Unterschied gegenüber den typischen Urteilen darum nicht minder bedeutsam, eben darin bestehend, dafs die Prädikation die unbestimmte Allgemein-Vorstellung der Ähnlichkeit besagt, statt wie in anderen Urteilen die typische und scharf bestimmte, jeden Zweifel ausschliefsende der Realität, der mathematischen Gleichheit, des notwendigen logischen Zusammenhanges etc.[1]) Man wird, wie ich glaube, im all-

[1]) Bei allen atypischen Beziehungs-Urteilen läfst sich durch eine derartige Auffassung die Unsicherheit, die ihnen anhaftet, auf eine Unsicherheit der Subsumtion reduzieren, indem in Frage gebracht wird, ob das individuell gegebene Beziehungs-Gefühl in eine solche, ihrer Natur nach unbestimmte Kategorie hineingehöre oder nicht.

gemeinen geneigt sein, dies zuzugeben, vielfach dagegen zunächst abgeneigt, das Entsprechende auch auf die Gleichheits-Aussagen auszudehnen. Trotzdem scheint mir die nähere Betrachtung der psychologischen Vergleichungen keinen Zweifel darüber zu lassen, dafs es sich da ganz ebenso verhält. Denn, um es sogleich ganz allgemein zu sagen, jede solche Gleichprädikation ist doch immer nur die Konstatierung einer beschränkten Übereinstimmung.

Vergleichen wir z. B. Empfindungs-Unterschiede, etwa die Helligkeits-Differenz eines Weifs und eines Grau und andererseits die Differenz zweier Töne von verschiedener Höhe, so werden wir auch zunächst konstatieren müssen, dafs jede solche Differenz etwas besonderes und individuelles ist; und ebenso ist es um so mehr das Beziehungs-Gefühl, welches die Vergleichung zweier solcher Unterschiede ausdrückt. Kann man also auch hier in gewisser Weise von einer Gröfsengleichheit reden, so wird man doch sich gegenwärtig halten müssen, dafs hier die Beziehungs-Gefühle auch durchaus individuelle sind, und dafs, wenn wir hier durchweg von Gleichheits-Prädikation reden, auch die psychologische Gröfsengleichheit (in diesem weiten Sinne genommen) eine höchst unbestimmte Allgemein-Vorstellung ist. Nennen wir also — dahin möchte ich das Gesagte kurz zusammenfassen — einmal die Helligkeit zweier Farben, sodann die Tonstufen c—d und c^1—d^1, sodann den Unterschied zwischen einem ersten und zweiten und den zwischen einem dritten und vierten Grau, endlich etwa den Unterschied zweier Farben und den zweier Töne gleich, so ist die subjektiv empfundene Beziehung in jedem dieser Fälle eine verschiedene, und wir sagen also (wie man es nehmen will) in jedem Falle etwas verschiedenes oder in allen etwas unbestimmtes, eine Menge von Verschiedenartigem Zusammenfassendes aus; es fehlt also der Gesamtheit dieser Prädikationen der ganz fest bestimmte, scharfe und allemal

gleiche Sinn, den wir bei anderen finden, und sie dürfen daher atypisch genannt werden.

Man kann das, worauf es ankommt, vielleicht noch deutlicher machen, wenn man darauf hinweist, dafs ursprünglich die Möglichkeit, so Verschiedenartiges zusammenzufassen, auf der aufserordentlichen Allgemeinheit und Unbestimmtheit des psychologischen „Mehr“ und „Weniger“ beruht. Nach einem gewissen Gesamt-Eindruck können wir die starke Geruchsempfindung im Vergleich zu dem schwachen Ton, ebenso die palpabele Differenz zweier ganz verschiedener Farben gegenüber dem die Aufmerksamkeit wenig auf sich ziehenden, allenfalls überhörbaren Unterschiede zweier nahe verwandter Töne als ein eindrucksvolleres, mächtigeres oder ein gröfseres bezeichnen. Wo wir weder das eine noch das andere von zwei verglichenen Elementen mit Sicherheit als ein „Mehr“ empfinden, können wir dann von Gleichheit reden. Die Unbestimmtheit jener Allgemein-Vorstellungen des „Mehr“ und „Weniger“ geht parallel der Unbestimmtheit der Gleichheits-Prädikation, die im Grunde nur darin besteht, dafs für keine jener Subsumtionen ein genügender Anlafs da ist.

Haben wir, wird man fragen, mit der eben gemachten Auseinandersetzung nicht zuviel bewiesen, und trifft das Ausgeführte nicht mit gleichem Rechte auch bezüglich der mathematischen Gleichheit zu? Ich glaube das nicht und denke das auch in genügend greifbarer Weise darlegen zu können. Naturgemäfs (die Gründe dafür werden im folgenden Abschnitt noch zu behandeln sein) tritt der typische Sinn der mathematischen Gleichheit ganz deutlich nur in ihren allereinfachsten, unmittelbar evidenten Sätzen hervor. Für die numerischen Gleichheiten finden wir eine der Grundlagen, auf denen sich die weitere Entwicklung aufbaut, z. B. in dem Satz, dafs $a + (b + 1) = (a + b) + 1$ ist. Erwägen wir den Sinn dieses Satzes, so wird man

sagen dürfen, dafs er die Unabhängigkeit des Zahlwertes von der Art der Zusammenfassung der Gruppen ausdrückt. Er sagt, wie man es auch ausdrücken könnte, die Möglichkeit einer verschiedenen begrifflichen Bestimmung derselben Vielheit aus. Für mich also ist die hier ins Spiel kommende numerische Gleichheit, eine Beziehung, die darin besteht, dafs dieselbe Vielheit nur in anderer Bezeichnung und anderer Zusammenfassung dargestellt wird, etwas völlig eigenartiges, mit der Natur unserer Vielheits-Vorstellung unauflöslich verknüpftes. Aus diesem Grunde ist die hier behauptete Beziehung (die wir numerische Gleichheit nennen) denn auch immer wieder genau die nämliche. mögen wir sie nun in der obigen Form aussprechen oder etwa sagen, dafs $2 + 1 = 1 + 2$ ist u. dergl.; sie ist genau die nämliche in demselben Sinne, wie auch in allen analytischen Urteilen die Notwendigkeit, welche das Subjekt mit dem Prädikat verbindet, in allen Real-Urteilen der Sinne der behaupteten Realität derselbe ist. Und darin liegt das Typische und Scharfe der mathematischen Gleichheitsbehauptung, darin auch die Unmöglichkeit einer Definition derselben, einer Zurückführung auf andere einfachere Begriffe.

Die hier gegebenen Ausführungen sind schon anticipierend, zum Teil auf Grund meiner früheren Darstellungen, zum Teil auf Grund privater Mitteilungen von Meinong[1]) besprochen und bestritten worden. Ich will nicht unterlassen, auf die Kritik Meinongs hier mit einigen Bemerkungen einzugehen. Fraglich ist allerdings, ob die weitere Erörterung noch erheblich über die Wiederholung des bereits früher Gesagten hinausführen kann. — Auch Meinong dürfte geneigt sein, zuzugeben, dafs das blofse unmittelbare Gleicherscheinen, welches im Grunde nur darin beruht, dafs A im Vergleich zu B weder als ein gröfseres noch als ein kleineres mit Sicherheit bezeichnet wird, eine äufserst vielgestaltige, eine atypische Beziehung ist. Die wirkliche Gleichheit stellt Meinong diesem Gleicherscheinen ausdrücklich gegenüber; für sie postuliert er auch die Gültigkeit der mathematischen Axiome, als ein einfaches Ergebnis von Denkgesetzen. Dem gegenüber

[1]) Meinong: Über die Bedeutung des Weber'schen Gesetzes. Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane. XI, S. 83 ff. und sep. Hamburg und Leipzig 1896.

kann ich eben nur sagen, dafs ich mit der Behauptung, es erschienen z. B. zwei Stufen innerhalb einer Intensitätsreihe gleich, den vorher erwähnten (atypischen) Sinn verbinden kann; dafs dagegen mit der Behauptung, sie seien wirklich gleich, oder mit der Aufgabe, zu der einen eine andre ihr gleiche zu finden (wozu jenes Gleicherscheinen nur ein mehr oder weniger unvollkommenes Hilfsmittel sei), keinen Sinn zu verbinden vermag. Auch ist von MEINONG die Angabe eines solchen Sinnes nicht versucht worden. Ja er würde diesen Versuch (und ich komme damit zugleich auf den zweiten Punkt) als überflüssig und gegenstandslos ablehnen. Denn nach seiner Auffassung liegen die Verhältnisse für mathematische und physikalische Gröfsenbeziehungen ganz ebenso, wo doch die Gröfsenvergleichbarkeit allgemein anerkannt werde. Schon in Bezug auf die rein mathematischen Gröfsenbeziehungen mufs ich hier gegen MEINONGS Darstellung einen Einspruch erheben.

MEINONG hält sich, wie mir scheint, zu sehr an die Frage der praktischen Ausführung einzelner Messungen und behält nicht genügend das im Auge, worauf es mir ankommt, nämlich den absolut klaren Sinn der (richtigen oder falschen, zuverlässigen oder unsicheren) Behauptungen. Dies geht z. B. daraus hervor, dafs nach seiner Ansicht (S. 42 der Sep.-Ausg.) gegenüber der Vergleichung übermerklicher Unterschiede die auch von mir anerkannten Raum- und Zeit-Vergleichungen nur einen graduellen Zuverlässigkeitsvorzug haben. Es geht noch deutlicher daraus hervor, dafs MEINONG (S. 42 der Sep.-Ausg.) im Gebiete der Raummessungen auf die Unterschiede der Lage und Richtung hinweist, welche doch auch qualitative Differenzen linearer Strecken darstellten, die Vergleichungen ja auch vielfach sehr merklich erschwerten, ohne sie aber doch auszuschliefsen. Für die Gleichheit indessen, von der m. E. die Mathematik redet, ist der Unterschied der Richtung oder Lage als qualitative Differenz gänzlich bedeutungslos. Die faktische Erschwerung der Vergleichung sinnlich gegebener Strecken ist dafür ganz ohne Belang. Der Gleichheitssinn, der der Geometrie eigen ist, wird deutlich, wenn wir die Behauptung aufstellen, dafs für jede Strecke, die in beliebiger Lage und Richtung gegeben ist, an jedem Ort und in jeder Richtung eine ihr mit absoluter Genauigkeit gleiche aufgewiesen werden kann. Die Natur unserer Raum- (und Zeit-) Vorstellung ist es, in der diese Überzeugung wurzelt; es ist die nicht weiter zu beschreibende Gleichartigkeit der Raum- und der Zeitteile, welche ihre absolut scharfe, jede Unbestimmtheit ausschliefsende Vergleichbarkeit garantiert.

In Bezug auf die Frage, welche Rolle diese mathematischen Gleichheitsbeziehungen in den objektiv gültigen Real-Urteilen spielen, darf ich wohl auf meine Ausführungen in meinem früheren Aufsatz (diese Vierteljahrsschrift XVI, S. 275) verweisen.

Was ferner die physikalischen Gröfsen anlangt, so wird MEINONG wenigstens zugeben müssen, dafs in der theoretischen Physik

in ihrer gegenwärtigen Gestalt alle komplizierteren Gröfsen auf Längen-, Zeit- und Masseneinheiten zurückgeführt sind. Er behauptet nun freilich, dafs diese Zurückführungen im Grunde nicht notwendig oder völlig selbstverständlich gewesen seien. Ich mufs zugeben, dafs das logisch Willkürliche und Konventionelle, was nach meiner Ansicht diesen Festsetzungen anhaftet, in vielen Gebieten nicht wohl nachgewiesen werden kann. Dies ist indessen doch sehr natürlich. Die Physik bildet eben nur diejenigen Begriffe aus, die von mannigfacher und fruchtbarer Anwendung sind; greifen wir also irgend einen der Principalbegriffe der theoretischen Physik (z. B. die Intensität eines elektrischen Stromes) heraus, wie darf es uns überraschen, dafs sich jede neue Festsetzung der eingebürgerten gegenüber als unbrauchbar erweist! Über das Mafs von Willkür zu streiten, welches hier in die Festsetzungen eingeht, dürfte also ziemlich gegenstandslos sein. Bedeutungsvoller ist es, seine Aufmerksamkeit den Gebieten zuzuwenden, in denen sich diese Festsetzungen erst mit Schwierigkeiten vollziehen oder in welchen sie überhaupt nicht getroffen sind und vielleicht auch nicht getroffen werden. Ich weise hier zunächst wieder auf die Temperaturmessungen hin. Da die Erfahrung lehrt, dafs, wenn zwischen A und B, ebenso zwischen B und C kein Wärmeaustausch stattfindet, dann auch stets zwischen A und C kein solcher beobachtet wird, so konnte zunächst in durchaus klarem Sinne verschiedenen Körpern gleiche Temperatur zugeschrieben werden. Die Messung der Temperaturgrade oder Temperaturdifferenzen hat dabei bisher stets als eine Sache der Konvention gegolten; sie konnte geschehen, indem irgend eine beliebige Begleiterscheinung, z. B. die Ausdehnung der Luft oder die des Quecksilbers, als Mafs genommen wurde. Nach Meinong nun hätte die Frage: „ob gleiche Veränderungen des Wärmezustandes mit gleichen Veränderungen in der Reihe dieser oder jener Folgezustände einhergehen", also auch die, welche z. B. in Graden des Quecksilberthermometers gemessene Temperaturerhöhungen „gleichen Veränderungen des Wärmezustandes" entsprechen, ihren völlig klaren Sinn. Ich glaube indessen, dafs auch jetzt die meisten Physiker die Beantwortung oder auch nur die Diskussion dieser Frage ablehnen würden, da nicht ersichtlich sei, was unter gleichem Zuwachs des Wärmezustandes verstanden werden soll. Allerdings fängt die theoretische Physik an, eine bestimmte Temperaturskala als die theoretisch wertvollste zu bevorzugen. Dies ist die sogenannte thermodynamische. In ihr setzen wir die Abstände zweier Temperaturen vom absoluten Nullpunkt proportional denjenigen Wärmemengen, die, wenn ein Körper zwischen diesen Grenzen einem umkehrbaren Carnot'schen Kreisprozefs unterworfen wird, bei dem einen und dem anderen Temperaturpunkt zugeführt resp. entzogen werden müssen, eine Definition, die recht verwickelt und um so weniger selbstverständlich ist, als schon die Gültigkeit des Carnot'schen Princips, auf dem ihre Ein-

deutigkeit beruht, selbst zwar eine Erfahrungsthatsache, aber gewifs nicht selbstverständlich ist.[1])

Meinongs Darstellung läfst es zweifelhaft erscheinen, ob er diese Temperaturskala mit ausdrücklicher Einsicht in ihre Grundlage im Auge gehabt hat. Wie dem aber auch sei, dafs sie die allein mögliche sei, wird man ebensowenig zugeben können, wie dafs eine Unterscheidung des Wärmezustandes genüge, um zu ihr zu gelangen. In den Augen der Physiker ist sie eine neben andern mögliche; sie hat sich im Gebrauch noch nicht einmal eingebürgert; benutzt doch die physik.-technische Reichsanstalt zu ihren Temperatur-Definitionen das Gasthermometer. Auch Mach, auf den sich Meinong beruft, scheint mir die Sache nicht anders anzusehen; er sagt:[2])

„Werden die Gasspannungen als Temperaturmafs beibehalten, so sind die abgeleiteten Beziehungen nicht genau richtig. Will man hingegen die gefundenen Sätze in ihren schönen einfachen Formen festhalten, so ist die Wahl eines neuen Temperaturmafses notwendig." Dies sind die Worte, mit denen Mach die thermodynamische Skalen einführt.

Wenn einmal, was freilich möglich ist, diese Skala als die wissenschaftlich wertvollste sich eingebürgert haben wird, so wird allerdings auch wiederum die Behauptung möglich sein, eben sie und nur sie enthalte das wahre, das richtige Mafs des Wärmezustandes. In ganz entscheidender Weise aber zeigt sich, dafs die Aufgabe der Gleichheitsbestimmungen nicht in der einfachen, von Meinong für genügend erachteten Weise gestellt werden kann, überall da, wo die Theorie gar nicht oder nicht in so unmittelbarem Anschlufs an die zuerst sich bietenden Formulierungen zu der Fixierung eines mefsbaren Begriffs

---

[1]) Übersichtlicher ist die Definition in der mathematischen Zeichensprache. Wird für irgend einen Körper ein umkehrbarer Carnot'scher Kreisprozefs zwischen zwei bestimmten Temperaturen T_1 und T_2 durchgeführt und dabei auf der höheren Temperaturstufe die Wärmemenge Q_1 zugeführt, auf der niedrigeren Q_2 entzogen, so ist das Verhältnis der beiden Temperaturgrade durch die Gleichung $\frac{Q_1}{T_1} = \frac{Q_2}{T_2}$ definiert. $\frac{T_1 - T_2}{T_1}$ ist der Bruchteil des auf der höheren Temperaturstufe zugeführten Wärmequantums, der bei dem Prozefs als mechanische Arbeit abgegeben, in sichtbare Energie verwandelt wird. Das Carnot'sche Prinzip besagt, dafs jene Verhältnisse bei bestimmten Temperaturen von der Natur des dem Kreisprozefs unterworfenen Körpers unabhängig sind. Auf ihm beruht also, wie die theoretische Bedeutung jener Definition überhaupt, so in erster Linie ihre Eindeutigkeit.

[2]) Mach: Principien der Wärmelehre 1896, S. 308.

gelangt. Auch hierfür ist es leicht, Beispiele zu finden. Wir nennen eine chemische Verbindung stabiler oder labiler als eine andere; wir ordnen die Mineralien nach einer sogen. Härteskala und schreiben dem einen gröfsere oder geringere Härte als einem andern zu. Wir nennen bei optischen Instrumenten die Abbildungen schärfer oder weniger scharf, auch wohl ganz allgemein besser oder schlechter, nach specielleren Gesichtspunkten eine Linse z. B. periskopischer als eine andere. Wir schreiben einem Fernrohr oder Mikroskop eine stärkere oder geringere Vergröfserung zu etc. Es ist belehrend zu betrachten, wie sich die Physik gegenüber den auf derartige Begriffe gerichteten Mafsfragen verhalten würde. Unter allen Umständen wird die Beantwortung oder auch nur die Diskussion einer derartigen Frage als sinnlos abgelehnt werden, solange nicht eine Fixierung des betreffenden Begriffs in dem Sinne gegeben ist, dafs er auf Raum-, Zeit- und Massen- oder Zahlengröfsen zurückgeführt ist. In manchen Fällen (so z. B. bei der Härte, der chemischen Stabilität) wird sich eine solche Fixierung nicht geben lassen, und es hat alsdann sein Bewenden dabei, dafs in dieser Beziehung Mafsangaben nicht zu machen, auch nicht zu suchen sind, was eine gewisse Brauchbarkeit des Begriffs nicht ausschliefst. In anderen Fällen können auch mehrere Fixierungen sich als gleichwertig darbieten. So können wir die vergröfsernde Kraft eines Fernrohrs oder Mikroskops durch die Zahl messen, die angiebt, unter einem wieviel gröfseren ebnen Winkel eine Linie, ebensogut aber auch durch diejenige, die angiebt, unter einem wieviel gröfseren körperlichen Winkel eine Fläche erscheint. Nach der einen Bestimmung werden wir die vergröfsernde Kraft des Mikroskops I auf das 10fache, nach der andern auf das 100fache von derjenigen des Mikroskops II veranschlagen. Der Begriff der Vergröfserung kann aber aufgestellt und z. B. zur Ordnung der Instrumente in eine Reihe benutzt werden, ohne dafs die specielleren Begriffe der linearen und der flächenhaften Vergröfserung gebildet worden sind.

Wir sind also nicht in Verlegenheit, physikalische Begriffe aufzuführen, die sich sozusagen von selbst darbieten, welche nur insoweit bestimmt sind, dafs nach ihrer Mafsgabe irgend welche Eigenschaften, Zustände, Vorgänge passend in Reihen geordnet werden können, die aber gleichwohl zunächst keine Mafsbestimmungen gestatten. Damit Mafsfragen einen Sinn haben, ist eine Fixierung des Begriffs erforderlich, über die man sich doch nicht, wie über etwas Selbstverständliches hinwegsetzen kann; denn im Verlaufe der weiteren Untersuchung kann es zwar dahin kommen, dafs sich eine bestimmte Fixierung gewissermafsen als selbstverständlich darbietet. Es kann aber auch sehr wohl kommen, dafs sich eine solche Fixierung nicht ergiebt und der Begriff dauernd auf die unbedeutendere Rolle eines zu Mafsbestimmungen nicht geeigneten beschränkt bleibt; und es kann auch dahin kommen, dafs sich für ihn zwei oder mehr verschiedene, ganz gleichwertige Festsetzungen

darbieten, dafs er gewissermafsen in zwei verschiedene Begriffe gespalten wird etc.

Ich vermag nicht abzusehen, was uns auf dem Standpunkt Meinongs abhalten könnte, auch den Fragen, welche Stufen der Härteskala, welche Zuwüchse in der vergröfsernden Kraft eines Mikroskops, welche Grade der chemischen Stabilität einander gleich seien, einen völlig klaren Sinn zuzuschreiben, während doch ein solcher in Wirklichkeit für die einen nicht, für andre in mehrfacher Weise angegeben werden kann.

Nun wird Meinong derartigen Betrachtungen gegenüber vermutlich sagen, das verstehe sich ja von selbst, dafs unter allen Umständen genau begrifflich fixiert sein müsse, was eigentlich gemessen werden soll. Allein das ist es ja gerade, was ich behaupte, dafs diejenigen Begriffe, die sich ganz ohne weiteres allein aus dem Umstande ergeben, dafs sich eine Anzahl von Eigenschaften, Zuständen, Vorgängen etc. für unsere Auffassung in eine Reihe ordnen, zwar genügend sind, um von einem Mehr und Minder zu reden, aber im allgemeinen zu unbestimmt, um in Bezug auf sie sinnvolle Mafsfragen stellen zu können. Wir können ja ganz wohl, ohne z. B. den Begriff der Vergröfserung zu fixieren, nicht nur die Mikroskope nach ihrer Vergröfserung in eine Reihe ordnen, sondern wir würden sogar gelegentlich ganz verständlich sagen können, zwischen den beiden Instrumenten I und II bestände ein geringer, zwischen III und IV ein weit gröfserer Unterschied. Aber eine weitere Fixierung ist erforderlich, ehe wir Mafsfragen stellen oder numerische Angaben machen können. Und in der Physik wird man kein Beispiel finden, dafs eine solche die Mafsbestimmungen ermöglichende Fixierung eines Begriffs anders als durch die Zurückführung auf Raum-, Zeit- und Mafsgröfsen (abgesehen von reinen Zahlenwerten) gegeben wird.

Auch Meinong wird also zugeben müssen, dafs die Mafsangaben, von denen die Physik redet, ausnahmslos in der von mir angegebenen Weise gedeutet werden können, und dafs, wo eine solche Deutung nicht fixiert ist, die Gefahr vorliegt, sich in sinnlosen Fragen zu verirren; er wird auch weiter zugeben müssen, dafs die hiernach erforderliche Prüfung, mögen wir sie auch etwa in die allgemeine Frage einkleiden, ob man es überhaupt mit einem physikalisch wertvollen oder brauchbaren und einem unzweideutigen Begriff zu thun habe, thatsächlich stets darauf hinausläuft, jenen festen Zusammenhang mit Raum-, Zeit- und Masseneinheiten zu suchen, eventuell zu schaffen. Dies ist alles, was ich aus der Betrachtung der physikalischen Messungen zur Erläuterung des Gegenstandes beizubringen wünschen kann. Will jemand behaupten, dafs jene Zurückführungen im Grunde überflüssig seien, dafs für ihn die betreffenden Mafsfragen schon an sich einen völlig klaren Sinn haben, so läfst sich dies naturgemäfs wohl kaum widerlegen, aber gewifs auch ebensowenig beweisen.

In dem eben Ausgeführten ist implicite bereits ein Punkt berührt, der noch zu erwähnen ist; es handelt sich um gewisse von mir gebrauchte Ausdrücke, die eine mifsverständliche Auffassung, wie ich zugeben mufs, einigermafsen nahe legen und vielleicht erfahren haben. Es hat, wie es scheint, bei Meinong (vielleicht auch anderweit) Anstofs erregt, dafs ich von einer willkürlichen Festsetzung dessen, was gleich genannt werden soll, gesprochen habe. Indessen lassen doch meine ganzen Ausführungen wohl erkennen, dafs bei allen den Festsetzungen, von denen ich geredet habe, es sich nicht um irgend welche willkürlichen Festsetzungen oder Modifikationen des Begriffes „Gleich" handelt, sondern um Festsetzungen darüber, was gemessen oder gezählt werden soll. Dafs bei allen physikalischen Gröfsenangaben der Begriff „Gleich" der völlig scharf fixierte, einer Erklärung nicht fähige und bedürftige der mathematischen Gleichheit ist, habe ich sogar ausführlich dargelegt. Einer kurzen Erläuterung dagegen wird meine Ausdrucksweise betreffend der psychologischen Gröfsen bedürfen; hier habe ich in der That davon gesprochen, dafs man festsetzen könne, was als gleich betrachtet werden soll (z. B. Messung intensiver Gröfsen, diese Zeitschr. VI, S. 276).

Beachtet man indessen den Zusammenhang, in dem von jenen Festsetzungen die Rede ist, so wird doch ersichtlich, dafs es sich auch da lediglich um eine Frage der Terminologie handelt. Setzten wir z. B. fest (wie dort als möglich angedeutet ist), dafs die eben merklichen Unterschiede einer Intensitätsreihe als gleich betrachtet werden sollen, so gewinnen wir dadurch die Möglichkeit (und das ist der einzige Zweck der Sache), die kurzen Ausdrücke der Mafsbezeichnungen anzuwenden, und z. B. eine Stufe 3fach gröfser als eine andere zu nennen, statt sagen zu müssen, dafs sie eine 3fach gröfsere Zahl eben merklicher Zuwüchse umfasse. Der Begriff, der hier

konventionell fixiert wird, indem wir dem Satz, dafs zwei Intensitätsstufen gleich seien, einen bestimmten Sinn geben, ist natürlich im Grunde der der Intensität; wir verstehen unter dem (numerisch angegebenen) Intensitätsgrad die Zahl der eben merklichen Zuwüchse, um welche eine jede Empfindung von einem bestimmten Ausgangspunkt (etwa dem Nullpunkt) entfernt ist. Dies wäre vielleicht von vornherein noch deutlicher geworden, wenn ich statt des gewählten kurzen Ausdrucks gesagt hätte, es werde festgesetzt, dafs die eben merklichen Zuwüchse als gleich grofse Vermehrungen der Intensität betrachtet werden sollen. Ich begreife vollkommen, dafs derjenige diese Festsetzungen perhorrescieren mufs, für den der Begriff der Intensität oder besser gesagt des numerischen Intensitätsgrades etwas ohne weiteres Klares und Festes ist. Wer dieser Ansicht nicht ist, wird seine konventionelle Fixierung für berechtigt erklären müssen. Im übrigen bin ich keineswegs der Meinung, dafs sich die Einführung einer derartigen Bezeichnungsweise besonders empfiehlt, schon weil sie mit dem Begriff der atypischen Gleichheit, mit dem des unmittelbaren Gleicherscheinens vielfältigst in Konflikt kommt. Es lag mir auch damals nur daran, anzugeben, in welcher Weise man im Gebiete der Empfindungen zu einer formell ähnlichen Behandlung wie in der Physik gelangen könne.

Ohne den Anspruch auf Vollständigkeit will ich hier noch einige weitere Fälle atypischer Beziehungen aufführen. Mit gewissen, noch zu berührenden Vorbehalten gehört dahin die auf psychologischem Gebiete ebenfalls viel erörterte Beziehung des Komplexes zu seinen Elementen. Könnten wir irgend welche Fälle aufweisen, in denen zwei Bewufstseins-Elemente, einmal jedes für sich, sodann beide koexistierend dargestellt wären, ohne dafs in dem letzten Falle irgend eine Modifikation des einen oder andern stattfände, könnten wir also im allerengsten Sinne des Wortes

den einen Zustand als die Summe der beiden andern darstellen, so könnte eine solche Beziehung (der Summe zu ihren Teilen) wohl als etwas ganz Festes und Typisches in Anspruch genommen werden.

Dafs es Gebiete geben mag, in denen derartiges der Fall ist, soll nicht in Abrede gestellt werden. Von Wichtigkeit aber ist es, dafs es andre giebt, in denen die Bedeutung des Komplexes in der Zusammenfügung von Bestandteilen sich nicht erschöpft, da zwischen diesen ein eigenartiger und nicht weiter erläuterbarer Zusammenhang stattfindet. Dies ist z. B. der Fall bei der Gesichtswahrnehmung, an der man das räumliche Element und den Empfindungsbestandteil, an jedem derselben wohl auch noch wieder verschiedene Bestandstücke einander gegenüberstellen kann, während man sie doch in der Empfindung, wie sie nun einmal ist, in einer zunächst nicht weiter erläuterbaren Weise verknüpft findet.

Bezeichnen wir also auch etwa das räumliche Element und das Empfindungsmaterial als die Bestandteile einer Gesichtswahrnehmung, oder führen wir die einzelnen in ein Urteil eingehenden Vorstellungen als seine Teile auf, so werden wir doch beachten müssen, dafs hier im Verhältnis des Teiles zum Ganzen jedesmal etwas Besonderes vorliegt, was in der Benennung „Komplex und Teil", eben wegen ihrer Unbestimmtheit nicht zum Ausdruck gelangt. Von Wichtigkeit ist die Beachtung dieses Umstandes deshalb, weil wir durch sie vor der Überschätzung der Erfolge gesichert werden, die wir vor einer Analysierung oder Zerlegung der komplizierteren Bewufstseins-Phänomene erwarten können. In der That entschlüpft uns bei dieser Behandlung jedesmal das, worauf es in manchem Betracht wohl am meisten ankommen dürfte und was man etwa den funktionellen Zusammenhang der Elemente zu nennen hätte. Es ist natürlich hier nicht der Ort, darauf einzugehen,

welche Einseitigkeit gelegentlich durch diese Behandlungsweise in die Psychologie hineingetragen worden ist.

Gegenüber der Unzulänglichkeit dieser Anschauung ist es jedenfalls als ein grofser Fortschritt zu bezeichnen, wenn man gegenwärtig nicht nur in den eben behandelten Fällen dem funktionellen Zusammenhange der Bestandteile wieder erhöhte Aufmerksamkeit zuwendet, sondern auch in einfacheren Fällen, z. B. bei dem Verhältnis des Klanges zu den in ihn eingehenden Partialempfindungen, in dem man von einer Verschmelzung spricht, der eigenartigen Modifikation Rechnung trägt, in der das Einzelne im Komplex wiedergefunden wird. Möglich ist wohl (hierin liegt der vorhin gemachte Vorbehalt), dafs weitere Untersuchung es dahin bringt, die Gesamtheit solcher Zusammenhänge auf eine Anzahl fester Typen zu reduzieren. Sollte es indessen, was mir vorderhand wahrscheinlicher ist, nicht gelingen, alle die feinen Modifikationen, die das Verhältnis des für sich vorgestellten oder empfundenen Einzelnen zu dem es umfassenden Komplex aufweisen kann, auf feste Typen zu reduzieren, so würden auch die eine derartige „Analyse" ausdrückenden Urteile (immer natürlich, sofern sie nicht ein Gesetz des psychischen Geschehens ausdrücken, sondern nur die unmittelbar gegebene Beziehung konstatieren wollen) als atypische Beziehungs-Urteile zu bezeichnen sein.

Ein sehr anderes Beispiel atypischer Beziehungen bieten uns sodann die logischen Verhältnisse im engeren Sinne. Eine ganz feste und typische ist es, die darin besteht, dafs ein Urteil die notwendige Konsequenz eines oder mehrerer anderer ist. Wo wir konstatieren, dafs aus gewissen Urteilen sich eine kleinere oder gröfsere Wahrscheinlichkeit für ein anderes ergiebt, da müssen wir wohl anerkennen, dafs auch eine gewisse logische Beziehung vorliegt, welche aber, von Fall zu Fall variierend, nur durch jene unbestimmte, Verschiedenartiges zusammen-

fassende Bezeichnung ausgedrückt werden kann. So ist also z. B. das logische Verhältnis des Analogieschlusses ein atypisches. Das Gleiche gilt aber auch für die Induktion, sofern wir das Verhältnis des allgemeinen Satzes zu den Einzelthatsachen, aus denen man ihn ableitet, ins Auge fassen. Er folgt nicht aus ihnen, aber sie dienen ihm doch zur Begründung, sie konstituieren eine gewisse Wahrscheinlichkeit für ihn. Auch hier fassen wir durch diese unbestimmte Bezeichnung alle die logischen Verhältnisse einzelner Induktionen zusammen, konstatieren dabei aber nicht in allen das nämliche, sondern nur ein ähnliches Verhältnis, schon im Wahrscheinlichkeitswert von Fall zu Fall variierend.

Übrigens ist es wahrscheinlich, dafs die Kategorie dieser atypischen Beziehungen noch sehr reichhaltig, ja vielleicht ihrer Natur nach unbegrenzt und sozusagen ins Unbestimmte erweiterbar ist. Denn da wir in mannigfachster Weise die Bewufstseinsinhalte in Beziehung zu einander bringen können, und da sich dabei sehr häufig irgend welche wieder in einer Allgemein-Vorstellung zusammenzufassende Beziehungsgefühle ergeben werden, so wird man kaum daran denken wollen, das Gebiet zu erschöpfen. Doch ist fraglich, ob diese Erweiterungen auch in irgend einer Hinsicht, am fraglichsten, ob sie in logischer Beziehung noch viel Interesse gewähren würden. Ja es wird vielleicht nicht an Stimmen fehlen, welche schon die hier eben behandelten Fälle aus der Urteilslehre verbannen, sie nicht als wirkliche Urteile gelten lassen wollen. Im Princip nun würde mir dies als ein ziemlich nutzloser Wortstreit erscheinen; doch darf man darauf hinweisen, dafs die Subsumtion unter unbestimmte Allgemein-Vorstellungen (vermittelst deren wir z. B. eine aktuelle Empfindung als Grün oder als Kalt bezeichnen) stets als Urteil gegolten hat und nach ihrem ganzen psychologischen

Thatbestand auch den typischen Urteilen so ähnlich ist, dafs man sie kaum von ihnen wird trennen wollen. Da sich aber, wie vorher schon erwähnt, jedes atypische Beziehungsurteil als die Subsumtion einer individuellen Beziehung unter eine Allgemein-Vorstellung auffassen läfst, so wird man wohl auch die Einreihung derselben in die Urteils-Kategorie und die daraufhin gewählte Bezeichnung als zweckmäfsig anerkennen müssen.

IV.

Die bisherige Auseinandersetzung zeigt, dafs auch, wenn wir uns auf Urteile beschränken, die eine zergliedernden Zurückführung auf andere nicht mehr gestatten, wir gar vieles finden, was unter die logischen Haupt-Typen sich nicht unterordnet; die vollständigere Betrachtung hat uns, wie wir sagen dürfen, veranlafst, der zunächst mit einiger Willkür bewerkstelligten Herausgreifung von logischen Typen gewisse Ergänzungen anzuschliefsen. Die wichtigsten Punkte, in denen sich die thatsächliche Gestaltung des urteilenden Denkens von den logischen Schemata unterscheidet, sind indessen damit noch nicht bezeichnet. In der Hauptsache nämlich beruht dies, wie nun im folgenden auszuführen sein wird, auf der verwickelten Natur des Zusammenhanges, in dem die vielen psychologischen Vorgänge, die im weitesten Sinne des Wortes als Urteile bezeichnet werden, mit definitiv deutlichen und im strengen, engsten Sinne des Wortes so zu nennenden Urteilen stehen.

Ein erstes, um das es sich hierbei handelt, will ich zunächst an einem möglichst einfachen Fall, einem System analytischer Urteile, erläutern. Im voraus wollen wir dabei beachten, dafs, wie wir annehmen dürfen, im Begriff seine wesentlichen Bestimmungsstücke nicht als reale Bewufstseinszustände, wohl aber als psychologische Dispositionen, also wenn man so will, latent, vorhanden sind. Setzen wir

einen Begriff mit irgend einem dieser Bestimmungsstücke urteilend in Beziehung, wie es im analytischen Urteil geschieht, sagen wir also z. B.: der Kreis ist eben, so ist es die Aktivierung einer bereits vorhandenen Disposition, welche das Geltungsgefühl bestimmt und ihm seinen vorhin schon berührten Charakter der Selbstverständlichkeit giebt. Nun ist aber zu beachten, dafs bei verwickelten Begriffssystemen (und zwar wenn jeder Begriff durch eine völlig scharfe und bekannte Definition genau fixiert ist) der erste Begriff, von dem wir ausgehen, ex definitione mit einer Anzahl anderer zusammenhängt, jeder von diesen wieder mit einer Anzahl weiterer etc. Es kommt auf diese Weise dazu, dafs von dem ersten (verwickeltsten) Begriff Aussagen gemacht werden können, die vollkommen rein und streng als analytische Urteile bezeichnet werden müssen, denen aber der Charakter der Selbstverständlichkeit und unmittelbaren Evidenz, den wir sonst am analytischen Urteil gewohnt sind, bereits abgeht. Durch die Verwicklung der Zusammenhänge und die Ausdehnung des Systems ist dasselbe unübersehbar geworden. Psychologisch und im Hinblick auf die Dispositionen ist dies ja auch vollkommen verständlich. Denn jene erst in zweiter oder dritter Anknüpfung mit dem Ausgangsbegriff zusammenhängenden sind in ihm selbst dispositiv so wenig und unbestimmt vorhanden, dafs ihre Prädizierung den Eindruck der Selbstverständlichkeit nicht mehr macht. Wir müssen demgemäfs konstatieren, dafs auch in dem Gebiete der Beziehungs-Urteile, sogar bei den unanfechtbarsten Vertretern derselben, den analytischen Urteilen, die unmittelbare Evidenz lediglich durch den Mangel an Übersehbarkeit aufhören kann. Auch hier greift also dann ein Wissen Platz, welches in gewissem Umfange Gedächtnis-Sache ist.

Hiermit ist nun aber — und das ist der uns wesentlich interessierende Punkt — der psychologische Charakter

des Geltungsgefühls in tiefgreifender Weise verändert. Solange der Prädikatsbegriff in dem Subjektsbegriff wenn auch nur in schwacher Andeutung mitgedacht ist, zeigt das Urteil jene, ihm meistens zugeschriebene Besonderheit, die Selbstverständlichkeit, die unmittelbare Evidenz, die, wie wir vorhin sagten, idiodetische Geltung. Dies ist, sobald die Zusammenhänge einen gewissen Grad der Verwicklung und Unübersehbarkeit gewonnen haben, nicht mehr der Fall; wir haben zwar ein gewisses Gefühl der Berechtigung für die betreffende Aussage, allein dasselbe erscheint nicht mehr mit der Natur der verknüpften Begriffe selbstverständlich gegeben, es ist etwas von aufsen an sie herantretendes, psychologisch genommen dem heterodetischen der Real-Urteile ähnlich.

Es ist aber, wie wir weiter hinzufügen müssen, nicht blofs die Art des Geltungsgefühls verändert, sondern es ist zugleich auch der Behauptungsinhalt, zwar wohl nicht eigentlich geändert, aber doch unersichtlich geworden. Fehlt uns die Übersicht über die Zusammenhänge, die uns berechtigen, einem Begriffe das Merkmal a zuzuschreiben (wir können sie eventuell gänzlich vergessen haben), so kann wenigstens sehr leicht auch der Sinn der Behauptung insofern verdunkelt sein, dafs die begriffliche (analytische) Geltung gar nicht mehr bemerkt wird. Das, was bestehen bleibt und allerdings bestehen bleiben mufs, wenn das Urteil eine Bedeutung im psychologischen Sinne, d. h. irgend einen Einflufs im Zusammenhange des Denkens haben soll, ist etwas ganz anderes; es ist keine Einsicht in irgend ein Verhalten im Sinne der logischen Typen, sondern nur das Gefühl der Berechtigung einer gewissen Verfahrungsweise, seine Bedeutung ist eine, wie ich sagen möchte, operative. Wenn wir, um ein Beispiel anzuführen, wissen, dafs eine Ellipse eine ebene Kurve zweiten Grades ist, so können wir in der That von diesem Urteil sehr wohl

Gebrauch machen, auch wenn wir etwa im Augenblick nicht übersehen, ob darin ein mathematischer Satz ausgedrückt oder nur der Begriff der Ellipse analytisch erläutert ist; denn der Satz genügt uns, um z. B. irgend einer besonderen Kurve, die uns als Ellipse bekannt ist, gewisse Eigenschaften zuzuschreiben, die wir an den Kurven zweiten Grades kennen. Ebenso wird z. B. der Satz $7 \times 15 = 105$ eine gewisse psychologische Funktion ausüben können, auch ohne dafs darüber Klarheit herrscht, ob mit der Gleichheit ein Vorstellungsverhältnis oder eine reale Thatsache ausgedrückt sein soll. Es wird vielmehr für seine Funktion die operative Bedeutung des Gleichheitsbegriffs vollkommen genügen, demzufolge wir im Einzelfall etwa wissen, dafs wir aus 105 Nüssen 7 Teile zu je 15 bilden können.

Die Möglichkeit solcher Urteile von wesentlich operativer Bedeutung beruht natürlich zum Teil auf der formalen Übereinstimmung derjenigen Verfahrungsweisen, welche aus mathematischen, logischen und realen Verhältnissen ihre Berechtigung herleiten. Wie weit eine solche besteht, braucht hier nicht untersucht zu werden; dafs sie in gewissen Fällen vorhanden ist, bedarf keines besonderen Beweises.

Auf der andern Seite — es geht dies aus dem eben Gesagten schon hervor — wird die operative Bedeutung gegenüber der definitiven, eigentlichen um so mehr hervortreten, je mehr die Zusammenhänge des betreffenden Urteils und der in ihm figurierenden Begriffe mit andern verwickelt und unübersehbar werden. Und um so mehr wird an Stelle der typischen Bedeutungen, welche den klaren analytischen, mathematischen oder Real-Urteilen eigen sind, ein unklares und sehr vielgestaltiges Berechtigungsgefühl vorliegen, für welches auch gar keine andre bestimmte Einsicht, sondern nur die Gewohnheit so zu verfahren und die ganz allgemeine Erfahrung, auf solche Weise schliefslich zu richtigen Resultaten zu gelangen, als Begründung angeführt werden kann.

Die genauere Überlegung, wie sich einem derartigen Sachverhalt gegenüber die logische Betrachtung zu verhalten habe, führt uns zunächst dazu, eine bisher gemachte Voraussetzung nochmals besonders zu betonen, die nämlich, dafs es sich dabei durchweg um völlig klare, scharf und fest definierte Begriffe handle. Solange nämlich dies der Fall ist, sind jene Zusammenhänge, wenn auch nicht im Augenblick gegenwärtig, doch durch einen jederzeit einzuleitenden Überlegungsprozefs herzustellen. Es würde also auch unter der gemachten Voraussetzung über die definitive Bedeutung eines jeden, auch des begrifflich verwickeltsten Urteils kaum jemals ein ernsthafter Zweifel bestehen können. Für diesen Fall erscheint es also auch durchaus berechtigt, wenn man, wie es in der logischen Betrachtung üblich ist, jedem Urteil die gleiche Evidenzart zuschreibt wie denjenigen anderen, deren logisches Ergebnis es ist, also z. B. der gesamten Mathematik die anschauliche, erfahrungs-unabhängige Geltung ihrer Axiome vindiziert. Der eigentlich psychologische Sachverhalt in dem verwickelteren mathematischen Urteil wird zwar dadurch nicht zutreffend gekennzeichnet (selbst für denjenigen nicht, der sich über den Zusammenhang des betreffenden Satzes mit den Axiomen und über deren logische Natur ganz klar ist), aber man operiert, indem man gewissermafsen eine ideale Überschau des gesamten Zusammenhanges voraussetzt, mit einer psychologischen Fiktion, welche für die logische Betrachtung bequem und nützlich ist.

In diesem erweiterten Sinne läfst sich also — unter der gemachten Voraussetzung — die Bedeutung auch des verwickelteren Urteils stets noch klar und zweifellos angeben. Unter der gemachten Voraussetzung völlig scharf bestimmter, feststehender Begriffe! Gerade der Umstand aber, dafs diese Voraussetzung in umfangreichen Gebieten unseres Denkens nicht erfüllt ist, führt uns auf einen

andern hier zu erörternden Punkt, auf die Bedeutung, welche die Unsicherheit und Unbestimmtheit der Begriffe hier gewinnt. Ein gewisses unbestimmtes Geltungs- oder Berechtigungsgefühl, mit welchem wir verschiedene, selbst mehr oder weniger unbestimmte Begriffe zusammen denken, und welches unmittelbar nur insoweit bedeutungsvoll zu sein braucht, dafs es auf den Gang unseres Denkens irgend einen Einfluſs nimmt: das wäre etwa die allgemeinste Formel, unter der wir das, was im weitesten Sinne des Wortes Urteil genannt werden darf, zusammenfassen könnten. Es ist nicht schwierig zu übersehen, dafs gerade mit der Unbestimmtheit der in ein Urteil eingehenden Begriffe auch die Natur ihres Zusammenhanges und die Natur der Berechtigung, mit der wir ihren Zusammenhang behaupten, vielgestaltig, unklar und unbestimmt wird; auch hier gilt, dafs dabei gleichwohl den betreffenden Urteilen ein groſser Wert im Zusammenhange des Denkens zukommen kann; durchweg ist unerläſsliche Bedingung hierfür nur die operative oder psychologische Bedeutung der betreffenden Einsicht.

Ich erläutere dies zunächst durch den Hinweis auf Fälle, wo sogar für den wissenschaftlichen Gebrauch eine genaue Fixierung der Begriffe entbehrlich geblieben ist und bleiben wird. Auf weiten Gebieten ist es die reale Gesetzmäſsigkeit der Dinge, die es ziemlich gleichgültig und willkürlich macht, ob wir einen Begriff durch eine kleinere oder gröſsere Anzahl von Merkmalen definieren, ob wir seinen Inhalt und Umfang, rein logisch gesprochen, gröſser oder kleiner festsetzen wollen. Der Chemiker z. B. hat gar keinen Anlafs, eine Festsetzung darüber zu treffen, ob das specifische Gewicht 19,3 zum Begriff des Goldes gehört oder nicht. Ob man einen Körper, der mit den sonstigen Eigenschaften des Goldes etwa ein anderes specifisches Gewicht verbände, Gold nennen würde oder nicht, darüber zerbricht man sich nicht den Kopf, eben

weil es solche Körper nicht giebt. Logisch genommen müssen wir gleichwohl konstatieren, dafs, wenn wir das Urteil „Gold besitzt das specifische Gewicht 19,3“ aussprechen, es im Ungewissen ist, ob wir eigentlich ein analytisches oder ein synthetisches, ein Real-Urteil nomologischen Inhalts aussprechen. Für die Logik bietet dieser Sachverhalt kein besonderes Interesse; sie würde eine Fixierung des Begriffs und damit eine Klarstellung der Urteilsart fordern müssen. Für die betreffende Wissenschaft selbst ist natürlich der hier etwa zuzugebende logische Mangel ebenfalls ohne Bedeutung, solange die vorausgesetzte reale Gesetzmäfsigkeit wirklich gilt. Von Interesse aber ist das ganze Verhalten von dem hier eingenommenen Standpunkt psychologischer Betrachtung aus. Denn wir finden hier in der Natur der verknüpften Begriffe, respektive ihrer psychologischen Substrate den Grund dafür, dafs auch das sie verbindende Gefühl der Zusammengehörigkeit kein typisches Geltungsgefühl ist. Es ist einerseits die Unbestimmtheit der dispositiven Einstellung überhaupt, auf die es dabei ankommt, anderseits aber auch der Umstand, dafs in den meisten Begriffen, vielleicht in allen, schon ein gewisses Wissen, eine Reihe von Urteilen, dispositiv enthalten ist.

Sagen wir also: Gold ist gelb, so wird die dabei empfundene Zusammengehörigkeit die selbstverständliche des analytischen Urteils sein, wenn wir die mit jenem Worte verknüpfte Disposition soweit in Kraft treten lassen, dafs auch die Eigenschaft gelb darin bereits merklich vorbereitet ist. Thun wir dies nicht, so wird die Zusammengehörigkeit als die heterodetische des Real-Urteils erscheinen; da wir also nicht blofs dispositiv vorstellen, sondern auch dispositiv wissen, und da anderseits eine derartige Disposition in ganz ungleichem Mafse mit einem Wort verknüpft sein kann, so kann auch das Gefühl der Zusammen-

gehörigkeit, welches zwischen dieser und einer andern Einstellung empfunden wird, ein mannigfaltig abgestuftes sein. Der psychologische Übergang des analytischen zum synthetischen Urteil vollzieht sich also, wie man etwa sagen könnte, nach Maſsgabe der geringeren oder gröſseren Stärke, mit welcher die betreffende Verknüpfung bei der einen oder der anderen Vorstellung dispositiv vorhanden ist.[1]) Im vollen Gegensatze zu dieser Unklarheit des Zusammenhangsgefühls steht nun aber die Sicherheit der operativen Bedeutung des Urteils. Darüber sind wir gar nicht im Zweifel, daſs überall, wo von Gold die Rede ist, das specifische Gewicht 19,3 angenommen werden muſs.

Und auch im anderen Sinne finden wir den eigentlichen Wert der wissenschaftlichen Einsicht von der Fixierung des Begriffs unabhängig. Das Wesentliche wird z. B. sein, daſs wir aus gewissen an einem Gegenstand beobachteten Eigenschaften auf das specifische Gewicht 19,3 schlieſsen. Der ganze Gedankenweg, den wir dabei durchlaufen, erscheint sozusagen nur verschieden eingeteilt, je nachdem wir in dem vermittelnden Urteil, welches den Gegenstand für Gold erklärt, den Begriff des Goldes enger oder weiter nehmen, und je nachdem wir also den letzten Schritt als analytischen oder als nomologischen Schluſs auffassen. Da es uns, könnte man auch sagen, im praktischen Gebrauche unserer Gedanken auf die Richtigkeit der Endergebnisse, nicht aber auf logische Klarheit des Denkverfahrens, an-

[1]) Es verdient dabei hervorgehoben zu werden, daſs die Sicherheit und Stärke des Zusammengehörigkeitsgefühls keineswegs von dem Grade dieser dispositiven Vorbereitung abhängig ist. Ein Urteil kann ein typisch synthetisches sein, die Zusammengehörigkeit also deutlich als eine Neu-Hinzufügung empfunden werden, gleichwohl aber völlig sicher erscheinen. Der Übergang in die Empfindungsweise des analytischen Urteils hängt nicht von der Sicherheit, sondern weit mehr von der Gewöhnung ab. In den altgewohnten Urteilen tritt dieser Charakter der Selbstverständlichkeit immer mehr hervor, indem das Prädikat immer mehr zum Subjektsbegriff gerechnet wird.

kommt, so findet (innerhalb gewisser Grenzen ohne Schaden) eine Vermischung des operativ Gleichwertigen, hier z. B. des analytischen und des nomologisch-realen Zusammenhanges statt.

Durften wir im bisherigen hauptsächlich darauf Gewicht legen, dafs die Unbestimmtheit der Begriffe und die damit verknüpfte Vermischung der Geltungstypen ohne praktisch nachteilige Folgen bleibt, so wollen wir uns nun zu Gebieten wenden, wo dies zwar im gewissen Umfange auch noch, aber doch nur mit grofsen Einschränkungen gesagt werden darf. Besonders die Denk- und Sprechweise des gewöhnlichen Lebens ist reich an Fällen, in denen in der Form eines Urteils mancherlei Verschiedenes zusammengefafst wird. Dies kann nützlich geschehen, wenn das Zusammengefafste z. B. in praktischer Beziehung zusammengehörig und gleichwertig ist. Die Zusammenfassung ist auch unbedenklich, solange die Richtigkeit aller Teile oder Seiten der gemischten Aussage aufser Zweifel steht, wie z. B. wenn sie in einer Mitteilung auftritt, die ein mit dem Gegenstande Bekannter macht und ein andrer ohne weiteres als richtig entgegennimmt. Erst sobald sich Zweifel erheben, wird die Sonderung der vermischten Behauptungsinhalte naturgemäfs erforderlich. Ein Beispiel derartiger Vermischung bieten die Sätze, in denen die Möglichkeit eines bestimmten zukünftigen Ereignisses ausgesagt wird. Bei genauerer Kritik können wir ihnen im allgemeinen einen mehrfachen Sinn bemerken: erstlich den des problematischen Urteils, indem wir lediglich unsere subjektive Ungewifsheit bezüglich des Eintretens oder Nichteintretens ausdrücken; hierzu gesellt sich als zweiter zunächst der andere, dafs zur Zeit, sei es aus einem gewissen Personenkreise, sei es überhaupt, niemand mit Sicherheit wisse, ob das Ereignis eintreten werde oder nicht; dazu kommt dann endlich der in vielen Fällen wohl wichtigste und am meisten betonte

Sinn derartiger Sätze, ein nomologischer, darin bestehend, dafs durch irgend welche Bedingungen der Eintritt des Ereignisses den realen Gesetzen des Geschehens gemäfs nicht ausgeschlossen sei. Was uns hier interessiert, ist die Vermischung dieser doch sehr verschiedenen Inhalte in einem Urteil; trotz derselben kann es sehr wohl psychologisch funktionieren; sofern es z. B. einem andern gegenüber ausgesprochen wird, wird es im allgemeinen den intellektuellen Erfolg haben, dafs auch dieser weder das Eintreten noch das Ausbleiben mit Sicherheit erwartet, den praktischen, dafs er sich für beide Eventualitäten rüstet. Die, wie wir es ausdrückten, operative Bedeutung sichert also dem Urteil seinen psychologischen Wert. Die Vermischung der Inhalte wird hier, wie überall, ersichtlich, sobald wir nicht an eine von einer Seite gemachte und von der anderen ohne weiteres acceptierte Mitteilung, sondern an den Fall denken, dafs sich eine Diskussion darüber erhöbe, ob der Eintritt des Ereignisses als möglich zu bezeichnen sei. Alsdann würde die Sonderung der Inhalte sogleich unbedingt erforderlich sein.

Überaus häufig ferner ist die auf ähnlicher Unbestimmtheit der Begriffe beruhende Vermischung von Real-Urteilen mit Wert-Urteilen. In den seltensten Fällen gewifs werden die Wert-Urteile ganz klar als solche gedacht; meistens wird das (rein subjektive und individuell gültige) Wert-Urteil zugleich im Sinne einer objektiv gültigen Konstatierung gegeben, bei welcher von der Annahme einer im allgemeinen übereinstimmenden Wertschätzung seitens der Allgemeinheit ausgegangen wird. Sagt mir jemand: „der italienische Rotwein der Firma X ist vortrefflich", so soll im allgemeinen nicht blofs damit gesagt sein, dafs der Wein dem Urteilenden selbst schmeckt, sondern etwas von objektiver Bedeutung. Diese beiden ganz verschiedenen Bedeutungen müfsten sogleich getrennt werden, wenn sich etwa eine Meinungsverschiedenheit darüber erhöbe, ob der

Wein gut ist. In vielen Fällen aber wird die Unterscheidung nicht gemacht und ist thatsächlich nicht erforderlich, da der Begriff „gut“ oder „vortrefflich“ trotz seiner Unklarheit geeignet ist, um gewisse Folgerungen daran zu knüpfen, welche sich, sofern es intellektuelle sind, als zutreffend, sofern es praktische sind, als zweckdienlich erweisen. Solange nun diese Unterscheidung nicht gemacht wird, ist natürlich auch das Gefühl der Berechtigung, mit dem wir etwa den Satz aussprechen, ein unklares; der Sinn des unklaren Begriffs geht darin auf, dafs aus seiner Prädizierung gewisse Folgerungen zu ziehen sind, und die Geltung bedeutet die Berechtigung jener Folgerungen Der psychologische Thatbestand des Urteils weist aber nur ein Zusammenhangsgefühl zweier Begriffe auf, welches, wegen der Unklarheit derselben von den typischen Geltungsgefühlen verschieden ist, aber seine operative Bedeutung hat.

Noch ein weiteres Beispiel sei hier angeführt, die Subsumtion konkreter Gegenstände (oder Vorgänge) unter gewisse, feststehende Begriffe. Stände der Begriff, unter den wir subsumieren, vollkommen fest, so würde (wenigstens bei einiger Aufmerksamkeit) kein Zweifel darüber aufkommen können, ob wir mit einer solchen Subsumtion nur das bezüglich des Gegenstandes Bekannte einer Allgemein-Vorstellung einreihen (also die Subsumtion ein reines Beziehungs-Urteil darstellt), oder ob wir dabei bezüglich des realen Verhaltens Neues und Mehreres behaupten, also einen auf andere Einsichten von realer Bedeutung sich stützenden Schlufs ausführen. Bei völlig scharfen Begriffen, wie gesagt, könnte hierüber nie ein Zweifel entstehen. Bei unklaren Begriffen aber wird sich auch hier, ganz ähnlich wie beim analytischen und nomologischen Urteil, der logische Charakter verwischen. Das unklare Gefühl der Zusammengehörigkeit, welches wir empfinden, wenn wir in solcher

Weise subsumieren, entspricht keinem der Typen; gemeinsam mit allen anderen Arten ist ihm auch nur das Gefühl der Berechtigung, an die betreffende Statuierung gewisse weitere Folgerungen zu knüpfen. Und im Hinblick hierauf können wir auch hier wieder bemerken, dafs die unklare, keinem Geltungstypus einzureihende Statuierung in vielen Fällen genügend funktioniert. Es kommt auch hier nur darauf an, dafs wir z. B. wissen, wie sich in allen möglichen Beziehungen das uns entgegenkommende Tier verhält; hierzu ist uns die Subsumtion unter den Begriff Auerhahn nützlich und genügend, überflüssig dagegen, diesen Begriff so genau zu fixieren, dafs man angeben könnte, wie viel oder wie wenig wir zu der wirklich gemachten Wahrnehmung noch durch einen Schlufs ergänzen müfsten, um die Subsumtion ausführen zu dürfen.

Wenn nach den obigen Ausführungen ein zu richtigen Ergebnissen führendes und praktisch brauchbares Denken trotz einer weitgehenden Vermischung der Geltungstypen möglich ist, so eröffnet freilich auf der anderen Seite die Übersicht über den weiten psychologischen Thatbestand des Urteilens ohne weiteres den Einblick in die mannigfaltigen Möglichkeiten des irrtümlichen und verkehrten Denkens. Wenn zum Thatbestande des Urteils nichts weiter gehört als ein gewisses Zusammenhangsgefühl verschiedener Begriffe, dem zunächst eine nur operative Bedeutung zukommt, und dessen Zusammenhang mit endgültig klaren Urteils-Inhalten gar nicht direkt zu übersehen ist, so ist danach auch sogleich die Möglichkeit von Begriffskombinationen einzusehen, denen wir einen solchen Zusammenhang zuzutrauen geneigt sind, ohne dafs sie ihn wirklich besitzen, von Pseudo-Urteilen, die etwas zu bedeuten scheinen, und welche eine eingehendere Prüfung als ganz inhaltslos herausstellt.

Die Neigung, Betrachtungsweisen und Fragestellungen, die sich in gewissem Umfange eingebürgert und bewährt

haben, ohne besondere Prüfung auf weitere Gebiete auszudehnen, hat es in der That zu solchen Schein-Urteilen wohl in allen Wissensgebieten nur zu häufig kommen lassen. Auch in dieser Beziehung ist eine weitere Verfolgung der obigen Darlegungen von Interesse, weil die Klarstellung und Sonderung der Geltungstypen nicht nur die erste an ein wissenschaftlich wertvolles Denken zu stellende Anforderung darstellt, sondern auch eine, die mit einigem Aufwand von Mühe und Überlegung stets befriedigt werden kann. Die Unklarheit der Geltungsgefühle bietet, wie gesagt, die Möglichkeit für Begriffsverbindungen, die, unter dem Schein von Urteilen auftretend, bei kritischer Verfolgung sich als inhaltsleer herausstellen, die aber, für bedeutungsvoll gehalten, als Behauptungen, als Fragen, als Gegenstand der Diskussion, irre führen. Ein nicht geringer Teil der Bestrebungen, die der „Bestimmung eines Begriffes“ gewidmet worden sind, sind derartigen Täuschungen zum Opfer gefallen; ähnlich die psychologische Forschung in überaus zahlreichen Fällen (u. a. z. B. als sie an die Messung der Empfindungsstärken heranging). Wichtiger indessen als die Abwendung von rein illusorischen Zielen ist die deutliche Erfassung der wirklich wertvollen Aufgaben, die sich zumeist hinter jenen unklaren Formulierungen zu verbergen pflegen. Für solche Zergliederungen bietet nun, wie gesagt, die allgemeine Einsicht in die Geltungstypen wohl den wertvollsten Anhalt; denn man wird eben stets damit beginnen müssen, auf dieser Basis sich klar zu machen, wonach man eigentlich suchen will. Namentlich die Heraussonderung der Thatbestandsfragen und die Einsicht, dafs, wenn das reale Verhalten einmal festgestellt ist, weitere daran angeknüpfte Fragen von irgend welcher anderer Bedeutung sein müssen, ist vielfältigst fruchtbar und belehrend. Dieser Weg, wie sich fast von selbst versteht, ist, auch ohne von einer syste-

matischen Übersicht der Geltungstypen auszugehen, vielfach und mit Erfolg eingeschlagen worden. Die Rechtswissenschaft hat in neuerer Zeit manche wertvolle Klärung und Vertiefung ihrer Untersuchungen durch derartige Betrachtungen erfahren. Es war in der That notwendig zu betonen, dafs die Frage nach dem „Wesen des Vertrages" nicht eine Aufklärung gegebener realer Thatbestände wäre, sondern dafs es sich nur um die zweckmäfsige Bildung eines Begriffs handeln könne, von dem ein bestimmter praktischer Gebrauch gemacht werden soll. Wenn ferner die Aufgabe einer Gesetzesinterpretation zu der Untersuchung führt, was „der Wille des Gesetzgebers" gewesen sei, so war es nützlich, sich klar zu machen, dafs diese in der Form einer Thatbestandsfrage gestellte Aufgabe vollkommen beantwortet ist, wenn man weifs, was bestimmte reale Personen gedacht, gewollt, eventuell nicht bedacht, übersehen oder verwechselt haben, und dafs, wenn sich hiernach eine bestimmte Interpretation nicht ergiebt, man vor allem darüber ins Klare kommen mufs, was die weitere Aufgabe der Interpretation, die nun eine Real-Untersuchung jedenfalls nicht mehr sein kann, eigentlich zum Gegenstande habe. Dafs ähnliche Klärungen vielfach, besonders im Gebiete der Psychologie, noch sehr vonnöten wären, kann hier freilich nur, ohne weiteres Eingehen, kurz angedeutet werden. Sie sind es um so mehr, je mehr neben Thatbestandsfragen noch andere, wirklich bedeutungsvolle Aufgaben, wie z. B. in der Psychologie die Bildung von Allgemein-Vorstellungen, vorliegen, die ihrer Natur nach in ganz anderem Sinne behandelt werden müssen.

Die Bedeutung der obigen Ausführungen möchte ich zunächst darin erblicken, dafs sie uns eine Anschauung davon gewähren, welche Stellung die gewöhnlich zum Gegenstande logischer Untersuchung gemachten Urteile in der Gesamtheit unseres Denkens im weitesten psychologischen

Sinne einnehmen. Es ist für sie vorzugsweise charakteristisch der endgültige, auf nichts andersartiges mehr zurückzuführende Charakter des Geltungsgefühls. Ein logisch vollkommen durchgearbeitetes Denken wird ein solches sein, bei welchem die Bedeutungen jedes Denkvorganges derart geklärt und übersichtlich sind, dafs sein Zusammenhang mit solchen endgültigen Behauptungsinhalten leicht übersehen und mit Sicherheit dargelegt werden kann. Selbst ein Denken aber, welches auf dieses auszeichnende Prädikat Anspruch erheben darf, kann in seinen Einzelgestaltungen, wenn nicht anders, so jedenfalls durch die bloſse Zusammenfassung von mehrerlei Verschiedenartigem von den logisch fixierten Typen sich unterscheiden. Im übrigen ist klar, weshalb die logische Betrachtung von dieser Mannigfaltigkeit psychologischer Einzelgestaltungen absehen oder wenigstens sich mit einem ganz allgemeinen Hinweis auf ihre Denkbedeutung begnügen muſs. Die Frage nach dem logischen Zusammenhang mehrerer Urteile, die ja stets den wichtigsten Gegenstand aller logischen Betrachtung bildet, kann überhaupt nur für Urteile im psychologisch engeren Sinne mit genau fixiertem Geltungscharakter gestellt werden. Für alle diejenigen Bewuſstseinsvorgänge, die wir wohl im weiteren Sinne noch als Denkakt bezeichnen, können wir wohl (in rein psychologischer Untersuchung) zu ermitteln streben, welche Rolle sie faktisch im Ablaufe der Gedankenbewegung spielen. Für jene logische Fragestellung aber fehlt bei dem Mangel einer definitiv geklärten Geltung naturgemäſs die Basis. Material und Ausgangspunkt der logischen Betrachtung sind also selbstverständlich gewisse, psychologisch gegebene, als Gegenstand innerer Erfahrung uns zugängliche und bekannte Denkakte; es ist das aber nicht die gesamte Mannigfaltigkeit psychologischen Geschehens, die wir wohl als Denken bezeichnen; es sind vielmehr nur jene ausgezeichneten Fälle, welche sich keiner weiteren Zurückführung und Er-

klärung fähig, als etwas endgültig Klares und endgültig Bedeutungsvolles darstellen.

Das Ergebnis, zu dem wir gelangt sind, stellt in der Hauptsache eine gewisse Erweiterung unserer psychologischen Einsicht dar, die der logischen Betrachtungsweise verdankt wird. Man wird fragen dürfen, wie bei der vielbetonten Unabhängigkeit der beiden Behandlungen es zu einem derartigen Resultat eigentlich kommen kann, und es ist nicht ohne Interesse, diese Frage zu beantworten. Die Aufmerksamkeit auf die verschiedenen Arten der Geltung, auf die Bedeutung und den logischen Zusammenhang der Urteile ist von jeher das hervorstehende Merkmal gewisser Untersuchungen gewesen, während andere ohne Interesse oder Verständnis hierfür die Vorgänge des menschlichen Seelenlebens als eine Reihe von Erfahrungsthatsachen behandelten und ihre Erforschung ganz ebenso wie die aller anderen Erfahrungsgebiete in Angriff nehmen wollten. Diesen Gegensatz der logisch-kritischen und der psychologischen Fragestellung und Untersuchung wird man bemerken können, lange ehe von einer klaren Einsicht in seinen Grund die Rede gewesen ist. Tiefgreifende Unterschiede der ganzen intellektuellen Veranlagung sind es offenbar gewesen, die, gerade vor einer deutlichen Erkennung der Unabhängigkeit und des Verhältnisses beider Betrachtungsweisen, die Arbeiten eines Teils der Denker und und Forscher in eine, diejenige anderer in andere Richtung gezogen haben. Ist nun durchgängig mit der rein psychologischen Behandlung ein gewisser Mangel zum mindesten an Interesse für die specifischen Betrachtungsweisen der Logik verknüpft gewesen, so erklärt sich hieraus auch, dafs dabei im allgemeinen jene Besonderheiten psychologischen Verhaltens überhaupt nicht beachtet worden sind. Aber hierin liegt, auch vom psychologischen Standpunkte aus, eine Einseitigkeit und ein Mangel der Untersuchung, ein

einfaches Übersehen gewisser überaus wichtiger Thatsachen. Von der logischen Betrachtung aus an die psychologische herantretend, müssen wir nachdrücklichst betonen, dafs in den Differenzen der Geltungsgefühle und insbesondere auch der Mehrheit der endgiltigen Typen eine Thatsache vorliegt, mit der jeder Versuch psychologischer oder gar psychophysischer Erklärungen der Denkakte rechnen mufs. In diesem Verhältnis also liegt der Grund für die psychologische Ausbeute der logischen Betrachtung.

V.

Mit den obigen Auffassungen fixiert sich von selbst auch der Standpunkt gegenüber einigen weiteren Fragen der Urteilslehre; es wird genügen, einiges Wenige in dieser Hinsicht hinzuzufügen. Zunächst: wie haben wir uns mit der Aufgabe abzufinden, das „Wesen des Urteils" anzugeben oder deutlich zu machen, worin, psychologisch, das Charakteristische des Urteils besteht? Wir werden keine Schwierigkeit haben, uns darüber klar zu werden, wie weit und in welchem Sinne eine allgemeine Charakterisierung des psychologischen Thatbestandes der Urteile überhaupt möglich ist. Man kann sagen, dafs eine solche nur in sehr unbestimmter Form gegeben werden kann, weil wir eben unter „Urteil" vielerlei Verschiedenartiges verstehen, weil „Urteil" selbst eine Allgemein-Vorstellung ist, die psychologisch verschiedenes zusammenfafst, und deren Bedeutung daher gerade wie die des Wortes Süfs oder Rot nicht in einer Definition, sondern nur durch Aufzeigung von Beispielen deutlich gemacht werden kann. Und es gilt dies, worauf besonderer Nachdruck gelegt werden mufs, nicht blofs für die grofse Mannigfaltigkeit der Gestaltungen, die der gewöhnliche Denkverlauf darbietet, sondern es wird selbst dann gelten, wenn wir uns auf die Betrachtung typischer Normalfälle beschränken. Allgemein läfst sich nicht mehr sagen,

als wovon wir gleich zu Anfang ausgingen, dafs jedes Urteil eine Verbindung zweier oder mehrerer Vorstellungen (resp. dispositiver Einstellungen) sei, welche unter Hinzutritt eines besonderen psychologischen Elementes sich vollzieht, das wir als Geltungsbewufstsein, Zusammengehörigkeitsgefühl u. dergl. bezeichnen können. Aber es ist wichtig, sich klar zu machen, dafs das wesentliche und wertvolle Ergebnis einer Urteils-Psychologie gewifs nicht in der Gewinnung einer solchen allgemeinen Formel bestehen kann. Einen gröfseren Wert könnte eine solche beanspruchen, wenn das Geltungsbewufstsein ein ganz bestimmtes, allemal genau gleichartiges Element des Urteils wäre, und wenn dasselbe die Begleiterscheinung einer wiederum in allen Fällen gleichartigen Beziehung von Vorstellungen wäre. Ist dies aber nicht so, sondern auch „Geltungsbewufstsein" wiederum nur eine Zusammenfassung von vielem psychologisch Verschiedenem, so ist natürlich auch mit der Aufstellung einer solchen, die Urteile allgemein beschreibenden Formel nur wenig gewonnen. Bedeutungsvoller wird alsdann, wie ja immer in solchen Fällen, die Einteilung sein, die Gewinnung einer Übersicht über das Verschiedene und die Darstellung ihres gegenseitigen Verhältnisses. In dieser Beziehung lehren nun die obigen Darlegungen, dafs in der faktischen Gestaltung des alltäglichen Denkens die Geltungsgefühle von der allerverschiedensten Art sein können. Die wissenschaftliche Präzisierung der Begriffe führt dazu, diese unklaren Zusammenhangsgefühle mehr und mehr zu beseitigen, und es bleiben um so reiner und isolierter, je mehr diese Aufgabe gelöst ist, eine relativ kleine Zahl gesonderter und typisch verschiedener Geltungsgefühle übrig. Aber, und dies ist von Wichtigkeit, eine Anzahl verschiedenartiger Geltungsgefühle bleibt uns, auch nach vollständigster Lösung jener Aufgabe, als etwas Endgültiges und nicht weiter Analysierbares übrig.

Hier ist, wie ich glaube, der Punkt, in dem wir uns von der hergebrachten Auffassung entscheidend ablösen, die erst in der allgemeinen, alle Arten des Urteils umfassenden Charakterisierung ein wertvolles Ziel der Untersuchung zu erblicken pflegt. In dem Begriff des Geltungsgefühls können auch wir das allen Urteilen Zukommende generalisierend zusammenfassen. Aber wir verlieren selbstverständlich an Bestimmtheit in dem Mafse, wie wir an Allgemeinheit gewinnen.

Es wird, wie mir scheint, immer bis zu einem gewissen Grade Sache individuellen Geschmacks bleiben, wie weit man Neigung und Bedürfnis hat, die verschiedenen Arten der im Urteil ausgedrückten Geltung in einen allgemeinen Begriff zusammenzufassen, oder wie weit man anderseits bestrebt ist, die Unterschiede derselben zu betonen. Ist man auch (wie ich es z. B. bin) weit mehr geneigt, die Statuierung und Verfolgung dieser Unterschiede für wichtig und fruchtbar zu halten (in ihr liegt auch das Fundament aller Logik), so soll doch damit die Übereinstimmung nicht verkannt werden, welche das Gefühl der Richtigkeit, der Geltung in allen seinen Formen besitzt, und welche eben in dem allgemeinen Begriff der Gültigkeit ihren Ausdruck gefunden hat. Ja, wir können sogar auch auf die Ähnlichkeit hinweisen, welche zwischen diesen Geltungsgefühlen und der ethischen und ästhetischen Billigung resp. Mifsbilligung besteht, und wir nähern uns damit der Betrachtungsweise Windelbands, welcher logische, ästhetische und ethische Geltung in den Begriff des Normgemäfsen zusammenfafst. Niemand wird verkennen, wie zutreffend und fruchtbar dieser Gedanke für die historische Auffassung aller philosophischen Bestrebungen ist. Und auch auf modernem Standpunkt der Untersuchung ist er nicht bedeutungslos. Für die mathematischen und logischen Sätze liegt unzweifelhaft der wichtigste Punkt der Übereinstimmung

in der Allgemeinheit des Sinnes. Die Unabhängigkeit der ersteren von Ort, Gröfse und materieller Erfüllung des Raumes, von der Natur der gezählten Gegenstände etc., ebenso logisch die Unabhängigkeit mancher Formen von der Besonderheit der Begriffe läfst uns unmittelbar die Mannigfaltigkeit der specielleren Gestaltung empfinden, in welcher die mathematische resp. logische Geltung auftreten kann. Hierauf beruht in erster Linie die grofse Bedeutung, welche die betreffenden Sätze thatsächlich haben. Da überdies die Komplikation der Zusammenhänge nicht ohne weiteres übersehen läfst, ob eine einzelne Gröfsenbeziehung oder eine bestimmte Gedankenbewegung mit jenen allgemeinen und selbständig evidenten Sätzen im Einklang oder im Widerspruch ist, so entwickelt sich daraus die Bestrebung, unser Denken auch im einzelnen jenen allgemeinen Einsichten entsprechend zu gestalten, worin ja dann ganz vorzugsweise der Vergleichspunkt mit der ethischen Norm und der durch sie regulierten Willensbestrebung liegt. Ein Vergleichspunkt; aber doch, kann man auch wieder sagen, nur ein äufserlicher, den psychologischen Effekt betreffender; denn indem wir dem „Soll", von welchem die Logik redet, nachgehen, finden wir seinen Sinn doch wieder ganz ausschliefslich darin aufgehend, dafs ein abweichendes Denken logisch widersprechend ist. Und worin, wird man wieder fragen können, liegt denn nun das Gemeinsame des logisch Widersprechenden und des ethisch zu Mifsbilligenden oder dieser beiden mit dem nach anschaulicher Evidenz mathematisch Unmöglichen? Die Gefahr einer Einmischung fremdartiger Elemente wird vielleicht noch näher liegen, wenn die gemeinsame Bestimmung in dem Merkmal der Allgemeingültigkeit gefunden werden soll. Meines Erachtens ist der zwingenden Evidenz, mit der wir die Gültigkeit eines mathematischen oder logischen Satzes empfinden, die Beziehung

darauf, dafs wir zu allen Zeiten oder dafs sämtliche andere Menschen ebenso denken und anschauen müssen, durchaus fremd. Ich kann die Gültigkeit des Satzes, dafs zwischen zwei Punkten nur eine gerade Linie möglich ist, empfinden; die Annahme aber, dafs ich selbst jederzeit oder dafs alle Menschen die gleiche Raumanschauung besitzen müssen, ist eine (zwar gewifs sehr wohl begründete, aber durchaus empirische) Vorstellung, auf welcher allerdings die praktische Wichtigkeit, nicht aber die eben jetzt empfundene Gültigkeit jenes Satzes beruht. Und noch weniger zutreffend erscheint es mir, den Begriff der Allgemeingültigkeit im obigen Sinne, wie es geschehen ist, auch mit der Geltung des einfachen Real-Urteils in Verbindung zu bringen.

Zu einem ganz ähnlichen Ergebnis, wie die Erörterung der Geltungsgefühle, führt auch die Untersuchung des Verhältnisses, in dem die einzelnen Elemente des Urteils zu einander stehen. Man hat sich immer bemüht, das Verhältnis des Prädikats- zum Subjektsbegriff, welches das Wesen der Aussage ausmachen soll, anzugeben. Versucht man indessen, sich im voraus darüber klar zu werden, was eine solche Untersuchung überhaupt leisten kann, so sieht man, dafs in dem Verhältnis der im Urteil verbundenen Begriffe ja der materielle Sinn der Aussage stecken mufs. Es erscheint also von vornherein kaum denkbar, das Verhältnis in einer Weise zu bezeichnen, welche Urteilen materiell verschiedenen Inhalts gleichmäfsig gerecht wird (es sei denn, dafs man sich auf die ganz unbestimmte Angabe einer „logischen Beziehung“ beschränkt). Thatsächlich sieht man ja auch, dafs, wie schon öfter angedeutet, in jeder Urteilsart nicht blofs das Geltungsbewufstsein, sondern auch Art und Verhältnis der verknüpften Vorstellungen ein eigentümliches ist. Im mathematischen Satze, dafs die Summe der Kathetenquadrate gleich dem Hypotenusen-

quadrat ist, in dem logischen Beziehungs-Urteile, dafs ein Satz notwendiges Ergebnis zweier andrer sei, im Real-Urteile, dafs ein Ereignis zu der und der Zeit stattgefunden habe, sehen wir überall ganz verschiedene Elemente verknüpft. Eine Verbindung dieser Elemente macht den Sinn des Urteils aus und wir haben sie, indem wir den Sinn des Urteils angeben, bereits bezeichnet; sie noch weiter erklären zu wollen, ist, wie mir scheint, der Versuch, ein psychologisch Letztes noch weiter zu analysieren. Es ist dementsprechend auch durchaus folgerichtig, wenn Erdmann in der Verfolgung dieser Aufgabe schliefslich zu der Formulierung gelangt, dafs eine „logische Immanenz" vorliege. Gewifs, man wird dies sagen dürfen. Aber mir will nicht scheinen, dafs mit dieser Statuierung einer logischen Immanenz noch etwas mehr ausgesagt wäre, als etwa eine „Denkbeziehung". Was haben wir gewonnen? Im Grunde, wie mir scheint, nichts weiter, als dafs wir die verschiedenen Geltungsbeziehungen durch die Bildung einer Allgemein-Vorstellung zusammengefafst haben. Dies kann für die psychologische Betrachtung notwendig und nützlich sein; nur werden wir nicht glauben dürfen, hierdurch irgendwie dem Wesen des Urteils näher zu kommen.

Als berechtigtes Ziel weiterer logischer Untersuchung erscheint daher auch nicht eine allgemein zutreffende Angabe des Verhältnisses von Subjekts- und Prädikatsbegriff, sondern eine Ermittlung, welche Vorstellungselemente jede Art von Urteil verknüpft. Nicht das Wie dieser Verknüpfung, welches eine weitere Erklärung nicht mehr gestattet, wohl aber das Was der verknüpften Elemente ist eine Aufgabe, mit deren Inangriffnahme sich noch ein Feld fruchtbarer und interessanter logischer Untersuchung eröffnet, eine Aufgabe aber, die notwendig für die verschiedenen Geltungstypen unabhängig geführt werden mufs. Wenn in einem Real-Urteile von konkreter Bedeutung ein generell

bezeichnetes Geschehen neben einer individualisierenden Zeitbestimmung auftritt (es regnete gestern), mit welcher Aussicht soll man über die Verknüpfung dieser beiden Urteilselemente noch weiter spekulieren, oder wie soll man versuchen, diese Verknüpfung unter einen gemeinsamen Gesichtspunkt zu bringen mit derjenigen des Subjekts- und Prädikatsbegriffs, etwa in dem Urteile: die Zahl 43 ist eine Primzahl? Berechtigt aber und wichtig erscheint die Frage, ob in alle Real-Urteile zeitliche Bestimmungen eingehen, in welcher Form u. s. w.

Mit der Behandlung derartiger Aufgaben[1]) wendet sich, wie mir scheint, am entschiedensten die neuere Untersuchung von den Wegen der älteren Logik ab; denn diese wurde an der Stellung solcher Aufgaben dadurch verhindert, dafs sie als eine rein formale nach einer thatsächlich unerreichbaren Allgemeinheit streben zu müssen glaubte. Dadurch wurde es ihr unmöglich, über die unfruchtbare Lehre von der Verknüpfung des Subjekts- und Prädikatsbegriffs hinaus zu gelangen. — Da eine Verfolgung dieses Gegenstandes natürlich aufserhalb des Rahmens dieser Abhandlung liegt, so mufs ich hier auch die Erläuterung schuldig bleiben, aus welchem Grunde und in welchem Sinne davon ausgegangen wurde, dafs durchweg im Urteil eine von einem Geltungsgefühl begleitete Verknüpfung mindestens zweier Vorstellungen vorliegen müsse.

[1]) Als Untersuchungen dieser Richtung erscheinen mir z. B. die neuerdings sich häufenden Erörterungen der Impersonalia, die gewifs trotz der noch starken Divergenz der Auffassungen schon durch die ganze Auffassung der Aufgabe einen der bedeutungsvollsten Fortschritte gegenüber der älteren Logik darstellen.

Ausgangspunkte zu einer Theorie der Zeitvorstellung.[1]

Von **Eugen Posch** (Budapest).

(Erster Artikel.)

Inhalt.

Gegenstand des Vergehens sind die Eigenschaftskomplexe. Vergangensein ist Nichtsein. Ursache des Vergangenheitsbegriffs das Erinnerungsvermögen. Zeitvorstellung nicht unbedingt an Bewegungsanblick geknüpft. Ob ein Zeitorgan anzunehmen sei. Sprachlicher Ausdruck des Vergangenseins.

Verzeichnis der citierten Bücher.

Aristoteles: „Acht Bücher Physik." Griechisch und deutsch von Prantl. Leipzig 1854. (Hieraus Buch IV, cap. 10—14.) — **Augustinus:** „D. Aurelii Augustini Libri XIII. Confessionum." Venetiis 1738. (Hieraus lib. XI, cap. 13—28.) — **Bain:** „Les sens et l'intelligence." Übers. von Cazelles. II. Aufl. Paris 1889. — **Baumann:** „Die Lehren von Raum, Zeit und Mathematik in der neueren Philosophie." Berlin 1868/69. Bd. I—II. — **Bazin:** „Grammaire mandarine." Paris 1856. — **Bopp:** „Vergleichende Grammatik . . ." III. Aufl. Berlin 1870. Bd. II. — **Condillac:** „Traité des sensations." Paris 1803.

[1]) Bildet den ersten Abschnitt einer deutschen Bearbeitung von des Verfassers ungarischem Originalwerke: „Az idö elmélete", Bd. I u. II, Budapest 1896—97.

(Der 4. Band der „Oeuvres complêtes".) — **Descartes:** „Prinz." = Philosophische Werke III: Die Prinzipien der Philosophie. Übers. von KIRCHMANN. II. Aufl. Heidelberg 1887. (Hieraus I. Teil, Punkte 55—57 u. 62.) — **Eyfferth:** „Über die Zeit." Berlin 1871. — **Fichte I. H.:** „Ps." = „Psychologie." Leipzig 1864. I. Teil (Punkte 145—154). — **Fouillée:** „Introduction" in dem GUYAU'schen Werke. — **Guyau:** „La genèse de l'idée de temps." Paris 1890. — **Hegel:** Werke. Berlin 1842. Band VII. („Vorlesungen über die Naturphilosophie." Hieraus §§ 257—259.) — **Herbart:** „Sämtliche Werke." Ed. Hartenstein. Leipzig 1850/51. Band III—VI. — **Hobbes:** „Elementorum philosophiae sectio prima: de corpore." (Opera philosophica, quae latine scripsit, omnia. Amstelodami 1668.) Hieraus Pars II, cap. VII, 3. — **Horwicz:** „Psychologische Analysen auf physiologischer Grundlage." Halle-Magdeburg 1872 und 1878. (Band II, beide Teile.) — **Hume:** „Über die menschliche Natur." I. Band: „Über den menschlichen Verstand." Übers. von JAKOB. Halle 1790. (II. Teil, S. 67—144.) — **Kant:** „M. P." = „De mundi sensibilis atque intelligibilis forma et principiis." Aus: „Die vier lateinischen Dissertationen KANTS." Ed. Kirchmann. Leipzig 1878. — „Kr." = „Kritik der reinen Vernunft." Ed. Kehrbach. — **Leibniz:** „N. A." = „Neue Abhandlungen über den menschlichen Verstand." Übers. von SCHAARSCHMIDT. Berlin 1873. (II. Buch, S. 131—136.) — „Opera omnia." Ed. Dutens. Genevae 1768. (Hieraus tom. II pars: der Briefwechsel mit CLARKE.) — **Liebmann:** „Zur Analysis der Wirklichkeit." II. Aufl. Strafsburg 1880. — **Locke:** „Versuch über den menschlichen Verstand." Übers. von KIRCHMANN. Berlin 1872. (I. Band, II. Buch, S. 187—213.) — **Lotze:** „Metaphysik." II. Aufl. Leipzig 1884. Punkte 138—157. (Bildet den II. Teil von „System der Philosophie".) — **Lucretii Cari:** „De rerum natura libri sex." Ed. Th. Creech. Lipsiae 1776. — **Pott:** „Verschiedene Bezeichnungen des Per-

fects . . . ." in Band 15 u. 16 der „Zeitschr. f. Völkerps. u. Sprachw." — **Schelling:** „Sämtliche Werke." Ed. K. F. A. Schelling. Stuttgart-Augsburg. Band VII. (Hieraus: „Aphorismen zur Einleitung in die Naturphilosophie." „Aphorismen über die Naturphilosophie." „Kritische Fragmente." „Stuttgarter Privatvorlesungen.") — **Schleicher:** „Compendium der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen." Weimar 1876. IV. Aufl. — **Schopenhauer A.:** „Sämtliche Werke." Ed. Grisebach. Leipzig, Reclam. (Bände I—VI.) — **Sextus Empiricus:** „Des S. E. Pyrrhoneische Grundzüge." Übers. u. erl. von Pappenheim. Leipzig 1877. (Hieraus Buch III, cap. 15—17.) — „Opera." Graece et latine. Ed. Fabricius, Lipsiae 1840/41. (Hiervon Tomus I: die obigen Stellen; Tom. I: „Adversus Physicos." S. 715 ff.) — **„Simpl.":** = „Simplicii in Aristotelis Physicorum libros quattuor priores." Ed. Diels. Berlin 1882. — **Spencer:** „Die Principien der Psychologie." III. Aufl. Übers. von Vetter. Stuttgart 1886. — **„Stob":** „Joannis Stobaei Eclogarum libri duo." Interprete G. Cantero. Antwerpiae 1575. — **Taine:** „De l'intelligence." III. Aufl. Paris 1878. (Band II.) — **Tobler:** „Übergang zwischen Tempus und Modus." (Zeitschr. f. Völkerps., Band II, 1862.) — **Volkmann:** „Lehrbuch der Psychologie." III. Aufl. Cöthen 1884/85. (Band II, §§ 86—89.) — **Waitz:** „Lehrbuch der Psychologie als Naturwissenschaft." Braunschweig 1849. — **Wundt:** „Log." = „Logik." Band I. Stuttgart 1880. — „Ph. Ps." = „Grundzüge der physiologischen Psychologie." III. Aufl. Leipzig 1887. II. Band.

I. Die Vergangenheit.

Die Vorstellung und Thatsache des Nacheinander, (der Succession), die sich schon dem flüchtigen Blicke[1])

[1]) Bereits dem des Aristoteles, s.: *τότε φαμὲν γεγονέναι χρονον, ὅταν τοῦ προτέρου καὶ ὑστέρου . . . αἴσθησιν λάβωμεν* (IV., cap. 11).

als innerster Kern dessen darstellt, was man unter „Zeit“ versteht, ist zusammengesetzter Natur, indem sie das Bewufstsein und Faktum eines vergangenen, eines gegenwärtigen und eines bevorstehenden Sinnesinhalts in sich begreift; eignet sich folglich zum Ausgangspunkt einer Analyse der Zeitvorstellung weit weniger, als deren Elemente, die letzterwähnten drei Thatsachen.[1])

Von diesen Thatsachen zieht nun wieder die des Vergehens, des Austretens aus der Gegenwart, als mit dem Zeitbegriffe anscheinend inniger zusammenhängend, unsere Blicke in erster Linie auf sich, und es lassen sich schon innerhalb derselben jene beiden Grundfragen (eine metaphysische und eine psychologische) aller Zeitforschung aufwerfen, deren genaue Scheidung ein Verdienst der Herbart'schen (VI, 116—117) Philosophie ist, nämlich: was ist Vergehen? und in welcher Weise wird es vom menschlichen Geiste aufgefafst?

Die erstere erfordert Erledigung der Vorfrage: was ist der wahre Gegenstand des Vergehens, was vergeht eigentlich? — eine keineswegs unnütze Untersuchung, wenn man bedenkt, wie sehr verhüllt das fragliche Subjekt in den gewöhnlichen Urteilen über Vergangenes (den Perfektiv- oder Vergangenheitsurteilen, wie wir sie fortan nennen wollen) ausgedrückt zu sein pflegt. Z. B. (neben dem lichtvolleren Ausspruche: „Das Pferd sprang“): „Freund N. war hier“. Er lebt doch noch, also was war eigentlich? Anderseits: „Es waren einst Hexenrichter.“ Wer bedenkt, dafs das Untergegangensein eines Subjekts (Person oder Gegenstand) einfach durch Leugnung (richtiger: perfektiven Ausdruck) seines Forstbestehens (folglich einer

[1]) Dieser Umstand wurde auch von Guyau (S 22 ff.) richtig erkannt, von Spencer und Herbart jedoch übersehen, trotzdem der Letztere behauptete: „. . . die Vorstellungen der Zeitpunkte erzeugen sich mit Hilfe der Urteile (A ist nicht mehr B), durch welche die Veränderungen des Dinges eine nach der anderen aufgefafst und in ihre Ordnung gestellt werden.“ (VI, S. 306—307.)

Eigenschaft, die so gut ist, wie jede andere) ausgedrückt werden kann und auch wird, da das hierbei gebräuchliche Verbum substantivum „war" eben das Sein (ursprünglich konkreter ein Wohnen, Bleiben) des besagten Subjekts als vergangen erscheinen läfst, dem wird sich eine scheinbar gerechtfertigte Scheidung der Fälle in solche, wo das Subjekt selber, und wo nur Eigenschaften oder Handlungen desselben untergegangen wären, als überflüssig und hiermit folgende Antwort als für alle Fälle gültig herausstellen: „Jedwedes Perfektiv-Urteil drückt eine erfolgte Auflösung von Eigenschaftskomplexen, d. h. die Trennung einer Verbindung von Subjekt und irgendwelchem Prädikat aus." Gegenstand des Vergehens ist somit stets eine Verbindung (richtiger: Verbundenheit, herbartisch: ein Zusammen) von Eigenschaften.

In den obigen Beispielen sind die aufgelösten Eigenschaftsverbindungen: Dieses, so und so umschriebene Pferd, und diese, gleichfalls so und so umschrieben zu denkende Springhandlung. (Handlungen sind momentane Eigenschaften, und „dieses" vertritt die Summe jener Eigenschaften, deren Zusammensein eben ein gewisses Individuum ausmacht.) Der Eigenschaftskomplex, benannt „Freund N", und das Hiersein desselben. Der Komplex, erforderlich zur Benennung „Hexenrichter", und das Sein desselben, d. h. die Möglichkeit, ihn zu Gesichte zu bekommen.

Die Erwägung dieses Sachverhalts wird leicht hinweghelfen über ein natürliches Widerstreben gegen eine Beantwortungsart der oben gestellten metaphysischen Hauptfrage, die ich hiermit vorschlage, weil sie dem Geiste der modernen, empiristischen Gedankenrichtung, welche das Prädikat der „Realität" auf sinnlich Eindrucksfähiges beschränkt, einzig entspricht, — nämlich: „Alles Vergehen ist Vernichtung; das Vergangene ist nicht."

Die Gleichwertigkeit des Vergangenseins mit dem Nichtsein scheint, wenigstens annäherungsweise, bereits von Aristoteles erkannt,

indem er (IV, cap. 10) zwei Zeitteile, die Vergangenheit und Zukunft, für nicht seiend ausgab, was seinerseits zum Beweise der Irrealität der Zeit selbst, beziehungsweise ihrer nur *μόλις καὶ ἀμυδρῶς* stattfindenden Existenz vorzüglich verwertet wurde. Ähnlich bei Chrysippus, der für Vergangenheit und Zukunft ein *ὑπάρχειν* nur im Sinne wie für *συμβεβηκότα* zulassen wollte (Stob.); bei Lucretius (I, v. 465—469)

Denique Tyndaridem raptam, belloque subactas
Troiugenas gentes cum dicunt esse, videndu'st
Ne forte haec per se, cogant nos, esse fateri:
Quando ea saecla hominum, quorum haec eventa fuere,
Irrevocabilis abstulerit iam praeterita aetas.

Ferner bei Sextus Empiricus (Pyrrh. III, P. 144—146), Augustinus (XI, cap. 15), Hobbes (VII, cap. 3), Leibniz: „comment pourrait exister une chose, dont jamais aucune partie n'existe?“ (Clarke V, P. 44—50). Schelling (Aph. 215, 220) und ähnlich Hegel (§ 259), „dafs Vergangenheit und Zukunft blofs denkbar und nicht im Bereich der Wirklichkeit nachweisbar seien“; Schopenhauer: „Zukunft und Vergangenheit . . . sind nur im Begriff, sind nur im Zusammenhange der Erkenntnis da. . . . Unsere eigene Vergangenheit, auch die nächste und der gestrige Tag, ist nur noch ein nichtiger Traum der Phantasie . . .“ (I, S. 363 bis 364, vergl. auch II, S. 673). Liebmann: „Zukunft und Vergangenheit führen ein blofses Phantasie-Dasein in den Gedanken vorstellender Subjekte und würden bei etwaiger Aufhebung jeder Intelligenz völlig zu nichts.“ — Implicite liegt diese Ansicht den meisten Erzeugungsversuchen einer Zeitreihe aus blofsen Vorstellungen zu Grunde.

Es giebt Vernichtung, wenn auch keine von Stoff und Kraft, so doch von Vergesellschaftungen, unbeschadet des Fortbestehens ihrer Elemente, — und sie ist Weltthatsache, so gut wie die Bildung von Komplexionen, das Zusammenschiefsen von Elementen.

Wundts Behauptung, „es objektiviere sich in der schwindelerregenden Vorstellung einer Welt als Schauplatz unaufhaltsamer Vernichtung nur die rastlose Flucht unserer Vorstellungen“ (Log. I, S. 434), bedürfte des Nachweises, dafs die Thatsächlichkeit der Veränderungen auch ohne Annahme einer objektiven Vernichtung rettbar sei. — Lotzes Weigerung, die letztere anzuerkennen (P. 157), beruht auf der irrtümlichen Meinung, die zu bekämpfen eben der Zweck vorliegender Schrift ist, dafs sich das subjektivistische Grundprinzip nicht konsequent durchführen und die Zeitform vom Objektiven der Welt nicht rückstandslos abheben lasse.

Die Verkennung des oben erwähnten Gegenstands des Vergehens hat Schopenhauern das Konzept verdorben, der an einer Stelle (I, S. 365) auf das Entschiedenste für unsere, weiter unten auszuführende Ansicht von einzig echter Realität des Sinnenfälligen (des Gegenwartsinhalts) und für die Nichtigkeit des Vergangenen wie Zu-

künftigen eintrat, an anderem Orte (II, S. 563) wieder in offenbarem Widerspruche mit diesem sich folgendermafsen vernehmen läfst: „Das Substrat oder die Ausfüllung, πληρωμα, oder der Stoff der Gegenwart ist durch alle Zeit eigentlich derselbe. Die Unmöglichkeit, diese Identität unmittelbar zu erkennen, ist eben die Zeit, eine Form und Schranke unseres Intellekts. Dafs vermöge derselben z. B. das Zukünftige noch nicht ist, beruht auf einer Täuschung, welcher wir inne werden, wann es gekommen ist."

Wer einsieht, dafs das zeitliche Kommen und Gehen immer nur Komplexionen von Elementen (Individuen) und niemals die Elemente selbst betrifft, welche — der objektive Materien- und Kräftevorrat der Welt — von aller Ewigkeit in alle Ewigkeit unversehrt vorhanden zu gelten haben, dem wird die Bemüfsigung erspart bleiben, behufs Rettung dieses letzteren Grundsatzes die Wirklichkeit des Vergehens anzuzweifeln und der Welt des Realen Gestalten beizuzählen, die rein nur in der menschlichen Erinnerung oder Hoffnung existieren. Die zwei Wahrheiten, dafs die Elemente, aus welchen die Individualität Hannibal bestand, von ewiger Dauer sind, aber jene gewisse Gruppierung derselben, welche eben „Hannibal" hiefs, zu nichte geworden ist — diese schon ziemlich populären zwei Wahrheiten können friedlich nebeneinander bestehen. Weder in der einen, noch in der anderen liegt „Täuschung". —

Unsere Ansicht findet sich — wenn auch in etwas zögernd zaghafter Ausdrucksform — bei Liebmann (S. 91) wieder: „Es könnte" (sic!) „. . . das, was wir in räumlicher Metapher ‚die Bewegung der Zeit' nennen, eigentlicher aber auch abstrakter charakterisiert werden als ein fortwährender Übergang von solchem, was nicht existiert, aber aus dem Existierenden mit kausaler Notwendigkeit hervorgehen mufs, in die Existenz; und von Demjenigen, welches existiert, aber mit kausaler Notwendigkeit durch seine Wirkung verdrängt werden mufs, in die Nichtexistenz."

Zum mindesten ist „Vernichtung" ein eindeutigerer Ausdruck, als jener beliebte vom „Fortbestehen in veränderter Gestalt", welcher den Fragepunkt, den Verbleib des vergangenen Thatbestands gar nicht trifft, dem Eintreten einer thatsächlich neuen Verbindung und dem Umstande, dafs doch nur ein gewisser Eigenschaftskomplex mit

dem nämlichen Namen bezeichnet werden kann, nicht gehörig Rechnung trägt. Oder lassen sich vielleicht die Bäume und hunderterlei Dinge, in die die Elemente der Eigenschaftskomplexion bereits übergegangen sind, welche die Welt seinerzeit „HANNIBAL“ nannte, gleichfalls „HANNIBAL“ nennen?

Die Hauptursache des Sträubens vor unserer Ansicht besteht übrigens in der für die gesamte Zeitvorstellung eminent wichtigen Thatsache des Sicherinnerns, d. h. dafs die aufgelösten Verbindungen im Verstande eines menschlichen (und auch tierischen) Zuschauers ein Andenken ihres Bestehens zurücklassen, dessen Lebhaftigkeit — zumal bei jüngstvergangenen Ereignissen — der des eigentlichen Sinneseindrucks, als einzig berechtigten Trägers des Realitätsprädikats, nahezu gleichkommt. Hierzu kommt noch der Umstand, dafs das Vorhandensein kausaler Wirkungsfolgen im Falle gewesener Dinge und der Ausfall solcher bei bloſsen, für nichtig anerkannten Phantasiegebilden jenen ersteren doch ein gewisses Anrecht auf das Realitätsprädikat zu erteilen scheint. Wenigstens hat ein BONAPARTE, dessen einstige Realität fortbestehende Spuren derselben noch laut verkünden, in unseren Augen auch heute noch mehr Anwartschaft auf das Prädikat des Seins, als die rein mythologische Figur eines HERKULES oder SATURNUS. Nun kommt jedoch zu bedenken: 1. dafs zwischen dem noch so lebhaften Andenken und dem Sinneseindrucke ein himmelweiter, hier nicht näher zu schildernder Unterschied besteht, jedenfalls grofs genug, um das strittige Prädikat nur letzterem vorzubehalten; 2. dafs Realität der Ursache nur zum Eintritt und nicht zum Fortbestehen kausaler Wirkungen nötig ist. — In jedem Falle ist die Anhänglichkeit des menschlichen Gemüts an besagten Realitätsglauben bei vergangenen Dingen nur eine psychopathische, durch die Thatsache des Erinnerns erzeugte Eigentümlichkeit, der die streng philosophische Gedankensichtung nicht nachgeben darf.

Ein nächstgelegener und meines Wissens zum erstenmale durch Augustinus angewandter Kunstgriff zur Einlenkung gegenteiliger Ansichten ist die Vexierfrage nach dem Wo? dieses angeblich seienden Vergangenen („si enim sunt futura et praeterita, volo scire, ubi sunt." — XI, cap. 18), bemerkenswert auch dadurch, dafs sie den Fragesteller, durch die Erkenntnis „alles Vorhandene könne dort, wo es ist, nur als Gegenwärtig vorhanden sein" — zu der wichtigen und für den Subjektivismus so ersprieſslichen Thatsache des Vorwaltens eines menschlichen Gedächtnisses als einzigen Aufspeicherungsortes für das Verflossene hinleitete, welche Thatsache bei ihm zum erstenmale ihre verdiente Würdigung fand. („Quamquam praeterita cum vera narrantur, ex memoria proferuntur; non res ipsae, quae praeterierunt, sed verba concepta ex imaginibus earum: quae in animo velut vestigia per sensus praetereundo fixerunt." — Ib.)

Beiläufig bemerkt zeugt die flotte Hervorkehrung dieses Wo? von einer völlig materialistischen Fassung des Realitätsbegriffs von seiten dieses übrigens durchaus katholisch gesinnten Schriftstellers — eine Fassungsweise, die auf dem urwüchsigen Grundgedanken beruht: „Alles was ist, mufs irgendwo sein." Die Antwort konnte nicht anders lauten, als: alles Gewesene ist nur im Gedächtnisse des Zuschauers, — ein Umstand, der vereint mit der bloſs gedanklichen Natur des Zukünftigen den denkbar besten Beweis für die rein subjektive Natur der Zeit abgiebt, insofern sich nun herausstellt, dafs selbst die Daten zur Ausgestaltung einer Zeitform (die gewesenen, sowie die zukünftigen Eindrücke) nirgends anders, als im menschlichen Geiste aufgespeichert sind.

Ähnliche Hervorkehrungen des Erinnerungsvermögens finden sich später bei Hobbes („quum de maiorum suorum temporibus loquuntur, an existimant exstinctis maioribus suis, tempora eorum alibi esse posse, quam in memoria recordantium?" cap. VII, 3), noch klarer bei Condillac („s'il ne lui [= seiner mit Empfindung begabten Statue] restait aucun souvenir de ses modifications [successives], à chaque fois elle croirait sentir pour la première: des années entières viendraient se perdre dans chaque moment présent." I, chap. 2, § 5.) Ähnlich Fouillée (S. X, XV, XXXI); mehr oder weniger implicite in den Zeitdarstellungen der Herbart'schen Schule (u. a. bei Waitz, Lotze, Volkmann, Wundt), des ferneren auch bei Hegel (§ 259), Eyfferth (S. 12—15), Spencer (§ 73), Taine („L'image présente me paraît sensation passée; c'est là proprement le souvenir." II, S. 48), Guyau (préf. 1: „Une des conséquences les mieux établies par la psychologie moderne, c'est que tout est présent en nous, y compris le passé même").

Unsere Ignorierung der (äufseren) Bewegung, die man vielleicht statt der von uns angesprochenen Thatsache eines Zusammen- und Auseinandertretens von Eigenschaftsverbindungen der Zeit zu Grunde gelegt hätte sehen wollen, findet ihre Rechtfertigung in dem Umstande, dafs Be-

wegung — ein successives Auftauchen und Verschwinden von Gesichtsbildern, wie solche durch augenscheinliche Koincidenz (folglich Verbundenheit) des Bewegten mit verschiedenen davor und dahinter befindlichen Raumteilen entstehen — sich unter den oben erwähnten, entschieden höheren Doppelbegriff bringen läfst.

Bei Eyffferth (S. 74) heifst der allgemeinere Begriff, dem sie untersteht und der für die Zeitvorstellung angesprochen wird, „Thätigkeit", — nämlich die des Dinges an sich, welch letzteres ihm für seine Zeitkonstruktion unentbehrlich scheint.

Dafs Bewegung nur als ein Erzeugungsmittel successiver Eindrücke, und wo solche (wie bei zu grofser oder zu geringer Geschwindigkeit) nicht stattfinden, zur Zeitquelle gar nicht tauge, die Zeit folglich keineswegs als ausschliefsliches Bewegungsprärogativ dürfe angesehen werden, wufste schon Locke (XIV, § 6 ff., citiert bei Hume S. 83 und Condillac II, chap. 8, § 23). Descartes wollte diese Ansicht durch den Umstand bekräftigen, dafs ja auch schnellere, d. h. „mehr" Bewegung in ebensoviel Zeit ablaufen könne, wie langsamere, „wenigere" (Prinz. I, P. 57). Die Bevorzugung der „rein qualitativen Veränderung eines Gegenstandes" gegenüber der Bewegung findet sich auch bei Wundt, wo ihre Bedeutung für die Zeit blofs darin besteht, dafs sie „nur ein besonders ausgeprägter Fall jener Konstanz des Veränderlichen" sei, „die als die allgemeinste objektive Grundlage der Zeit zurückbleibt" (Log. I, S. 435). Unausgesprochen liegt unsere Ansicht den Konstruktionsversuchen der gesamten Herbart'schen Schule zu Grunde. — Die gegenteilige Meinung fand ihre Vertreter an Plato und dessen Anhang, ferner an Aristoteles, wo die der Zeit wie der Bewegung gemeinsam anhaftende Stetigkeit, die Gleichheit der abgelaufenen Zeitmenge mit der Menge vollendeter Bewegung, die diesen beiden gemeinsame Successivität, die Ähnlichkeit der Rolle des Jetzt als eigentlichen Zeitkernes mit der des beweglichen Körpers (letzterer teile die Bewegung, ersteres die Zeit in einen abgelaufenen und einen noch bevorstehenden Teil; auch seien beide die Ursache für die Stetigkeit ihres betreffenden Zubehörs) — mit einem Worte, lauter höchst nichtssagende Dinge für die Zusammengehörigkeit von Zeit und Bewegung (*ἀνάγκη τῆς κινήσεώς τι εἶναι τὸν χρόνον*) angeführt werden. Vergl. IV, 11. — Dafs Zeit auch mit dem Ruhezustand zusammenhänge, wie Strato (*τὶ μᾶλλόν ἐστιν ὁ χρόνος ἀριθμὸς τοῦ ἐν κινήσει προτέρου καὶ ὑστέρου ἢ τοῦ ἐν ἠρεμίᾳ*; Simpl. 187) und Sextus Empiricus (Phys. 176) dem Aristoteles gegenüber betonten, hat wohl auch Aristoteles in Betracht gezogen. Wollte er doch dessen Möglichkeit durch seine Definition erklärt wissen, wonach Zeit nicht identisch mit der Bewegung, sondern als ihre Zahl, nur *πάθος τι ἡ ἕξις τῆς κινήσεως*, folglich selbst Unbewegliches sei (IV, cap. 12, 14). Die Bewegung gegenüber dem Ruhezustande als Zeitquelle bevorzugt zu haben, ist

ein Beweis seines Vorgefühles jener (von STRATO und gar von DAMASCIUS [*μᾶλλον*(!) *ἠρεμίας ἧπερ κινήσεως ὁ χρόνος*. SIMPL. 184] nebst seinem Verteidiger SIMPLICIUS augenscheinlich verkannten) Thatsache, dafs Zeit auf das Ruhende vom Beweglichen übertragen werde, folglich mit ersterem weniger innig, wenigstens nicht ursprünglich zusammenhänge, — eine Ansicht, die bereits dem PLATO-PLOTIN'schen Ausspruche, wonach Zeit dem Vergehen und Entstehen, und nimmer der unzeitlichen *ἀΐδιος οὐσία* angehöre, zu Grunde zu liegen scheint, und von HUME zuerst in exakter Form (Zeitvorstellung könne niemals durch Anschauung des ruhig Unveränderlichen entstehen, S. 84) ausgedrückt wurde.

HOBBES' nach BAUMANN „sehr unfertige" und obendrein zirkelhafte Definition, wonach Zeit ein „phantasma motus" sei „quatenus in motu imaginamur prius et posterius sive successionem" (cap. VII, 3), kettet die Zeitvorstellung gleichfalls zu straff an die Bewegung. (Er sagt sogar: „alio modo [i. e. quam ex motu] tempus nullum apparet".) KANTS hierauf bezügliche Äufserungen s. u. Die GUYAU'sche (S. 31 u. a.) Ansicht, wo die absichtliche Eigenbewegung des auffassenden Subjekts für die Zeitkonstruktion herangezogen wird („c'est l'intention [37: qui aboutit toujours . . . . à un mouvement] qui engendre à la fois les notions de l'espace et du temps"), mag wohl dem faktischen Sachverhalte näher kommen, als die obigen Bewegungs-Theoreme, benötigt jedoch der wohl schwerlich beizubringenden Ergänzungs-Erklärung, wodurch und weshalb die ursprünglich nur eigenen Leistungen beigelegten Zeitprädikate später auch auswärtigen Darbietungen zuerkannt, und weshalb sie den letzteren anfangs vorenthalten wurden?

Anderseits wurde behauptet, wir besäfsen an unserem Gehörorgan einen speciellen Sinn für Zeitauffassung, indem nämlich „die genaue Anpassung der Empfindung an den äufseren Eindruck in Bezug auf den zeitlichen Wechsel desselben" bei Gehörsvorstellungen diese als „das wesentlichste Hilfsmittel der Zeitanschauung", wenigstens „für deren höhere Ausbildung" (WUNDT, Ph. Ps. II, S. 42) erscheinen lassen. HORWICZ (II, 1. S. 141) stützt seine ähnliche Ansicht auf die Tauglichkeit des Ohres zur Klanganalyse, indem hierdurch „die Entgegensetzung und wechselseitige Messung und Vergleichung einer Gesamtempfindungsreihe und mehrerer Partikularreihen" ermöglicht ist, „wodurch erst die Möglichkeit der Zeitauffassung uns gegeben zu sein scheint". Anderseits wird hier auch der Umstand herangezogen, dafs das Ohr „in kontinuierlicher Folge fortwährend Klänge und Geräusche hört" (auch wenn dasselbe durch äufsere Reize nicht erregt wird, . . . sollen wir, sobald wir unsere Aufmerksamkeit auf das Ohr richten, fortwährend ein ganz leises Klingen und Rauschen vernehmen. Ihm habe in seinen Knabenjahren dieses subjektive Geräusch stets lebhaft die Vorstellung des dahinfliefsenden Zeitstromes erweckt). Bezüglich der letzterwähnten Kontinuierlichkeit des Eindrucks hat nun auch HORWICZ zugegeben, dafs sie für die Zeitvorstellung minder wesentlich ist, und anderseits bei dem Auge (noch mehr vielleicht bei dem Tast-

sinne der Haut?) ebenso vorhanden sei. Betreffs seiner ersten Aufstellung hingegen wollten wir bemerken, dafs jene Vergleichung simultaner mit successiven Empfindungsreihen — was wohl zunächst für die Gleichzeitigkeitsvorstellung nötig ist — entschieden leichter durch Gesichtseindrücke vermittelt wird (Gegenstandsgruppen oder simultane Ereigniskomplexe, wo stets auch isolierte Veränderungsreihen mit unterlaufen, welche die Blicke auf sich ziehen). Die Analysierkraft des Ohres ist jedenfalls beträchtlicher, als die der niederen Sinne, aber bei weitem nicht so grofs, wie die des Raum-überblickenden Auges.

Denn auch dem geübtesten Musiker ist es nicht ebenso leicht, die einzelnen Klänge eines Accordes als solche zu erfassen, wie die Gegenstände seiner Umgebung als Gruppenbestandteile (nicht verwachsen!) zu erkennen. — Schliefslich, falls in der Wundt'schen Aufstellung unter „Anpassung" der Umstand gemeint ist, dafs sich dem Gehörorgan schon geringe Geschwindigkeitsunterschiede im objektiven Schwingungshergang als Empfindungs- (= Tonhöhen-) Änderung kundgeben: so sehe ich nicht ein, inwiefern ein Organ, bei welchem solches stattfindet, deshalb für ein specifisches Zeitorgan könne qualifiziert werden, zumal ja die Unterschiedsempfänglichkeit hier keineswegs als Wahrnehmung des in zwei Schwingungsprozessen enthaltenen zeitlichen Unterschiedes selber auszudeuten ist, ja sogar der objektive Sachverhalt (die Beschleunigung und Verlangsamung der Schwingungen) sich nicht als gröfserer oder geringerer Zeitverbrauch (für die Einzelschwingung) in der Empfindung abbildet. Wo jedem geringen „zeitlichen" Wechsel (jeder Wechsel ist zeitlich!) im objektiven Hergang das Sinnesorgan durch parallele qualitative Empfindungsabstufungen nachkommt, da liegt eben ein überhaupt fein empfindliches Organ vor, aber noch kein Zeitorgan, aufser es wäre die höhere Qualitätsempfindlichkeit auch ein der Anknüpfung zeitlicher Vorstellungen günstiger Umstand — was jedoch erst nachzuweisen wäre. —

Die Mangelhaftigkeit der angeführten Begründungen bedeutet allerdings noch keine Unhaltbarkeit der These selbst. Ich finde jedoch, dafs den Gründen, welche für eine Vorzugsstellung des Gehörorgans in Punkto Zeitvorstellung angeführt werden können, sehr gewichtige Gegengründe die Wage halten. Das Gehörorgan ist ein Zeitorgan: 1. Weil der Fortfall (wenigstens die entschiedene Geringfügigkeit) von räumlichen Nebengedanken bei allen (vergl. Guyau S. 74) und der Mangel ästhetischer[1]) oder praktischer Bedeutsamkeit[2]) bei so vielen Schallreihen

[1]) Wohlgefällige Musik und
[2]) verständliche (zumal interessante) Rede
} lassen keine Zeitgedanken aufkommen, wohl aber das Rauschen des Baches oder Klappern der Mühle.

die Hinwendung der Aufmerksamkeit auf deren zeitlichen Verlauf begünstigen mufs. 2. Weil Gehörseindrücke sich zur Darstellung, folglich auch zur Einübung kleiner Zeiträume, wie solches für die von WUNDT erwähnte „weitere Ausbildung" nötig ist, besonders eignen; (wohl nur deshalb, weil Vorrichtungen zur Bewerkstelligung rascher Empfindungsfolgen nur im Gehörsgebiete fertig und leicht zugänglich vorliegen, — eben weil dieselben zu anderen als zu wissenschaftlichen Versuchszwecken erfunden wurden. Es sind unsere Musikinstrumente). Anderseits ist das Gehörorgan kein specifisches Zeitorgan: weil in anderen Sinnesgebieten (besonders in dem der Objekterfassung dienlichen Gesichts- und Tastraume) eine lebhaftere Gefühlsbetonung stattfindet, wie denn überhaupt der gröfste Teil unseres Gefühlslebens an die Gesamtheit des Gegenständlichen geknüpft ist, woraus folgt, dafs eine scharfe Entgegenstellung von wirklich Empfundenem und blofs Erinnerlichem — bekanntlich die Grundbedingung alles zeitlichen Vorstellens — im Gebiete der übrigen Sinne leichter stattfindet. Auch den leidenschaftlichsten Musiker berührt der Verlust seines Sohnes tiefer, wird ihn folglich sicherer zu Vergänglichkeits-, somit Zeitgedanken hinleiten, als das Verschwundensein einer schönen Melodie.

Diese Betrachtungen (ihrem Grundgedanken nach verwandt mit den GUYAU'schen, S. 74 ff.) bezwecken eine Rechtfertigung unseres Verfahrens, dafs wir jene ersten Eindrücke, an die sich die Keime einer Zeitvorstellung ansetzen, und welche, wie betont, nicht unbedingt Bewegungsbilder sein müssen, auch nicht ausgesprochen Gehörseindrücke sein liefsen, wie dies etwa Anhänger der obigen Ansichten erwarteten.

Der Besitz eines Andenkens an Gewesenes drängt zunächst und jedenfalls schon vor Entfaltung perfektiver Zeitbezeichnungen, wie „einst", „ehemals" etc., oder vollends des abstrakten Begriffs „die Zeit" zur Bildung eines Ver-

gangenheitsurteils (Typus A fuit), in welchem eine Prädikativform hervortritt, die in ihrer Verschiedenheit von der präsentialen einesteils klare Unterscheidung des Vergangenen vom Gegenwärtigen (wohl hauptsächlich auf Grund einer anders gearteten Gefühlsbetonung bei dem wirklich Empfundenen im Vergleiche zu dessen noch so lebhafter Vorstellung), anderseits aber, bei ihrem keineswegs blofs leugnenden — ein Vorhandensein leugnenden — Sinne, ein Hinneigen zu jenem Fortbestehungsglauben seitens der sprachbildenden Menschheit erkennen läfst. Die Urform des Perfekts im Indogermanischen, das reduplizierte Verbum,[1]) ist gleichzeitig Intensivum, und als

[1]) Alle Bildungen aufser dem reduplizierten Verbum, wie Aoriste und Imperfekte, entpuppen sich als mehr oder weniger ungerechtfertigte, wenigstens nicht ursprüngliche Perfektbezeichnungen, da ihre anscheinend wichtigsten Bestandteile ganz bedeutungslose oder doch zur Deckung des Perfektivsinnes ungeeignete Partikel sind. So kann vor allem jene erweiterte Stammform von höchst wahrscheinlich frequentativer Urbedeutung, wie sie bei Bildung der Imperfekte (sanskr.: alimpam, lat.: noscebam von LIP, NO-) im Gegensatz zu der der II. Aoriste (griech.: ἔλιπον, lat.: scidi, fidi) zur Verwendung kommt, ebensowenig als ursprüngliche Vergangenheitsbezeichnung gelten, wie die rein personale Suffixe enthaltenden Endungen dieser Formen oder vollends das lateinische b, welches (nach Bopp § 526 und Schleicher § 296) dem Hilfszeitworte fuo (ursprünglich rein qualitativ: „wohnen, bleiben") entstammt, nach andern jedoch ein blofses Hiatusfüllsel ist. Ähnlich ist das s des sogenannten I. Aorists (griech.: ἔδειξα, lat.: rexi, dixi) nichts als ein Überbleibsel des Verbum substantivum as (eines Zeitwortes von ebenfalls ganz konkret qualitativer Urbedeutung: „wohnen, bleiben, sich aufhalten"), dem somit die Rolle eines Perfektiv-Exponenten nur aufgedrungen ist. Dasselbe gilt (laut Bopp) vom κ des Perfektums (βεβούλευκα); nach Pott ist es eine rein physiologische Aussprachshilfe eventuell aus ἔχω entstanden, die ganze Form βεβούλευκα somit in letzterem Falle den deutschen Perfektsausdrücken mittelst haben gleichwertig. Dafs das t der deutschen schwachen Zeitwörter durch Umschreibung eines Nomen verbale mittelst thun (suchte = got.: sokida) entstand, ist bekannt. Ähnliche Verwertungen der Zeitwörter kar (machen), as, bhû (sein) im Sanskr.: corayam-cakára = corayam-ása = corayam-babhúva = er machte Stehlung = war stehlen (Bopp § 619), sowie des τίθημι in Aoristen auf -θην und -ην im Griechischen (§ 630—631). — Was die anscheinend bedeutungsvollen Endungen auf α (lat. i: cucurri) anbelangt, so sind selbe für blofse

solches ursprünglich jedenfalls eine auf das Quale und nicht auf Zeitliches gerichtete Bezeichnung für eine gewisse Klasse vorhanden gedachter Sinneseindrücke, diejenigen nämlich, die sich durch kurzes, erschütterndes, unerfafsbares, nachdrucksvolles Auftreten bemerkbar machen, d. h. in mehr oder weniger erschreckender Weise auf uns einwirken. Eine solche Ausdruckswahl nun scheint mir dahin zu deuten, dafs das vergangene Ereignis mit dem danach — infolge der Betonungsänderung — eintretenden Gefühle seines Mangelns, ebenso wie bei dem unmittelbaren Anblicke der „intensiven" Geschehnisse, in einen Komplex zusammengerafft, folglich im Sinne eines „intensiven"

Bindevokale zu betrachten, ebenso wie das v der Stämme auf a und i (amavi, docui), von hier aus auch auf andere (colui) übertragen.

Das charakteristische -ειν (lat.: -eram) des Plusquamperfekts (einer im Sanskrit noch fehlenden Zeitform) ist sichtlich aus dem einfachen Verbum substantivum ἐιμί (ero) hervorgegangen.

Nach alledem bleibt nur das Augment (ἐ-), die Reduplikation und der an deutschen starken Zeitwörtern, wie an griechischen auftretende Lautwechsel auf seinen ursprünglichen Bedeutungswert zu prüfen. Wäre das Augment nichts als ein α-privativum, ein blofser „Ausdruck der Verneinung der Gegenwart", der Perfektivsinn in a-diksham somit blofs durch „ich spreche nicht" ausgedrückt (Bopp § 537, auch von Volkmann, S. 18, adoptiert): so müfste die von uns behauptete Gleichwertigkeit des Vergangenen mit dem Nichtseienden schon jener sprachbildenden Urmenschheit eingeleuchtet haben, d. h. der positive Begriff der Vergangenheit als eines „in eigentümlicher Weise Seienden" erst später entstanden sein, was mir unwahrscheinlich klingt. Ebenso die andere Vermutung Bopps (§ 540), das Augment wäre ein auf Entferntes hindeutendes Fürwort (der Sinn „ich sprach" also ursprünglich = ich spreche dort, in der Entfernung), indem dieses die Annahme erheischte, es wären räumliche Vorstellungen auf Vergangenes schon gleich anfangs, von Hause aus übertragen worden. Die Wahrscheinlichkeit einer nicht über Bedarf produzierten, also möglichst geringen Anzahl ursprünglicher Perfekt-Bezeichnungsmethoden lenkt uns zu Buttmanns auch von Bopp (§ 541) nicht gänzlich abgelehnter Ansicht hin, wonach das Augment nichts als eine verkümmerte Reduplikationssilbe sei. —

Die nunmehr übrig bleibenden zwei Methoden zum Ausdrucke der Vergangenheit sind ebenfalls gleichwertig, indem die Reduplikation, gleich der „dynamischen" (Pott), d. h. nicht aus blofser Kontraktion reduplizierter Worte (hielt pro haihalt, egi pro agagi)

Präsens gedacht wurde und die ursprüngliche Bedeutung des Perfektivurteils $A < B^2$ folgende sei: „Zum Subjekte A gehört ein Prädikat B, kein „gewöhnliches", sondern von der Art intensiver B's ($= B^2$), die sich durch Unfafsbarkeit auszeichnen. Das als vergangen zu bezeichnende B ist, hat ein Sein, aber von besonderer Art, ähnlich dem der flüchtigen Intensivhandlungen."[1])

Es ist zu bemerken, dafs unser Nichtsein des Vergangenen nicht eine Gleichstellung desselben mit einem niemals gewesenen Phantasieinhalte bedeutet. Phantasmen lassen sich als Fälschung, Verzerrung meines aus der Erfahrung erworbenen Erinnerungskomplexes auffassen. Sind doch die Baustücke jener Erdichtungen lauter Erinnerungsvorstellungen, folglich einzeln zu dem Vergangenheitstitel berechtigt. Hieraus wird erklärlich, warum derlei Verzerrungen und nur solchen gegenüber ein abwehrendes, d. h. das negative Urteil in Anwendung kommt; wohingegen dort, wo es sich um blofse Aufsammlung von Erinnerungsvorstellungen handelt, eine positive Ausdrucksform (das Vergangenheitsurteil) benützt wird.

---

hervorgegangenen Stammlautabänderung „blofs eine Steigerung des Begriffs bezweckt, der Wurzel einen Nachdruck giebt . . . . und das Perfekt lautlich und auch geistig mit sanskr. Intensivum verwandt ist" (Bopp § 515).

Jene oben berührte metaphorische Bezeichnungsweise der Vergangenheit durch besitzanzeigendes haben im Deutschen und anderwärtig, auch im Sanskr. und Chinesischen (ich habe geschrieben = ich besitze [kann vorweisen, folglich als Ganzes überblicken] Geschriebenes) kommt mir viel raffinierter vor, als dafs ich sie vor einer vollen Ausbildung von Zeitvorstellungen entstanden denken könnte.

[1]) Diese Schilderung dehnt sich auf die chinesischen Perfekte (uo — hio — kuo = ich — lernen — flieht, Bazin S .44—46) nicht aus, für welche eben der Fortfall einer Zusammenfügung der prädikativen Handlung mit ihrem Vergangensein charakteristisch ist, indem hier (ähnlich wie bei Kindern, welche die Einverschmelzung bemerkter Vorkommnisse in Epithetal-Ausdrücke noch meiden) nicht eine „vergangene" oder „flüchtig gewordene" Handlung als Einheit dem Subjekte beigefügt wird, sondern das Quale der Handlung und ihre Abwesenheit (richtiger: ihr Verschwinden) eines nach dem anderen, wie diese Momente zum Bewufstsein kommen, hübsch gemächlich ausgedrückt werden.

Der einzige Unterschied zwischen Vergangenheits- und Gegenwartsurteil besteht in der bei ersterem hinzutretenden Apperception des Mangels, einem Mangelgefühle, welches auch als Bezeichnungs-Gegenstand für den Perfektiv-Exponenten als soi-disant Bezeichnungsmittel betrachtet werden kann und sich hierzu gewifs besser eignet, als eventuell das — bekanntlich nicht vorhandene — Vergangene selber oder dessen unerfafsbares Andenken.[1]) Dieses Mangelgefühl ist sicherlich um so intensiver, je entschiedener betont, d. h. angenehm oder unangenehm der gegenwärtige Sinneseindruck B war, — ein Sachverhalt, aus welchem unter anderen Waitz (S. 589), Volkmann (S. 14) und Guyau (S. 40, 47) die Wichtigkeit gefühlsbetonter Sinneseindrücke für Entstehung des Vergangenheitsbegriffs einsahen.

[1]) Die irrtümliche Ansicht, als könnte die Seele das ihr innewohnende Andenken — welches doch nur als verborgene Kraft wirkt und sie zur Hinzufügung eines Nichtvorhandenen an Vorhandenes befähigt — sich klar entgegenstellen und darüber Betrachtungen machen, diese Ansicht, sage ich, scheint jener Verwunderung Taine's zu Grunde zu liegen, warum die Seele jenes in ihr doch gegenwärtige Abbild nicht für ein solches, nämlich ein Gedankenprodukt, sondern für einen vergangenen Eindruck ansieht. („Il n'y a rien en nous, que l'écho présent d'une impression distante; pourtant, que nous affirmons, ce n'est pas l'écho, c'est l'impression comme distante. Il est une illusion en ce que l'image actuelle . . . est prise non pour une image actuelle, mais pour une sensation passée et qu'ainsi elle paraît autre chose qu'elle n'est." — S. 49.) Eine „hallucination" . . . . eine „illusion, qui aboutit à une connaissance" (S. 16) würde bei Perfektivurteilen nur dann vorliegen, wenn dieselben jenes Andenken selbst und nicht vielmehr den hierdurch vergegenwärtigten Eindruck für vergangen erklärten.

Bei Guyau (S. 53), wo sich nebst anderen mehr geist- als lehrreichen Vergleichungen auch die Spencer'sche Analogie von der Raumperspektive wiederfindet, ist die uns hier vorliegende Frage, auf welche Weise aus der Erinnerungsvorstellung das Zeitbewufstsein hervorgehe, durch die wohl etwas zu beiläufige Bemerkung erledigt: das Zeitbewufstsein („la perspective du temps") entstehe 1. durch die fühlbare geringere Intensität der Erinnerungsvorstellung, 2. durch die Leichtigkeit, mit welcher dieselbe in das Bewufstsein zu treten vermag,

Aus dem Umstande, dafs sich das Perfektum, ebenso wie das Futurum, ähnlich dem heutzutage abstrakten Sinne ursprünglich konkreter Ausdrücke, als blofse Nebenbedeutung einer Verbalform (des Intensivums) von rein qualitativer Urbedeutung vorfindet, indem nämlich das frühzeitige Auftreten eines Intensivums keineswegs als Zeitgefühl für Eindruckskürzen ausgedeutet zu werden braucht, sondern als Bezeichnung der oberwähnten rein qualitativen Eigenschaften momentaner Begebnisse aufgefafst werden kann: aus diesem Umstande, behaupte ich, geht hervor, dafs die zwei wichtigsten Teile der Zeit-„Linie", das Vergangene und Zukünftige, sich dem menschlichen Geiste ursprünglich nicht als benennungsbedürftiges Objektivum (Anschauung, Form, Linie oder Flufs) darstellen, und ferner, dafs die Annahme einer voll ausgebildeten (d. h. mit den Nebenvorstellungen des Zurückgehens, der Unwiederbringlich-

3. durch die Verbundenheit („lien") derselben mit noch älteren Vorstellungen.

Eine vorhergängige Stelle (S. 22 ff.), wo ein Gewahrwerden von qualitativen und graduellen Unterschieden und Ähnlichkeiten am Gegebenen beansprucht wird, woraus sich eine „notion de dualité", weiter der Begriff der Zahl (!) entwickeln und dies alles die „première condition de l'idée de temps" abgeben soll, ist wohl teilweise richtig, enthält jedoch zu weit hergeholte — wohl zu einer ganzen Menge sonstiger Begriffe ebenso notwendige — Dinge, als dafs durch diese Zusammenstellung eine Aufklärung über die speciellen Entstehungsbedingungen des Zeitbegriffes geboten würde.

Das von Fouillée (S. XXXI—XXXII) zu dem fraglichen Behufe des Zeitauffassens beanspruchte „sentiment du changement" (ein unmittelbares Empfinden der in unserer Vorstellungswelt vorgehenden Veränderungen) scheint mir durch eine (wenn auch unbewufst verlaufende) aperception du changement ersetzbar zu sein, d. h. durch einen gedanklichen Vergleichungsprozefs, zu welchem sich die Glieder durch die bekannte Erfahrungsthatsache darbieten, dafs nicht nur das reine Quale einer Empfindung (A), sondern auch deren Grad und Gefühlsbetonung ein Andenken zu hinterlassen vermögen, welches bei Eintritt eines in letzterer Hinsicht anders gearteten Seelenzustaudes (B) seitens der betroffenen Person benützt werden, ihr zum Merkzeichen dienen kann.

keit etc. ausgestatteten) Vergangenheitsvorstellung zur Zeit der Entstehung der ersten Perfektivurteile bei jener Urmenschheit unnötig ist; folglich, dafs Zeitvorstellungen keineswegs angeboren sein müssen, sondern wenigstens können erworben sein, — eine Ansicht, die durch ihre Analogie mit anderwärtigen Vorstellungen im höchsten Grade wahrscheinlich ist, dem Volksglauben an einzig kenntniserzeugende Kraft der Erfahrung gerecht wird, vielen vorkantischen Erörterungen (Augustinus, Locke) bereits unausgesprochen zu Grunde lag und nach Kant in der Herbart'schen Schule ihre berufensten Vertreter fand.

Angesichts der Unmöglichkeit eines direkten Gegenbeweises gegen den Nativismus wird sich der Kampf gegen diese, durch ihre mystische Färbung von vornherein schon verdächtige Weltanschauungsform auf den Nachweis beschränken müssen, dafs ein ursächliches Verständnis des Gegebenen ohne derartige geheimnisvolle Hypothesen ebensogut (manchmal freilich ebensowenig) kann erzielt werden, als mit denselben, folglich, dafs jenes höchst unbequeme Verlassen des sicheren Bodens der Erfahrung, jener Selbstzwang zur Vorstellung eines Unerfafsbaren, wie uns solches diese Hypothese zumutet, zwecklos und überflüssig ist. Bezüglich des Zeit-Nativismus und speciell gegenüber der apriorischen Anschauungsform Kants hat diese ebenso vorsichtige, wie radikale Kampfesweise u. a. Bain (S. 561) befürwortet.

Kants Behauptung, die Zeit sei Anschauung und „kein diskursiver, oder wie man ihn nennt, allgemeiner Begriff" (Kr. S. 59 — „idea temporis . . . non est generalis", M. P. S. 100), welch letzteres sie uns erscheint, gründet sich auf folgende Momente: 1. Wo ein Begriff vorliegt, lassen sich stets mehrere, ihm gleichnamige Substrate vorweisen, aus denen er sich abhob. Das Wort „Zeit" hat jedoch nur ein einziges Substrat, insofern nämlich die „verschiedenen Zeiten nur Teile eben derselben Zeit sind. Die Vorstellung, die nur durch einen einzigen Gegenstand gegeben werden kann, ist aber Anschauung" (Kr. ib.). Hierzu noch der Umstand, dafs die Erscheinungen in der Zeit befind-

lich vorgestellt werden und nicht ihr unterstehend, wie Individuales dem Allgemeinen. — Wir antworten: Die Substrate des Begriffs Zeit unterscheiden sich von denen anderer Begriffe nur durch den Umstand, dafs die ersteren nicht gleichnamig sind mit dem ihnen zugehörigen Begriffe (Zeit), was bekanntlich bei letzteren (wo z. B. dieser Tisch und der Tisch im allgemeinen denselben Namen führen) der Fall ist. Als Zeitsubstrate mufs man nämlich all die verschiedenen Bewegungsprozesse (ein Laufen, Rollen, Springen, Gehen, Gleiten, Fliefsen etc.) gelten lassen, aus welchen sich ihre Grundvorstellung, die des Verschwindens und Eintretens, abheben konnte.

Fouillée (S. XVIII), dessen Ausführungen über den begrifflichen und nicht anschaulichen Charakter der Zeitvorstellung wir vollinhaltlich beipflichten, bekämpft dieses Kant'sche Argument mit der auch bei Volkmann vertretenen Annahme, dafs dem Anfänger stets mehrere von einander unabhängige Zeitreihen vorschweben, deren Absätze und Lücken, ähnlich der Ausfüllungsart des blinden Fleckes bei der Raumanschauung, erst später übertüncht werden, wodurch dann die einheitliche Zeitreihe entstand. Der fernere Hinweis (S. XXI), dafs bei dem Begriffe „Zeit" eben der von Kant an obiger Stelle betonte „einzige Gegenstand" desselben fehlt, indem nämlich Zeit kein irgend bemerkbarer Gegenstand sei, berichtigt sich dahin, dafs an bezeichnetem Orte das Wort „Gegenstand" beiläufig mit dem abstrakteren „Vorwurf" gleichbedeutend ist, d. h. kein wirkliches Objekt gemeint ist, — was Kant ja auch anderen Ortes lebhaft betont hat.

Die im obigen Kant-Citate weiter angeführte eigentümliche Vorstellungsweise („in ihr, nicht unter ihr") mufs bezüglich ihres Entstehens erklärt werden und kann all den triftigen Gründen für begriffliche Natur der Zeit kein Gegengewicht bieten. „Es ist nicht berechtigt — sagt Wundt (Log. I, S. 433) —, wenn Kant der Zeitvorstellung die begriffliche Natur abspricht. Der Zeitbegriff unterscheidet sich von anderen Begriffen nur dadurch, dafs er, obgleich zu den allgemeinsten Begriffen gehörend, gleichwohl nicht von abstrakter, sondern von konkreter Natur ist," d. h. seinen Substraten noch sehr ähnlich, von denselben weniger losgelöst ist, als sonstige Begriffe von dem ihrigen (vergl. ib. S. 97 ff.).

2. Kant sagt fortsetzungsweise: „es würde sich der Satz, dafs verschiedene Zeiten nicht zugleich sein können, aus einem allgemeinen Begriff nicht herleiten lassen. Der Satz ist synthetisch und kann aus Begriffen allein nicht entspringen. Er ist also in der Anschauung und Vorstellung der Zeit unmittelbar enthalten" (Kr. S. 59). Dies ist meiner Ansicht nach gleichbedeutend mit der viel lichtvolleren Stelle aus M. P. S. 100: „Quodnam . . . temporum diversorum sit prius, quodnam posterius, nulla ratione per notas aliquas intellectui conceptibiles definiri potest, nisi in circulum vitiosum incurrere velis, et mens illud non discernit, nisi per intuitum singularem." Kant hat

bei „prius" und „posterius" jene der Zeit zu Grunde liegende, allerdings nur durch Vorweisung mitteilbare Thatsache eines Wechselns der Eindrücke (unser Entstehen und Verschwinden) im Auge, ohne sich der seelischen Bearbeitung dieser Thatsache bewufst zu werden, welche in den letztcitierten metaphorischen Benennungen niedergelegt ist, und — nebst dem Umstande, dafs sich den mancherlei evident menschlichen Zuthaten in „Zeit" nur jene einzige objektive Grundthatsache (der Eindruckswechsel) entgegenhalten läfst — eben für begriffliche (und wegen Vorliegens einer Grundthatsache überhaupt: für nicht chimärische) Natur der Zeit beweist.

3. „ . . . . Alle bestimmte Gröfse der Zeit ist nur durch Einschränkungen einer einigen zum Grunde liegenden Zeit möglich. Daher mufs die ursprüngliche Vorstellung Zeit als uneingeschränkt gegeben sein. Wovon aber die Teile selbst und jede Gröfse eines Gegenstandes nur durch Einschränkung bestimmt vorgestellt werden können (vergl. M. P. S. 106: non sicut leges rationis praecipiunt), da mufs die ganze Vorstellung nicht durch Begriffe gegeben sein (denn da gehen die Teilvorstellungen vorher), sondern es mufs ihre unmittelbare Anschauung zum Grunde liegen." (Kr. S. 59. Vergl. M. P. S. 106—107: „nonnisi dato infinito . . . tempore . . . tempus quodlibet definitum limitando est assignabile.") — Wäre die Zeit schon von Haus aus unendlich und die Hinzufügung dieses Prädikats nicht vielmehr eine schwer erkämpfte Kulturerrungenschaft (ähnlich wie jene Fähigkeit, Zeitgröfsen durch Einschränkung einer einzigen zu Grunde liegend gedachten Zeit zu bestimmen, oder die im gewöhnlichen Leben gangbare Meterlänge als einen Meridianteil zu betrachten), so könnte diese ihre Unendlichkeit noch allenfalls für einen Beweis in gewünschter Richtung gelten (vergl. Herbart VI, S. 115, 307), und nach Wundt nicht einmal dann, „weil es eine ‚uneingeschränkte Vorstellung' nicht giebt, und es eben in der Natur des Begriffs liegt, . . . dafs er jeder gegebenen Vorstellung die Forderung beifügt, es müsse von ihr aus zu neuen Vorstellungen übergegangen werden" (Log. I, S. 433).[1])

4. Man verdankt — laut Kant — der Miteinbeziehung von Zeit einen Zuwachs an Kenntnis — wie ein solcher durch blofse Begriffsanalyse niemals, sondern nur durch Anschauung erhältlich ist —, indem sie uns die Lösung der Frage ermöglicht, unter welchen Umständen demselben Subjekte zwei widersprechende Prädikate zukommen könnten. Die Antwort lautet: nacheinander können sie auftreten[2]) (Kr. S. 59

[1]) Die Clarke'sche Bemerkung, Zeit könne kein Begriff („simple idée") sein, weil Begriffe stets auf Endliches gehen, die Zeit hingegen unendlich sei („il n'est pas possible de former une idée du temps, qui aille au delà du fini." — V. Anm. ddd), ist bei ihrer Seichtigkeit dem Kant'schen Einwande keineswegs ebenbürtig.

[2]) Dieser Gedanke liegt der Schopenhauer'schen Stelle zu Grunde: „Man kann die Zeit auch definieren als die Möglichkeit entgegengesetzter Bestimmungen am selben Dinge (III, S. 42)."

u. 60). — Es unterliegt wohl keinem Zweifel, dafs die Person, welche die gestellte Aufgabe durch Austauschung des gegenwärtigen Prädikats B mit non-B zu lösen unternahm, ihr Recht mit in Anschlag zog, das wohl verschwundene, jedoch „in der Vergangenheit existierende, somit nicht ignorable!" B einem eventuellen Vorwurfe entgegenzuhalten, wonach sie nur den zweiten Teil der Aufgabe (Beifügung von non-B) gelöst hätte. Sie mufs folglich so viel Zeitvorstellung jedenfalls erlangt haben, als zum Bewufstsein der Mitveranschlagbarkeit eines Vergangenen erforderlich ist. Dafs nun selbst dieses Minimum kein blofses Anschauungsprodukt sei, geht schon aus der Thatsache hervor, dafs jenes Vergangene hier als existierend genommen, folglich mit einem keineswegs durch Anschauung erlangbaren Prädikate belegt wird.

Derselbe Gedanke Kants erscheint in M. P. S. 102 in der Form: Die Zeit habe Oberherrschaft über das gesamte Denkvermögen, indem dessen Grundprinzip A = A (das Verbot des Widerspruchs) durch Hinzunahme eines Nacheinander umgangen, gleichsam entkräftet werden könne — weshalb es wohl unwahrscheinlich sei, „ut quis unquam temporis conceptum adhuc rationis ope aliunde deducat et explicet". Die behauptete Obergewalt der Zeit ergäbe sich jedoch aus Besagtem nur, wenn ohne Kenntnis jenes Grundprinzips — bei dessen Aufstellung seitens der Philosophen allerdings zeitliche Umstände mit in Rechnung gezogen wurden, d. h. Zeitvorstellung mit im Spiele war — überhaupt kein Denken von statten gehen könnte (vergl. Locke Band I, S. 36 ff.).

5. Zeit ist Anschauung, weil „alle ihre Verhältnisse (aufser der Succession) sich an einer äufseren Anschauung (der Linie) ausdrücken lassen" (Kr. S. 60—61). — Nun ist leider Succession eben das Wesentlichste an der Zeit, und dafs gerade dieses Verhältnis in gefordertem Sinne undarstellbar bleibt, beweist entschieden gegen eine ursprünglich anschauliche Natur der Zeitvorstellung. Lotze (P. 138) und Fouillée (S. XXV) haben vollkommen recht, wenn sie einen ursprünglichen anschaulichen Charakter der Zeit eben deshalb leugnen, weil wir ihn „durch Bilder gewonnen haben, die wir vom Raume entlehnten".

Für angeboren erklärte Kant die Zeitvorstellung nirgends, bestritt vielmehr — wohl nur in M. P. — diese Ansicht, als eine „philosophia pigrorum", noch ganz im Sinne des grofsen Antinativisten Locke. („Conceptus temporis tantummodo lege mentis interna nititur, neque est intuitus quidam connatus, adeoque nonnisi sensuum ope actus ille animi, sua sensa coordinantis, eliciatur. S. 102 . . . . neque aliud hic connatum est, nisi lex animi, secundum quam certa ratione sensa sua e praesentia objecti conjungit." S. 108.) Doch verficht Kant unter Ablehnung aller psychologischer Aufbauversuche eine Theorie (jene vom apriorischen = „fertigen und aller Erfahrung vorhergängigen Dasein", Schopenhauer I, S. 37 u. 558 ff., auch III, S. 71) der Zeit, welche unaufhaltsam zur Angeborenheitslehre hinführt, man müfste denn annehmen, Kant habe gemeint, dafs jene, aller „wirklichen

Erscheinung der Gegenstände vorhergängige Anschauung" (Prol. S. 34) mit Anbeginn des wissenschaftlichen Denkens als eigentlichen Erfahrungverarbeitens auf einmal wie himmlische Erleuchtung in unsere Seele gefahren sei.

Auch der nachkantische Objektivismus, der eines HEGEL, TRENDELENBURG, ULRICI, HORWICZ etc. enthalten nur eine Richtung auf den Nativismus, jedoch keine ausdrückliche Befürwortung desselben, ebenso wie LEIBNIZENS Bemängelung (N. A.: S. 131) der LOCKE'schen Konstruktionsweise. Ausgesprochener Nativismus liegt jedoch in der I. H. FICHTE'schen (übrigens auf KANT beruhenden) Stelle: „Ein raumzeitliches und zugleich bewufstes Wesen kann gar nicht umhin, auch das Bild seiner Raum-Zeitlichkeit stetig vor sich zu haben. Diese Bilder sind unserem Bewufstsein unauflöslich und unwiderstehlich angeheftet." (Psych. 152.) — SPENCERS (§ 208) darwinistisch unterstützter Überbrückungsversuch, die Zeitvorstellung nur für unsere Vorfahren als erworben, bei uns selbst jedoch als teilweise angeboren erscheinen zu lassen, mufs als gescheitert gelten, insofern sich hier als angeboren nichts weiter, als eine gewisse organische Verfassung (nämlich gesteigerte Empfänglichkeit für Unterschiede successiver Berührungsempfindungen oder auch Beweglichkeit der Glieder) angeben liefs — eine sicherlich nützliche Vorbedingung zum Entstehen von Zeit-, sowie gewifs auch von anderwärtigen Vorstellungen, die jedoch selber augenfällig nicht einmal als elementarste Kenntnis eines Zeitlichen (Mitbestandteil einer namenswerten Zeitkenntnis), geschweige denn als eigentliche Zeitvorstellung gelten kann.

Dafs durch die Verfassung unseres von den Ahnen überkommenen Nervensystems eine gewisse nicht überschreitbare Geschwindigkeitsgrenze für auffafsbare Successionen mitbestimmt, also wohl angeboren ist — was an anderer Stelle (§ 339) erwähnt wird —, ist allerdings wahr, jedoch offenbar ebensowenig als ererbtes Stück einer Zeitkenntnis anzusehen.

* * *

Noch mögen einige Schilderungen der Entstehungsweise des Vergangenheitsbegriffs erwähnt werden. Laut WAITZ entspringt das „Nichtmehr" durch ein Erwarten der Fortsetzung einer unterbrochenen angenehmen Empfindungsreihe (S. 584—585), wobei bezüglich der Anwendung des Perfektivprädikats auf tonlose und unangenehm betonte Erscheinungen noch zu bemerken bleibt, dafs solche das fragliche Prädikat nur annehmen, wenn sie unserer Rede einverflochten werden, also aus gewissem Gesichtspunkte interessant, quasi angenehm wurden. — Laut VOLKMANN entsteht der positive Begriff vom Nichtseienden, als einem Vergangenen (der des „Nichtmehr"), durch ein Anstreben der entsprechenden Gedächtnisvorstellung A wider die thatsächliche Empfindung B, behufs Rückerlangung ihres verlorenen Lebhaftigkeitsgrades. „In dem Reflexe, den das Vorstellen des A in und auf sich selbst

erleidet", liege „das Bewufstwerden der Zeit, als einer Qualität des A, d. h. das Vorstellen seines Nichtmehr" (S. 13). Überträgt man die hier den Vorstellungen zugemuteten Verrichtungen auf das vorstellende Subjekt selber, wodurch diese Schilderung freilich an poetischem und Herbart'schem Anfluge, jedoch zu Gunsten ihres Belehrungswertes etwas einbüfst, so ergiebt sich der immerhin wertvolle Grundgedanke: alle Rückerinnerungen erzeugen mehr oder weniger Wünsche nach Wiedererlangung ihres Gegenstandes. („Streben" ist zu viel behauptet, auch schon weil der kontemplative Charakter der Vergangenheitsurteile gewahrt bleiben mufs.) Über die miteinverflochtene Herbart'sche Ansicht von der Intensitätsabstufung s. w. u.

Guyau's Augenmerk war mehr auf das Zustandekommen von Successionsreihen, als auf das des einzelnen Vergangenheitsbegriffs gerichtet. Bezüglich des letzteren findet sich nebst allegorisierenden Vergleichungen — bekanntlich das beliebte Übertünchungsmittel für Lücken in der Erklärung — die etwas absonderliche Äufserung, die Vergangenheit sei ein Stück in uns übergegangenen Raumes („un fragment de l'espace transporté en nous", S. 39), wohl weil sie stets mit räumlichen Nebengedanken ausgestattet ist.

Als pikantes Gegenstück zu den nüchternen Anschauungen der Herbartianer möge hier eine Kundgebung Schellings Platz finden, welcher sich in Verfolgung der Plotin'schen Lehrmeinung von der Zeit als einem Spiegelbilde der Ewigkeit so weit verstiegen hat, dafs er geradezu nach Spuren dieser angeblich überirdischen Herkunft am Körper der Zeit selbst fahndete, — Spuren, welche er (Schelling) in Gestalt der unschuldigen Vergangenheit wähnte entdeckt zu haben. Worin deren Verwandtschaft mit der Ewigkeit bestehen soll, ist aus folgender Stelle ersichtlich: „Die Ewigkeit der Dinge reflektiert sich in der Zeit nur als Negation der Zeit und damit alles Werdens — als Vergangenheit, in der alle Zeit erloschen ist" (Aph. 216). An anderer Stelle wieder heifst es, offenbar wegen der räumlich-metaphorischen Bezeichnungsweise der Vergangenheit in den Sprachen: „Die Vergangenheit ist die als Raum gesetzte Zeit oder das Räumliche in der Zeit und wie die Zukunft nur die (einseitige) Synthese des Bejahenden mit dem Bejahten (? ?): so die Vergangenheit nur die (einseitige) Synthese des Bejahten mit seinem Bejahenden (! !) — die abstrakte oder unlebendige Ewigkeit" (Aph. 217. Vergl. Hegel § 259). Diese angebliche „Räumlichkeit" der Vergangenheit hat übrigens ihren Entdecker keineswegs behindert, anderen Orts (S. 249) wieder die Gegenwart für „das Räumlichste in der Zeit" zu erklären.

Die Prinzipien, die unserer Konstruktion des Vergangenheitsbegriffes zu Grunde liegen, sind nebst jenen des bereits betonten Subjektivismus folgende: „Die Succession im Vorstellen ist nicht eine vorgestellte Succession" (Her-

BART, Lehrb. 174. Ähnlich VI, S. 117—118). „ . . . Der Gegensatz des Gegenwärtigen zum Nichtgegenwärtigen verwandelt sich in den von Empfindung und bloſser Vorstellung, und das Vorstellen, das diesen Gegensatz zu seinem Vorgestellten hat, bringt die Succession zum Bewuſstsein." (VOLKMANN S. 13. Erwähnt auch bei EYFFERTH S. 13.) „Soll es zu einem Zeitvorstellen kommen, so muſs sich das Nichtgegenwärtige aus der negativen zu der positiven Form erheben" (VOLKMANN S. 13). „Das Nichtmehr und das Nochnicht treffen Verschiedenheiten des Vorstellens . . .; alles Zeitbewuſstsein ist als Gefühl ein Bewuſstwerden des Vorstellens." (Ib. S. 17. Bedarf der Ergänzung „und der objektiven Seinsverhältnisse [Sein und Vernichtungen]").

Ähnlich GUYAU (S. 12): Zur Möglichkeit einer Zeitauffassung sei erforderlich: „l'aperception de la représentation d'une présentation," nämlich „que . . . les représentations soient reconnues comme représentations, non comme sensations immédiates." In minder exakter Fassung bereits bei HUME, KANT und STIEDENROTH: „Der Begriff der Zeit . . . entspringt ganz allein von der Art und Weise, in welcher die Eindrücke der Seele erscheinen" (HUME S. 85). „[Tempus] statum concernit, imprimis repraesentativum" (KANT M. P. S. 107). „Die Zeit . . . bestimmt . . . das Verhältnis der Vorstellungen in unserm inneren Zustande" (KR. S. 60). „Die Zeit . . . ist eine Vorstellung, die an der Form des Vorstellens, abgesehen von allem Inhalte, entsteht" (STIEDENROTH S. 260). Ähnliches ist auch in der CONDILLAC'schen Stelle enthalten: „En passant . . . par deux manières d'être, la statue sent qu'elle n'est plus ce qu'elle a été. . . . La connaissance de ce changement lui fait rapporter la première à un moment différent de celui, où elle éprouve la seconde" (I, chap. 2, § 10), wozu zu bemerken ist, daſs die Empfindung eines neuen Eindrucks nur bei voll entwickelter Ich-Vorstellung des Empfindenden ihm als seine „manière d'être" vorkäme, — ferner, daſs

die Übertragung des blofs Erinnerlichen auf einen anderen Zeitpunkt noch keineswegs auf der hier fraglichen primitivsten Entwicklungsstufe vorkommen kann. — Des weiteren gehört hierher: „es ist nötig, dafs die beiden (successiven) Vorstellungen von A und B die durchaus gleichzeitigen Objekte eines beziehenden Wissens sind, welches völlig unteilbar sie in einem einzigen unteilbaren Akte zusammenfafst" (Lotze 154). Ähnlich ist bei Wundt (Log. I, S. 432) die Vorstellung der Succession „eine simultane Anschauung, in welcher sich die Wahrnehmung zweier getrennter Vorstellungen . . . mit dem Bewufstsein eines sie trennenden andersartigen Inhaltes verbindet". Dasselbe praegnant bei Herbart: „es mufs über dem Vorstellen des Zeitlichen die Zeit insofern nicht verfliefsen, wiefern sie soll vorgestellt werden" (Lehrb. 172). Des ferneren behauptet Lotze: den successiven Vorstellungen A und B „bestimmte Plätze (= der einen, als in der Gegenwart, der anderen, als in der Vergangenheit befindlich) anzuweisen, kann die Seele . . . blofs . . . durch irgendwie qualitative Verschiedenheiten ihres Inhaltes angeleitet werden, durch Temporalzeichen, wenn wir so sagen wollen". (Ib. Unser „Mangelgefühl", entsprungen aus der verschiedenartigen Gefühlsbetonung der Vorstellung und der Empfindung, spielt thatsächlich die Rolle eines „Temporalzeichens".) Schliefslich Wundt: „Wesentlich für die Anschauung der Zeit ist . . . einerseits die Verbindung verschiedener getrennter Vorstellungen mittelst der Reproduktion und anderseits das ebenfalls durch Reproduktion vermittelte Bewufstsein ihrer Trennung. In der That lehrt uns die innere Wahrnehmung, dafs das Zeitbewufstsein um so lebendiger wird, je intensiver die Reproduktion thätig ist, und dafs es auf null herabgesetzt sein kann, wenn das Bewufstsein völlig dem unmittelbaren Verlauf der Vorstellungen sich hingiebt." (Log. I, S. 432.)

Die Frage des sittlichen Fortschritts der Menschheit.[1]

Von **Paul Barth**, Leipzig.

Inhalt.

Optimismus des 18. Jahrhunderts in dieser Frage. These Buckles darüber. Ihr erster Teil, dafs die sittlichen Grundsätze unwandelbar seien, ist falsch. Wandelbarkeit dieser Grundsätze in den religiösen und den philosophischen Systemen. Ihre Wandelbarkeit im Rechte und in der Sitte im Sinne stetigen Fortschritts zur Autonomie des mündigen Menschen. Auch der zweite Teil der These, dafs die sittlichen Gefühle sich nicht ändern, ist unhaltbar. Die Sympathie wächst, sowohl die Mitfreude als das Mitleid. Das Gewissen, bei Buckle nicht erwähnt, ist auch ein Gefühl. Es ändert sich in Bezug auf das, worauf es reagiert, wegen der Änderung der sittlichen Grundsätze. Seine Intensität ist abhängig vom Gedeihen und vom Verfallen einer socialen Ordnung, die auf einem bestimmten Wirtschaftssystem und einer bestimmten gemeinsamen Weltanschauung beruht. Die Gegenwart stellt einen absteigenden Ast der Entwicklung dar. Hilfe ist von der Wissenschaft, besonders von der Sociologie zu erwarten.

Wenn wir, an der Neige des 19. Jahrhunderts stehend, durch die freilich sehr äufserliche Analogie der Ziffer geleitet auf die letzten Jahre des 18. Jahrhunderts zurückblicken, so finden wir bei den deutschen und überhaupt bei den europäischen Dichtern und Denkern einen freudigen Optimismus, der sich nur mittelbar auf die Erwartung besserer äufserer Zustände, unmittelbar dagegen auf die Hoffnung einer allgemeinen, alles durchdringenden Veredlung der menschlichen Natur gründet, einer Veredlung, von der die Besserung der äufseren Zustände die unmittelbare Folge sein müfste. Die

[1] Eine erweiterte akademische Antrittsvorlesung.

Jugend durch die Erziehung, die Erwachsenen durch das Ideal Humanität, der Verbindung christlicher Sittlichkeit mit antiker ästhetischer Bildung emporheben zu können, war die allgemeine Zuversicht. KANT ruft aus:[1]) „Hinter der Edukation steckt das grofse Geheimnis der Vollkommenheit der menschlichen Natur. . . . Es ist entzückend sich vorzustellen, dafs die menschliche Natur immer besser durch Erziehung werde entwickelt werden, und dafs man diese in eine Form bringen kann, die der Menschheit angemessen ist. Dies eröffnet uns den Prospekt zu einem künftigen glücklichern Menschengeschlechte." PESTALOZZIS idealer, humaner Junker ARNER „zählte auf nichts weniger, als auf ein Geschlecht, das dem nächsten, von dem es abstammt, so ungleich sein würde, als Tag und Nacht einander ungleich sind".[2])

Die Greuel der französischen Revolution vermochten diesen Optimismus nicht zu entmutigen. Der edle Girondist CONDORCET,[3]) durch die Mächte der Revolution von Ort zu zu Ort gehetzt, in beständiger Todesgefahr schwebend, schrieb auf dieser schrecklichen Flucht wenige Tage vor seinem Selbstmorde, durch den er sich der Guillotine entzog: „[die Menschheit wird eine Stufe erreichen] wo Stumpfsinn und Elend nur Unglücksfälle, nicht der gewohnheitsmäfsige Zustand eines Teils der Gesellschaft sind."

Und SCHILLER folgt durchaus der Stimmung seiner Zeit, wenn er in den „Künstlern" den Menschen, der „an des Jahrhunderts Neige steht", verherrlicht:

> Je schwächer wird des Schicksals blinde Macht,
> Je höher streben seine Triebe,
> Je kleiner wird er selbst, je gröfser seine Liebe.

---

[1]) Über Pädagogik, herausg. von TH. VOGT, Langensalza 1878, § 7.

[2]) Vergl. PESTALOZZIS ausgewählte Werke, herausg. von F. MANN, 4. Aufl., Langensalza 1891, II, S. 187.

[3]) Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain s. l. 1795, S. 312. Zu vergleichen auch, was unmittelbar folgt.

Diese Stimmung war und ist in unserem Jahrhundert nicht mehr die allgemeine. Zunächst sah der Pessimismus Schopenhauers und seiner Anhänger überall Stillstand, wo das 18. Jahrhundert stetigen Fortschritt erblickt hatte. „Die wahre Philosophie der Geschichte," sagt Schopenhauer,[1]) „besteht in der Einsicht, daſs man, bei allen diesen endlosen Veränderungen und ihrem Wirrwarr, doch stets nur dasselbe gleiche und unwandelbare Wesen vor sich hat, welches heute dasselbe treibt, wie gestern und immerdar. . . Dies Identische und unter allem Wechsel Beharrende besteht in den Grundeigenschaften des menschlichen Herzens und Kopfes — vielen schlechten, wenigen guten." Indessen blieb diese Auffassung wohl auf den Kreis der Jünger Schopenhauers beschränkt. Viel allgemeineren Beifall fand eine andere Anschauung vom Wesen des menschlichen Fortschritts, sowohl in ihrer ursprünglichen Form als auch in ihren Entstellungen, die Anschauung Th. Buckles. In seiner berühmten „Geschichte der Civilisation in England[2])" sagt Buckle, daſs es einen zweifachen Fortschritt gebe, einen sittlichen und einen intellektuellen, wovon der erste sich auf unsere Pflichten, der zweite auf unser Wissen beziehe. In der weiteren Ausführung des Gedankens wird der sittliche Fortschritt mit dem Fortschritt der Civilisation identifiziert, die Frage aber bestimmter dahin gestellt, ob dieser von den sittlichen Gefühlen oder von dem Wissen abhänge; wenn das Gefühl das mächtigere Element sei, würde der Fortschritt den Gesetzen des Gefühls folgen; wenn aber das Wissen, dann würde er den Gesetzen des Wissens, d. h. der Entwicklung des Wissens unterworfen sein. Zum sittlichen Gefühle aber werden noch sittliche Grundsätze hinzugefügt, und die Frage wird dahin ent-

[1]) Welt als Wille und Vorstellung II, Kap. 38.

[2]) Deutsch von A. Ruge, 5. Aufl., Leipzig und Heidelberg 1874, I, 1, S. 148 ff.

schieden, dafs beide seit Jahrtausenden unveränderlich dieselben geblieben seien, also nicht die Ursache veränderlicher Erscheinungen, nämlich der sehr verschiedenen sittlichen Zustände der Völker gewesen sein können. Es bleibt somit nur der Fortschritt des Wissens als Ursache sittlicher Veränderungen übrig. Zwei Übel besonders werden hervorgehoben, die das Wissen eingeschränkt habe, die religiöse Unduldsamkeit und der Krieg: beide bringen Leiden, darum sind sie für Buckle unsittlich. Die religiöse Unduldsamkeit nennt er sogar eines der schwärzesten Verbrechen.[1])

Immerhin, so wie Buckle seine These ausgesprochen hat, will sie nicht den Thatsachen ins Gesicht schlagen, sondern sie nur anders als bisher erklären. Früher erklärte man, meint er, jede Veränderung der sittlichen Zustände aus der Veränderung der Gefühle und der Grundsätze, also einer inneren Umwandlung des Menschen, richtig aber sei es, sie aus den Veränderungen des Wissens, also aus seinem Thun oder sogar blofs einem Teile seines Thuns abzuleiten. Dieses gebe, das ist der tiefere Sinn, der hinter seinen Worten steckt, neue Ziele des Lebens und neue dahin führende Wege.

Aber Buckles These ist vielfach stark vergröbert worden und meist in dieser vergröberten, entstellten Form in das grofse Publikum gedrungen. So sagt F. v. Hellwald,[2]) unter dem Einflusse Buckles

[1]) A. a. O. S. 156.

[2]) Kulturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung, 3. Aufl., Stuttgart 1884, II, S. 415. In der letzten Auflage dieses Buches (Leipzig 1896), in der es von mehreren Verfassern „neu bearbeitet" worden ist, sagt allerdings L. Büchner in dem Abschnitt „Die socialen Gesetze" (Bd. I, S. 78): „Damit soll nicht jener Ansicht beigepflichtet werden, welche die intellektuellen Kräfte gegenüber den sogenannten „moralischen" Kräften des Menschen für die Fortentwicklung des Menschengeschlechts von überwiegender Bedeutung hält." Wie sich aber aus den hierauf folgenden Sätzen ergiebt, versteht Büchner unter diesen moralischen sowohl die guten als auch die bösen Kräfte. Ob im Fortschritte der Kultur eine Veränderung des Machtverhältnisses derselben stattfinde, wird weder gefragt noch beantwortet.

aber gewissermafsen das Kind mit dem Bade ausschüttend: „Die menschliche Natur hat sich nicht gebessert, die Sittlichkeit (soll wohl heifsen: Unsittlichkeit) nimmt nur andere Formen an; die Roheit allein schwindet mit wachsendem Kulturschliff. Man schafft heute seine Gegner nicht mehr wie Cäsar Borgia mit Gift und Dolch aus dem Wege, man tötet sie durch die Konkurrenz." Und noch deutlicher erklärt der österreichische Sociologe L. Gumplowicz[1]): „Man vergifst, dafs diese Erfindungen und Entdeckungen einzelner, die immer sich ereigneten, das Wesen der Menschheit nicht ändern, die Menschen nicht bessern. Diese bleiben immer dieselben."

Hierzu kommt die Philosophie Nietzsches, die den starken, den „langen" Willen vor allem betont, nicht den sittlichen Willen, diesen sogar beinahe mit dem schwachen, unzulänglichen Willen identisch setzt; ferner die sogenannte materialistische Geschichtsauffassung, die nur den ökonomischen Trieb der Menschheit für mächtig, jeden anderen für ohnmächtig oder für eine Folge des ökonomischen Begehrens hält. Wenn die Moral somit, wie bei Nietzsche, für einen Irrtum der Vergangenheit gilt, oder ihr, wie von den Marxisten, für die Vergangenheit kein selbständiges Verdienst zugeschrieben wird, so ist es kein Wunder, dafs eine breite Strömung der öffentlichen Meinung und der Litteratur im diametralen Gegensatze zum 18. Jahrhundert dahin geht, sie gering zu schätzen, dafs sogar ein Philosoph und Psycholog, H. Münsterberg,[2]) erklärt: „Wir wollen nicht tugendhaft, sondern tüchtig sein, ja die Tugendseligkeit der urgrofsväterlichen Generation berührt uns geradezu fremdartig."

Auf die Meinungen, die den Wert der Sittlichkeit herabsetzen, will ich hier nicht eingehen. Ich will nur die Lehre Buckles von der Unwirklichkeit des eigentlich moralischen Fortschritts näher beleuchten. Wenn sie sich als unhaltbar erweist, so sind auch alle Behauptungen über den vermeintlichen Unwert der Moral für das Leben widerlegt.

Buckles These zerfällt in zwei Teile. Der erste Teil behauptet, die sittlichen Grundsätze seien im ganzen Verlaufe der Geschichte unverändert gleich geblieben; der zweite behauptet dasselbe von den sittlichen Gefühlen. Fassen wir zunächst den ersten Teil ins Auge.

Als besonders beweiskräftig citiert Buckle[3]) einen Satz des schottischen Philosophen Mackintosh: „In der

[1]) Der Rassenkampf, Innsbruck 1883, S. 348.
[2]) Der Ursprung der Sittlichkeit, Freiburg i. B. 1889, S. 111.
[3]) A. a. O. S. 154.

Moral giebt es keine Entdeckungen. . . . Mehr als 3000 Jahre sind verflossen, seit der Pentateuch geschrieben wurde. Und wer kann sagen, dafs seit jener fernen Zeit die Regel des Lebens sich in einer wesentlichen Hinsicht verändert habe?" Aber gerade dieser Satz enthält einen Irrtum. Seit dem Pentateuch hat sich die Regel des Lebens allerdings verändert. Das Christentum hat neue Regeln eingeführt. Im Pentateuch ist „der Nächste" nur der jüdische Volksgenosse,[1]) im Neuen Testamente jeder Mensch. Im Pentateuch gilt das strenge Recht der Vergeltung: Auge um Auge, Zahn um Zahn, das Christentum sagt: „Liebet eure Feinde!" Aber auch im Christentum selbst verändern sich die Grundsätze. Der Katholizismus des Mittelalters gründet die Rechtfertigung vor Gott auf die guten Werke, der Protestantismus auf den Glauben, die Gesinnung.

Und nicht minder wandelbar als in den Religionen sind die sittlichen Grundsätze in den philosophischen Systemen, sowohl die allgemeineren als diejenigen, die auf das Einzelne gehen.

Plato und Aristoteles rechtfertigen die Sklaverei als in dem Wesen gewisser Völker, die zum Gehorchen bestimmt seien, durch die Natur begründet; die Stoiker verwerfen sie, da alle Menschen als Teilhaber an der göttlichen Vernunft gleich seien. Die Stoiker hinwiederum gebieten dem Weisen, am Staatsleben sich zu beteiligen, die Epikureer warnen davor als vor einem nur bisweilen notwendigen Übel, die Philosophie der Kirchenväter, selbst noch des H. Augustinus, betrachtet den Staat und die Teilnahme am Staatsleben als eine Sünde.[2]) Nach Hobbes[3]) ist die Auflehnung eines Volkes gegen seine Regierung unter allen Umständen unsittlich,[3]) nach Locke[4]) ist der Widerstand,

[1]) Vergl. B. Stade, Geschichte des Volkes Israel, I, Berlin 1887, S. 510.

[2]) Vergl. H. von Eicken, Geschichte und System der mittelalterlichen Weltanschauung, Stuttgart 1887, besonders S. 109 ff. und S. 144.

[3]) Vergl. Elem. phil. De cive, Kap. XII, § 1: *Iniquae* sunt illae quamquam quotidianae voces: *Regem esse qui recte facit.* Et *regibus non esse obtemperandum nisi justa praeceperint* et aliae similes. Auch § 2.

[4]) Vergl. An essay concerning the true original, extent and end *of civil government*, § 232 ff., wo Locke Barclays Ansicht, es sei blofs Widerstand with reverence erlaubt, lächerlich macht.

der aktive wie der passive, unter gewissen Umständen erlaubt, nach Rousseau[1]) in vielen Fällen eine heilige Pflicht. Nach den Epikureern und nach La Mettrie ist es sittlich, seinen durch vernünftige Einsicht geleiteten Neigungen zu folgen, nach Kant unsittlich. Das Mitleid ist nach Spinoza[2]) ein Fehler, nach Mandeville[3]) und nach Nietzsche eine Schwäche, nach Kant indifferent oder unsittlich, nach Schopenhauer die Grundlage aller Tugenden.

Die von Buckle behauptete Unveränderlichkeit der sittlichen Grundsätze ist also selbst da nicht vorhanden, wo man sie am ehesten erwarten sollte, in den religiösen und den philosophischen Systemen, die nach der reinen, zeitlosen und darum keinem Wandel unterworfenen Wahrheit streben.

Indessen gegen sie könnte man einwenden, dafs sie nicht zum eigentlichen Leben gehören, dafs sie vielmehr konstruierte Ideale seien, die in den Büchern oder den Köpfen ihrer Anhänger eine theoretische Existenz führen, ohne das reale Leben zu durchdringen, und dafs sie darum dem Wandel ebenso wie andere willkürliche Gebilde des menschlichen Geistes, z. B. die Kleidermoden, unterliegen. Dieser Einwand ist unzutreffend. Denn auch die sittlichen Ideen der Religionen und der philosophischen Systeme haben Beziehungen zum Leben, sie wirken mächtig ein auf das Thun und Lassen ihrer Anhänger. Aber es sei zugegeben, dafs mächtiger noch als die philosophischen und religiösen Grundsätze diejenigen wirken, welche sich im Rechte und in der Sitte ausprägen. Denn die letzteren haben zu ihrer Durchführung den Zwang für sich, das Recht den Zwang der Staatsgewalt, die Sitte den Zwang, durch den die Geselligkeit ihre Normen durchsetzt, indem sie ihre Verletzung durch Strafen ahndet. Es wird sich

[1]) Contrat social, Buch III, Kap. 16.

[2]) Vergl. Ethica, Pars IV, Propos. 50.

[3]) An enquiry into the origin of moral virtue, S. 27 (enthalten in der 9. Ausgabe der Bienenfabel, Edinburgh 1755) „Pity, tho' it is the most gentle and the least mischievous of all our passions, is yet as much a *frailty* of our nature, as anger, pride or fear."

also darum handeln, ob auch diese Grundsätze des Rechts und der Sitte unwandelbar seien oder ob sie vielmehr eine Veränderung und zwar einen Fortschritt in einer bestimmten Richtung erkennen lassen.

Aber freilich um von Fortschritt überhaupt sprechen zu können, müssen wir ein den verschiedenen Grundsätzen gemeinsames Moment haben, welches fortschreitet, welches in ihnen allen in wachsendem Grade vorhanden ist und also einen gemeinsamen Maſsstab abgeben kann.

Wollten wir nun diesen Maſsstab aus den Zwecken nehmen, die dem sittlichen Leben gesetzt werden, so fänden wir keinen, der von allen Moralphilosophen anerkannt würde. Denn dem einen ist die Lust, dem andern die Glückseligkeit, noch anderen die Tugend oder das Wissen der höchste Zweck, das höchste Gut. Aber in einer Beziehung sind glücklicherweise alle Ethiker einig, nämlich über die Art und Weise, wie eine sittliche Handlung geschehen soll, daſs sie desto höheren sittlichen Wert habe, je mehr sie hervorgehe aus dem innersten Wesen, der innersten Gesinnung des freien Menschen. Die „Autonomie“ des sittlichen Menschen hat Kant als wesentliche Bedingung für jede sittliche Handlung festgestellt und der Heteronomie, d. h. dem bloſsen Gehorsam gegen ein von auſsen kommendes Gebot, scharf entgegengesetzt. Und ohne Ausnahme wohl stimmen die Ethiker in der Hochschätzung der Autonomie als des Nervs der Sittlichkeit mit Kant überein. Auch die Utilitarier, die weniger auf die Beweggründe der Handlungen als auf ihren Wert für das letzte Ziel, das möglichst groſse Glück einer möglichst groſsen Zahl, sehen, auch diese müssen schlieſslich die Autonomie der Heteronomie vorziehen.[1])

[1]) Vergl. H. Sidgwick, The Methods of Ethics, 4. ed., London 1890, S. 227: Virtue is distinguished by us from other excellences by the characteristic of *voluntariness*. S. 423: Qualities, that are in the strictest sense of the term, Virtuous, are always such as we conceive capable of being immediately realized by *voluntary* effort, at least to some extent.

Denn eine sittliche Handlung, die aus innerster Gesinnung hervorgeht, trägt eine stärkere Tendenz zur Wiederholung in sich, als eine solche, die nur von einer äufseren, fremden Macht hervorgerufen wurde.[1]) Ferner müssen die Utilitarier zugeben, dafs das Glück der Einzelnen zum grofsen Teile seine Bedingungen und seine Schranken findet in der Ordnung der Gesellschaft. Die beste und dauerhafteste Ordnung aber wird zweifellos diejenige Gesellschaft haben, in der alle mündigen, erwachsenen Menschen aus freiem sittlichen Willen das Richtige thun. Denn durch gemeinsamen guten Willen wird sie jeden etwaigen Zwiespalt friedlich überwinden, und durch denselben guten Willen aller wird sie neue Anpassungen, die sich etwa durch neue Lagen nötig machen, leicht, ohne Störung ihrer Ordnung, zu finden vermögen.

Man wird einwenden, dafs eine solche Gesellschaft, die nur durch die autonome Sittlichkeit aller ihrer mündigen Mitglieder, ohne jeden äufseren Zwang sich regulierte, ein bisher unerreichtes und — der menschlichen Schwäche wegen — ewig unerreichbares Ideal darstelle. Dies zugegeben, wird damit ihre Brauchbarkeit als Mafsstab keineswegs aufgehoben. Auch das vollkommene Wissen der Vergangenheit und die vollkommene Voraussicht der Zukunft — in der Weise etwa, wie Laplace beides auf Grund einer sogenannten Weltformel für möglich hielt — ist ganz

[1]) So sagt Sidgwick (a. a. O. S. 425): „In the first place we must carefully distinguish between the recognition of goodness in *dispositions* and the recognition of rightness in conduct.“ Und die dispositions, deren Gesamtheit doch das ausmacht, was wir Gesinnung nennen, werden dann als wichtiger denn einzelne Handlungen und deren „felicific consequences“ anerkannt. Auch der Utilitarier wird nach Sidgwick solche felicific consequences nicht erkaufen wollen mit „the moral deterioration of the person, whose conscientious convictions were overborne by other motives“ (S. 427). Und S. 429 heifst es: „It is perhaps this *disposition* (far above the average in its general tendency to promote happiness), that we admire rather than the particular act.

gewifs eine Unmöglichkeit.[1]) Denn die Kausalität des menschlichen Willens, die in jener Weltformel eingeschlossen sein müfste, ist so sehr zusammengesetzt und zugleich so variabel, dafs zur mathematischen Fixierung aller ihrer Faktoren wohl ein übermenschlicher Geist notwendig wäre; aufserdem würde durch die Kenntnis der „Weltformel" und die daraus folgende Voraussicht der Zukunft die Kausalität des Willens des Entdeckers sofort eine andere, so dafs die Formel in demselben Augenblick, wo sie gefunden wäre, auf den Finder wenigstens unanwendbar würde, also keine Weltformel mehr wäre. Dennoch bleibt es ein regulatives Ideal unseres Denkens, jedes Ereignis nicht blofs aus den nächsten, sondern aus allen, auch den letzten Ursachen abzuleiten, nicht blofs die wirkenden Prinzipien qualitativ zu kennen, sondern auch ihren Anteil an jedem Ereignisse quantitativ zu bestimmen. Und in demselben Sinne ist die Autonomie, die Selbständigkeit des mündigen Menschen, ein regulatives Ideal des sittlichen Lebens. Eine Gesellschaft wird desto vollkommener sein, je mehr sie diese Selbständigkeit, ohne ihre Existenz zu gefährden, durchgeführt hat, je mehr sie also auf den guten Willen ihrer Mitglieder, das einzige schlechthin Gute, das es nach Kant giebt, gegründet ist.

Um nun zu erkennen, ob jene Autonomie der Einzelnen gewachsen ist, müssen wir eine längere historische Entwicklungsreihe überblicken. Wir brauchen uns dabei nicht innerhalb eines einzigen Volkes zu halten, denn sittliche Prinzipien sind als Ideen nicht so an den Raum und die Zeit gebunden, wie physisches Leben, sie können von einem untergehenden Volke zu einem aufstrebenden übergehen, sie bilden darum nicht blofs innerhalb eines Volkes, sondern innerhalb eines Kulturkreises ein Kontinuum. —

[1]) Vergl. W. Wundt, Ethik, 2. Aufl., Leipzig 1892, S. 465.

Wenn ich mich nun auf den abendländischen Kulturkreis, der die Völker Süd-, Mittel- und Westeuropas umfaſst, beschränke, so will ich nicht von den Urzuständen jener Völker ausgehen, zumal diese auch nur durch Hypothese und Analogie uns bekannt sind. Von der gesamten vorgeschichtlichen Zeit, d. h. derjenigen, die, der Schrift noch entbehrend, nicht durch schriftliche Denkmäler der Nachwelt von sich Kunde giebt, ist nur die letzte Epoche uns genauer bekannt. Sie klingt durch Sagen und Lieder in die eigentlich geschichtliche Zeit hinüber. Es ist die Zeit der nach Geschlechtern organisierten Gesellschaft, der sogenannten Gentilverfassung. Die Gesellschaft ist in dieser Epoche noch ganz ein Werk der Natur, sie wird zusammengehalten durch die rein natürlichen Bande der Blutsverwandtschaft. Mehrere Familien, die blutsverwandt sind oder zu sein glauben, bilden ein Geschlecht (γένος, Gens, Sippe), mehrere Geschlechter einen Stamm, mehrere Stämme ein Volk. Die Weltanschauung dieser Epoche ist der naturalistische Polytheismus, d. h. die Verehrung der personifizierten Naturmächte, an die sich eine bunte, ihre Schicksale in menschlicher Weise ausmalende Mythologie anknüpft. Für das Leben aber ist noch wichtiger als diese Religion der Kultus des gemeinsamen Ahnen des Geschlechts, der neben dem gemeinsamen Grundbesitz des Geschlechts ein festes Band der Einheit desselben und der Einigkeit aller seiner Mitglieder bildet.

Es scheint nun, als ob schon hier, vor dem Anfange der eigentlichen Geschichte, eine ideale Art und Weise des menschlichen Zusammenlebens erreicht wäre, die man sonst geneigt ist erst als letztes Ergebnis einer langen geschichtlichen Entwicklung zu erwarten. Es scheint, als ob in der gentilen Gesellschaft eine gewisse ideale Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit verwirklicht wäre. In der Zeit z. B., die in den homerischen Gedichten geschildert

ist, scheint allgemeine Freiheit zu herrschen, da der Mensch nicht abstrakten, von aufsen an ihn herantretenden Geboten, sondern seinen natürlichen Trieben folgt. Nicht minder allgemeine Gleichheit. Denn die Sklaverei hat geringe Bedeutung und hebt den freundschaftlichen Verkehr zwischen dem Herrn und dem Sklaven nicht auf,[1]) die Freien aber sind dem Könige gegenüber nicht zu blindem Gehorsam verpflichtet, sondern haben in ihrer Versammlung über alle Unternehmungen des Königs mitzuberaten und zu entscheiden.[2]) Und die Brüderlichkeit fehlt wenigstens nicht innerhalb des Geschlechts. Was einen Geschlechtsgenossen schädigt, geht alle an, wird von allen abgewehrt oder gerächt.

Und dennoch, bei aller dieser Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit giebt es keine Autonomie des Einzelnen, einfach deshalb, weil der Einzelne als solcher noch nicht existiert. Er hat sich noch nicht losgelöst von der gemeinsamen Lebens- und Weltanschauung des Stammes und des Volkes, von den gemeinsamen Interessen des Geschlechts, von dem instinktiven, nicht auf Reflexion beruhenden Gehorsam gegen die Alten, so dafs es einen Gegensatz zwischen dem Einzelwillen und dem Gesamtwillen noch nicht giebt. Da auf diesem Gegensatze später die „Schuld" des Einzelnen beruht, so giebt es in der homerischen Zeit — wenigstens in den Beziehungen der Menschen zu einander, nicht zu den Göttern — auch keine Schuld, sondern nur Unglück, Verirrung. Wer einen Mord begeht, mufs vor der Rache der Blutsverwandten des Ermordeten fliehen, wird aber in

[1]) So verkehrt Odysseus freundschaftlich mit Eumäos, lebt Laertes auf dem Lande, selbst den Garten behackend wie seine Knechte und Mägde, Nausikaa spielt Ball mit ihren Dienerinnen.

[2]) Vergl. E. A. Freeman, Comparative Politics, London 1873, S. 145: „He (the king of heroic Greece) can rule only by the help of his Council of Elders and with the good will of the general Assembly of his whole folk."

der Fremde freundlich aufgenommen[1]) und in ein Geschlecht adoptiert, selbst wenn er bekennt, ein Meuchelmörder zu sein.[2])

K. Lehrs[3]) hat mit Recht darauf hingewiesen, wie Helena in der Odyssee nach ihrem Ehebruch, nach ihrer Rückkehr aus Troja unverminderter Ehre geniefst, wie nirgends in der Ilias und in der Odyssee gegen sie ein Vorwurf erhoben wird, während die späteren Dichter, je weiter vom homerischen Zeitalter entfernt, desto heftiger sie und ihren Fehltritt verwünschen und immer schwerere Strafen erleiden lassen. Und von der Orestes-Sage ist bei Homer nur die erste, nicht aber die zweite Hälfte vorhanden. Orestes hat seine Mutter ermordet, um seines Vaters Ermordung zu rächen, aber er wird nicht von den Erinnyen oder einer von ihnen verfolgt.[4]) Damit stimmt der oft wiederkehrende Gedanke, dafs der Mensch von der Göttin Ate verleitet wird, also nicht aus eigenem Willen, sondern infolge einer unheilvollen höheren Macht sündigt.[5]) Ein so freiwillig, so bewufst durchgekämpfter Konflikt wie derjenige der Antigone wäre bei Homer unmöglich.

Aber es endet zu einer gewissen Zeit die natürliche Verfassung der Gesellschaft. Überall, im Orient wie im Occident, folgt auf die Gentilverfassung die Epoche der Gesetzgebung, die den natürlichen Zusammenhang aufhebt und einen neuen, künstlichen an seine Stelle setzt. Es werden nun bei den klassischen Völkern Stände unterschieden nach der Höhe des Vermögens und der Leistungen für den Staat. Mit der Gleichheit aber hört auch die allgemeine Mündigkeit auf. Die Frauen werden zeitlebens dem Schutze eines Mannes unterworfen, sie sind keines Rechtsgeschäftes fähig; der Sklave hat nicht einmal die Bedeutung eines lebenden Wesens, sondern ist, in Rom wenigstens, ein

---

[1]) So nimmt Telemach (Odyssee, 15. Buch, V. 224 ff.) den wegen eines Mordes verfolgten Theoklymenos sehr freundlich auf.

[2]) Im 13. Buche der Odyssee, V. 256 ff., scheut sich Odysseus nicht, sich vor der ihm als Jüngling erscheinenden Athene als flüchtigen Meuchelmörder des Orsilochos, Sohnes des Idomeneus, auszugeben.

[3]) Populäre Aufsätze a. d. Altertum, 2. Aufl., Leipzig 1875, S. 9 ff.

[4]) Vergl. Odyssee, III, V. 306 ff.

[5]) Vergl. K. F. v. Nägelsbach, Homerische Theologie, 3. Aufl., herausg. von G. Autenrieth, Nürnberg 1884, S. 290 ff.

instrumentum vocale, also wie jedes andere Instrument, eine Sache. Die Rechte der Staatsbürger sind abgestuft nach ihren Leistungen, so dass die Niederen den Vorrechten der Höheren unterworfen sind, also auch im Staatsleben Heteronomie herrscht. Wenn auch bei den Griechen die Sklaven milder behandelt werden, im grofsen und ganzen zerfällt auch bei ihnen die Gesellschaft in Mündige und Unmündige, wobei aber die Unmündigen keineswegs mit den Kindern identisch sind, sondern den gröfseren Teil der Erwachsenen darstellen. Die Gesellschaft als Ganzes konnte dabei sehr wohl gedeihen, solange den Vorrechten der Herren, der Mündigen, auch Vorpflichten entsprachen. Wenn aber die Autonomie der Persönlichkeit ein sittliches Ideal ist, so war die Blütezeit der klassischen Völker davon weit entfernt, wie auch ihre Demokratie zum gröfsten Teile nur Schein ist, in Wirklichkeit die Herren, die Aristokraten nicht blofs de facto, sondern meist auch de jure immer die Zügel in der Hand behielten.[1])

Es ist nun eine eigentümliche Erscheinung, dafs gerade die Zeit des Niederganges des antiken Staatslebens an

[1]) In Athen, dem Musterstaate der Demokratie, bestand die volle Demokratie staatsrechtlich erst seit dem Sturze des Areopags (460 v. Chr.). Und auch in ihr regierte nicht die Volksversammlung, sondern der Rat, in dem naturgemäfs nur die für Staatsgeschäfte Zeit Habenden, also Vornehme oder mindestens Wohlhabende safsen, der über jede Angelegenheit einen Vorbeschlufs (*προβεύλευμα*) fafste und diesen dem Volke vorlegte. Sehr konservativ wirkte auch die *γραφὴ παρανόμων*, die jedem Antragsteller drohte, wenn ihm nachgewiesen wurde, dafs sein Antrag gegen die Verfassung war. Vergl. H. S. Maine, die volkstümliche Regierung, deutsche Ausgabe, Berlin 1887, S. 27: „Die kurze athenische Demokratie, unter deren Schutz Kunst, Wissenschaft und Philosophie so wunderbar emporschossen, war nur eine Aristokratie, die sich auf den Trümmern einer viel engeren [Aristokratie] erhob." In Rom regierte nach aufsen wie im Innern bis zur Zeit der Gracchen nicht das Volk, sondern der Senat. Und selbst bei den Wahlen gehorchte es immer der Autorität der Vornehmen. Vergl. C. Neumann, Geschichte Roms während des Verfalles der Replublik, herausg. von E. Gothein, Breslau 1881, S. 22 ff.

socialen Neubildungen fruchtbar war; ein Zeichen, dafs die Geschichte nicht stillsteht, dafs sie hier ein Gewebe auflöst, gleichzeitig aber dort ein neues anfängt.[1]) In der römischen Kaiserzeit erst wird die Unmündigkeit des Individuums eingeschränkt. In der Politik, im Staatsrechte zwar ist das Individuum nichts gegen den Willen des Alleinherrschers, aber im Privatrechte dringen allmählich die bisher Unterdrückten zur Autonomie vor. Und zwar war es zum Teil politische Erwägung der Kaiser, zum Teil aber das ideale Prinzip der Juristen, die aequitas, also ein sittlicher Grundsatz, was die Änderungen des alten jus strictum herbeiführte.

Augustus befreite die Witwen, die mehrere Kinder hatten, von der tutela,[2]) Claudius unterdrückte die Vormundschaft der männlichen Verwandten, so dafs die Frauen, die eines Vormundes bedurften, ihn frei wählten, Theodosius befreite alle nicht verheirateten Frauen, gleichviel ob Witwen oder unvermählt geblieben, von der Vormundschaft. Das Recht der Kinder wurde ebenfalls gegen die früher absolute Willkür des Vaters geschützt. Caracalla verbot den Vätern, Kinder als Sklaven zu verkaufen, und den Gläubigern, sie als Pfand anzunehmen.[3])

Auch der Sklave erlangte immer mehr Menschenrechte. Nero schon gab Polizeigesetze, die der Unmenschlichkeit der Herren Schranken setzten.[4]) Antoninus Pius gab den gemifshandelten Sklaven das Recht zur Flucht zu den Altären der Kaiser, die zur Folge hatte, dafs sie an einen anderen Herrn verkauft werden mufsten. Im 3. Jahrhundert wurde verboten, die Sklavenfamilien durch Verkauf zu trennen.[5]) Zu derselben Zeit erhielten die Staatssklaven das Recht, über die Hälfte ihres Vermögens zu testieren. Und endlich im 4. Jahrhundert erlangten

[1]) „Wenn man die Geschichte des römischen Kaiserreichs auf die *socialen* Veränderungen ansieht, die in ihr vorgehen, so vergilt sie einigermafsen die Mifsempfindung, die wir von der Schule her gewohnt sind, mit ihrer politischen Betrachtung zu verbinden." (K. Rodbertus in den Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik, IV, 1865, S. 341.)

[2]) Vergl. P. Gide, Étude sur la condition privée de la femme, Paris 1867, S. 157 ff.

[3]) H. Wallon, histoire de l'esclavage dans antiquité, 2. ed. III, Paris 1879, S. 49.

[4]) Wallon, a. a. O. S. 56. Die Lex Petronia aus der Zeit Neros verbot, Sklaven zum Tierkampfe auszuleihen, Hadrian verbot, sie zum Gladiatorenkampfe, Marc Aurel zum Tierkampfe zu verkaufen (Wallon, a. a. O. S. 57).

[5]) Wallon, a. a. O. S. 52.

alle Sklaven die Befugnis, in gewissen Fällen gegen ihren Herrn zu klagen, wenn auch nicht direkt, so doch durch einen Rechtsbeistand.[1])

Das Christentum hat, als es zur Macht gelangt war, keine neue Tendenz hinzugebracht, sondern nur die vorgefundene weiter geführt.[2]) Die alte Kirche ignorierte die Sklaverei, sie betrachtete die Menschen im christlichen Gemeindeleben als gleich, wollte sich aber nicht in die weltlichen Angelegenheiten mischen. Constantin jedoch setzte die Ermordung eines Sklaven jedem anderen Morde gleich, nachdem schon Hadrianus sie bestraft und Septimius Severus die Mifshandlung von Sklaven mit Ehrlosigkeit geahndet hatte.[3]) Justinian machte auch formell den Sklaven zur rechtsfähigen Person, indem er ihm persönlich vor Gericht zu erscheinen erlaubte.[4])

Als das weströmische Reich unterging, waren für die Gesellschaft zwei wichtige Änderungen vollzogen. Frauen und Sklaven waren als mündige Menschen anerkannt. Und zwar dauerte diese Anerkennung auch im byzantinischen Reiche fort.[5])

In Westeuropa ging nun freilich zunächst mit der antiken Kultur auch das Prinzip der Mündigkeit der Frauen und Sklaven unter. Bei den Germanen, die nun ganz Westeuropa besetzten, war die Frau, streng genommen, nicht rechtsfähig, weil sie nicht waffenfähig war, sie mufste, wenn sie unvermählt war, einen Stellvertreter haben, wenn sie vermählt war, war sie in der Gewalt (Munt) des Mannes. Aber die unverheirateten Frauen erlangen auch bei den Völkern des Mittelalters allmählich gröfsere Selbständigkeit. In manchen Teilen Deutschlands z. B. ist am Ende des Mittelalters die Tutel über Frauen ganz verschwunden,[6]) in anderen ist es ihnen erlaubt, ihren Tutor zu wählen. In dieser Form erhielt sie sich in manchen Gebieten, wie in den Hansastädten, bis zur Gegenwart;[7]) erst das bürger-

[1]) Wallon, a. a. O. S. 393.

[2]) Vergl. F. Overbeck, Studien zur Geschichte der alten Kirche, I, Schlofs-Chemnitz 1875, bes. S. 171 ff. und S. 177.

[3]) Overbeck, a. a. O. S. 170 u. 171.

[4]) Wallon, a. a. O. S. 393.

[5]) Wallon S. 426 ff., Gide S. 218 ff.

[6]) Gide, a. a. O. S. 313.

[7]) Gide, a. a. O. S. 317.

liche Gesetzbuch machte ihr auch dort ein Ende; dasselbe Gesetzbuch stellt auch die Ehefrau dem Ehemanne rechtlich fast gleich.[1])

Schlimmer als die Rechtsbeschränkung der Frauen war in den neuen germanischen Staaten die Lage der Sklaven.[2]) Sie war nicht besser als im republikanischen Rom, das Recht jener Staaten behandelt sie wie Haustiere. Aber die christliche Religion und die Kirche sorgen dafür, dafs die höhere Schätzung des Menschen, die am Ende der alten Welt errungen war, nicht ganz verloren gehe, sie sind es ja überhaupt, die die Kontinuität der alten mit der neu entstehenden Welt herstellen. Das Konzil von Agde (im Jahre 506 n. Chr.) verbot und bestrafte wenigstens die Tötung des Sklaven durch den Herrn im fränkischen Reiche.[3]) Ähnliche Beschränkungen der Willkür fanden später in den übrigen Reichen statt, auch setzte die Kirche die Anerkennung ihres Asylrechtes durch.[4]) Es vollzog

[1]) Vergl. H. Jastrow, Das Recht der Frau nach dem bürgerlichen Gesetzbuch, Berlin 1897, S. 4: „Eine Frau hat ganz dieselbe Fähigkeit und Befugnis, Rechte zu erwerben, zu besitzen und auszuüben, wie ein Mann. Das Geschlecht begründet hierin keinen Unterschied. Diese Sätze beherrschen das bürgerliche Gesetzbuch, ohne dafs sie in demselben irgendwo ausgesprochen wären. . . . . Für die verheiratete Frau giebt es einzelne Ausnahmen von ihrer Geschäftsfähigkeit. Für die unverheiratete Frau giebt es innerhalb des bürgerlichen Gesetzbuches gar keine Ausnahme.“ S. 23/24: „Wenn der Mann die Zustimmung zur Übernahme der Thätigkeit (zu der sich die Frau durch einen Vertrag verpflichtet hat) verweigert, so kann die Frau von vornherein beim Vormundschaftsgericht den Antrag auf Erteilung dieser Zustimmung stellen.“ S. 79: „Der Inhalt des Ehevertrages hängt vom freien Belieben der Braut- oder Eheleute ab. Sie sind dabei durchaus nicht auf das Vermögen der Frau beschränkt. Auch das Vermögen des Mannes kann den Gegenstand der Regelung bilden.“

[2]) Vergl. A. Rivière, L'église et l'esclavage, Paris 1864, S. 300 ff.

[3]) Rivière, a. a. O. S. 304. Vergl. Lex Salica, ed. J. Merkel, Berlin 1850, XXXV.

[4]) Vergl. L. v. Bar, Geschichte des deutschen Strafrechts, Berlin 1882, S. 80 ff. und R. Schröder, Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte, Leipzig 1889, S. 212 ff.

sich nun allmählich die Umwandlung des Sklaven in den Hörigen, der, an die Scholle gebunden, dem Herrn entweder Fronarbeit oder Naturalabgaben schuldete. Im Rechte des späteren Mittelalters ist der Hörige dem Herrn verpflichtet, er entbehrt des Rechtes der Freizügigkeit, aber in mancher Hinsicht ist auch der Herr ihm verpflichtet, sein Leben gilt ebensoviel wie das des Freien.[1])

Im 16. und 17. Jahrhundert ist in Deutschland vielfach eine Verschlechterung des Rechtes der Hörigen eingetreten,[2]) mehr nach Willkür als nach neuen Prinzipien. Aber am Ende des vorigen und am Anfang dieses Jahrhunderts ist überall die Aufhebung der Hörigkeit und damit das Prinzip der Mündigkeit der Bauern durchgedrungen.

Aus diesem Überblicke geht hervor, dafs in dem westeuropäischen Kulturkreise eine beständige Ausdehnung der Mündigkeit auf immer mehr Personen stattgefunden hat, dafs also im geltenden Rechte die sittliche Forderung der Autonomie der Persönlichkeit eine immer gröfsere Ausdehnung erreicht hat. Aber nicht blofs extensiv, auch intensiv ist im Rechte die Autonomie gewachsen. Die Macht der Persönlichkeit beruht auf dem Umfange der Güter und Handlungen, die in ihrer Gewalt sind. Und dieser Umfang ist in dem von uns betrachteten Kulturkreise beständig erweitert worden. Das Altertum schützte das Leben,[3]) das Eigentum und die persönliche Freiheit der Staatsbürger, es liefs in seiner Blütezeit die Gewissensfreiheit nicht immer unangetastet, und es hat in der Zeit

[1]) Vergl. R. Schröder, a. a. O. S. 437 ff. — L. v. Bar, a. a. O. S. 95.

[2]) Für Frankreich vergl. A. Du Boys, histoire du droit criminel des peuples modernes, II, Paris 1858, S. 225: „L'offense faite aux hommes du seigneur remonte au seigneur lui-même." Bemerkenswert ist auch ebenda S. 230: „On peut remarquer, que les mêmes peines ignominieuses s'appliquaient alors aux gentilshommes et aux vilains."

[3]) Es strafte aber erst dann, wenn ein Ankläger auftrat, es schätzte also verlorenes Leben nur dann, wenn ein Überlebender es schätzte, nicht so prinzipiell, wie es jetzt geschätzt wird.

des Niederganges ihr grofse Hindernisse in den Weg gelegt. Das Mittelalter schützte Leben, Eigentum und persönliche Freiheit (letztere mit den durch die Unmündigkeit gewisser Klassen gegebenen Beschränkungen), es wufste nichts von Gewissensfreiheit. Erst die neueste Zeit hält auch diese für ein unveräufserliches Recht des Individuums. Aber aufser Leben, Eigentum, persönlicher und Gewissensfreiheit hat der moderne Mensch noch mehr Güter, die ihm geschützt werden, und ihr Kreis strebt nach beständiger Erweiterung. Die Ehre des Menschen wird immer empfindlicher, das Recht wehrt immer mehr Handlungen und Worte ab, die früher nicht als beleidigend galten. Im römischen Rechte ist der Begriff der strafbaren wörtlichen Beleidigung sehr eng, er umfafst zuerst nur Schmähschriften, später nur grobe Beschimpfungen und Verleumdungen.[1]) Im ältesten Strafrecht der Germanen war nur der Vorwurf des Betrugs, der Unzucht und der Feigheit und Belegung mit Tiernamen beleidigend.[2]) Im späteren Mittelalter kommt noch der Vorwurf der rechtlichen Bescholtenheit hinzu.[3]) Im 18. Jahrhundert und im gegenwärtigen Strafrecht ist jedes Wort beleidigend, wenn ihm die beleidigende Absicht innewohnt.[4]) Frühere Gesetzgebungen unterwarfen den Geschmack und den persönlichen Aufwand des Einzelnen genauer Regulierung; die römische Republik, das Mittelalter, noch der Polizeistaat des vorigen Jahrhunderts hatten Luxusgesetze und Kleiderordnungen. Der moderne Mensch aber hat ein Recht auf seinen individuellen Geschmack, sofern er nicht gegen die „öffentliche Sittlichkeit" verstöfst. Ein ganz neues Gut ist ferner die politische Freiheit im

[1]) Vergl. W. Rein, Das Kriminalrecht der Römer, Leipzig 1844, S. 357, 363 ff.

[2]) v. Bar, a. a. O. S. 62 und Lex Salica XXX.

[3]) Vergl. V. Friese, Das Strafrecht des Sachsenspiegels, Breslau 1898, S. 276 ff.

[4]) So schon im Preufsischen Landrechte, Teil II, Tit. X, § 540.

Sinne der unbehinderten Wahl für gesetzgebende Körperschaften. Im Altertum war sie nicht vorhanden, ebensowenig im Mittelalter, erst die Neuzeit betrachtet die staatliche Beeinflussung der Wahl, die in Rom ein Verdienst war, als ein Vergehen und bestraft den Staatsbeamten, dem sie nachgewiesen wird. Weniger erlaubt war in Rom direkter Kauf einzelner Stimmen seitens der Amtsbewerber, sehr erlaubt aber der indirekte Kauf durch grofse allgemeine Spenden. In den modernen Kulturländern aber wird nicht blofs der Kauf, sondern auch der Verkauf von Stimmen seitens Privater strenge bestraft. Das Stimmrecht der Frauen und das Recht auf Arbeit sind heutzutage gröfstenteils erst Forderungen, nur im beschränkten Umfange verwirklicht. Je mehr beides zur Durchführung kommt, desto gröfser wird der Frauen und der Arbeiter Besitz an Rechtsgütern. — Ja sogar manches, was als Zwang erscheint, ist bei näherem Zusehen ein Recht. Der Schulzwang ist nur vom Standpunkte des Kindes ein Zwang, vom Standpunkte des Erwachsenen ist er ein Recht auf ein bestimmtes Mafs von Bildung.

Nicht minder aber als die im Rechte sich ausprägenden Grundsätze sind diejenigen, die in der Sitte ihren Ausdruck finden, dem Wandel unterworfen. Und auch in ihnen läfst sich ein Vorwärtsgehen in der Richtung bemerken, dafs der Einzelne immer weniger dem äufserlichen, mechanischen Zwange unterworfen, und in seiner ganzen Lebensführung immer mehr seinem Pflichtbewufstsein und seinem Gewissen überlassen werde. Diesen Gang auf allen Gebieten der Sitte zu verfolgen, würde zu weit führen, es genüge, zwei Beispiele anzuführen. Die Frauen waren bei den Griechen an das Frauengemach gefesselt, das sie, je vornehmer, desto weniger verliefsen, in Rom an das Haus gebunden. Im Mittelalter dürfen ehrbare Frauen auch da, wo die Sicherheit nicht gefährdet ist, nicht allein reisen.[1])

[1]) Vergl. K. Weinhold, Die deutschen Frauen im Mittelalter, II, Wien 1892, S. 203.

Jetzt aber beteiligen sie sich vielfach am öffentlichen Leben, von dem sie in der ganzen Vergangenheit ausgeschlossen waren, und bewegen sich überall in der civilisierten Welt ohne besonderen Schützer. Das Mafs von Zurückhaltung, das im Interesse ihrer Weiblichkeit nötig ist, wird nicht mehr durch Absperrung durchgesetzt, sondern immer mehr ihrem eigenen Takte überlassen. Die ganze „Frauenemancipation", soweit sie ernst aufgefafst wird, bewegt sich in dieser Richtung. Und wie die Frau früher die erste Dienerin des Hauses war, aber zur Gleichberechtigung mit dem Manne aufsteigt, so erheben sich, wenn auch nicht zu gleicher Höhe, auch die übrigen Dienerinnen und Diener. Indem heutzutage ihnen gegenüber die Formen der Höflichkeit immer allgemeinere und konsequentere Anwendung finden, so wird durch die Sitte anerkannt, dafs auch sie sittlich selbständige, verantwortliche und wertvolle Personen sind.

So finden wir im Recht und in der Sitte ein stetiges Wachsen der Autonomie der Persönlichkeit, und zwar sowohl in der Richtung der Extensität wie in der der Intensität. Keineswegs mufs damit eine Schwächung der Gesellschaft verbunden sein. Wenn sie in der römischen Kaiserzeit damit verbunden war, so lag dies nicht an der wachsenden Autonomie des Einzelnen, sondern an der mangelhaften Staatskunst der regierenden Klassen. Autonomie des Individuums bedeutet keineswegs Individualismus, vielmehr können im Einzelnen die socialen Imperative durch die Erziehung und durch die Macht der öffentlichen Meinung so mächtig, in seinem Gewissen so fest verankert sein, dafs die Gesellschaft als Ganzes vortrefflich gedeiht. Sie bedarf dann keines grofsen Apparats, sie lebt vielmehr im Innern eines Jeden.

Somit ist der erste Teil der These Buckles als unhaltbar erwiesen. Die Unveränderlichkeit der sittlichen

Grundsätze existiert nicht. Schwieriger zu behandeln als der erste Teil ist der zweite Teil der These, der besagt, dafs auch die sittlichen Gefühle unveränderlich gleich bleiben.

Zunächst zeigt sich Buckle als mangelhaften Psychologen, da er gar nicht genauer angiebt, was er unter „sittlichen Gefühlen“ (moral feelings) versteht. Aus den Beispielen, die er anführt, geht hervor, dafs er sie den Thaten der Grausamkeit, wie dem Kriege oder der Verfolgung Andersgläubiger, entgegensetzt, dafs er also darunter Sanftmut und Sympathie versteht. Er entfernt sich damit nicht von dem Sprachgebrauche der englischen Philosophen. Bei Shaftesbury, dem frühesten und populärsten der englischen Moralisten, sind oft die „moralischen“ Gefühle (moral affections) schlechthin gleichbedeutend mit den „wohlwollenden“ (benevolent affections).[1])

Es bestimmt sich also die Behauptung Buckles zunächst dahin, dafs die Sympathie, sowohl das Mitleid als auch die Mitfreude, im Laufe der Geschichte immer dieselbe geblieben sei, sich weder vermehrt noch vermindert habe. Was nun das Mitleid betrifft, so widerspricht diese Behauptung durchaus den Thatsachen. Es ist eine allgemein anerkannte Wahrheit der Ethnographie, dafs die Naturvölker gar kein Mitleid haben.[2]) Der Naturmensch ist grausam

[1]) Vergl. Shaftesburys Philosophische Werke. Deutsche Übersetzung, Riga 1777, Bd. II, S. 187 ff. Selfish ist bei Shaftesbury oft gleich vicious. Vergl. auch Th. Fowler, Shaftesbury and Hutcheson, London 1882, S. 66, 71. Anderswo freilich (z. B. a. a. O. S. 106 ff.) liegt die Tugend bei Shaftesbury nicht in den wohlwollenden Neigungen allein, sondern in dem richtigen Verhältnisse zwischen ihnen und den selbstischen, das der moralische Sinn (moral sense) bestimmt. Da aber für die selbstischen Neigungen die Natur so sehr gesorgt hat, gehören sie weniger zu dem, was die Tugend erwerben soll, und treten darum im Begriffe der Tugend doch wieder zurück.

[2]) Vergl. Z. Dimitroff, Die Geringschätzung des menschlichen Lebens bei den Naturvölkern, Leipziger Dissert. 1891, S. 148 ff.

gegen sich selbst, behandelt andere grausam und sieht ganz kaltblütig Grausamkeiten Dritter an. Das Mittelalter und der Anfang der Neuzeit sind noch voll von unmenschlichen Qualen. Die Folter ist ein unentbehrliches Mittel der gerichtlichen Untersuchung, und die Leibesstrafen sind entweder schreckliche Verstümmelungen oder langsame Folterungen zum Tode.[1]) Im 18. und im Anfange des 19. Jahrhunderts sind alle diese Folterungen und Verstümmelungen abgeschafft, Untersuchungshaft und Strafhaft werden unterschieden, die Strafe ist überhaupt nicht mehr Rache, wie sie im Mittelalter und noch im 16. und 17. Jahrhundert war, sondern nach Thomasius und anderer Ausdrucke ein Heilmittel, das zur Besserung sowohl des Verbrechers als der übrigen Bürger führen, nach anderen eine Mafsregel des Staates, die zur Abschreckung der Bösen dienen soll.[2]) Die Strafgesetze der modernen Kulturvölker schützen sogar das Tier vor willkürlicher Grausamkeit des Menschen. — Man kann diese ganze Abnahme der Grausamkeit physiologisch erklären, man kann sagen: der Mensch ist immer empfindlicher geworden, immer unfähiger zu leiden, und darum auch unfähiger leiden zu sehen. Dies mag richtig sein. Nichtsdestoweniger bleibt die Thatsache bestehen, dafs das Mitleid gewachsen ist.[3])

Nicht ebenso einfach liegt die Frage, ob die Mitfreude gewachsen ist. Es scheint, als ob der primitive Mensch enger mit seinesgleichen zusammenlebte, also auch die

---

[1]) Eine recht lange Liste dieser verschiedenen Todes- und Leibesstrafen giebt J. George, Humanität und Kriminalstrafen, Jena 1898, S. 73—101. Auch die S. 101 ff. aufgezählten Arten der Freiheitsstrafen schliefsen noch allerlei verschärfende Qualen ein.

[2]) Vergl. L. v. Bar, a. a. O. S. 147—165, über die Strafrechtstheorien ebenda S. 219 ff.

[3]) Mannigfaltige dafür sprechende Thatsachen führt auch an C. M. Williams, A review of the systems of ethics founded on the theory of evolution, London 1893, S. 466 ff.

Freuden seiner Volksgenossen mehr teilte, als der Kulturmensch, der mehr Bewegungsfreiheit hat, sich weniger eng an seine Gruppe anschliefst. Aber andererseits zeigt der primitive Mensch auch gar viele der Züge des Kindes, und Kinder haben wenig Mitfreude miteinander. Zur Entscheidung kann nur eine allgemeine Betrachtung des menschlichen Seelenlebens führen, insbesondere der Art und Weise, wie es sich aus subjektiven und objektiven Elementen zusammensetzt. Und diese Betrachtung lehrt uns, dafs, je höher das Seelenleben sich entwickelt, desto mehr die Alleinherrschaft des Selbstbewufstseins zurücktritt vor dem Bewufstsein, vor der Vorstellung der objektiven Welt. Nach diesem Gesetze ist der Fortschritt vom Angenehmen zum Schönen geschehen. Die Lust am Angenehmen ist eine Lust des Selbstbewufstseins, die in der Regel — wegen ihrer nahen Beziehung zum körperlichen Leben — physische Lust genannt wird; die Lust am Schönen aber ist eine Lust des Bewufstseins, d. h. hervorgerufen durch ein objektives Verhältnis, das zu unserem leiblichen Wohl oder Wehe gar keine Beziehung hat. Wenn aber durch die Existenz des Wohlgefallens am Schönen erwiesen ist, dafs die Freude an der objektiven Welt zugenommen hat, so mufs auch die am objektiven Leben, d. h. am Leben anderer, also die Mitfreude gewachsen sein. Also nicht blofs das Mitleid, sondern auch die Mitfreude, also die Sympathie überhaupt ist gestiegen, sie ist nicht, wie Buckle meint, unverändert geblieben.

Dieser Fortschritt vom Subjektiven zum Objektiven ist überhaupt nicht blofs im Gefühlsleben, sondern auch im Bereich des Willens und des Handelns nachweisbar, und bildet einen mächtigen Faktor des sittlichen Fortschritts. Denn das Subjektive kann oft unsittlich oder sittlich gleichgültig sein, das Objektive aber wird meistens das, was sich aus Prüfung der Umstände ergeben hat, also das Richtige,

das Sittliche sein. In Hegels System ist der objektive Wille auch der sittliche Wille.[1])

Kehren wir aber zu den sittlichen Gefühlen zurück, so mufs es uns auffallen, dafs Buckle von einem sittlichen Gefühle, dem in der Ethik mit Recht immer grofse Macht zugeschrieben wird, gar nicht spricht, nämlich vom Gewissen. Es mag überraschend klingen, das Gewissen ein Gefühl zu nennen. Es ist jedoch in der That nichts weiter als ein Gefühl, das erweckt, oder eine Gefühlsdisposition,[2]) die wirksam gemacht wird durch die sittliche Qualität einer Handlung oder einer Unterlassung, die als beabsichtigt oder als geschehen unser Bewufstsein erfüllt. Das Verhältnis des Gewissens zu den Handlungen wird am klarsten, wenn wir das Gefühl vergleichen, das den sprachlichen Ausdruck begleitet, das Sprachgefühl. Auch dieses charakterisiert einen Satz, eine Wendung, eine Form als richtig oder

[1]) Vergl. auch F. A. Lange, Geschichte des Materialismus, II, 3. Aufl., S. 463: „Die feinere Sinnenfreude, die Lust am Schönen namentlich, verschmilzt nicht mit dem Vorstellungsbilde des Körpers, sondern mit dem des Objektes. . . . . Das Aufgehen in diesem Objekt (der Menschenwelt) ist der natürliche Keim alles dessen, was in der Moral unvergänglich ist, und wert erhalten zu werden."

[2]) Vergl. darüber W. Wundt, Ethik, 2. Aufl., Leipzig 1892, S. 481: „Der einzelne Gewissensakt kann Gefühl, Affekt, Trieb, Urteil sein." Doch scheint mir diese Fassung des Begriffs zu weit. Affekte und Triebe können aus dem Gefühle, das die Handlungen begleitet, entspringen, Urteile können daraus entstehen, aber auch ihm zu Grunde liegen. Das Elementare jedoch und bei dem, was wir Gewissen nennen, immer Vorhandene scheint mir uur ein Gefühl zu sein. P. Rée, Die Entstehung des Gewissens, Berlin 1885, S. 8, will das Gewissen „beschreiben", indem er sagt: „Das Gewissen ist ein Unterscheidungsvermögen, welches die Handlungen in zwei Klassen teilt, nämlich in löbliche und in tadelnswerte." Abgesehen davon, dafs man mit so allgemeinen Begriffen wie „Unterscheidungsvermögen" keine Beschreibung eines psychologischen Thatbestandes geben kann, fehlt die Gefühlsseite des Gewissens, die doch zweifellos existiert, ganz und gar. Richtiger Th. Elsenhans, Wesen und Entstehung des Gewissens, Leipzig 1894, S. 171: „Gefühle sind also die ursprünglichen Elemente des Gewissens."

unrichtig. Und beide, das Gewissen wie das Sprachgefühl, haben auch das gemeinsam, dafs sie desto stärker und deutlicher werden, je öfter sie befolgt worden sind.

Wenn man den Ursprung des Sprachgefühls untersucht, so findet man, dafs es auf Analogien oder Grundsätzen beruht. Wer z. B. nach seinem „Sprachgefühl" das Präteritum „ich frug" bildet, wird geleitet von der Analogie der Verba tragen, schlagen u. a. Wem der Satz: „ich wünsche, dafs es geschieht" unangenehm ins Ohr fällt, in dem hat sich der Grundsatz befestigt, dafs das Geforderte im Konjunktiv, nicht im Indikativ stehen mufs. Beide, die Analogien wie die Grundsätze, brauchen nicht in voller Klarheit und Deutlichkeit bewufst zu sein, sie können in halb bewufstem, selbst in fast unbewufstem Zustande vorhanden sein und dennoch ein Gefühl für oder gegen eine Wendung oder eine Form erzeugen. Dieser Zustand ist sogar der gewöhnliche. Erst bei näherer Besinnung finden die Sprechenden oder wenigstens diejenigen unter ihnen, die wissenschaftlich zu denken fähig sind, welchen Analogien und welchen Grundsätzen sie im einzelnen Falle gefolgt sind.

Ganz ebenso verhält es sich mit dem Gewissen. Auch dieses beruht auf Analogien früherer Handlungen, die die neue Handlung vertraut, „normal", „richtig" oder fremdartig, unheimlich, „unnormal", „unrichtig" erscheinen lassen. Dieselbe Wirkung haben Grundsätze, die durch die Erziehung oder durch die öffentliche Meinung und die Sitte eingeprägt oder durch Erfahrung erworben worden sind. Beide, nicht blofs die Analogien, sondern auch die Grundsätze brauchen, wie beim Sprachgefühl, nicht voll bewufst zu sein, sie können halb bewufst dem Handelnden oder einer geschehenen Handlung oder Unterlassung sich Erinnernden vorschweben und dennoch ein mächtiges Gefühl erzeugen. Diese Dunkelheit des Untergrundes, aus dem

„die Stimme des Gewissens“ sich erhebt, ist die Ursache des geheimnisvollen Charakters, den das Gewissen für viele hat, von Sokrates, der es als „Daimonion“, also eine übermenschliche Erscheinung bezeichnete, bis zu denjenigen Theologen, die in ihm eine direkte Offenbarung des göttlichen Wissens und Willens erblicken.[1])

Auch vom Gewissen hat wohl Buckle seine Behauptung gelten lassen wollen, dafs die sittlichen Gefühle unveränderlich seien. Und auch hier findet das gerade Gegenteil statt. Das Sprachgefühl ändert sich langsam mit dem Sprachgebrauch. Im Deutschen des 16. Jahrhunderts z. B. wurden die Verba „entbehren“ und „genieſsen“ immer mit dem Genetiv verbunden. Das Sprachgefühl reagierte gegen jeden Akkusativ, der ihm folgte, ablehnend. Jetzt verhält sich der Sprachgebrauch und ihm gemäfs das Sprachgefühl gegen einen solchen Akkusativ nicht mehr ablehnend. Ähnlich verhält es sich mit dem Gewissen. Die sittlichen Grundsätze ändern sich, wie oben bewiesen wurde. Daraus folgt notwendig, dafs auch das Gewissen, das auf Analogien und Grundsätzen beruht, nicht immer auf dieselben Handlungen in derselben Weise reagieren kann.[2]) Und in der That: das Gewissen erlaubt bei den Naturvölkern und in früheren Zeiten vieles, was wir verabscheuen. Ein Fidschi-Insulaner wird einen Greis seines Stammes, vielleicht seinen eigenen Vater töten, ohne nachher Gewissensbisse darüber zu empfinden. Denn es ist ein Grundsatz seines Stammes, dafs kraftlose Alte, die nichts mehr helfen, weggeräumt werden. Ein Europäer wird durch sein Gewissen vor einer ähnlichen That abgeschreckt. Dem Römer Julius Cäsar war es nicht gegen sein Gewissen, seinen tapferen Gegner Vercingetorix, den grofsen Vorkämpfer für die Freiheit der Gallier, am Tage seines

[1]) Vergl. W. Gass, Die Lehre vom Gewissen, Berlin 1869, S. 114.
[2]) Vergl. W. Wundt, a. a. O. S. 483.

Triumphes erdrosseln zu lassen, wie milde er auch sonst gegen besiegte Feinde verfuhr. Heute wäre eine solche That dem Gewissen des siegreichen Feldherrn wie dem des siegreichen Volkes im Innersten zuwider. Und umgekehrt, vieles, was einem primitiven Menschen sein Gewissen verbietet, wie die Verletzung heiliger Tiere, die Berührung dessen, was „tabu“ ist, wird später nicht mehr als Vergehen betrachtet. Und wie wir eine bestimmte Richtung in der Entwicklung der sittlichen Grundsätze festgestellt haben, nämlich zur Ausdehnung der Autonomie über einen immer gröfseren Kreis von Personen und einen immer gröfseren Umfang von Gütern, so können wir auch eine Entwicklung des Gewissens in dieser Richtung feststellen, nämlich zu immer gröfserer Achtung der sittlichen Selbständigkeit des mündigen Mitmenschen.

Aber als Gefühl ist das Gewissen noch in einer anderen Beziehung der Veränderung unterworfen, nämlich in seiner Intensität. Und die Theologen, die sich mit der Psychologie des Gewissens viel beschäftigt haben, meinen die verschiedene Intensität, wenn sie vom wachenden oder schlafenden, vom scharfen oder stumpfen Gewissen sprechen.

Wie steht es nun in dieser Hinsicht mit dem Gewissen? Hat es bei allen Menschen an Intensität beständig abgenommen oder zugenommen, oder ist seine Intensität eine beständig wechselnde gewesen, oder hat es in der einen Klasse der Gesellschaft abgenommen, in der anderen zugenommen? Diese Frage ist genau die Hälfte des ganzen Problems. Denn es kommt für den sittlichen Fortschritt, für das stetige Wachstum der relativen Summe der sittlichen Handlungen nicht blofs darauf an, dafs die in der Gesellschaft geltenden Grundsätze immer sittlicher werden, sondern auch darauf, dafs sie befolgt werden. Das Mafs ihrer Befolgung aber ist abhängig von dem Mafse der in der jeweiligen Gesellschaft vorhandenen Gewissenhaftigkeit.

Nach der populären Auffassung nun befindet sich jede Gesellschaft in dieser Hinsicht in beständigem Niedergange. Die gute alte Zeit, die entschwundene Herrlichkeit der vergangenen Tage, die Kraft und die sittliche Tüchtigkeit der Altvordern sind seit dem im 6. Jahrhundert vor Chr. lebenden Dichter Theognis ein beliebtes Thema der jedesmaligen älteren Generation gewesen. H. Delbrück[1]) hat nachgewiesen, dafs kein Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung, auch nicht die scheinbar tüchtigsten und glücklichsten Generationen, von dem Glauben an den Verfall und von der Sehnsucht nach der besseren Vergangenheit frei war. Wäre diese Ansicht von der Vorzeit richtig, so müfsten die Menschen längst in ihren Sünden untergegangen sein oder sich gegenseitig aufgerieben haben.

Aber läfst sich die hier aufgeworfene Frage überhaupt heute schon nach wissenschaftlicher Methode beantworten? Die guten, gewissenhaften Handlungen, die in einer Gesellschaft geschehen, werden nicht gezählt, auch nicht alle schlechten, gewissenlosen, sondern nur diejenigen, die gegen die bestehenden Gesetze offenkundig verstofsen. Diese

[1]) Preufsische Jahrbücher, 71. Band (1893), S. 1 ff. Die Vorstellung des stetigen sittlichen Verfalls ist verwandt mit der des fortschreitenden physischen Verfalles. Schon bei Homer rühmen die Alten die gröfsere Kraft ihrer Generation, Cyprian von Carthago (bei Delbrück, a. a. O. S. 26) fand die Menschheit im 3. Jahrhundert n. Chr. alt und unmittelbar vor ihrem Untergange stehend, Egbert von Lüttich (im 11. Jahrhundert) fand, wie schon Juvenal, die Menschheit verkümmernd (S. 23), und endlich führt Delbrück aus dem 15. Jahrhundert zwei Stimmen an, die behaupten, dafs die Deutschen früher viel stärker waren. Delbrück hätte noch hinzufügen können, dafs auch die Klage über zunehmende Nervosität nicht neu ist. Schon J. H. Campe in der Revision des gesamten Schul- und Erziehungswesens, 8. Teil, Wien und Wolfenbüttel 1787, S. 153, macht gegen E. Ch. Trapp in Bezug auf den Gebrauch von Märchen im Unterrichte geltend, dafs es „besonders in unseren phantasiereichen und *nervenkranken* Zeiten höchst gefährlich" sei, die Phantasie zu reizen. Im Altertum, z. B. bei Lukrez (De rerum natura, Lib. II, S. 1150 ff.) finden wir sogar die Vorstellung, dafs nicht blofs die Menschheit, sondern die Erde selbst alt werde.

letzteren bilden sicherlich nur einen kleinen Teil der überhaupt verübten schlechten Handlungen. Aber vergleichsweise liefsen ihre Zahlen, die die Kriminalstatistik ergiebt, sich dennoch verwerten. Wenn eine Generation gegenüber der voraufgehenden eine höhere Zahl von offenkundig gewordenen Verbrechen aufweist, so zeigt sich darin — ceteris paribus — eine Zunahme der Gewissenlosigkeit.

Leider jedoch arbeitet die Kriminalstatistik erst seit 50—80 Jahren. Nur für die letzten Jahrzehnte also giebt sie uns die Möglichkeit, aus ihren Ziffern Zu- oder Abnahme der Gewissenlosigkeit zu erschliefsen. Um über die fernere Vergangenheit ein Urteil zu gewinnen, bleibt uns nur der deduktive Weg der Betrachtung übrig.

Das Leben einer Gesellschaft beruht zunächst auf einer bestimmten wirtschaftlichen Ordnung, d. h. auf einer bestimmten Verteilung des Besitzes und einem bestimmten Verhältnisse der Arbeitenden zu den Besitzenden, die, in den Zeiten des Privateigentums wenigstens, nur zum Teile mit den ersteren identisch sind. Wenn die Bevölkerung wächst, so kann das Fortbestehen der alten Ordnung viele vom Besitz oder von der Arbeit ausschliefsen. Neid und Not erzeugen dann viel Gewissenlosigkeit, die Verbrechen werden sich vermehren.

Die zweite Grundlage des Gedeihens einer Gesellschaft ist eine gemeinsame Lebensanschauung, die sich in gemeinsamen religiösen und sittlichen Ideen ausprägt. Solche Ideen sind aber keineswegs etwas ein für allemal Gegebenes, sondern eine Schöpfung des Menschen, ein immer von neuem zu gewinnender Erwerb. Sie sind kein Wissen, aber sie ruhen auf dem jeweiligen Wissen, sie dürfen ihm auch nicht widersprechen. Es kann aber das Wissen Fortschritte machen, ohne dafs die Ideen sich ihm anpassen. Dann verlieren sie ihre Gewalt über die Geister. Und nicht minder können sie ihre Gewalt über die Gemüter verlieren.

Wie alle Vorstellungen und alle aus Vorstellungen entstandenen Gebilde unterliegen auch die religiösen und sittlichen Ideen dem teils wohlthätigen, teils verhängnisvollen Gesetze der Ermüdung. Bis zu einem gewissen Maſse wiederholt, kann eine Vorstellung ihre Wirkung auf das Gefühl steigern; wenn dieses Maſs aber überschritten ist, so kann sich das Gefühl gegen sie abstumpfen, gleichgültig werden.[1]) Zwar das sittliche Streben und der religiöse Glaube selbst können nicht aufhören, sie gehören zu den Gesetzen des Lebens. Aber sie bedürfen der Begründung und der Einkleidung. Und diese Begründungen und Einkleidungen können durch Unvereinbarkeit mit dem Wissen oder durch Abstumpfung des Gefühls, das, je älter sie sind, ihnen gegenüber desto matter wird, ihre Kraft einbüſsen. Wenn nun die alten Einkleidungen und Begründungen, d. h. die alten Ideen nicht mehr gelten, die neuen aber noch keine feste Gestalt angenommen haben, so kann ein Interregnum des religiösen und sittlichen Gefühls eintreten und naturgemäſs in der Gesellschaft, die ihm verfallen ist, Gewissenlosigkeit begünstigen.

Und in der That, wenn wir die kritischen Epochen der Geschichte betrachten, so finden wir sogar in der Überlieferung, die uns vorliegt, die für den gröſsten Teil der Vergangenheit nur chronistisch ist, die fast immer Ereignisse erzählen, nicht Zustände beschreiben will, mancherlei Züge, die unsere Deduktion bestätigen. Kritisch war jedenfalls die Zeit Chlodwigs und der ihm nachfolgenden fränkischen Könige. Denn in ihr vollzieht sich der Übergang vom Kommunismus der Gentilverfassung zum Privateigentum und zur ständischen Gliederung der Gesellschaft. Dazu stimmt, daſs wir bei Gregor von Tours, dem Geschichtsschreiber jener Zeiten, so viel Verbrechen, Grausamkeiten und Gewaltthätigkeiten erzählt finden, wie bei keinem anderen Historiker der christlichen Zeiten.[2]) Eine andere kritische Zeit ist die der Re-

[1]) Vergl. W. Wundt, Grundzüge der physiologischen Psychologie, 4. Aufl., I, Leipzig 1893, S. 576.

[2]) Vergl. J. W. Löbell, Gregor von Tours und seine Zeit, 2. Aufl., Leipzig 1869, S. 35: „Desto öfter sehen wir dagegen die Glieder aller Stände, nur den Eingebungen ihrer rohen Sinnlichkeit, Eifersucht, gemeinen Habsucht, Ehr- und Rachgier folgend, nach allen

formation. Besonders die Bauernschaft war durch Anschwellen ihres Nachwuchses, der nicht mehr durch Kolonisation Abfluſs fand, in Deutschland seit dem 14. Jahrhundert, in Westeuropa noch früher in eine gedrückte Lage geraten.[1]) Durch furchtbare Aufstände suchte sie in England und in Frankreich im 14. Jahrhundert, in Deutsehland im 15. und im Anfange des 16. ihre Fesseln zu sprengen. Auch in den Städten hatten die Besitzlosen sehr zugenommen. Dazu kam, daſs der alte Glaube überall wankte. Die katholische Gesetzesreligion war für die Mehrzahl der Menschen nicht mehr befriedigend, die neue Religion der Gesinnung aber, der Protestantismus, hatte noch keine feste Organisation gewonnen. So ist es kein Wunder, wenn wir bei Thomas Morus in der Einleitung zu seiner Utopie von der groſsen Menge Verbrechen lesen, die er namentlich gegen das Eigentum begangen sieht; kein Wunder, daſs, wie er berichtet, oft 20 Menschen an einem Tage an einem einzigen Galgen gehängt wurden.[2]) Und im damaligen Deutschland „spiegelt uns die Litteratur in höchst bedeutsamer Schärfe einen gesellschaftlichen Kriegszustand, der nicht allein den unblutigen Waffen der Kritik und des Spottes den freiesten Lauf lieſs, sondern auch häufig genug den vorhandenen feindseligen Stimmungen in erbarmungslosen Thaten Luft machte.[3])“

Und als der französische Absolutismus des vorigen Jahrhunderts durch seine Miſswirtschaft das Land ins Elend gebracht hatte, da waren die Verbrechen von ungewöhnlicher Häufigkeit, die Sicherheit des Lebens und des Eigentums sehr gering.[4])

So sehen wir, wie die sittlichen Grundsätze stetig im Sinne wachsender Autonomie des Einzelnen fortschreiten, wie auch die Sympathie in beständigem Wachstum begriffen ist,[5]) wie aber die Macht des Gewissens sich in Kurven

---

Seiten hin die Bande göttlicher und menschlicher Gebote und jeder Sitte durchbrechen und sich den wildesten Gewaltthätigkeiten überlassen. Gregor ist voll von sprechenden Zügen dieser Art, sie füllen einen groſsen Teil seines Wortes.“

[1]) Vergl. K. Lamprecht, Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter, I, Leipzig 1886, S. 1197 ff., 1227—1242.

[2]) Vergl. Thomas Morus, Utopia, Lib. I, Das Kapitel de legibus parum aequis.

[3]) F. von Bezold, Geschichte der deutschen Reformation, Berlin 1890, S. 46/47.

[4]) Vergl. H. Taine, Les origines de la France contemporaine, deutsch von L. Katscher u. d. T.: Die Entstehung des modernen Frankreich, 2. Aufl., Leipzig, s. a. I, S. 430 ff.

[5]) Hierbei wirkt die Vererbung mit. Es ist oft zu beobachten, daſs sie die Disposition zur Sympathie von den Eltern auf die Nach-

bewegt, die mit dem Entstehen, Blühen und Verfallen einer wirtschaftlichen Ordnung oder eines religiös-sittlichen Ideals oder beider zugleich parallel gehen. Die sittlichen Grundsätze, die in einer Gesellschaft herrschen, und das Maſs von Sympathie, das ihre Mitglieder verbindet, ergeben eine gewisse potentielle Sittlichkeit, ein konstruierbares Ideal, das vollkommen verwirklicht würde, wenn alle Mitglieder dieser Gesellschaft nach den geltenden sittlichen Prinzipien und den Antrieben ihrer Sympathie lebten. Das Maſs der Gewissenhaftigkeit aber, mit der die sittlichen Grundsätze und die Gefühle der Sympathie befolgt werden, giebt die Höhe der aktuellen Sittlichkeit einer Gesellschaft an. Die potentielle Sittlichkeit läſst sich ihres stetigen Aufsteigens wegen durch eine, unter einem gewissen Winkel zur Ebene — die Ebene stellt den schuld- und verdienstlosen Naturzustand dar — aufsteigende Grade darstellen, die aktuelle Sittlichkeit aber, wie die Gewissenhaftigkeit, von der sie abhängt, durch Kurven, zu denen diese Grade beinahe die gemeinsame Tangente ist. Der Scheitelpunkt jeder dieser Kurven liegt höher als der Scheitelpunkt der voraufgehenden, ihr tiefster Punkt aber kann so tief unter die Grade sinken, daſs der Anschein unaufhaltsamen Verfalls erregt wird, während der absteigende Ast der Kurve in Wirklichkeit vielleicht nicht einmal so tief sinkt, wie der absteigende Ast der voraufgegangenen.

Es ist nun eine nicht bloſs interessante, sondern auch wichtige Frage, auf welchem Aste der Kurve der aktuellen Sittlichkeit sich unsre Gegenwart befindet.

---

kommen überträgt. Dasselbe lehrt die Erfahrung von Stärke und Schwäche des Willens, und zwar ist es wahrscheinlich, daſs nicht bloſs die angeborene, sondern auch die erworbene Stärke des Willens auf die Kinder übergehen kann. Gegen Weismann und seine Anhänger, die die Vererbung erworbener Eigenschaften leugnen, macht C. M. Williams (a. a. O. S. 402 ff.) mit Recht geltend, daſs Krankheiten doch erworbene Eigenschaften sind und dennoch vererbt werden; und „that which we call disease is not more physical, than that which we call moral characteristic".

Was zunächst die oben festgestellten beiden Grundlagen der Gewissenhaftigkeit und der mit ihr gleichbedeutenden aktuellen Sittlichkeit betrifft, so sind sie heutzutage keineswegs fest und sicher. Die wirtschaftliche Ordnung ist gestört. In den letzten 100 Jahren ist das wirtschaftliche Leben unsicherer und unruhiger geworden. Durch nichts wird diese Thatsache schärfer beleuchtet, als durch Erinnerung an eine Betrachtung, die Adam Smith über das Bankerottmachen anstellt. Er sagt, dafs zu seiner Zeit von 1000 Handel oder Gewerbe Treibenden durchschnittlich nur Einer einmal in seinem Leben bankerott wird, und hält einen Bankerott, indem er wohl nur das Urteil seiner Zeit nachspricht, für das gröfste, demütigendste Unglück, das einen anständigen Mann treffen kann.[1]) Damit verglichen hat heutzutage sich die Häufigkeit der Konkurse[2]) auf das 30fache erhoben. Mit der steten Zunahme der Bankerotte ist auch ein Rückgang der Gewissenhaftigkeit

[1]) Wealth of Nations, 2. Buch, 3. Kapitel.

[2]) Im Jahre 1895 gab es in Deutschland, für welches, da es die beste Berufsstatistik hat, die Verhältnisse am klarsten liegen (nach dem Handwörterbuch der Staatswissenschaften, herausg. von J. Conrad, L. Elster, W. Lexis, E. Loning, 2. Supplementband, Jena 1897, S. 189), 5482151 selbständige Unternehmer und Besitzer. Von diesen wurden (nach dem Statistischen Jahrbuche für das Deutsche Reich, Jahrgang 1896, S. 142) im Jahre 1895 bankerott 6994. Das ergiebt schon auf 783 Besitzer einen Bankerotteur, aber nicht während eines Lebensalters, wie bei Adam Smith, sondern während eines einzigen Jahres. Rechnet man das Lebensalter auch nur im Sinne der durchschnittlichen wirtschaftlichen Selbständigkeit auf 30 Jahre, so kann man sagen, dafs die Häufigkeit, die Adam Smith annimmt, sich auf mehr als das 30fache gehoben hat. Und noch immer ist in Deutschland die Neigung zum Bankerottmachen zunehmend, wie sich ergiebt, wenn man die Ziffern für die Zeit 1881—1889 mit denen für die Jahre 1891—1894 vergleicht. Denn im ersteren Zeitraum kamen (nach dem genannten Handwörterbuch der Staatswissenschaften, 4. Bd., Jena 1892, S. 810) durchschnittlich im Jahre auf 100000 Einwohner 11,4 eröffnete Konkurse, dagegen im letzteren (nach dem 1. Supplementband, S. 608) 14,5. In den übrigen westeuropäischen Staaten und in Nordamerika liegen die Verhältnisse keineswegs besser, eher noch schlechter.

eingetreten. In weiten Kreisen des Volkes ist heutzutage ein selbstverschuldeter Konkurs kein sittlicher Makel mehr, ein Zeichen, dafs Unsicherheit des wirtschaftlichen Daseins und gesteigerter Kampf um dasselbe nur für die Minderzahl ein Mittel, den Charakter zu stärken, für die Mehrzahl vielmehr eine Verführung zur Charakterlosigkeit ist.

Aber auch die ideologischen Grundlagen der Sittlichkeit sind ins Wanken geraten. Vor hundert Jahren, am Ende der Epoche der Aufklärung, übten teils die religiösen, teils die moralischen Ideen noch eine feste, unerschütterte Herrschaft über die Geister und die Herzen.[1]) Die Aufklärung war in Deutschland wenigstens keine Zeit der Skepsis, sondern des gläubigen Idealismus. Und noch 1848, im Jahre der Revolution, waren die revolutionären Klassen religiös fühlend,[2]) gegenwärtig sind weite Volksschichten in demselben Grade wie revolutionär zugleich irreligiös gesinnt. Es ist damit nicht gesagt, dafs ihnen alle sittlichen Ideen abhanden gekommen seien, aber ein Teil derselben ist durch das Verblassen des religiösen Glaubens, das in

---

[1]) Vergl. darüber meine Philosophie der Geschichte als Sociologie, I, Leipzig 1897, S. 270, 389.

[2]) Es ist z. B. eine bekannte Thatsache, dafs die Berliner Revolutionäre, die am 19. März 1848 die Leichen der gefallenen Barrikadenkämpfer in den Schlofshof brachten, dort aus freien Stücken andächtig den Choral „Jesus, meine Zuversicht" sangen. Vergl. A. Wolff, Berliner Revolutions-Chronik, I, Berlin 1851, S. 248 ff. In Breslau wurde wegen Unbotmäfsigkeit der Zöglinge und vermuteter demokratischer Umtriebe am 29. Januar 1846 durch einen königlichen Kommissarius das dortige Schullehrerseminar aufgelöst. „Am Abend desselben Tages versammelten sich die tief erschütterten Zöglinge auf eigenen Antrieb nochmals im Musik- und Betsaal des Seminars und stimmten zum letztenmale in diesen Mauern das Lied „Ein' feste Burg ist unser Gott" an, sangen nochmals aus voller Seele und in wahrhaft erhebender Weise, und stärkten sich dadurch und durch ein von einem Zöglinge verfafstes und gehaltenes Gebet zur Ertragung des über sie verhängten Schicksals." K. Fischer, Geschichte des deutschen Volksschullehrerstandes, II, Hannover 1893, S. 245.

manchen schon zum Erlöschen geworden ist, sicherlich entschwunden.

Auch in den nicht revolutionär gesinnten Volkskreisen, zu denen fast alle „Gebildeten" gehören, ist das religiöse Bewufstsein nicht mehr so lebendig, wie in früheren Jahrzehnten. Aber selbst das, was in Bezug auf die Lebensführung bei ihnen gleichen Erfolg haben könnte, als die Religion, die Überzeugung vom Werte der sittlichen Ideale ist nicht unerschüttert geblieben. Die Philosophie Nietzsches verdankt ihren grofsen Einfluſs sicherlich weniger ihrem sittlich positiven Bestandteil, der stärker als die frühere Ethik betont, daſs der Wille vor allem erst ein starker sein müsse, ehe er ein guter sein könne, mehr verdankt sie zweifellos ihrer kritischen, negativen Lehre, daſs das Mitleid eine Schwäche, die Freiheit des Geistes ein höheres Gut als die Sittlichkeit der jeweiligen Gesellschaft und in diesem Sinne der Gewissensbifs „unanständig" sei. Denn wir finden sonst keineswegs in der specifisch modernen Litteratur einen Kultus der Willensstärke, vielmehr eine ausgesprochene Vorliebe für die Schwächlinge, die Dekadenten,[1]) die zugleich sehr egoistisch sein können. Dem Kultus des Egoismus verdankt auch M. Stirner sein Wiederaufleben, ein Schriftsteller, der wegen Mangels an Geist und Wissen seiner Zeit ganz unbeachtet blieb und längst der verdienten Vergessenheit anheimgefallen war.

Aus dem Stande der Bedingungen der aktuellen Sittlichkeit ergiebt sich also der Schluſs, daſs die Gegenwart einen Rückgang, einen absteigenden Ast derselben darstelle. Und dieser Schluſs wird durch die Kriminalstatistik bestätigt. Sie lehrt, daſs in den letzten 50 Jahren

[1]) Das Wort ist ebenso seltsam, für das deutsche Sprachgefühl wenigstens, wie der Begriff. Es ist auf einem Umwege vom französischen „décadence" gebildet, anstatt direkt aus dem Lateinischen, nach dem es Decident heifsen müſste.

die Zahl der Verbrechen im allgemeinen abgenommen hat, dafs aber gewisse Klassen von Verbrechen, nämlich die der Jugendlichen, der Rückfälligen und die Verbrechen gegen die Sittlichkeit, stetig zugenommen haben und noch zunehmen.[1]) Die Zunahme der jugendlichen Verbrecher weist hin auf Unzulänglichkeit der Erziehung, also Schwäche der Gesellschaft, die nicht mehr imstande ist, durch Erziehung, öffentliche Meinung und Sitte richtige Grundsätze der heranwachsenden Generation fest genug einzuprägen. Die wachsende Zahl der Rückfälligen zeigt einen immer gröfseren Kreis, der das von der Gesellschaft geforderte sittliche Minimum überhaupt nie mehr erreicht, und die sich mehrenden Verbrechen gegen die Sittlichkeit sind ebenso viele Beweise gewissenlosen Geistes.

Aber selbst der Trost, den man aus der allgemeinen relativen Verminderung der Verbrechen schöpfen könnte, wird durch die Ansichten der meisten Kriminalstatistiker noch zunichte gemacht. Denn diese gehen dahin, dafs die geringere Zahl verbrecherischer Thaten nur auf Zunahme der Vorsicht und auf Abnahme der Aussicht auf Straffreiheit beruht, dafs aber die verbrecherische Gesinnung im allgemeinen gewachsen ist.[2])

Es ist ferner eine bekannte Thatsache der Statistik, dafs in allen Kulturländern in den letzten Jahrzehnten die relative Zahl der Selbstmörder sehr gewachsen ist.[3])

[1]) Vergl. B. Földes, Einige Ergebnisse der neueren Kriminalstatistik in der Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft, Bd. XI (1891), besonders S. 568 ff., 663, 667. Über die zunehmende Verwahrlosung von Kindern in Grofs-Britannien vergl. F. Tönnies, Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft, Bd. XIII S. 895 ff.

[2]) Nach Földes (a. a. O. S. 667) sind die Deutschen Mittelstädt, Illing, Öttingen, Strussberg dieser Meinung, in Italien Ferri und Garofalo, in England Leone Levi, in Frankreich Yvernes, Tarde, Joly, Féré u. a., während Starcke die Ansicht vertritt, dafs in Preufsen seit dem Kriege von 1870/71 die Kriminalität sich nicht verschlimmert habe.

[3]) In Frankreich z. B., welches keineswegs besonders reich an Selbstmorden ist, betrug 1841—1845 der Jahresdurchschnitt der Selbst-

An sich ist dies noch nicht ein Symptom verminderter Sittlichkeit. Denn es könnte ja die Zunahme aus Steigerung des Ehrgefühls entstehen. Aber E. Durkheim,[1]) der zuletzt die Häufigkeit und auch die Beweggründe des Selbstmords nach den Thatsachen der Statistik untersucht hat, kommt am Ende seiner Arbeit zu dem Ergebnis: „Das Unbehagen, an dem wir leiden, rührt nicht daher, dafs die objektiven Ursachen von Leiden an Zahl oder Heftigkeit gewachsen wären; es zeugt nicht von einem gröfseren ökonomischen, sondern von einem beunruhigenden moralischen Elend."

Mufs nun der denkende Betrachter der Gegenwart angesichts dieser Symptome verzagen oder hat er Grund zu der Hoffnung, dafs die Völker der modernen Kultur in absehbarer Zeit auch wieder einen aufsteigenden Ast der aktuellen Sittlichkeit erreichen werden? — Ich glaube, das letztere ist zu bejahen.

Man hat unsere Zeit oft mit der römischen Kaiserzeit verglichen. Es giebt in der That einige übereinstimmende Züge. Wie damals, konzentriert sich auch jetzt der Besitz in immer weniger Hände, aber in viel langsamerem Tempo und mit sehr wirksamen Widerständen, besonders im Grundbesitze, von dem darum eine Hemmung der konzentrierenden Bewegung zu erwarten ist. Wie einst im römischen Reiche, mischen sich auch in den modernen Kulturländern, besonders in der Neuen Welt, viele sehr verschiedene Rassen. Und wie in den ersten 3 Jahrhunderten der Kaiserzeit, so herrscht

---

mörder 2951, im Jahre 1892 aber war die Zahl 9285, sie ist also auf mehr als das Dreifache gestiegen (Handwörterbuch der Staatswissenschaften, herausg. von J. Conrad, L. Elster, W. Lexis, E. Löning, 1. Supplementband, Jena 1895, S. 692). Da die Bevölkerung Frankreichs in der Zwischenzeit sich nur etwa um $^1/_6$ vermehrt hat, von 33406864 im Jahre 1841 auf 38343192 im Jahre 1891 (Handw. der Staatsw., II, S. 429 und 1. Suppl. S. 212), so ist die zunehmende Häufigkeit des Selbstmordes offenbar.

[1]) Le suicide, Paris 1897, S. 445.

auch jetzt eine bunte Mannigfaltigkeit der Welt- und Lebensanschauungen in der Gesellschaft, und zwar nicht bloſs über theoretische Fragen, in denen die Buntheit der Ansichten teils unvermeidlich, teils nützlich ist, sondern auch über prinzipielle, praktische Hauptfragen, in denen tiefgehende Uneinigkeit nicht ungefährlich für die Erziehung des Nachwuchses ist.

Aber andererseits giebt es Momente genug, die die Gegenwart von der Zeit des sinkenden Altertums unterscheiden und uns hoffen lassen, daſs die moderne europäische Kultur nicht wie die antike auf dem Wege zum Untergange sei. Der Einzelne hat einen viel höheren Wert in der Gesellschaft und darum ein viel höheres Interesse für sie, als damals. Jenes Absterben der Gesellschaft von innen heraus, wie es sich in der Flucht der Kolonen zu den „Barbaren“ und in dem Abscheu der „Kurialen“ vor Übernahme staatlicher Ämter ausspricht, ist wohl heute nicht mehr möglich. Auch giebt es heute keine so mächtige Strömung, die dem Staate so feindlich gegenüberstände, wie das Christentum der Kirchenväter. Der gröſste Vorzug aber, den wir vor den Menschen der antiken Welt voraus haben, ist der Besitz der Wissenschaft, und zwar von der Natur sowohl als von der Geschichte.

Was die Naturwissenschaft betrifft, so ist es ja bekannt, daſs sie im Altertum nicht über die ersten Anfänge hinausgekommen ist. Die Technik, die auf ihr beruht, war darum dürftig, sie ist jetzt eine groſse Macht, und wenn sie auch keineswegs, wie manche meinen, an sich schon inneres Gedeihen der Gesellschaft verbürgt, so giebt sie doch einen groſsen Vorrang über die „Barbaren“. Wirksamer aber noch wäre die richtige Anwendung der Wissenschaft der Geschichte, oder was mit ihr gleichbedeutend ist, der Wissenschaft von der menschlichen Gesellschaft, der Soziologie.

Die Sociologie ist keineswegs gleichbedeutend mit der Nationalökonomie. Sie ist umfassender als diese, die sich nur mit den Thatsachen der Produktion und der Verteilung der Güter beschäftigt. Denn wirtschaftliche Güter sind nur Material, über die letzten Zwecke, denen sie dienen oder dienen sollen, kann die Nationalökonomie nichts lehren.

Ebensowenig ist die Sociologie gleich der Demographie. Diese hat nur zu thun mit der Statistik des äufseren Lebens, der Ehen, Geburten, Todesfälle, Epidemien, auch der Verbrechen, die ebenfalls an sich nur äufsere Thatsachen sind.

Beide, weder Nationalökonomie noch Demographie, wissen etwas vom inneren Leben der Gesellschaft, von den Ideen, die in ihr herrschen, die allein Zwecke setzen und sittliche Energie für ihre Erreichung erzeugen können. Die Ziffern der Nationalökonomie und der Demographie sind der Sociologie keineswegs gleichgültig. Sie geben die äufseren Symptome der inneren Verhältnisse. Die Sociologie wird durch sie aufmerksam auf die Erscheinungen, deren letzte Ursachen sie zu ergründen hat. Sie mufs die in einer Gesellschaft wirksamen Ideen betrachten, kritisch untersuchen und schliefslich entscheiden, welche von ihnen zum Absterben, welche zu weiterem inneren Wachstum an fruchtbaren Konsequenzen und zu weiterer, auf immer mehr Menschen sich erstreckender Ausbreitung bestimmt scheinen. Sie wird in ihrer Anwendung zur praktischen Politik, und sie wird desto sichrere Diagnosen und Prognosen stellen, je genauer sie das Leben der vergangenen Gesellschaft erforscht hat. So ist es nicht blofs eine theologische, sondern auch eine sociologische Frage, durch welche neue Begründungen und Einkleidungen, eventuell auch Modifikationen die gegenwärtige christliche Dogmatik im Leben der modernen Völker wieder eine gröfsere Macht werden könne. Denn die Entwicklung der Weltanschauung folgt

einer gewissen Gesetzmäfsigkeit, die der Sociologe zu erforschen oder von anderen Wissenschaften zu lernen hat, um sie in seinen Ausblicken mit in Rechnung zu ziehen. So ist es auch eine sociologische Frage, ob der Patriotismus, die Pflege und Verteidigung des eigenen Volkstumes, der Hingebung an ein allgemeines Menschentum zu weichen habe, oder ob er auch heute noch ein unentbehrlicher sittlicher und das Leben steigernder Faktor sei. Wenn das letzte bejaht wird, so fragt es sich wiederum, welche Mittel der Patriotismus anzuwenden habe, ob er durch politische oder durch ökonomische Kämpfe die Macht seines Volkstums zu erweitern streben oder nur auf die erhaltende und werbende Kraft der nationalen Kultur bauen und diese immer feiner ausbilden solle. Auch diese Frage läfst sich nur auf Grund genauer Kenntnis der innersten Lebensprozesse der verschiedenen Gesellschaften der Gegenwart wie der Vergangenheit entscheiden.

So ist es also doch wieder die Wissenschaft, bei der wir angelangt sind, und es scheint beinahe, als wären wir wider Willen auf Buckles These zurückgeführt worden. Aber es scheint eben nur so. In Wahrheit haben wir gesehen, dafs das Innere des Menschen sich nicht so gleich geblieben ist, wie Buckle annimmt, dafs seine Grundsätze und seine Gefühle sich allmählich verändert haben und noch verändern. Und für die Zukunft soll nach unserem Wunsche und nach unserer Hoffnung die Wissenschaft nur die Bedingungen ergründen und der öffentlichen Meinung kund thun, unter denen nach eigenem Gesetz die menschliche Seele sich weiter zu entwickeln vermag, unter denen Autonomie und Sympathie weiter wachsen, das Gewissen wieder empfindlicher und dadurch die aktuelle Sittlichkeit höher werden kann. Dabei aber ist das Wissen nicht unabhängig von der schon vorhandenen Sittlichkeit. Denn es gehört schon sittliche Energie dazu, um von eigenen

und fremden Vorurteilen frei die Wahrheit zu erkennen, bis in ihre letzten, wenn auch vielleicht unbehaglichen, sogar peinlichen Konsequenzen zu verfolgen und in der Praxis gegen „das Gesetz der Trägheit“ durchzusetzen. So wirkt die Sittlichkeit auf die Wissenschaft und die Wissenschaft auf sie zurück. Und in dieser Wechselwirkung wird die Wissenschaft in Zukunft, wie wir zu hoffen wagen dürfen, die beste Führerin und Trösterin der Menschheit sein.

Als Schiller vor 100 Jahren schrieb, wollte er die höchsten Aufgaben der Kunst zuweisen. Sie sollte den Menschen nicht blofs zum Guten führen, nicht blofs eine „ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts“ bewirken, sondern, wie er in den „Künstlern“ ausführte, sogar ihm neue Erkenntnisse eröffnen. In der Wissenschaft selbst — vielleicht war dies eine Nachwirkung seiner ehemaligen jugendlichen Begeisterung für Rousseau — erblickte er einen gefährlichen Bestandteil, wie „das verschleierte Bild zu Sais“ und „die Poesie des Lebens“ beweisen. Darum scheint es für ihn allgemeinere, nicht blofs individuelle Bedeutung zu haben, wenn er Kassandra ausrufen läfst: „Nur der Irrtum ist das Leben, und das Wissen ist der Tod.“ Wir können der heutigen Kunst nicht so hohe Aufgaben anvertrauen, wie Schiller derjenigen seiner Zeit. Denn sie will die Menschen gar nicht über die gemeine Wirklichkeit erheben, sondern sie darein versenken. Wir müssen heute mit der Verwahrung, dafs wir nicht in Buckles Einseitigkeit zurückfallen, den Satz Schillers umkehren:

Nur das Wissen ist das Leben,
Und der Irrtum ist der Tod.

I.
Besprechungen.

Cornelius, Hans, Psychologie als Erfahrungswissenschaft. Leipzig, B. S. Teubner, 1897.

Das neue Buch von Cornelius ist nicht ein Lehrbuch dessen, was als gesicherter Besitz der psychologischen Wissenschaft anzusehen sei, nicht ein Kompendium der wichtigsten Ergebnisse bisheriger Psychologie, sondern es beabsichtigt „eine erkenntnis-theoretische Grundlegung der Psychologie", und ist daher in erster Linie eine Psychologie des Erkennens. Dem entsprechend werden manche Einzelfragen, auch solche, die augenblicklich im Vordergrunde des psychologischen Interesses stehen, in dem Buche gar nicht oder verhältnismäfsig kurz und nur in erkenntnistheoretischem Zusammenhange erörtert. Die Bemühungen und Fragestellungen der experimentellen Psychologie z. B. erfahren nur eine allgemeine erkenntnis-theoretische Beleuchtung. Die Thatsachen des Gefühls- und Willenslebens werden nicht so ausführlich behandelt, wie die des Urteilens und der Begriffsbildung. Aber wir haben es keineswegs ausschliefslich mit einer „Erkenntnistheorie auf psychologischer Grundlage" zu thun. Die intellektuellen Funktionen des Bewufstseins werden in ihrem Zusammenhange mit dem psychischen Leben überhaupt begriffen und in ihrer natürlichen Entwicklung genetisch untersucht.

Der methodologische Charakter des Buches kann als reiner, voraussetzungsloser Empirismus bezeichnet werden. Nicht abstrakte und hypothetische „Elemente" des psy-

chischen Geschehens, auch nicht irgend welche psychologischen Annahmen bilden den Ausgangspunkt der Untersuchung, sondern überall geht Cornelius von den Gesamtinhalten des Bewufstseins, als dem allein unmittelbar Gegebenen, aus. — Die Analyse des Vorgefundenen führt zu gewissen letzten, nicht weiter zurückführbaren Faktoren, auf denen die Möglichkeit eines zusammenhängenden und zeitlich verlaufenden psychischen Lebens beruht. Als diese fundamentalen Faktoren des Bewufstseinsverlaufs ergeben sich zunächst die Thatsachen der Unterscheidung successiver Bewufstseinsinhalte, der Erinnerung und des Wiedererkennens. Die Unterscheidung gleichzeitiger Teilinhalte setzt diejenige successiver Mehrheiten bereits voraus. Die Erkenntnis der Ähnlichkeit beruht wiederum auf dem Dasein, d. h. Unterschiedensein einer Mehrheit von Teilinhalten; ja, es werden „mit Ähnlichkeit nur besondere Arten von Verschiedenheit" bezeichnet. Andererseits ist dabei die Thatsache der Erinnerung ersichtlich impliziert. Aus der Unterscheidung von Graden der Ähnlichkeit ergeben sich „Reihen" der Ähnlichkeit, und wo ein Inhalt mehreren Ähnlichkeitsreihen zugleich angehört, da kann von Ähnlichkeitserkenntnis in einer bestimmten Hinsicht, von dem Unterlassen einer Vergleichung in Hinsicht auf andere Ähnlichkeitsreihen und damit von Abstraktion geredet werden. Auf der Einordnung der Inhalte in bestimmte Ähnlichkeitsreihen beruht jede Art der Begriffsbildung und der Prädikation. Alle zwischen zwei oder mehr Inhalten möglichen Relationen (einschliefslich der zeitlichen) sind im Grunde Ähnlichkeitsrelationen.

Besonders beachtenswert an diesen grundlegenden Erörterungen scheint mir dies zu sein, dafs Cornelius die Thatsache dabei nie aus den Augen verliert, deren Vernachlässigung zu den schlimmsten theoretischen Verirrungen führen mufs und oft genug geführt hat: ich meine die Thatsache, dafs psychologisch das Ganze früher ist als der Teil; dafs Komplexe, die auf Grund nachträglicher Analyse sich als mannigfach zusammengesetzt herausstellen, doch als etwas völlig Einheitliches erlebt werden können; „dafs überall nicht die einzelnen Teilinhalte, sondern die Gesamtinhalte das primär Gegebene sind" (S. 216). Durch das prinzipielle Festhalten an dieser Einsicht werden die Aus-

führungen des Buches allenthalben vereinfacht und zugleich vertieft. Man vergleiche in dieser Hinsicht das in verschiedenen Zusammenhängen über die Zeitwahrnehmung und über den Begriff der Zeit Gesagte; die Theorie der Erinnerung, sowie die überaus einfache Beschreibung und weitere Zurückführung der Thatsachen, die gewöhnlich als Berührungsassociation bezeichnet werden; ferner die Ausführungen über den unbeachteten „Hintergrund" des Bewufstseins, über „unbemerkte" Teilinhalte, über willkürliche und unwillkürliche Aufmerksamkeit; schliefslich die Einwände, die von jenem prinzipiellen Standpunkt aus gegen gewisse psychophysische und physiologische Fragestellungen erhoben werden (S. 304 ff.).

Die in unsern Tagen noch keineswegs ganz ausgestorbene „atomistische" oder „Mosaikpsychologie" (S. 214) hat insbesondere die Thatsache übersehen, dafs jeder psychische Komplex als solcher über die Summe der Eigenschaften seiner Teilinhalte hinaus noch gewisse specifische Eigenschaften besitzt. Diese Grundthatsache des psychischen Lebens, auf die in neuerer Zeit von verschiedenen Seiten hingewiesen wurde (man vergleiche Wundts Prinzip der „schöpferischen Synthese"), hat z. B. in Ehrenfels' Theorie der „Gestaltqualitäten" Ausdruck gefunden. Cornelius acceptiert den Begriff der Gestaltqualität und zieht aus der ihm zu Grunde liegenden Einsicht neue, von Ehrenfels noch nicht berücksichtigte Konsequenzen, namentlich für die Psychologie des Fühlens und Strebens.

Stellt der erste Teil seines Werkes sozusagen eine Morphologie des psychischen Organismus dar, so giebt Cornelius im Weiteren eine Beschreibung von der Entwicklung dieses Organismus und ihren Gesetzmäfsigkeiten. Hierher gehören teilweise schon die Ausführungen über die zunehmende Verfeinerung und Differenzierung der Ähnlichkeitserkenntnis und des Gedächtnisses. Die folgenden Kapitel (etwa von Kapitel V ab) haben es fast ausschliefslich mit dem Verlauf der psychischen Entwicklung, mit der Aufzeigung ihrer natürlichen Formen und Faktoren zu thun. Im Mittelpunkte der Untersuchung stehen überall die im engeren Sinne des Wortes intellektuellen Funktionen des Bewufstseins. Aber die Konsequenzen der hier gewonnenen Ergebnisse werden schliefslich bis in das ethische

und ästhetische Gebiet hinein verfolgt. — Der Schönheitsbegriff wird in einer bestimmten Hinsicht an dem Beispiel der bildenden Künste näher erläutert. Das Moment der künstlerischen Raumgestaltung bildet gewifs einen ungemein wichtigen Faktor dessen, was Malerei und Plastik für uns leisten; freilich, wie der Verf. selbst betont, nur einen Faktor neben anderen. Die werttheoretischen und ethischen Erörterungen tragen m. E. durchgängig einen zu intellektualistischen Charakter. Das mag teilweise durch den alles beherrschenden erkenntnis-theoretischen Gesichtspunkt bedingt sein. Zum Teil hängt es wohl auch damit zusammen, dafs die Begriffe Urteil und Erkennen bei Cornelius überall eine ungewöhnlich weite Bedeutung haben. So wird schon das unmittelbare Gegebensein eines Teilinhalts, d. h. sein Unterschiedensein vom „Hintergrunde", oder das blofse Dasein einer Ähnlichkeitsrelation für das Bewufstsein durchgängig als „Erkenntnis" bezeichnet. Der Ausdruck „Urteil" findet auch auf solche Thatbestände Anwendung, bezüglich deren die Frage nach der Wahrheit sinnlos ist, wie bei einem Teil der sogen. „unmittelbaren Wahrnehmungsurteile" und bei den primären Thatsachen der Erinnerung. — Wenn von Urteilen nur da geredet werden soll, wo die Frage nach der Wahrheit gestellt werden kann, so werden auch gewisse Thatbestände, die Cornelius als Werturteile bezeichnet, besser anders (etwa als „Wertungen") zu benennen und wohl auch noch einfacher zu beschreiben sein. Auf die Einzelheiten der von Cornelius entwickelten Werttheorie kann hier nicht eingegangen werden.

Es ist unmöglich, den reichen Inhalt des knapp stilisierten Buches an dieser Stelle auch nur in Andeutungen zu erschöpfen.[1]) Statt dessen soll zum Schlufs nur noch auf diejenigen Ergebnisse des Werkes hingewiesen werden, denen der Verf. offenbar das Hauptgewicht beimifst, und auf denen in der That seine Bedeutung für die Gesamt-

[1]) Höchst beachtenswert ist z. B. der fruchtbare Begriff des „Symbols" (S. 57 ff. u. sonst vielfach) für die vielumstrittene Thatsache, dafs nicht gegenwärtige Inhalte durch gegenwärtig vorgefundene „repräsentiert" werden können. — Im letzten Kapitel (S. 400—406) findet sich auch eine interessante neue Theorie der äufseren Willenshandlung.

entwicklung des philosophischen Denkens beruhen dürfte; ich meine die Analyse des Dingbegriffs und des Begriffs der objektiven Existenz (Kap. II), sowie die darauf beruhenden Erörterungen über die „objektive Welt“ (V) und über Wahrheit und Irrtum (VI).

Die Reflexionen der früheren Erkenntnistheorie liefen fast immer auf die Frage hinaus: was erkennen wir von den Dingen, wie sie an sich sind, abgesehen von allen ihren Erscheinungen? Damit wurde ein Existenzbegriff dogmatisch eingeführt, dessen empirische Definition unmöglich ist. Die Antwort auf die so gestellte Frage konnte nicht anders als negativ ausfallen. Trotzdem werden noch heute von den meisten Psychologen jene an sich unerkennbaren „Dinge an sich“ unkritisch als existierend vorausgesetzt; sie sollen „auf das Bewufstsein wirken“ u. dergl. Diese im Grunde metaphysische Voraussetzung ist für die naturwissenschaftliche Einzelforschung ziemlich ungefährlich; der Psychologie aber ist sie nicht gestattet, weil sie hier die gröbsten Begriffsverwechselungen und geradezu unentwirrbare Komplikationen nach sich zieht. Kant hat zuweilen sehr deutlich gesehen, dafs vor allem eine psychologische Analyse des Ding- und Existenzbegriffs gefordert werden mufs; und trotz seiner Geringschätzung der empirischen Psychologie hat er die wertvollsten Beiträge zur Lösung dieser psychologischen Aufgabe geliefert. Aber die hierauf bezüglichen Untersuchungen Kants werden, wie man weifs, nicht durchgängig von derselben Fragestellung beherrscht; auch war Kant zu sehr in der halb metaphysischen Psychologie seiner Zeit befangen, als dafs er die psychologische Analyse rein hätte durchführen und zu einem eindeutigen Resultat hätte gelangen können. Cornelius lehnt sich teilweise unmittelbar an die Kantische Erkenntnistheorie an; aber er deutet sozusagen deren Ergebnisse erst empirisch um, er übersetzt sie, soweit sie ihm haltbar erscheinen, ins rein Psychologische. Die alte, mifsverständliche Frage, ob und inwieweit eine Erkenntnis der (als existierend vorausgesetzten) Dinge an sich möglich sei, ersetzt er durch die psychologische, wie denn eine Erkenntnis von gegenwärtig nicht wahrgenommenen „Dingen“ überhaupt zustande komme, und was demnach jene Existenzbehauptung empirischerweise zu bedeuten habe.

Wie kommen wir psychologisch zu der Behauptung, dafs eine objektive Welt, dafs Dinge an sich existieren, und was meinen wir damit? Diese Frage mufs gestellt werden, wenn man Ernst macht mit dem methodologischen Grundsatz, dafs die Psychologie lediglich von den vorgefundenen, unmittelbar gegebenen Inhalten des Bewufstseins auszugehen habe. Und sie wird von Cornelius in eindeutiger Weise psychologisch beantwortet. Von dem primären Existenzbegriff, der nur das Dasein der vorgefundenen Inhalte als solcher behauptet, und von den „Wahrnehmungsbegriffen", durch die wir Mehrheiten ähnlicher Inhalte einheitlich zusammenfassen, unterscheidet er die „empirischen Begriffe" von Wahrnehmungszusammenhängen. Das sind Abbreviaturen von Urteilen über früher gemachte und zugleich über künftig mögliche, nämlich: unter gewissen Bedingungen zu erwartende Wahrnehmungen. Neben den „unmittelbaren Wahrnehmungsurteilen", die nur über das gegenwärtig Vorgefundene etwas aussagen, und neben den reinen Gedächtnisurteilen fällen wir im entwickelten Leben überall Erfahrungsurteile im engeren Sinne des Wortes, d. h. Urteile über einen Zusammenhang von Erfahrungen, wonach auf Grund früherer Erfahrungen im Anschlufs an bestimmte Teilinhalte andere, gegenwärtig nicht vorgefundene Inhalte erwartet werden. Dieser Art sind alle Urteile über objektive Existenz. Das ist der Sinn der Behauptung, dafs Dinge existieren, auch wenn wir sie gegenwärtig nicht wahrnehmen. Die gleiche Bedeutung haben alle Aussagen über bleibende „objektive" Eigenschaften der Dinge, über den dreidimensional ausgedehnten Raum (als welcher niemals unmittelbar wahrgenommen wird), über die objektive Zeit, über konstante Gesetze des Naturgeschehens und über psychische Dispositionen.

Die Analyse des Begriffs der objektiven Existenz, speciell der objektiv existierenden „Aufsenwelt", führt unter anderem zu einer ungemein durchsichtigen Erörterung über den Gegensatz der Begriffe „Innen" und „Aufsen" und die Doppeldeutigkeit dieser Bezeichnungen, die in der Geschichte der Philosophie zahllose Verwirrungen gestiftet und selbst einen Kant gelegentlich zu Unklarheiten veranlafst hat.

Wie aus der Urteilslehre von Cornelius und aus seiner Theorie der Begriffsbildung ein völlig immanenter, voraus-

setzungsloser und eindeutig definierter Wahrheitsbegriff sich ergiebt (Kap. VI), soll hier nicht näher dargelegt werden.

Die erkenntnis-theoretische Weltanschauung, in der diese psychologischen Untersuchungen gipfeln, ist eben so weit entfernt von dem unkritischen Naturalismus, der eine unabhängig von jedem Bewufstsein existierende Welt der „Dinge an sich“ dogmatisch voraussetzt, wie von dessen Schatten: dem absoluten Phänomenalismus oder Illusionismus, der an der Erkennbarkeit der Welt, wie sie „wirklich ist“, verzweifelt und die Begriffe Schein und Erscheinung verwechselt. Cornelius bezeichnet selbst seinen Standpunkt als den des „naiven Realismus“. Bedenkt man aber, wie tief eingewurzelt und wie weit verbreitet die oben charakterisierten dogmatischen Vorurteile bei den „naiven“ Menschen sind, so findet man vielleicht eine andere Bezeichnung, etwa die des reinen oder kritischen Empirismus, treffender. Es ist im Grunde der „transcendentale Idealismus“ Kants, nur psychologisch revidiert, weiter ausgeführt und strenger festgehalten. —

Cornelius entwickelt in seinem Buche gelegentlich einen Gedanken, der andeutungsweise schon ziemlich oft in der Geschichte der Philosophie aufgetreten ist; klar formuliert wurde er wohl zum erstenmale von Avenarius in seinem „Prinzip des Denkens nach dem kleinsten Kraftmafse“ (vergl. Machs „Prinzip der Ökonomie des Denkens“). Diesen Begriff und die damit zusammenhängende Anschauung vom Wesen der wissenschaftlichen wie der vorwissenschaftlichen Theorienbildung hat Cornelius acceptiert und seinen Untersuchungen zu Grunde gelegt. Wahrscheinlich hat besonders dies dazu beigetragen, dafs er zuweilen schlechtweg als ein Vertreter der „empiriokritischen“ Philosophie bezeichnet wird. Aber das trifft in dieser Allgemeinheit nicht zu. Die Ergebnisse von Avenarius und die von Cornelius sind im einzelnen vielmehr recht verschieden. Der m. E. von metaphysichen Bestandteilen nicht ganz freie Begriff des „Systems C“ z. B., der im Mittelpunkte der Avenarius'schen Psychologie steht, findet in derjenigen von Cornelius überhaupt keine Stelle. Gemeinsam ist beiden Philosophen insbesondere das Ziel, das sie sich selbst und aller Philosophie gesteckt haben: die Begründung einer rein empirischen Weltanschauung, unter Ausschlufs

aller metaphysischen Voraussetzungen. Aber schon die Wege, die sie zur Erreichung dieses Zieles einschlagen, sind wesentlich verschieden. Die Untersuchungen von Cornelius sind, wie bereits erwähnt, überall von dem methodologischen Prinzip geleitet, dafs die unmittelbar gegebenen Inhalte des Bewufstseins den Ausgangspunkt der Psychologie zu bilden hätten. Diese Anschauung ist von Avenarius prinzipiell zurückgewiesen worden.

Mich hat gerade das vorliegende Buch von neuem überzeugt, dafs der von Cornelius eingeschlagene und konsequent innegehaltene Weg der empirisch-psychologischen Analyse weiter führt, als derjenige, den der scharfsinnige Verf. der „Kritik der reinen Erfahrung" für den allein gangbaren hielt.

Felix Krueger.

Fechtner, Dr. Ed. John Locke, ein Bild aus den geistigen Kämpfen Englands im 17. Jahrhundert. Stuttgart, Fr. Frommann (E. Hauff) 1898. 8°. XI, 298 S. Pr. 5 M.

Wer sich bisher über Locke gründlicher informieren wollte, war, wenn man von den mehr oder weniger zusammengedrängten Darstellungen in den Lehrbüchern der Geschichte der Philosophie und der Geschichte der Pädagogik absieht, in der Hauptsache auf Sallwürks Einleitung zu seiner Übersetzung der „Gedanken über Erziehung" (Manns Biblioth. päd. Klassiker, 1. Aufl. 1883: S. I—LXXII; 2. Aufl. 1897: S. 3—74) angewiesen. So wertvoll und zuverlässig diese auch ist, so genügt sie doch keineswegs für den, der in intimere Beziehungen zu den Schicksalen und zur Lebensarbeit Lockes zu treten wünscht. Dafs ein biographisches Gesamtunternehmen wie Bettelheims „Geisteshelden" wohl einen Carlyle, nicht aber einen Locke zu den „führenden Geistern", die in erster Linie zu berücksichtigen wären, rechnet, muss als seltsam erscheinen uud kann nur dadurch erklärt werden, dafs bis vor kurzem eine allgemeine Nachfrage nach monographischen Darstellungen der grofsen Denker, wie etwa in England, nicht stattfand. Falckenberg hingegen hat von vornherein

eine Lockebiographie als Bestandteil der von ihm herauszugebenden „Klassiker der Philosophie“ in Aussicht gestellt. Dafs die vorliegende Arbeit, die ihm vorgelegen haben dürfte, nun trotzdem dem genannten Unternehmen nicht eingegliedert wurde, sondern separat, wenn auch in gleichem Verlage erschien, ist eine für die Beurteilung des Buches nicht unwichtige Thatsache. Es fehlt ihm vor allem die grofszügige Art in der Behandlung der Lebensumstände, die die meisten bis jetzt erschienenen Bände auszeichnet, und der Versuch einer zusammenhängenden Darstellung und Würdigung der Locke'schen Gedankenwelt. Der Verf., k. k. Skriptor der Wiener techn. Hochschule, der vor einigen Jahren eine kleine Arbeit über Lockes „Gedanken über Erziehung“ (Wien 1894) veröffentlichte, hat unter weitgehender Benutzung der grofsen Biographie Fox Bournes und unter Verwertung des in Briefen und in der historischen Litteratur gebotenen Materials ein Lebensbild gezeichnet, dem wohl kein irgendwie bedeutsamer Zug fehlt. Zugleich suchte er den verschiedenen Richtungen der Locke'schen Schriftstellerei durch Inhaltsangaben und kürzere Auszüge gerecht zu werden. Das Referat über das Hauptwerk umfafst allein über 30 Seiten. Mit dieser Ausdehnung stimmt freilich nicht ganz sein ursprüngliches Vorhaben: „Lockes Lehren sind . . . . nur in dem Mafse entwickelt, als dies zur Charakteristik der geistigen Eigenart und zur Darlegung der kulturhistorischen Bedeutung des Philosophen nötig erschien“ (Vorwort). Das Buch ist nützlich und für den des Englischen nicht mächtigen Leser unentbehrlich, aber es ist keine philosophie-geschichtliche Arbeit, die etwa der Kantbiographie von Paulsen an die Seite gestellt werden könnte. — Zur Vervollständigung der bibliographischen Daten sei auf folgendes aufmerksam gemacht: S. 206 sollte auch Schusters Übersetzung, die wohl S. X genannt ist, angeführt werden. Die Angaben S. 207 sind dahin richtigzustellen, dafs die 4. Aufl. 1699 und die 5. 1705 erschien. Für die Abschätzung des Einflusses der Locke'schen Schriften ist auch die Kenntnis ihrer Verbreitung durch Übersetzungen wichtig. Für „Some thoughts concerning education“ seien hiermit die Angaben S. X erweitert: Französische Übersetzungen erschienen Amsterdam 1695, 1708, 1721, 1738; holländische

Amsterdam 1751 und 1753 und Rotterdam 1698; eine schwedische Stockholm 1709; eine italienische von C. Rollin, Venedig 1782; deutsche Leipzig 1713 von Gottfried, von Olearius, Hannover 1720 (vereinigt mit einer Fénelon-Übersetzung), Leipzig 1787 von K. S. Ouvrier und Braunschweig 1787 von Rudolphi (Abdruck aus dem Campeschen Revisionswerk). Die Angaben in „Trésor de livres rares et précieux" von Graesse (Dresden 1863, 4. Bd., S. 243), es sei 1762 in Wien eine deutsche Übersetzung von Coste erschienen, beruht wohl auf einem Irrtum.

Ludwigshafen a. Rh.

H. J. Eisenhofer.

Mikhaïlowsky, N., Qu'est-ce que le Progrès? Examen des idées de M. Herbert Spencer. Traduction du Russe; revue par Paul Louis. Paris, Félix Alcan, 1897. (200 S.)

Der Hauptsatz von Herbert Spencer, welchen der Verfasser bekämpft, lautet: Die Entwicklung ist wie eine Veränderung vom Homogenen zum Heterogenen, so auch eine Veränderung vom Unbestimmten zum Bestimmten. Neben dem Fortschritt, der von der Einfachheit zur Mannigfaltigkeit führt, geschieht ein Fortschritt von der Verwirrung zur Ordnung, von unbestimmter zu bestimmter Anordnung. Die Entwicklung irgend einer Art zeigt nicht blofs eine Vermehrung der ungleichartigen Teile, sondern eine Zunahme der Deutlichkeit, mit der diese Teile sich voneinander unterscheiden. Derart unterscheidet sich der Zuwachs an Heterogenität, welcher den Fortschritt ausmacht, von demjenigen, welcher kein Fortschritt ist.

Mikhaïlowsky stellt dem gegenüber als die bessere Auffassung hin: Der Fortschritt besteht in der stufenweisen Höchststeigerung der Integralität der Individuen, der mannigfaltigsten und vollständigsten Arbeitsteilung unter den Organen und endlich in der geringsten Arbeitsteilung unter den Menschen. Alles, was diese Entwicklung hemmt, ist unmoralisch, ungerecht, unvernünftig und schädlich. Im Gegenteil ist alles, was die Heterogenität der Gesellschaft vermindert und damit gleichzeitig die Heterogenität ihrer Glieder vermehrt, moralisch, gerecht, vernünftig und nützlich.

Referent ist nicht recht davon überzeugt worden, dafs für ein solches Resultat ein Buch von 200 Seiten nötig war. Auch ist er der Meinung, dafs Verfasser und Übersetzer sehr wohl gethan hätten, den Gedanken an eine gründliche Operation des Werkes durch Ausscheidung, Kürzung, Änderung und Ordnung wirklich auszuführen.

Zürich. J. Seitz.

Selbstanzeige.

Fischer, Arnold, Entstehung des socialen Problems. XVI, 781 S., 8°. Rostock, C. J. E. Volckmann, 1898.

Der Verfasser ist bestrebt, die Menschheit und ihre Civilisation aus den Lebensgesetzen der organischen Natur zu erklären und den Entwicklungsgesetzen der Kultur nachzugehen. Er findet das Wesen dessen, was gewöhnlich Kultur genannt wird, in der äufseren Erscheinung von seelischen Vorgängen, die aus der Selbsthilfe der Natur gegen die stetig fortschreitende Abnahme ihres Lebensvorgangs hervorgehen. Diese Abnahme selbst tritt in dem steten Übergang von lebenskräftigeren zu schwächeren Arten in die Erscheinung. Sie bewirkt aus diesem Selbsthilfetrieb eine im Verhältnis zur Intensitätsabnahme des Lebensvorgangs fortschreitende (jedoch, dem Wesen des organischen Lebens entsprechend, begrenzte) Erhöhung des Bewufstseins als eines physiologischen Vorgangs.

Das Buch behandelt in seinem ersten Abschnitt „die Entstehung und das Wesen der Civilisation“ unter Zugrundelegung der in erster Reihe von Bachofen und Morgan festgestellten sociologischen Thatsachen aus der Bewufstseinsentwicklung des Menschen; im zweiten Abschnitt die Kulturperiode der „reinen Empfindung“, d. h. mit vorwaltendem Empfindungsleben, die mit jener der Gentilorganisation zusammenfällt, in der „Krise der reinen Empfindung“ in den Zustand des Niedergangs übergeht und in der folgenden

primären Krise (jener der freien Vernunft) abstirbt; im dritten Abschnitt die Kulturperiode der freien Vernunft oder des Bürgertums, die in der Krise der reinen Vernunft ihren Höhepunkt erreicht und in die Epoche der „reinen Bürgerherrschaft“ übergeht; im vierten Abschnitt den Verlauf dieser das 18. und 19. Jahrhundert umfassenden Krise mit dem Entstehungsprozefs der Arbeiterklasse, als der „Volksklasse der reinen Vernunft“. Das Buch schliefst mit der Darstellung der in der sekundären Krise von 1870/71 beginnenden Entwicklungsstufe der neuen Epoche.

Philosophische Zeitschriften.

Archiv für Geschichte der Philosophie (Berlin, Reimer).

Bd. 11, Heft 4.

P. Natorp, Über die Methode der Chronologie platonischer Schriften nach sprachlichen Kriterien.
A. Messer, Die Behandlung des Freiheitsproblems bei John Locke.
A. Dyroff, Zur Ethik der alten Stoa.
K. Praechter, Zur Frage nach Lukians philosophischen Quellen.
H. Lüdemann, Jahresbericht über die Kirchenväter und ihr Verhältnis zur Philosophie. — W. Dilthey, A. Heubaum, A. Schmekel, Jahresbericht über die nachkantische Philosophie. — Neueste Erscheinungen.

Bd. 12, Heft 1.

P. Natorp, Untersuchungen über Platos Phädrus und Theaetet.
J. Cook Wilson, Zu Aristoteles Politik.
A. Dyroff, Zur Ethik der Stoa.
R. Richter, Bl. Pascals Moralphilosophie. — Jahresbericht über die nachkantische Philosophie von W. Dilthey, A. Heubaum, A. Schmekel, II. Zur Geschichte des Positivismus von A. Schmekel. — Neueste Erscheinungen.

Kantstudien (Hamburg und Leipzig, L. Voss).

Bd. III, Heft 1 u. 2.

K. Vorländer, Villers' Bericht an Napoleon über die Kantische Philosophie.
H. Maier, Die Bedeutung der Erkenntnistheorie Kants für die Gegenwart.
P. Menzer, Der Entwickelungsgang der Kantischen Ethik in den Jahren 1760 bis 1785.
C. Lülmann, Kants Anschauung vom Christentum.
K. Vorländer, Kant, Schiller, Göthe.
E. Fromm, Zur Vorgeschichte der Königl. Kabinetsordre an Kant vom 1. Oktober 1794.
J. E. Creighton, American Current Literature on Kant.
Lubowski und Diestel, Ein neues Kantbildnis.
P. v. Lind, Eine erfüllte Prophezeihung Kants. — Litteraturbericht. — Selbstanzeigen. — Recensionen. — Zeitschriftenschau. — Sonstige neu eingegangene Schriften. — Mitteilungen. — Varia.

Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik (Leipzig, Pfeffer).

Bd. 112, Heft 1.

J. Volkelt, Die tragische Entladung der Affekte.
S. Mekler, L. Campbell über die Stelle des Parmenides in der chronologischen Reihenfolge der Platonischen Dialoge.
W. Lutoslawski, Stylometrisches.

W. Schmidt, Fr. Bacos Theorie der Induktion.
F. Sommerlad, Aus dem Leben Philipp Mainländers. — Recensionen. — Neu eingegangene Schriften. — Bibliographie. — Aus Zeitschriften.

Bd. 112, Heft 2.

R. Eucken, Die Stellung der Philosophie zur religiösen Bewegung der Gegenwart.
H. Siebeck, Die Willenslehre bei Duns Scotus und seinen Nachfolgern.
J. Volkelt, Beiträge zur Analyse des Bewufstseins.
J. v. Glasenapp, Duplizität in dem Ursprung der Moral. — Recensionen etc.

Bd. 113, Heft 1.

E. v. Hartmann, Zur Auseinandersetzung mit Herrn Prof. Dr. A. Dorner in Königsberg.
R. Richter, Die Methode Spinozas.
C. Lülmann, Fichtes Auffassung vom Christentum.
A. Lasson, Jahresbericht über Erscheinungen der philosophischen Litteratur in Frankreich aus den Jahren 1894—1895. — Recensionen etc.

Philosophische Studien (Leipzig, Engelmann).

Bd. 14, Heft 1.

W. Wundt, Zur Theorie der räumlichen Gesichtswahrnehmungen.
R. Richter, Der Willensbegriff in der Lehre Spinozas.

Bd. 14, Heft 2.

Lipps, Untersuchungen über die Grundlagen der Mathematik.
R. Richter, Der Willensbegriff in der Lehre Spinozas.

Bd. 14, Heft 3.

H. Bruns, Zur Kollektiv-Maſslehre.
K. Marbe, Die stroboskopischen Erscheinungen.
R. Müller, Über Raumwahrnehmung beim monokularen indirekten Sehen.
R. Schulze, Über Klanganalyse.

Bd. 14, Heft 4.

E. Mosch, Zur Methode der richtigen und falschen Fälle im Gebiete der Schallempfindungen.
R. Seyffert, Über die Auffassung einfachster Raumformen.
F. Kiesow, Zur Psychophysiologie der Mundhöhle.
— Ein einfacher Apparat zur Bestimmung der Empfindlichkeit von Temperaturpunkten.
— Schmeckversuche an einzelnen Papillen.
E. M. Weyer, Die Zeitschwellen gleichartiger und disparater Sinneseindrücke.

Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane (Leipzig, Ambros. Barth).

Bd. XVIII, Heft 1 u. 2.

F. Schumann, Zur Schätzung leerer von einfachen Schalleindrücken begrenzter Zeiten.
W. Wirth, Vorstellungs- und Gefühlskontrast.
W. v. Zehender, Über die Entstehung des Raumbegriffs.
K. Ebhardt, Zwei Beiträge zur Psychologie des Rhythmus und des Tempos. — Litteraturbericht.

Bd. XVIII, Heft 3.

O. Abraham und L. J. Brühl, Wahrnehmung kürzester Töne und Geräusche.
K. Deffner, Die Ähnlichkeitsassociation. — Litteraturbericht.

Bd. XVIII, Heft 4.

H. Voeste, Messende Versuche über die Qualitätsänderungen der Spektralfarben.
J. G. Schoute, Abnorme Augenstellung bei excentrisch gelegener Pupille.

M. Meyer, Nachtrag zu meiner Abhandlung „Über Tonverschmelzung und die Theorie der Konsonanz".
C. Stumpf, Erwiderung. — Litteraturbericht.

Bd. XVIII, Heft 5 u. 6.

C. Stumpf und M. Meyer, Maßbestimmungen über die Reinheit konsonanter Intervalle.
Th. Lipps, Raumästhetik und geometrisch-optische Täuschungen. — Besprechung. — Litteraturbericht. — Namenregister.

Bd. XIX, Heft 1.

Th. Lipps, Tonverwandtschaft und Tonverschmelzung.
W. v. Zehender, Die unbeweisbaren Axiome.
Anna Pötsch, Über Farbenvorstellungen Blinder.
J. v. Kries, Über die anomalen trichromatischen Farbensysteme. — Litteratur bericht.

Bd. XIX, Heft 2.

St. Witasek, Über die Natur der geometrisch-optischen Täuschungen.
J. v. Kries, Kritische Bemerkungen zur Farbentheorie.
W. v. Zehender, Vernunft, Verstand und Wille. — Besprechung: Th. Ziehen, Kritischer Bericht über wichtigere Arbeiten auf dem Gebiete des Centralnervensystems der Wirbeltiere. — Litteraturbericht.

Zeitschrift für Philosophie und Pädagogik (Langensalza, Beyer & Söhne).

V. Jahrg., Heft 4.

O. Flügel, Idealismus und Materialismus der Geschichte. (Schluß.)
K. Heyn, Ein gründlicher Reformer des Religionsunterrichts.
A. Wernicke, Deutsche Handelshochschulen. — Mitteilungen. — Besprechungen. — Aus der Fachpresse.

V. Jahrg., Heft 5.

Marx Lobsien, Zur Urgeschichte der elementaren Sprachmittel.
A. Rofsner, Die allgem. evang.-luth. Kirchenzeitung und der moderne Lehrer.
L. Sachse, Das Kind und die Zahl. — Mitteilungen. — Besprechungen. — Aus der Fachpresse.

V. Jahrg., Heft 6.

O. Flügel, Richard Rothe als spekulativer Theologe.
A. Rofsner, Die allgem. evang.-luth. Kirchenzeitung und der moderne Lehrer. (Schluß.) — Mitteilungen. — Besprechungen. — Aus der Fachpresse.

Mind, January 1899 (London, Williams and Norgate).

D. G. Ritchie, Philosophy and the study of philosophers.
M. F. Washburn, Subjective colours and the after-image: their signifance for the theory of attention.
J. E. Mactaggart, Hegels treatment of the categories of the objective notion. — A. F. Ravenshear, Testimony and authority. — Critical notices. — New books. — Philosophical periodicals.

International Journal of Ethics (London, Swan Sonnenschein & Co.).

Vol. VIII, No. 4.

F. J. Stimson, The national arbitration law.
J. S. Mackenzie, The bearings of philosophy on education.
Th. Davidson, The brothers of sincerity.
W. Caldwell, Philosophy of the activity-experience.
M. W. Barr, Defective children, their needs and their rights.
M. Macmillan, Sidgwick and Schopenhauer on the foundation of morality. — Book reviews.

Vol. IX, No. 1.

F. Adler, The parting of the ways in the foreign policy of the United States.
B. Bosanquet, A moral from athenian history.

R. C. Cabot, Belligerent discussions and truthseeking.
J. Davidson, Luxury and extravagance.
F. A. Kellor, Sex in crime. — Book reviews.

Vol. XI, No. 2.

T. J. Lawrence, The Tsar's Rescript.
J. Mac Cunn, Cosmopolitan Duties.
D. S. Miller, The Will to believe and the duty to doubt.
J. S. Mackenzie, The idea of Progress.
F. C. Sharp, Some aims of Moral Education. — Discussion. — Book reviews.

The Monist (Chicago and London, The Open Court Publishing Co.).

Vol. 9, No. 1.

H. Poincaré, On the Foundations of Geometry.
E. Schroeder, On Pasigraphy. Its Present State and the Pasigraphic Movement in Italy.
P. Topinard, The Social Problem.
C. P. Coffin, An Illustration.
Editor, God. With discussion.
Literary correspondence: Lucien Arréat: France. — Discussions. — Book reviews.

The Philosophical Review (New York and London, The Macmillan Company).

Vol. VII, No. 5.

E. B. Titchener, The Postulates of a structural psychology.
A. K. Rogers, Epistemology and experience.
E. A. Singer, Sensation and the Datum of Science.
W. G. Everett, The Concept of the Good. — Discussion. — Reviews of books — Summaries of articles. — Notices of new books. — Notes.

Vol. VII, No. 6.

J. Seth, Scottish Moral Philosophy.
E. P. Robins, Modern Theories of Judgment.
J. D. Logan, Psychology and the Argument from Design.
H. M. Stanley, Space and Science. — Discussions. — Social interpretations. — Reviews of books. — Summaries of articles. — Notices of new books.

The Psychological Review (New York and London, The Macmillan Company).

Vol. V, No. 4.

G. Tosti, Social Psychology and Sociology.
J. H. Hyslop, Psychical Research and Coincidences.
C. H. Judd, Visual Perception of the Third Dimension. — Discussion and Reports. — Literature. — New books. — Notes.

Vol. V, No. 5.

M. W. Calkins, Short Studies in Memory and in Association from the Wellesley College Laboratory.
R. MacDougal, Music Imagery: A Confession of Experience.
F. Kennedy, On the Experimental Investigation of Memory. — Discussion and Reports. — Literature etc.

Vol. V, No. 6.

G. T. W. Patrick, Some peculiarities of the Secondary Personality.
J. R. Angell, Studies from the Psychological Laboratory of the University of Chicago.
F. B. Sumner, A Statistical Study of Belief.
G. M. Stratton, A Mirror Pseudoscope and the Limit of Visible Depth. — Discussion and Reports. — Literature etc.

Vol. VI, No. 1.

H. Münsterberg, History and psychology.
J. R. Angell and H. B. Thomson, The relations between certain organic processes and consciousness.
C. Ladd Franklin, Prof. Müllers theory of the lightsense. — Shorter contributions and discussions. — Psychological literature. — New books. — Notes.

The American Journal of Psychology (Worcester, Mass. Orpha).

H. D. Sheldon, The Institutional activities of american children.
J. O. Quantz, Dendro-Psychoses.
N. Triplett, The Dynamogenic factors in pacemaking and competition.
M. H. Carter, Darwins idea of mental developement.
G. M. Whipple, The influence of forced respiration on psychical and physical Activity.
E. B. Delabarre, A method of recording eye-movements.
E. B. Huey, Preliminary experiments in the physiology and psychology of Reading.
C. M. Hill, On choice. — Literature. — Correspondence. — Books received. Index.

Revue Philosophique, Janvier 1899 (Paris, Alcan).

F. Le Dantec, Les néo-darwiniens et l'hérédité des caractères acquis.
E. Boirac, Les phénomènes cryptoïdes.
A. Schinz, Le positivisme est une méthode et non un système.
Revue critique: Ossip Lourié, Tolstoï et la question de l'art. — Analyses et comptes rendus. — Revue des périodiques étrangers.

Revue de Métaphysique et de Morale (Paris, Colin & Co.).

6. Jahrg., No. 6.

G. Vailati, La méthode déductive comme instrument de recherche.
Lamennais, Un fragment inédit de l'„Esquisse d'une philosophie", publié par Chr. Marechal.
M. Blondel, L'illusion idéaliste.
G. Lechalas, L'axiome de libre mobilité d'après M. Russel.
B. Russel, Les axiomes propres à Euclide sont-ils empiriques?
P. Lacombe, Le vote libre. — Table des matières. — Supplément: Livres nouveaux. — Revues et périodiques. — La philosophie dans les universités.

Revue Néo-Scolastique (Louvain, Institut supérieur de Philosophie)

5. Jahrg., No. 3.

C. Besse, Léon Ollé. — Laprune (suite et fin).
E. Pasquier, Les hypothèses cosmogoniques.
M. de Wulf, Qu'est-ce que la philosophie scolastique? Les Notions Fausses et incomplètes (suite et fin).
A. Thiéry, Qu'est-ce que l'art? — Ferreira-Deusdado, La Philosophie thomiste en Portugal. — Bulletins. — Comptes rendus.

5. Jahrg., No. 4.

La Terminologie Française de la scolastique.
J. Huys, La notion de substance dans la philosophie contemporaine et dans la philosophie scolastique.
A. Thiéry, Qu'est-ce que l'art? (suite et fin.)
D. Nys, La nature du composé chimique.
St. George Mivart, L'utilité explique-t-elle les caractères spécifiques?
G. de Craene, La croyance au monde extérieur. — Ferreira-Deusdado, La Philosophie thomiste en Portugal (suite et fin). — Bulletins. — Comptes rendus.

L'Intermédiaire des Neurologistes et des Aliénistes (Paris, Alcan).

1. Année No. 1.

Notre Programme. — Questions. — Réponses. — Sommaires des Périodiques. — Onvrages reçus.

Rivista Italiana di Filosofia (Roma, Balbi).

Anno XIII, Vol. II. Settembre-Ottobre.

Lettera del Prof. Carlo Cantoni al Prof. A. Gnesotto.
N. Fornelli, Dopo la morte del Comte. — Littrè ed i Comtisti.
R. Bianchi, Il Naturalismo e la Filosofia di Diderot.
A. Bartolomei, Il principi fondamentali dell' Etica di Roberto Ardigo e le dottrine della filosofia scientifica. — Bibliografia. — Bolletino pedagogico e filosofico. — Riviste italiane. — Recenti pubblicazioni.

Il Nuovo Risorgimento (Torino, Ufficio del Periodico. Roma, Fratelli Bocca. Milano, Galli).

Vol. VIII, Fasc. XI.

C. Uttini, L'operosità indirizzata all' educazione della persona.
L. M. Billia, Di alcune contraddizioni del neo-tomismo (continuaz.). — Rassegna bibliografica etc.

Vol. VIII, Fasc. XII.

C. Calzi, Impronta della Razionalità.
L. M. Billia, Di alcune contraddizioni del neo-tomismo (cont. e fine).
G. B. Gerini, Le Idee educative di Giovanni Battista Vico (cont. e fine). — Rassegna bibliografica. — Rassegna politica. — Notizie.

Wissenschaftliche Zeitschrift für Okkultismus (Berlin-Neurahnsdorf, Brand).

1. Jahrg., No. 1. Zur Einführung. — Vom Herausgeber.

F. Maack, Elektrographie.
R. Müller, Hypnotisches Hellsehen.
v. Schrenck-Notzing, Zur Methodik bei mediumistischen Untersuchungen.
F. Maack, Louis Lucas und J. S. C. Schweigger.
C. Driefsen, Zur „Enquête über Okkultismus". — Referate. — Recensionen. — Notizen. — Litteratur.

Voprosui philosophii i psichologii (Moskva, Kuschnereff). 1898.

Kniga 44 (IV).

Tschitscherin, realnost i samosoznanie.
Gere, O. Kont i jewo znatschenie v istoritscheskoij naukje.
Kalenow, Krasota i iskusstvo.
Trubetzkoi, Religioznuij ideal jevreev.
Kolubovskij, Materialui dlja istorii philosophii v Rossii. — Kritika i bibliographija. — Isvjestija i zamjetki. — Psichologitscheskoje obschtschestvo.

Kniga 45 (V).

Bugajeff, Matematika i nautschnophilosophskoje mirosozertzanie.
Tschitscherin, philosophija prava I. Voedenie.
Kalenoff, Krasota i iskusstvo.
Kodschevnikoff, Razstroistva krovoobraschtschenij apod vlijaniem duschevnuij volneniij.
Grot, Kritika ponjatija progressa.
Gere, O. Kont i jewo znatschenie v istoritscheskoij naukje.
Wagner, Psichologijá nasjekomuich.
Karejeff, Novui istorikophilosophskii trud. — Kritika i bibliographija. — Isvjestija i zamjetki. — Psichologitscheskoje obschtschestvo. — Materialui dlja dschurnalnoj statistiki.

Przeglad Filozoficzny (Warszawa, ulica Krucza No. 46).

Rok I, Zeszyt IV.

P. Chmielowskiego, Filozoficzne Poglady Mickiewicza.
L. Gumplowicza, Ibn Chaldun, Socjolog arabski XIV w. — Referate. — Kritiken. — Chronik etc.

II.

Bibliographie.

(Bis Ende Dezember 1898.)

I. Geschichte der Philosophie.

Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters. Texte und Untersuchungen. Herausg. von Clem. Baeumker und Geo. Frhr. v. Hertling, 2. Bd., 6. (Schluſs-) Hft. gr. 8°. Münster, Aschendorff. — 6. **Baeumker, Clem.,** Die Impossibilia des Siger von Brabant, e. philos. Streitschrift aus dem XIII. Jahrh. Zum ersten male vollständig herausg. und besprochen (III, VIII, 200 S.). M. 6,50.

Bernhard, Johs., Friedrich Nietzsche Apostata. Ein Vortrag. (56 S.) Lübeck, Lübcke & Hartmann. M. 1,—.

Beth, Carl, Die Grundanschauungen Schleiermachers in seinem ersten Entwurf der philosoph. Sittenlehre. (64 S.) Berlin, Warneck. M. 1,50.

Böttger, Rich., Das Grundproblem der Schopenhauerschen Philosophie. (V, 42 S.) Greifswald, Abel. M. —,90.

Borkowski, Heinr., Der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele in Schillers Leben, Philosophie und Dichtung. (IV, 138 S.) Königsberg, Teichert. M. 2,—.

Brockdorff, Baron **Cay v.** Kants Teleologie. (60 S.) Kiel, Gnevkow & v. Gellhorn. M. 1,20.

Bruno, Giordano, Eroici furori oder Zwiegespräche vom Helden und Schwärmer. Übers. und erklärt von Ludw. Kuhlenbeck. (XVIII, 256 S.) Leipzig, Friedrich. M. 6,—.

Carboni, Cst., La sintesi filosofica del pensiero dantesco. (176 S.) Pitigliano. L. 3,—.

Chollet, Abbé **A.,** La Morale stoïcienne en face de la morale chrétienne. Paris, Lethielleux. 3 fr. 50 c.

Damm, Osc., Schoppenhauers Ethik im Verhältnis zu seiner Erkenntnislehre und Metaphysik. Eine Monographie. (101 S.) Annaberg, Graser. M. 1,50.

Darmesteter, M. J., La Vie d'Ernest Renan. Paris, C. Levy. 3 fr. 50 c.

Dimitroff, Athanas., Die psychologischen Grundlagen der Ethik J. G. Fichtes aus ihrem Gesamtcharakter entwickelt. (VII, 187 S.) Jena, Strobel. M. 2,—.

Fairbanks, Arthur, The First Philosophers of Greece. An Edition and Translation of the Remaining Fragments of the Presokratic Philosophers, together with a Translation of the more Important Accounts of their Opinions Contained in the Early Epitomes of their Works. (310 S.) London, Trübner & Co. 7 sh. 6 d.

Faye, De, Clément d'Alexandrie. Etude sur les rapports du christianisme et de la philosophie grecque au IIe siècle. (220 S.) Paris, Leroux. 7 fr. 50 c.

Fischer, Kuno, Geschichte der neueren Philosophie. Jubiläumsausg., 4. Bd.: Immanuel Kant und seine Lehre. 1. Teil. Entstehung und Grundlegg. der krit. Philosophie. 4. Aufl. (XX, 620 S.) Heidelberg, Winter. M. 16,—; geb. M. 18,—.

— Geschichte der neueren Philosophie. Jubiläumsausg., 8. Bd., 1. Lfg. Hegels Leben, Werke und Lehre. 1. Lfg. (144 S.) Heidelberg, Winter. M. 3,60.

Frenzel, Bernhard, Der Associationsbegriff bei Leibnitz. (109 S.) Leipzig, Fock. M. 2,—.

Freudenthal, J., Die Lebensgeschichte Spinozas in Quellenschriften, Urkunden und nichtamtlichen Nachrichten. (XVI, 304 S.) Leipzig, Veit & Co. M. 10,—.

Friedrich, Rich., Nietzsche-Kultus. Konferenz-Vortrag. (23 S.) Leipzig, Wigand. M. —,40.

Gerhardt, C. J., Über die vier Briefe v. Leibniz, die Samuel König in dem Appel au public, Leide MDCCLIII, veröffentlicht hat. (9 S.) Berlin, Reimer. M. —,50.

Geyer, Paul, Schillers ästhetisch-sittliche Weltanschauung, aus seinen philosoph. Schriften gemeinverständlich erklärt. 2. Teil. (VII, 72 S.) Berlin, Weidmann. Kart. M. 1,60.

Goldschmidt, Ludw., Kant und Helmholtz. Popularwissenschaftliche Studie. (XVI, 135 S.) Hamburg, Voſs. M. 5,—.

Hartmann, Frz., Grundriſs der Lehren des Theophrastus Paracelsus v. Hohenheim. Vom religionswissenschaftl. Standpunkte betrachtet. (VII, 261 S.) Leipzig, Friedrich. M. 3,—.

Hassencamp, D., Der Düsseldorfer Philosoph Friedrich Heinrich Jacobi und sein Heim in Pempelfort. (32 S.) Düsseldorf, Voſs & Co. M. 1,—.

Hegel, G. W. F., The wisdom and religion of a German philosopher: being selections from the writings of G. W. F. Hegel; collected and ed. by Eliz. S. Haldane. (138 S.) New York, C. Scribner's Sons. 1 Doll. 75 c.

Hettinger, Frz., Thomas v. Aquin und die europäische Civilisation. 2. Aufl. (33 S.) Frankfurt a. M., Kreuer. M. —,50.

Kalina, Paul Ew., Fundament und Einheit in Friedrich Nietzsches Philosophie. (VI, 124 S.) Leipzig, Friedrich. M. 2,—.

Keplers Traum vom Mond. Von Ludw. Günther. Mit dem Bildnis Keplers, dem Fksm.-Titel der Orig.-Ausg., 24 Abbild. im Text und 2 Taf. (XXII, 185 S.) Leipzig, Teubner. M. 8,—.

Lao-tze's Sao-teh-king. Chinese-English, with introd., transliteration and notes, by Paul Carus. (345 S.) Chicago, The Open Court Publishing Co. 3 Doll.

Marx, M., Charles Georges Leroy und seine „Lettres philosophiques". Ein Beitrag zur Geschichte der vergleich. Psychologie des XVIII. Jahrh. (VIII, 99 S.) Strafsburg, Singer. M. 2,—.

Scheidemantel, Herm., Die Grundprobleme der Ethik Spinozas. („Der Begriff der actio im Gegensatze der passio in Spinozas Ethik.") (36 S.) Leipzig, Haacke. M. —,80.

Schulze, Joh., Erläuterungen zu Kants Kritik der reinen Vernunft. Im Gewande der Gegenwart herausg. von Rob. C. Hafferburg. (224 S.) Jena, Rafsmann. M. 2,50.

Siebert, Otto, Geschichte der neueren deutschen Philosophie seit Hegel. Ein Handbuch zur Einführung in das philosoph. Studium der neuesten Zeit. (VIII, 496 S.) Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. M. 7,50; geb. M. 8,50.

Studien, Berner, zur Philosophie und ihrer Geschichte. Herausg. von Ludw. Stein. Bern, Steiger & Co. IX. Bd. Rothenberger, Chrn., Pestalozzi als Philosoph. (86 S.) M. 1,75.

— XII. Band. Bensow, Osc., Zu Fichtes Lehre vom Nicht-Ich (41 S.) M. 1,—.

Zeller, Ed., Grundrifs der Geschichte der griechischen Philosophie. 5. Aufl. (X, 324 S.) Leipzig, Reisland. M. 5,—; geb. M. 5,60.

II. Logik und Erkenntnistheorie.

Dandolo, Gi., Le integrazioni psichiche per la percezione esterna. (115 S.) Padova. M. 3,50.

Daxer, Geo., Über die Anlage und den Inhalt der transscendentalen Ästhetik in Kants Kritik der reinen Vernunft. (96 S.) Hamburg, Vofs. M. 2,40.

Gottlieb, Heinr., Das Erkenntnisproblem, auf naturwissenschaftl. Grundlage formuliert. (28 S.) Wien, Gerold. M. —,70.

Kowalewski, Arnold, Über das Kausalitätsproblem. Eine philosophische Studie. (II, 121 S.) Leipzig, Mutze. M. 2,60.

— Prodromos einer Kritik der Erkenntnis theoretischer Vernunft. (II, 30 S.) Leipzig, Mutze. M. —,60.

Martin, Abbé **J.** La Démonstration philosophique. Paris, Lethielleux. 3 fr. 50 c.

Philipp, S., Vier skeptische Thesen. (182 S.) Leipzig, Reisland. M. 3,60.

Read, Carveth, Logic: Deductive and Inductive. (340 S.) London, Richards. 6 sh.

Rehmke, Johs., Aufsenwelt, Innenwelt, Leib und Seele. Rektoratsrede. (48 S.) Greifswald, Abel. M. 1,20.

Schoeler, Heinr. v., Kritik der wissenschaftl. Erkenntnis. Eine vorurteilsfreie Weltanschauung. (VIII, 667 S.) Leipzig, Engelmann. M. 12,—; geb. M. 15,—.

Vowinkel, Ernst, Geschichte und Dogmatik. Eine erkenntnis-theoret. Untersuchung. (VII, 111 S.) Leipzig, Deichert. M. 1,60.

Ziehen, Thdr., Psychophysiologische Erkenntnistheorie. (V, 105 S.) Jena, Fischer. M. 2,80.

III. Allgemeine Philosophie und Metaphysik.

Bodnár, Sigm., Mikrokosmus. 2 Bde. (VII, 399 u. III, 328 S.) Berlin, Walther. M. 10,—.

Brandt, M. v., Die chinesische Philosophie und der Staats-Confucianismus. (121 S.) Stuttgart, Strecker & Moser. M. 2,—.

Engel, H., Die gröfsten Geister über die höchsten Fragen. Aussprüche und Charakterzüge erster, nicht-theolog. Autoritäten des 19. Jahrh. 2. Aufl. (VII, 291 S.) Leipzig, Wehner. M. 1,20; geb. M. 1,75.

Hager, Thdr., Metaphysisches Brevier. Ein Auszug aus dem Manuskript: „Stoff und Kraft, Geist und Wille in Raum und Zeit, Vernunft und Freiheit." (IV, 70 S.) Mainz, Kirchheim. M. 1,—.

James, Red. W., Human immortality: two supposed objections to the doctrine. (70 S.) Boston, Houghton, Mifflin & Co. 1 Doll.

Kappes, Matth., Die Metaphysik als Wissenschaft. Nachweis ihrer Existensberechtigg. und Apologie e. übersinnl. Weltanschauung. (60 S.) Münster, Aschendorff. M. 1,50.

Külpe, O., Einleitung in die Philosophie. Zweite, verbesserte Aufl. Leipzig, S. Hirzel. 279 S. M. 4,—.

Müller, Jos., System der Philosophie. Enth.: Erkenntnistheorie, Logik und Metaphysik, Psychologie, Moral- und Religionsphilosophie. (VII, 372 S.) Mainz, Kirchheim. M. 5,—; geb. M. 6,—.

Paulsen, Frdr., Einleitung in die Philosophie. 5. Aufl. (XVI, 444 S.) Berlin, Besser. M. 4,50; geb. M. 5,50.

Ribert, L., Essai d'une philosophie nouvelle suggérée par la Science. Paris, Alcan. 6 fr.

Schellwien, Rob., Philosophie und Leben. (III, 121 S.) Leipzig, Janssen. M. 2,40.

Smith, Goldwin, Guesses at the riddle of existence and other essays on kindred subjects. (295 S.) New York, Macmillan. 1 Doll. 25 c.

Wirth, Chrn. Kann das Übel und Böse in der Welt aus der Willensfreiheit der Geschöpfe hergeleitet werden? (42 S.) Bayreuth, Giefsel. M. —,70.

IV. Psychologie.

Alexander, Archibald, Theories of the will in the history of philosophy. (357 S.) New York, C. Scribner's Sons. 1 Doll. 50 c.

Allievo, G., La psicologia di Herbert Spencer. (160 S.) Torino. M. 3,60.

Beiträge zur Akustik und Musikwissenschaft, herausg. v. Carl Stumpf. 1. Hft. Stumpf, C., Konsonanz und Dissonanz. (V, 108 S.) Leipzig. Barth. M. 3,60.

Bellecza, P., Genio e follia di Alessandro Manzoni. Milano. M. 5,—.

Charakterbilder, graphologische. I. Busse, Hans, H.: Bismarcks Charakter. Eine graphologische Studie. Mit 40 Handschriften-Proben von Bismarck und anderen. (38 S.) Leipzig, List. M. 1,—.

Groos, Karl, The Play of Animals. A Study of Animal Life and Instinct. Translated, with the Author's cooperation, by Elizabeth L. Baldwin. With a Preface and an Appendix by J. Mark Baldwin. (368 S.) London, Chapmann and Hall. 10 sh. 6 d.

Krause, F., Das Leben der menschlichen Seele und ihre Erziehung. Psychologisch-pädagog. Briefe. 1. Teil.: Das Vorstellungs- und Denkleben. (289 S.) Dessau, Kahle. M. 3,—

Laborde, Dr. **I. V.,** Léon Gambetta, biographie psychologique. Le cerveau, la parole. Paris, Schleicher frères. 5 fr.

Lyoy, P., Spirito del pensiero. Milano. M. 5,—.

Mantegazza, Paul, Rätsel der Liebe. Aus dem Ital. v. Willy Alex Kastner. (IX, 301 S.) Jena, Costenoble. M. 3,—; geb. M. 4,20.

Möbius, P. I., Über das Pathologische bei Goethe. (VI, 208 S.) Leipzig, Barth. M. 2,40; geb. M. 3,20.

— Vermischte Aufsätze. (V. Hft. der Neurologischen Beiträge.) (VI, 173 S.) Leipzig, Barth. M. 4,—.

Müller, Rud., Das hypnotische Hellseh-Experiment im Dienste der naturwissenschaftlichen Seelenforschung. 2. Bd. Das normale Bewufstsein. (171—322 S.) Leipzig, Strauch. M. 4,—.

Przibram, Walt., Versuch einer Darstellung der Empfindungen. (28 S. m. 5 Tab.) Wien, Hölder. M. 1,40.

Scherer, Karl Chrph., Das Tier in der Philosophie des Hermann Samuel Reimarus. Ein Beitrag zur Geschichte der vergleichenden Psychologie. (VII, 183 S.) Würzburg, Göbel. M. 2,50.

Schofield, Alfred Th., The unconscious mind. (452 S.) London, Hodder and Stoughton. 7 sh. 6 d.

Scotti, G., Lo spiritismo e i nuovi studi psichici. (82 S.) Bergamo. M. 2,—.

Stern, William, Psychologie der Veränderungsauffassung. (VIII, 264 S.) Breslau, Preufs & Jünger. M. 6,—.

Sully, James, Handbuch der Psychologie f. Lehrer. Eine Gesamtdarstellung der pädagog. Psychologie für Lehrer und Studierende. Aus dem Engl. v. J. Stimpfl. (XIII, 447 S.) Leipzig, Wunderlich. M. 4,—; geb. M. 4,80.

Wundt, W., Grundrifs der Psychologie. 3. Aufl. Leipzig, Engelmann. M. 6,—; geb. M. 7,—.

V. Ethik und Rechtsphilosophie.

Baumann, Jul., Realwissenschaftliche Begründung der Moral, des Rechts und der Gotteslehre. (VII, 295 S.) Leipzig, Dieterich. M. 7,—.

Döring, A., Handbuch der menschlich-natürlichen Sittenlehre für Eltern u. Erzieher. (Ein Versuch im Sinne der von der deutschen Gesellschaft f. eth. Kultur gestellten Aufgabe.) (XVI, 415 S.) Stuttgart, Frommann. M. 4,—; geb. M. 5,—.

Ehrenfels, Chr. von, System der Werttheorie. II. Band. Grundzüge einer Ethik. Leipzig, Reisland. 269 S. M. 5,—.

Eisler, Zur ethischen Bewegung. Der Weg zum Frieden. (107 S.) Leipzig, O. Wigand. M. 1,50.

Fried, A. H., Das Tagebuch eines zum Tode Verurteilten. Mit einer Einleitung über die Todesstrafe von Ludw. Büchner. (IV, 153 S.) Berlin, Duncker. M. 2,—.

George, J., Humanität und Kriminalität. Eine Zusammenstellung sämtlicher Kriminalstrafen vom frühesten Mittelalter bis auf die Gegenwart, unter Berücksichtigung aller Staaten Europas, nebst einer Besprechung derselben unter dem Gesichtswinkel der Humanität. (XXVII, 383 S.) Jena, Costenoble. M. 10,–; geb. M. 12,50.

Hilty, K., Über die Höflichkeit. (132 S.) Bern, Wyfs. Geb. M. 2,—.

Jowett, J. H., From strength to strength. (131 S.) New York, Dodd Mead & Co. 50 c.

Kneib, Phpp., Die Willensfreiheit und die innere Verantwortlichkeit. (XII, 73 S.) Mainz, Kirchheim. M. 1,20.

Knortz, K., Friedrich Nietzsche und sein Übermensch. Zürich, v. Stern. M. 1,—.

Krüger, Fel., Der Begriff des absolut Wertwollen als Grundbegriff der Moralphilosophie. (96 S.) Leipzig, Teubner. M. 2,80.

Lazarus, M., Die Ethik des Judentums. (XXV, 469 S.) Frankfurt a. M., Kauffmann. M. 3,—.

Lewetzki, S., Willensbildung. Ein Beitrag zur Lösung der socialen Frage. (24 S.) Berlin. M. —,60.

Lotz, Rud., Die Philosophie und der Zweck des Lebens. (III, 73 S.) Athen, Barth u. v. Hirst. M. 1,60.

Magnus, Vict., Der Siegfried des Geistes. Ein neues Menschheitsideal. (III, 304 S.) Dresden, Pierson. M. 4,—.

Naumann, Gust., Antimoralisches Bilderbuch. Ein Beitrag zu einer vergleich. Moralgeschichte. (IV, 379 S.) Leipzig, Hässel. M. 5,—; geb. M. 6,—.

Nikoltschoff, Wassil., Das Problem des Bösen bei Fichte. Diss. (83 S.) Jena, Strobel. M. 1,60.

Oppenheim, L., Das Gewissen. gr. 8°. (50 S.) Basel, Schwabe. M. 1,20.

Pajk, Joh., Praktische Philosophie. (VII, 180 S.) Wien, Konegen. M. 3,—.

Roberty, E. de, Les Fondements de l'Ethique, troisième Essai sur la morale considérée comme Sociologie élémentaire. Paris, Alcan. 2 fr. 50 c.

Royce, Josiah, Studies of good and evil: a series of essays upon problems of philosophy and of life. (384 S.) New York, Appleton. 1 Doll. 50 c.

Contents: The Problem of Job; The case of John Buynan; Tennyson and pessimism: The knowledge of good and evil; Natural laws; ethics and evolution; The implications of self-consciousness; Self-consciousness, social consciousness, and nature; Originality and consciousness.

Schott, J. K., Eine Sittenlehre für das deutsche Volk. Leipzig, Schnurpfeil. M. —,80; geb. M. 1,20.

Wagner, Frdr., Freiheit und Gesetzmäfsigkeit in den menschlichen Willensakten. Eine philosophische Abhandlung. (III, 15 S.) Tübingen, Laupp. M. 2,80.

Wintzer, Wilh., Die natürliche Sittenlehre Ludw. Feuerbachs. Im Zusammenhange dargestellt u. beurteilt. (VI, 40 S.) Leipzig, Fock, M. 1,—.

VI. Ästhetik.

Beiträge zur Ästhetik. Herausg. v. Thdr. Lipps u. Rich. Maria Werner. VI. Lipps, Thdr. Komik u. Humor. Eine psychologisch-ästhetische Untersuchung. (VIII, 264 S.) Hamburg, Vofs. M. 6,—.

Corssen, Pet., Die Antigone des Sophokles, ihre theatralische und sittliche Wirkung. (75 S.) Berlin, Weidmann. M. 1,40.

Driesmann, Heinr., Die plastische Kraft in Kunst, Wissenschaft und Leben. (VIII, 215 S.) Leipzig, Naumann. M. 4,—; geb. M. 5,50.

Fechner, Gust. Th., Vorschule der Ästhetik. 2. Teil, 2. Aufl. (IV, 319 S.) Leipzig, Breitkopf & Härtel. M. 6,—.

Feilner, Thdr. Jean, Beiträge zur Geschichte der Kultur u. Kunst. Philosophische Aphorismen. (VIII, 160 S.) Braunschweig, Sattler. M. 2,40.

Galabert, Edm., Le Rôle social de l'art. (28 S.) Paris, Giard et Brière. 1 fr. 50 c.

Justi, Carl, Winckelmann und seine Zeitgenossen. 2. Aufl., 2. und 3. (Schlufs-) Bd. Winckelmann in Rom. (IV, 374 und IV, 423 S. mit 1 Bildnis.) Leipzig, Vogel. à M. 12,—; geb. à M. 14,50.

Leitschuh, Frz. Frdr., Das Wesen der modernen Landschaftsmalerei. (VIII, 365 S.) Strafsburg, Heitz. M. 6,—.

Lessing, Jul., Das Moderne in der Kunst. Vortrag. (32 S.) Berlin, Simion. M. 1,—.

Mauerhof, Emil, Schiller und Heinrich v. Kleist. (170 S.) Zürich, Henckell & Co. M. 4,—.

Nef, Willi, Die Ästhetik als Wissenschaft der anschaulichen Erkenntnis. Ein Vorschlag über den Gegenstand, die Methoden und Ziele einer exakt wissenschaftl. Ästhetik. (52 S.) Leipzig, Haacke. M. 1,—.

Pérès, J., L'art et le réel, essai de métaphysique fondée sur l'esthétique. Paris, Alcan. 3 fr. 75 c.

Sittenberger, Hans, Studien zur Dramaturgie der Gegenwart. 1. Reihe: Das dramatische Schaffen in Österreich. (XII, 433 S.) München, Beck. M. 7,—; geb. M. 8,—.

Steiger, Edgar, Das Werden des neuen Dramas. 2. Teil. A. u. d. T.: Von Hauptmann bis Maeterlinck. (355 S.) Berlin, Fontane & Co. M. 5,—; geb. M. 6,—.

Tappenbeck, Wilh., Die Religion der Schönheit. Ihr Fundament. (96 S.) Leipzig, Haacke. M. 2,—.

Tipper, H., The Growth and Influence of Music in Relation to Civilisation. (234 S.) London, Stock. 6 sh.

Tolstoi, Graf, **Leo.,** Gegen die moderne Kunst. Deutsch v. Wilh. Thal. (Neue Folge zu desselben Verf. Werk: Was ist Kunst?) Berlin, Steinitz. M. 1,—.

Werker, Die Theorie der Tonalität, ein Beitrag zur Gründung eines konsequenten Ton- und Musiktheorie-Systems. (50 S.) Norden und Norderney, H. Braams. M. 2,—

VII. Philosophie der Gesellschaft und der Geschichte.

Flerowsky, N., Das ABC der socialen Wissenschaften. (XVI, 614 S.) Aus dem Russischen. Leipzig, Haacke. M. 12,—.

Pfleiderer, Edm., Über den geschichtlichen Charakter unserer Zeit. Festrede. (28 S.) Tübingen, Laupp. M. —,80.

Rise and fall of the United States: a leaf from history A. D. 2060 by a diplomat. (205 S.) New York, Jennyson Neely. 25 c.

Sohm, Rud., Die socialen Aufgaben des modernen Staates. (32 S.) Leipzig, O. de Liagre. M. —,50.

Tarde, G., Etudes de psychologie sociale. (326 S.) Paris, Giard et E. Brière. 9 fr.

Zenker, E. V., Anarchism. a criticism and history of the anarchist theory. (266 S.) New York, C. Scribner's Sons. 3 Doll.

VIII. Religionsphilosophie und Theosophie.

Besant, Annie, Der Mensch und seine Körper. Eine theosoph. Studie. Übers. v. Günth. K. Wagner. (III, 96 S.) Leipzig, Friedrich. M. 1,—.

—, Die Geburt und Entwicklung der Seele, eine theosoph. Studie. Übers. von Ludw. Deinhard. (62 S.) Leipzig, Friedrich. M. 1,—.

Bibliothek esoterischer Schriften. I. und II. Bd. Leipzig, Friedrich. M. 1,—. I. Religionslehre, die, der Buddhisten. Deutsch v. Frz. Hartmann. (V, 129 S.) — II. Sankaracharya: Das Palladium der Weisheit (Viveka Chudamani). Aus dem Sanskrit übers. v. Mohini Chatterji. (V, 98 S.)

Hartmann, Frz., Die Reïnkarnation oder Wiederverkörperung. Vortrag. (36 S.) Leipzig, Friedrich. M. —,60.

Muller, F. Max, Physical Religion. The Gifford Lectures delivered before the University of Glasgow in 1890. New ed. (422 S.) Longmans. 5 sh.

— Theosophie; or Psychological Religion. The Gifford Lectures Delivered before the University of Glasgow in 1892. New Issue. (610 S.) London, Longmans. 5 sh.

Sabatier, Aug., Religionsphilosophie auf psychologischer und geschichtlicher Grundlage. Deutsch von Aug. Baur. (XX, 326 S.) Freiburg i. B., Mohr. M. 6,—.

IX. Naturphilosophie.

Bettex, F., Symbolik der Schöpfung und ewige Natur. (440 S.) Biele feld, Velhagen & Klasing. Geb. M. 5,—.

Bölsche, W., Das Liebesleben in der Natur. Eine Entwicklungsgeschichte der Liebe. Mit Buchschmuck v. Müller-Schönefeld. I. Folge. (X, 402 S.) Florenz, Diederichs. M. 5,—.

Goette, Alex., Über Vererbung und Anpassung. Rektoratsrede. (31 S.) Strafsburg, Heitz. M. —,80.

Grofs, Th. Robert, Mayer und Hermann v. Helmholtz. Eine kritische Studie. (V, IV, 174 S.) Berlin, Fischer. M. 4,50.

Grofse, W., Der Äther und die Fernkräfte. Mit besond. Berücksicht. der Wellentheorie. (VI, 89 S. m. 17 Fig.) Leipzig, Quandt & Händel. M. 2,25.

Jacquinet, M., Des Problèmes de la Vie et de la Mort et de quelques questions qui s'y rattachent. Paris, Perrin et Cie. 2 fr. 50 c.

Mongré, Paul, Das Chaos in kosmischer Auslese. Ein erkenntniskritischer Versuch. (VI, 213 S.) Leipzig, Naumann. M. 4,—; geb. M. 5,50.

Rosenberger, Ferd., Die moderne Entwicklung der elektrischen Principien. 5 Vorträge. (176 S.) Leipzig, Barth. M. 3,—.

Scheffler, Herm., Die Grundlagen des Weltsystems in gesetzlichem Zusammenhange nach ihrer physischen, mathematischen, logischen und philosophischen Bedeutung. (VI, 247 S.) Braunschweig, Wagner. M. 4,—.

Thiele, Günth., Kosmogonie und Religion. Antritts-Vorlesung. (30 S.) Berlin, Skopnik. M. —,50.

Troost, B., Die Urzeugung. Ein Beitrag zur Lichtäther-Hypothese, populär dargestellt. (38 S.) Wiesbaden, Troost. M. —,75.

Wellisch, Siegm., Das Alter der Welt. Auf mechanisch-astronom. Grundlage berechnet. (80 S.) Wien, Hartleben. M. 2,—.

X. Allgemeine Pädagogik.

Bach, Albert, B., Musical Education and Vocal Culture for Vocalists and Teachers of singing. 5. ed. (272 S.) London, Trübner & Co. 7 sh. 6 d.

Burkhard, Ph., Die Fehler der Kinder. Eine Einführung in das Studium der pädagog. Pathologie m. besond. Berücksicht. der Lehre v. den psychopath. Minderwertigkeiten. (VIII, 102 S.) Karlsruhe, Nemnich. M. 1,80; geb. M. 2,50.

Butler, N. M., The Meaning of Education and other Essays and Addresses. London, Macmillan. 4 sh. 6 d.

Davidson, S., Rousseau and education according to nature. (253 S.) New York, C. Scribners Sons. 1 Doll.

Evers, M., Auf der Schwelle zweier Jahrhunderte. Die höhere Schule und das gebildete Haus gegenüber den Jugendgefahren der Gegenwart. (240 S.) Berlin, Weidmann. M. 5,60.

Flury, Elise, Nützliche Winke zur praktischen Erziehung für Eltern und Erzieher. (IX, 223 S.) Paderborn, Schöningh. M. 1,40.

Guttzeit, Johs., Der Verbildungs-Spiegel. Untersuchungen über unsere moral. Krankheiten. Eine Vorschule der Wiedergeburt. II. Bd. Verlehrtentum. (330 S.) Grofsenhain, Baumert & Ronge. M. 2,50.

Kaibel, Geo, Wissenschaft und Unterricht. Rede. (19 S.) Göttingen, Vandenboeck & Ruprecht. M. —,40.

Löwe, K. R., Wie erziehe und belehre ich mein Kind bis zum 6. Lebensjahre? Hannover, Meyer (Gust. Prior). M. 1,50; geb. M. 2,—.

Luporini, C., La Questione sociale e l'educazione popolare. (72 S.) Palermo. M. 1,50.

Natorp, Paul, Socialpädagogik. Theorie der Willenserziehung auf der Grundlage der Gemeinschaft. (VIII, 352 S.) Stuttgart, Frommann. M. 6,—.

Petit, Dr. **G.,** Pour nos Enfants, Conseils d'hygiène physique et morale. Paris. Soc. d'Edit. scientif. 3 fr.

Über den associativen Faktor des ästhetischen Eindrucks.[1]

Von **Oswald Külpe**, Würzburg.

Inhalt.

Historische Beziehungen zu Fechners Unterscheidung des direkten und associativen Faktors. Zur Kritik Fechners. Begriff des ästhetischen Eindrucks. Entstehung des associativen Faktors. Seine ästhetische Bedeutung.

Seit den ersten Anfängen des ästhetischen Nachdenkens pflegt man zwischen zwei Quellen und ihnen entsprechenden Wirkungen ästhetischer Art zu unterscheiden. Die Schönheit des Körpers, sagt Demokrit, ist tierisch, wenn ihr nicht Geist zu Grunde liegt, und die Bilder der Sinneswahrnehmung sind zwar durch ihre Schönheit zur Betrachtung geeignet, aber seelenlos.[2] Ebenso unterscheidet Platon eine körperliche und eine seelische oder innere Schönheit, die einander im Menschen entsprechen sollen, auf dafs der Körper der Seele, der er dient, ähnlich sei und Ebenmafs zwischen ihnen herrsche. Als Inhalte der Sinneswahrnehmung sind die glänzenden Farben, die reinen Töne, die symmetrischen Gestalten nur ein Schein, aber in ihnen spiegelt sich die Idee der Schönheit in besonders klarer Form. Auch giebt es nach Platon ein Schönes im

[1] Diese im Anschlufs an einen akademischen Vortrag entstandene Abhandlung war bereits fertig, als die wertvolle Arbeit von P. Stern: Einfühlung und Association 1898 erschien. Ich behalte mir vor, an einer anderen Stelle mich mit ihr auseinanderzusetzen.

[2] Mullach, fr. mor. 129, 18; Natorp (Ethica des Demokritos) fr. 16, 172.

Sinne eines an sich Angenehmen und eines Nützlichen: schlechthin und an sich schön sind Farben und Töne, an denen wir ein von aller Begierde und dadurch bedingten Unlust freies Gefallen empfinden; Körper und Gemälde dagegen sind zu etwas schön, insofern sie zweckmäfsig sind für ihre Verrichtungen oder für die Darstellung dessen, was sie ausdrücken sollen.[1]) Einer ähnlichen Auffassung begegnen wir ferner bei dem Neuplatoniker Plotin, der einer sinnlichen Schönheit eine innere, geistige überordnet und als eigentliche und erste Quelle alles Schönen das Gute betrachtet.[2])

Was hier körperliche und geistige oder äufsere und innere Schönheit heifst, tritt in der Ästhetik des 18. Jahrhunderts unter anderen Namen auf. So redet Hutcheson von einer absoluten und einer relativen Schönheit. Jene kommt einem Gegenstande an sich zu und beruht auf der Verbindung einer einheitlichen Form mit einer Mannigfaltigkeit von Objekten. Die relative Schönheit aber findet Hutcheson in der Übereinstimmung zwischen Vorbild und Nachahmung: das Kunstwerk ist die Darstellung eines Gegenstandes, der in der Natur oder in der Vorstellung gegeben sein kann.[3]) Sicherlich ist dieser Begriff ein weit engerer, als der der geistigen Schönheit, aber er fällt vom Standpunkt des Beobachters in die nämliche Sphäre. Ähnlich ist die Unterscheidung von Home zwischen einer eigenen, intrinsic, und einer Schönheit des Verhältnisses, relative beauty. Jene wird blofs durch die Sinne empfunden: die Schönheit einer schattigen Eiche oder eines fliefsenden Baches kann durch einen blofsen Akt des Sehens erfafst werden. Zu der Empfindung der anderen Schönheit dagegen wird Betrachtung und Nachdenken erfordert, denn sie liegt in den Dingen nur, sofern sie als Mittel zu irgend einem guten Zwecke oder Vorsatz angesehen werden.

---

[1]) Vergl. besonders Phädrus, 279 BC, 250 D; Timäus, 87 CD; Republ. III, 402 C, X, 601 D; Philebus, 51 C; Gorgias, 474 D.

[2]) Ennead. V, 9, 2; II, 9, 17; I, 6, 9.

[3]) Untersuchung unserer Begriffe von Schönheit und Tugend, 1762, S. 17 f.

Ein alter gotischer Turm, der keine eigene Schönheit hat, wird von uns dennoch schön genannt, wenn wir ihn als eine gute Schutzwehr gegen einen Feind betrachten. Ein Wohnhaus, dem alle Regelmäfsigkeit fehlt, ist gleichwohl hinsichtlich seiner Bequemlichkeit schön. Wenn beide Arten von Schönheiten an einem und demselben Gegenstande verbunden vorkommen, so wirkt er sehr ergötzlich; so gefällt der schlanke Wuchs eines Pferdes, das zum Laufen bestimmt ist, jedem Auge, teils wegen der Symmetrie, teils auch wegen der Nützlichkeit.[1])

Schon vor diesem bedeutendsten Vertreter einer empirisch-psychologischen Ästhetik im 18. Jahrhundert hat Moses Mendelssohn von einer Schönheit der Form und einer solchen des Ausdrucks gesprochen. Durch Gestalt, Farbe, Bewegung kann eine „Naturmaschine" an sich reizvoll sein, eine „tote Schönheit" darstellen, oder sie kann gute und böse Eigenschaften, Vollkommenheiten und Mängel sichtbar machen und insofern gefallen oder mifsfallen. Zugleich hat er sich eingehend um eine allgemeine Theorie der Zeichen bemüht und mit ihrer Hilfe eine Scheidung der Künste vollzogen. Während sich Poesie und Beredsamkeit, die schönen Wissenschaften, der Worte, d. h. der willkürlichen Zeichen bedienen, um Empfindungen oder Handlungen auszudrücken, stehen der Musik, der Architektur, Malerei und Skulptur, den schönen Künsten, natürliche Zeichen, die Töne, Farben und Formen, zur Verfügung.[2]) Auch in diesen Betrachtungen erkennen wir unschwer den alten Gegensatz des Äufseren und Inneren wieder. Winckelmann, der Verehrer des griechischen Schönheitsideals, erhebt ebenfalls die Forderung einer ausdrucksvollen Schönheit, die sich in der edlen Einfalt und der stillen Gröfse vollendet, und nennt die ausdruckslose, blofs „lineariſche" Schönheit unbedeutend.[3]) Demselben Zusammenhange gehört auch Lessing an, welcher der Kunst ein Ideal der Form und

[1]) Grundsätze der Kritik, 1772, I, S. 262 ff.

[2]) Gesammelte Schriften 1844, IV, 1. Abtl., S. 47; Philosophische Schriften 1783, II, S. 118 ff.

[3]) Sämtliche Werke 1825, I, S. 30; IV, S. 159; VII, S. 119.

daneben ein Ideal des permanenten, nicht des transitorischen Ausdrucks empfiehlt,[1]) und Herder, nach dem die Schönheit der Dinge nicht sowohl auf dem beruht, was sie sind, als vielmehr auf dem, woran sie erinnern oder was sie ausdrücken.[2]) Was endlich Kant über die freie und die anhängende Schönheit ausführt, fällt im wesentlichen mit Homes Unterscheidung einer inneren und einer Schönheit des Verhältnisses zusammen. So wenig nun auch Kant geneigt ist, der letzteren eine erhebliche ästhetische Bedeutung beizumessen, so wird doch auch nach ihm dem Schönen erst durch seine Beziehung zum Guten seine volle Würde gesichert. Das Schöne, sagt Kant, ist das Symbol des Sittlich-Guten, und nur in dieser Rücksicht gefällt es mit einem Anspruch auf allgemeine Zustimmung.[3])

An diese neue Prägung der Begriffe knüpft der im 19. Jahrhundert entbrannte Streit zwischen den Form- und den Gehaltsästhetikern an. Alle Schönheit, behaupten jene, deren Meister Herbart ist, beruht auf der Harmonie der Farben und Töne, dem Ebenmafs und der Symmetrie von Gestalten und Zeitfolgen. Die Materie, der geformte Inhalt, ist für das ästhetische Urteil gleichgültig, mag man darin eine Sinnesqualität oder eine Idee sehen. In diesem Sinne ist z. B. von Hanslick alles Gefallen an der Musik auf tönende Formen, auf Melodie, Harmonie und Rhythmus zurückgeführt worden. Jeder Ausdruck von Gemütsbewegungen oder gar bestimmten Vorstellungen ist illusorisch, pathologisch, jedenfalls unästhetisch. Dagegen erklärt Schelling, eines der Häupter der gehaltsästhetischen Schule, dafs die Form zwar das Erste an der Schönheit sei, dafs sie jedoch durchaus als symbolisch, als Ausdruck eines Inhalts gedacht werden müsse. Noch bestimmter äufsert sich Hegel: das Schöne ist ein Ruf an die Gemüter und Geister, die es vermöge seines idealen Gehalts zum seligsten Genufs erhebt. Nur als Ausdrucksmittel eines geistigen Inhalts ist die formale Schönheit von Bedeutung

[1]) Ausg. Hempel, VI (Laokoon Anhang), S. 264 f.
[2]) Ausg. Suphan, XXII, S. 74 ff.
[3]) Krit. d. Urteilskr., Ausg. Kehrbach, S. 76 ff., 228 ff.

und berechtigt. Wo der sinnliche Stoff aufhört ein adäquater Ausdruck der Idee zu sein, da entfaltet sich die höchste Kunstform, die romantische, und die Dreiheit wertvollster Künste, Malerei, Musik und Poesie.[1]) Auch SCHOPENHAUER, sonst der eingeschworene Feind der beiden eben genannten Philosophen, steht hier mit ihnen auf gleichem Boden. Die Kunst ist Wiederholung der durch reine Kontemplation aufgefafsten ewigen Ideen, der Willensobjektivationen, und die Musik ist gar ein Abbild des Willens selbst, der Weltrealität.[2])

Diesen die ganze Geschichte der Ästhetik durchziehenden Gegensatz zwischen äufserer und innerer, absoluter und relativer, freier und anhängender, formaler und idealer Schönheit hat FECHNER, der grofse Bahnbrecher für die moderne Psychologie und Ästhetik, auf einen einfachen psychologischen Ausdruck gebracht, indem er das ästhetische Gefallen von zwei Faktoren, einem direkten und einem associativen Faktor, abhängig machte. Der Genufs eines Kunstwerks wird damit zu einer Funktion zweier Variablen, der äufseren, durch die sinnfälligen Eigenschaften bestimmten Erscheinung, und alles dessen, was unsere Erfahrung, unsere Einbildungskraft geschäftig hinzubringt. Sonach kann von einer Vorstellung eine doppelte ästhetische Wirkung ausgehen, eine unmittelbare und eine mittelbare. Was die älteren Ästhetiker als Ebenmafs, Farben- und Tonharmonie, als rhythmische Bestimmtheit beschrieben haben, fällt in das Gebiet der unmittelbaren ästhetischen Wirkung, weil all das in dem Sinneseindruck selbst gegeben ist und für jeden, der unter den gleichen Bedingungen der Perzeption steht, in derselben Form vorhanden sein mufs. Was sie aber Ausdruck oder inneres Leben, Beseelung des toten Stoffes oder Nachempfindung genannt haben, gehört zur mittelbaren Wirkung, die nur in einem durch Erfahrung belehrten und mit williger Phantasie begabten Geiste zustande kommen kann, in einem Geiste, der eine Vorstellung als Zeichen, Symbol, Ausdrucksmittel für andere zu begreifen und zu ge-

[1]) W. W. X, 1. Abtl., S. 93 ff.
[2]) Ausg. FRAUENSTÄDT, II, S. 217 f., 302 ff.

brauchen weifs, und der auch das niemals vorher Erfahrene nach Mafsgabe seiner Analogien mit dem Bekannten zu deuten oder nachzubilden vermag. Hier, auf dem Boden der von dem associativen Faktor abhängigen ästhetischen Auffassung und Würdigung einer Vorstellung, erschliefst sich das Persönliche, Willkürliche und Zufällige des Geschmacks, das ihm von alters her anhaftet und ihm das Merkmal des Unbestreitbaren, Unwiderleglichen aufgeprägt hat.[1])

Man hätte denken sollen, dafs die neue Terminologie Fechners nicht nur in ihrem Zusammenhange mit den älteren Begriffen Erscheinung und Idee, Form und Gehalt u. dergl., sondern auch als eine fruchtbare psychologische Analyse des ästhetischen Eindrucks überhaupt aufgefafst worden wäre. Keines von beiden ist wirklich geschehen. Als Fechner einen Vortrag, den er in Leipzig über „das Associationsprinzip" gehalten hatte, in Lützows Zeitschr. f. bild. Kunst 1866 erscheinen liefs, versah ihn der Herausgeber mit der charakteristischen Anmerkung, er habe geglaubt, „diesem originellen Versuch »eine neue Gottheit in die Ästhetik einzuführen« im Interesse der Leser bereitwillig Raum bieten zu sollen". Dafs die Sache selbst so alt ist, wie die Ästhetik, davon hatte demnach der verdiente Kunsthistoriker v. Lützow keine Ahnung. Andererseits hat Ed. v. Hartmann zwar erkannt, dafs die Unterscheidung des direkten und des associativen Faktors mit dem Gegensatz der Form- und der Gehaltsästhetik auf das Engste zusammenhänge, aber die jenen innewohnende Fruchtbarkeit, die durch ihre Einführung bewerkstelligte Reduktion unerklärter ästhetischer Thatsachen auf allgemein bekannte psychologische ist ihm nicht zum Bewufstsein gekommen. Er verharrt lieber auf dem alten Standpunkte, unklare, abgegriffene metaphysische Schlagworte wie Idee und

[1]) Von den älteren Ästhetikern hat diesen Unterschied wohl am deutlichsten bezeichnet der seit A. W. Schlegels billigem Witz so stark verunglimpfte E. Burke. Vergl. seinen Philos. Inquiry, 1842, S. 165 f. Aufserdem ist das Associationsprinzip im Anschlufs an Hume (Treatise on Human Nature, Bd. II, P. 3, Sect. 8) mit voller Bestimmtheit von A. Gerard in seinem Essay on Taste 1759, S. 20, ausgesprochen worden.

Erscheinung der wissenschaftlichen Eindeutigkeit einer psychologischen Bestimmung vorzuziehen. Volkelt dagegen ist der Meinung, dafs der Ausdruck Association auf den hier vorliegenden Thatbestand überhaupt nicht angewandt werden dürfe. Es handle sich um eine intuitive Beseelung des Objekts durch die Phantasie, nicht um associative Ergänzung; die Association sei eine äufserliche Form, aus der sich die ästhetische Anschauung nicht ableiten lasse. Aber äufserlich ist die Association doch nur für den, der sie so auffafst, und in der modernen Psychologie wird sich dazu schwerlich eine Berechtigung nachweisen lassen. Wem das Konvexe den Eindruck des Zurückdrängenden, Niederhaltenden, das Konkave den des Hineinziehenden, Emporhebenden macht, gewinnt diesen Eindruck trotz aller seiner Innerlichkeit nur auf Grund von Reproduktionen. Statt dessen von einer intuitiven Funktion der Phantasie, von Einfühlen oder Verschmelzung zu reden, bedeutet doch wohl das Aufgeben durchsichtiger, präcis definierter Begriffe zu Gunsten einer unklareren Bestimmung. Schon der Herbart'sche Begriff der Apperception wies auf eine umfassendere Bedeutung von Association und Reproduktion hin, die es erlaubt, auch die allerfestesten, innigsten Zusammenhänge auf diesem Wege zu erklären.[1]) Das lockere Nebeneinander verschiedener Vorstellungen ist ja nur eine der möglichen Formen von associativ bedingten Reproduktionen.

So ist es denn gekommen, dafs sich nur in den annoch spärlichen Versuchen einer experimentellen Ästhetik die Fechner'sche Terminologie eingebürgert und bewährt hat. Hier, wo es sich um die gefallenden räumlichen, zeitlichen, farbigen Elementarphänomene, also um den direkten Faktor handelt, hat gerade die genauere Scheidung der beiden Faktoren voneinander, die prinzipiell so leicht ist, grofse Schwierigkeiten bereitet. Selbst die einfachsten Farbenverbindungen, linearen Motive, rhythmischen Formen haben bereits eine ausgesprochene Reproduktionstendenz und lassen daher neben

[1]) Vergl. Lipps, Grundtats. d. Seelenleb., S. 408–409.

dem direkten den associativen Faktor auf den ästhetischen Gesamteindruck Einfluſs gewinnen. Aber innerhalb der experimentellen Ästhetik hat dieser Einfluſs bisher nur die Rolle eines die Reinheit der Versuchsumstände beeinträchtigenden Fehlers gespielt. Man wollte über die Gesetze, welche das Gefallen am direkten Faktor beherrschen, ins Klare kommen, und strebte deshalb nach einer Elimination des associativen oder wenigstens der von ihm abhängigen Wirkungen. In seiner positiven Bedeutung ist er somit auch hier noch nicht zur Geltung gelangt, und die an der Hand der experimentellen Methoden ermöglichte Feinheit und Genauigkeit der psychologischen Analyse ist dem associativen Faktor noch nicht, sondern nur dem direkten zu gute gekommen.

An dieser Vernachlässigung des wichtigen Begriffs trägt nun aber auch Fechner selbst unverkennbar eine gewisse Schuld. Erstlich redet er bei der Einführung desselben von einem Associationsprinzip, das er so formuliert: Nach Maſsgabe als uns das gefällt oder miſsfällt, woran wir uns bei einer Sache erinnern, trägt auch die Erinnerung ein Moment des Gefallens oder Miſsfallens zum ästhetischen Eindruck der Sache bei — und stellt dies Prinzip mit vielen anderen, dem der Übereinstimmung, der Abstumpfung, des Kontrastes etc. auf eine Stufe. Dadurch wird eine ganz falsche Vorstellung erweckt, nämlich die Meinung, daſs es sich lediglich um eine gelegentlich mitwirkende Bedingung für das Gefallen oder Miſsfallen handle, die auch fehlen oder durch den Einfluſs einer anderen kompensiert werden könne. Daneben aber stellt Fechner richtig dem direkten Faktor den associativen als einen unentbehrlichen Bestandteil des ästhetischen Eindrucks gegenüber und läſst seine sonstigen Prinzipien sämtlich für beide gelten. Nun läſst sich offenbar nur die eine von diesen Auffassungen in einer konsequenten Ästhetik durchführen. Der Widerspruch, in den sich Fechner dadurch verwickelt, daſs er sowohl von einem Associationsprinzip, als auch von einem associativen Faktor redet, hat zu einer begrifflichen Unklarheit geführt, die das richtige Verständnis und damit

auch den fruchtbaren Gebrauch des neuen Terminus wesentlich gehemmt hat. Insbesondere hat gerade sie es bisher kaum erkennen lassen, in welch engem Zusammenhange derselbe mit den älteren Begriffen einer inneren, relativen, idealen Schönheit eigentlich steht.

Aber noch in einem zweiten Sinne haben Fechners eigene Auseinandersetzungen die Anerkennung seines Gedankens beeinträchtigt. Sein Associationsprinzip ebenso wie die Beispiele, welche die Grundlage für dessen Aufstellung bilden, gehen über den engeren Bereich des zum ästhetischen Eindruck Gehörigen mehr oder weniger weit hinaus. Denn nicht jede beliebige angenehme oder unangenehme Erinnerung ist geeignet, zu dem ästhetischen Eindruck eines Gegenstandes einen Beitrag zu liefern. Wenn ein Landwirt Fechner gestand, „dafs es ihm ein eigentümlich angenehmes Gefühl erwecke, in einen Viehstall zu treten und den Geruch des Mistes, wenn er eben aufgeräumt oder aufgerührt sei, zu verspüren, indem der Eindruck“ der durch den Dünger erzeugten Fruchtbarkeit dadurch besonders lebhaft in ihm angeregt werde, so wird er selbst schwerlich gemeint haben, dafs er damit einen ästhetischen Genufs geschildert habe. Wenn wir nach Fechner vor einer Goldkugel mit einer Art kalifornischer Hochachtung stehen, weil sich ganze Paläste, Kutsche und Pferde, Bediente in Livree, schöne Reisen daraus zu entwickeln scheinen, so hat all das mit dem ästhetischen Werte, den wir der Goldkugel etwa beilegen, an sich nichts zu thun, da die Form des Objekts hierfür völlig gleichgültig ist und der häfslichste Klumpen denselben Dienst erweist. Hieraus erwächst dem Ästhetiker die wichtige Aufgabe, innerhalb des associativen Faktors in Fechners Sinne eine engere Provinz abzustecken, welche seiner Bedeutung für den Geschmack, das Gefallen oder Mifsfallen entspricht. In welcher Richtung eine solche Verengerung des Begriffsumfangs stattzufinden hat, darüber geben die Untersuchungen älterer Ästhetiker, namentlich die Verwendung des Symbol- und Einfühlungsbegriffs, einen gewissen Aufschlufs. Die folgenden Mitteilungen sind dazu be-

stimmt, der Lehre vom associativen Faktor, soweit es im Rahmen einer mehr ein Programm, als eine erschöpfende Untersuchung bildenden Skizze geschehen kann, die erforderliche schärfere und bestimmtere Fassung im Interesse der Ästhetik zu verleihen.

Denken wir uns gewisse allgemein anerkannte ästhetische Eindrücke, etwa das herrliche Landschaftsbild von Berchtesgaden, Beethovens 5. Symphonie, Goethes Werther, den Apoll von Belvedere, Raphaels Schule von Athen und das Wiener Rathaus! Was ist, so frage ich dann, allen diesen Eindrücken gemeinsam? Oder, was auf dasselbe hinauskommt, worin bestehen die Merkmale des auf sie alle nach dem Sprachgebrauch angewandten Begriffs eines ästhetischen Eindrucks? Der besondere Vorstellungsinhalt als solcher kann offenbar nicht dazu gehören, denn dieser weist schon insofern die erheblichsten Abweichungen auf, als er hier von akustischer, dort von optischer Beschaffenheit ist. Aber auch innerhalb der auf den Gesichtssinn z. B. wirkenden Gruppe von Gegenständen treten uns sehr beträchtliche Unterschiede entgegen, was hat der Apoll mit dem Rathaus oder der Landschaft gemein? Natürlich alles, was überhaupt den Gesichtsvorstellungen zukommt, wie Farben, Helligkeiten, räumliche Formen, aber sonst nichts. Die nämliche Ungleichartigkeit finden wir in den Reproduktionen, die durch die Sinneseindrücke angeregt werden, ja, die mögliche Mannigfaltigkeit in Erinnerungs- und Phantasiebildern ist noch gröfser, weil eine Fülle individueller Differenzen hinzukommt. Ebensowenig können wir das Gemeinsame dieser Eindrücke in der Art ihrer Entstehung entdecken, denn selbst abgesehen von dem hier obwaltenden Gegensatz zwischen Natur und Kunst ist auch das künstlerische Schaffen bei dem Komponisten ein wesentlich anderes, als bei dem Architekten oder Maler. Nicht minder versagen die Gesichtspunkte der Zweckmäfsigkeit und Nützlichkeit. Bei einem Kunstbau, wie dem Rathause, läfst sich zwar allenfalls vom Nutzen sprechen, insofern er nicht nur als ästhetischer Eindruck fungiert,

aber bei den anderen Beispielen dürfte davon gar nicht geredet werden.

Ich will den Leser nicht durch ein weiter fortgesetztes Verfahren per exclusionem ermüden, sondern sofort das Resultat mitteilen. Gemeinsam ist allen den genannten Objekten oder Vorstellungen eine Wirkung auf den Zuschauer oder Zuhörer oder Leser, nämlich zu gefallen, Lust zu erregen. Aber Lust wird auch durch mancherlei andere Gegenstände geweckt, durch erfolgreiche Forschung, durch Sinnesreize von einer gewissen Intensität, durch vorteilhafte Geschäfte. Darum mufs die von den ästhetischen Eindrücken ausgehende Gefühlswirkung noch etwas Eigentümliches haben, und dieses besteht in ihrer Beziehung auf einen Vorstellungsinhalt nach seiner blofsen Beschaffenheit. Bei den sinnlichen Gefühlen der Lust und Unlust kommt es gar nicht darauf an, wie uns der erregende Reiz erscheint, welche Empfindung er hervorruft, sondern nur auf die Art seines Eingriffs in den Organismus. Das allgemeine Gesetz für ihren Verlauf besagt, dafs schwache bis mäfsig starke Reize Lust, darüber hinaus gesteigerte Unlust erwecken. Ob wir dabei eine richtige oder unrichtige Auffassung von der Intensität haben, thut nichts zur Sache. Ein blendendes Licht wirkt schmerzhaft, mögen wir es nun dafür halten oder nicht. Ein langes Hinstarren auf ein Objekt ermüdet und hat ein Unlustgefühl zur Folge, auch wenn uns die Intensität der dabei aufgewandten Spannung unserer Augenmuskeln gar nicht zum Bewufstsein kommt. Die ästhetischen Gefühle dagegen hängen gänzlich von der Beschaffenheit des Eindrucks, so wie wir sie merken und auffassen, ab. Falscher Gesang in einem Konzert, Verzeichnungen in einem Gemälde, unpassendes Pathos bei einem Vortrag stören den ästhetischen Genufs nur insofern, als sie auffallen, empfunden werden. Als Reiz kann eine kleine Sekunde genau die gleiche Bedeutung für unseren Organismus haben, wie die grofse Terz, und doch welch ein beträchtlicher Unterschied zwischen beiden hinsichtlich ihrer ästhetischen Wirkung! Darum kommt es hier auch nicht auf die objektive

Natur eines Reizes an, sondern nur auf die Vorstellung, die wir von ihm haben. Ein objektiv richtig gezeichnetes Quadrat mifsfällt, wie zahlreiche Versuche gelehrt haben, weil es infolge einer bekannten optischen Täuschung nicht als Quadrat angesehen wird, in der Vorstellung als ein Rechteck mit ungleicher Seitenlänge erscheint.

Derselbe Gesichtspunkt leitet uns auch bei der Unterscheidung der ästhetischen Gefühle von anderen als den sinnlichen. Die Befriedigung, die der wissenschaftlich Arbeitende erlebt, wenn es ihm gelingt, durch eine neue Erkenntnis in einen bisher dunklen Komplex von Thatsachen Licht und inneren Zusammenhang zu bringen, wird nicht diesem neuen Vorstellungsinhalt als solchem verdankt, sondern der Beziehung, in der er zu einer ganzen Gruppe anderer Thatsachen steht, der logischen Leistung, die er vollbringt. Das Nützliche, Zweckmäfsige ist erfreulich nur mit Rücksicht auf dasjenige, dem es dient, wozu es taugt oder sich brauchbar erweist. An sich kann es gleichgültig oder gar unangenehm sein. Selbst die sittliche Billigung, die wir einer barmherzigen Handlung oder einer wahrhaftigen Gesinnung spenden, ein Verhalten, dessen Verwandtschaft mit dem ästhetischen mehrfach hervorgehoben worden ist, gründet sich nicht auf ein ursprüngliches Gefallen an solcher Handlung oder Gesinnung — ist doch deren Erscheinungsform als solche für das sittliche Urteil belanglos —, sondern auf eine vorausgehende Anerkennung des Zweckes, den sie erfüllen, oder des Gesetzes, in dessen Sinn sie erfolgen. Eben darum kann sehr wohl das Gute ein ästhetisches Mifsfallen und das Schöne eine ethische Unlust erregen. Wenn es anders wäre, so würde die grofse Rolle, welche das Unsittliche innerhalb ästhetischer Darstellung spielt, unbegreiflich sein. Ein Prahler, wie Falstaff, ein Bösewicht, wie Richard III., ein gemeiner Feigling, wie Franz Moor, sie könnten uns keinen ästhetischen Genufs gewähren, wenn die ethische Verurteilung auf ein Mifsfallen an den betreffenden Vorstellungen als solchen gegründet wäre. Nennen wir alle Gefühle dieser Gruppe Beziehungsgefühle,

weil sie nur auf Grund einer Relation zu anderen Inhalten entstehen und sich nach dieser richten, bezeichnen wir die sinnlichen Gefühle als Reizgefühle, weil die objektive Beschaffenheit des Reizes für sie maſsgebend ist, so werden wir den ästhetischen Gefühlen den Namen von Inhalts- oder Vorstellungsgefühlen beilegen dürfen, da sie lediglich die angenehme oder unangenehme Wirkung eines Vorstellungsinhalts bedeuten. Wir können hiernach den ästhetischen Eindruck als einen solchen definieren, der Inhalts- oder Vorstellungsgefühle hervorruft.

Von allen Erscheinungen, die ein Lustgefühl erregen oder zu erregen erfahrungsgemäſs fähig bezw. geeignet sind, sagen wir, daſs sie einen Wert haben. Hiernach giebt es sinnliche, sittliche etc. Werte. Verstehen wir nun unter Kontemplation einen Zustand, in dem man sich befindet, wenn man eine Vorstellung durch ihren bloſsen Inhalt auf das Gemüt wirken läſst, so werden wir die ästhetischen Eindrücke, die uns derartige Gefühle vermitteln, auch als Kontemplationswerte bezeichnen können. Damit haben wir eine Anzahl wohldefinierter Begriffe gewonnen, mit denen wir im folgenden bequemer zu operieren imstande sind.

Nach diesen Ausführungen über die Natur der ästhetischen Eindrücke ist es für sie belanglos, welche Beziehung zur Wirklichkeit sie haben mögen. Ob etwas existiert, worauf eine uns Inhaltsgefühle vermittelnde Vorstellung kausal zurückgeführt werden kann, ob sie durch reale Gegenstände oder diese vortäuschende Zeichen hervorgebracht wird, ist für die ästhetische Wirkung selbst gleichgültig. Genauer gesprochen bedingt die Relation zu irgend welchen äuſseren, in der Natur, der Auſsenwelt gegebenen Erscheinungen erstlich nur insofern den Charakter des ästhetischen Zustandes, als sie auf die Vorstellung selbst von Einfluſs ist. Die wirkliche Landschaft ist thatsächlich nach Helligkeit, Farbenfülle, Umfang etc. eine andere Vorstellung zu erzeugen fähig, als die gemalte. Ferner weckt die Realität der Dinge ein anderes Verhalten, unser Wollen und Handeln wird durch sie herausgefordert, wissenschaftliche

und ethische Betrachtungsweisen treten in den Vordergrund. Eine natürliche Folge davon ist die Beeinträchtigung oder Verdrängung des ästhetischen Zustandes. Wie ganz anders berührt uns derselbe Vorgang auf der Bühne und als wirkliches Erlebnis! Endlich mischen sich Erinnerungen an reale Gegenstände oder Ereignisse unwillkürlich in die Anschauung, die uns durch ihre Darstellung in Wort oder Bild erzeugt wird, und ein Widerstreit zwischen dem Inhalt der Schilderung und dem bekannten Original kann ablenkend, hemmend, vernichtend auf den Genufs eines Kunstwerks einwirken. Aber alle diese Fälle einer Beeinflussung des ästhetischen Zustandes durch die Wirklichkeit heben die allgemeine Behauptung von ihrer Bedeutungslosigkeit für denselben keineswegs auf. Denn von einer positiven Bedingung der Inhaltsgefühle dürfte man bei der Realität nur dann sprechen, wenn sie unter sonst gleichen Umständen den ästhetischen Zustand als solchen zu alterieren, regelmäfsig nach gewissen Richtungen umzugestalten vermöchte. Das ist aber keineswegs der Fall, vielmehr verschwinden alle Unterschiede, sobald die Nebenwirkungen der Realität einerseits und jede merkliche Abweichung zwischen ihr und der künstlerischen Darstellung andererseits vermieden sind.

Haftet der ästhetisch Geniefsende an der Beschaffenheit einer Vorstellung, wie sie nun einmal ist, so versteht es sich von selbst, dafs er durch deren Beziehung auf wirkliche Gegenstände weder gewinnen noch verlieren kann. Farbige Flächen, Melodien, Rhythmen etc. bleiben als Vorstellungsinhalte genau dieselben, mag man sie nun auf objektive Einflüsse, auf räumlich und zeitlich gegliederte Luft- oder Ätherschwingungen zurückbeziehen können oder nicht. In dem blofsen Interesse für den Vorstellungsinhalt kehren wir zu jener ursprünglichen Stellung zurück, die wir alle den Objekten gegenüber einmal eingenommen haben. Was weifs das am Beginn seiner geistigen Entwicklung stehende Kind von einer Aufsenwelt, welche auf seinen Organismus einwirkt, und von einem Ich, einem erkennenden und handelnden Subjekt, das

auf die andringenden Reize irgendwie reagiert? In der Mannigfaltigkeit seiner Vorstellungen und Gefühle ist seine ganze Welt beschlossen, erst allmählich gruppieren sie sich, verbinden und trennen sie sich, bilden sich Unterschiede aus zwischen dem Verhalten gegenüber objektiven und gegenüber subjektiven Vorgängen, und empfangen diese Unterschiede ihre begriffliche Prägung. Die ursprüngliche Einheit aller Erfahrung erneuert sich bei jeder Versenkung in das Schöne. Wem diese Fähigkeit zur unbefangenen, naiven Hingebung an die Vorstellungsinhalte durch die unablässige Reflexion auf Äufseres und Inneres, Objekt und Subjekt erdrückt wird, dessen Empfänglichkeit für ästhetische Eindrücke ist gering.

Daraus ergeben sich wichtige Folgerungen. Zunächst beruht auf dem geschilderten Verhalten die prinzipielle ästhetische Gleichwertigkeit der Wahrnehmungen, Erinnerungs- und Phantasievorstellungen, sowie innerhalb der Wahrnehmungen dessen, was durch entsprechende Objekte, und dessen, was durch ihre Stelle vertretende, sie repräsentierende Zeichen hervorgerufen wird. Unterschiede in der ästhetischen Würdigung sind in allen diesen Fällen nur durch die Beschaffenheit der Wahrnehmungen oder Vorstellungen selbst, nicht aber dadurch bedingt, dafs die einen eine objektive Grundlage haben, die den anderen fehlt. Darum sind z. B. Natur und Kunst ästhetisch einander gleichgestellt, ebenso Malerei und Poesie, und innerhalb der Künste die Darstellung wirklicher derjenigen erdichteter Ereignisse. Darum ist die alte Definition der Kunst als einer Nachahmung der Natur völlig schief, weil sie zwischen beiden Potenzen eine Beziehung herstellt, die für ihre ästhetische Bedeutung gleichgültig ist und das Stoffgebiet der Kunst unzweckmäfsigerweise einzuschränken droht. Der Naturalismus, der den engen Anschlufs an die gegebene Realität fordert, ist von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet überhaupt keine ästhetische Richtung. Somit ist der schaffende Künstler frei in seinen Konzeptionen und Entwürfen, nur den Gesetzen unterworfen, welche die lebensvolle Gestaltung eines gewählten Stoffes ermöglichen.

Aufserdem können wir noch die kritische Folgerung geltend machen, dafs eine in der modernen Ästhetik mit Vorliebe ausgebildete Lehre, nämlich die Theorie vom schönen Schein, von der ästhetischen Illusion, der bewufsten Selbsttäuschung hinsichtlich der realen Natur des genossenen Objekts u. dergl. die ästhetischen Thatsachen in einer mindestens irreführenden Weise schildert. Da wird uns gesagt, es müsse sich ein Bild vom Gegenstande ablösen, man müsse das äufserlich Gegebene in innerer Nachahmung spielend nacherzeugen, der künstlerische Genufs bestehe seinem Wesen nach in einer absichtlich hergestellten und festgehaltenen Illusion, die das für wirklich nimmt, was doch nur Kunst sei. Alle solche Versuche, den Kern des ästhetischen Verhaltens aufzudecken, beruhen auf einer Sonderung dessen, was darin gar nicht gesondert ist, des Äufseren und Inneren, des Objektiven und Subjektiven, des Wirklichen und des Scheins. Wir nehmen nicht in einer bewufsten Selbsttäuschung das irreale Produkt des Künstlers für eine Realität, sondern wir erheben uns gänzlich über diesen Gegensatz in die Sphäre konkreter Einheit der Erfahrung. Wir bilden nicht innerlich nach, was uns an architektonischer Form an einem Gegenstande der Aufsenwelt entgegentritt, sondern wir überlassen uns willig den Vorstellungsinhalten und dem Spiel von Reproduktionen, das sie anregen. Das Bild ist uns kein Augenschein, dem wir die Natur der Dinge gegenüberstellten, das Musikwerk kein Ohrenschein, dem wir die Prädikate der Wirklichkeit abzuerkennen hätten, sondern beide sind Vorstellungen, deren Beschaffenheit uns ganz unabhängig von ihrer sonstigen Bedeutung für Welt und Leben fesselt und gefällt. Es ist zu wünschen, dafs die Ästhetik mit diesen ganz unpsychologischen, der Erkenntnistheorie entnommenen Beschreibungen des ästhetischen Verhaltens[1]) aufräume und Begriffe beseitige, die seiner Eigentümlichkeit nicht gerecht zu werden imstande sind.

[1]) An dieser Subsumtion der ästhetischen Thatsachen unter logische und erkenntnistheoretische Begriffe hat die deutsche Ästhetik im Gegensatz zur englischen von Anfang an gelitten.

Jeder ästhetische Eindruck setzt sich normalerweise für das entwickelte Bewufstsein aus zwei Bestandteilen zusammen, einem percipierten, der Sinnesthätigkeit als solcher entspringenden, und einer durch die Erfahrung vermittelten Ergänzung oder Modifikation des ersteren. Farbige Flächen von einer gewissen Helligkeit haben für das neugeborene Kind nur die Bedeutung farbiger Flächen, und werden von dem Blindgeborenen, der nach erfolgreicher Operation zuerst seinen Blick ihnen zuwendet, nur nach Mafsgabe der seinen anderen Sinnen entstammenden Erfahrung zu interpretieren versucht — in äufserst willkürlicher, von zufälligen Analogien geleiteter Form. Für uns, denen lange Übung im Sehen einen grofsen Schatz optischer Bilder hat erwerben helfen, werden die farbigen Flächen bald Tische oder Teiche, Häuser oder Bäume. Jeder neue Eindruck verbindet sich mit reproduzierten und verschmilzt mit ihnen zu einer Einheit, die wir Wahrnehmung nennen. Den von der blofsen Perception abhängigen Bestandteil des Kontemplationswertes bezeichnen wir als seinen direkten, den durch die Reproduktionsthätigkeit bedingten als den associativen Faktor. Soweit demnach die ästhetischen Eindrücke Wahrnehmungen sind, soweit enthalten sie auch diese beiden Faktoren. Wahrnehmungen aber sind sie zweifellos zum allergröfsten Teil.

Gegen diese Unterscheidung der beiden Faktoren könnte der Einwand ins Feld geführt werden, dafs wir beim Lesen eines Gedichts oder einer musikalischen Komposition, falls wir die gedruckten Zeichen nicht in die ihnen entsprechenden Klänge oder Laute, wenn auch nur andeutungsweise, umsetzen, des direkten Faktors ganz entbehren. Denn daran, dafs dieser bei der Poesie (abgesehen vom Drama) so gut wie bei der Musik im Gebiet des Gehörssinns gesucht werden mufs, kann nicht wohl gezweifelt werden. Reim, Rhythmus, Wohlklang der Worte, Strophenbau, kurz alle Bestandteile des direkten Faktors einer Dichtung, sie können auf uns einen Eindruck nur hervorrufen, wenn wir hören oder Gehörsvorstellungen uns zu bilden vermögen. Aber beim Lesen werden eben doch

diese Bestandteile des direkten Faktors eines poetischen Werkes nicht percipiert, nicht sinnlich wahrgenommen, sondern auch bereits reproduziert, aus unserer Erfahrung hinzugethan. Und damit scheint dasjenige, worin die ästhetische Bedeutung jener Bestandteile beim tönenden, klingenden Vortrag wurzelt, selbst erst durch Association vermittelt, also in den associativen Faktor hinübergewandert zu sein. Ja, nicht nur dies kann stattfinden, es läfst sich auch der Fall denken, dafs infolge der sehr geläufigen Association zwischen den Schriftzeichen und den zugehörigen Bedeutungen, die es ja auch dem Taubstummen ermöglicht Gelesenes zu verstehen, gelegentlich auch die reproduzierten Gehörsvorstellungen fehlen werden. Dann würde der Genufs eines poetischen Werkes lediglich eine Funktion des associativen Faktors werden, da die gesehenen Worte keine Träger einer hier in Betracht zu ziehenden ästhetischen Wirkung sein können.

Dazu kommt ein anderes, in der nämlichen Richtung wirkendes Moment. Die sprachlichen Laute und Schriftzeichen sind nur konventionelle Repräsentanten einer Bedeutung, willkürliche oder künstliche Hinweise auf Vorstellungen oder Begriffe. Das, was sie ausdrücken, kann man ihnen weder ansehen noch anhören, wie schon die Verschiedenheit der Sprachen und der dem nämlichen Begriff dienenden Wörter innerhalb derselben Sprache, der Synomyma, zeigt. Darum kann der nämliche associative Faktor an sehr abweichenden direkten hängen, derselbe Sinn in wesentlich anders lautenden Formen wiedergegeben werden. Selbstverständlich trägt auch dieser Mangel einer eindeutigen Korrespondenz zwischen Sprache und Bedeutung dazu bei, das Gewicht des direkten Faktors in der Poesie zu verringern und den Zusammenhang zwischen beiden Faktoren erheblich zu lockern. Endlich ist hierfür auch der Umstand verhängnisvoll geworden, dafs die gleichen willkürlichen Zeichen zur Mitteilung, zur Darstellung im gewöhnlichen Leben, in der Wissenschaft Verwendung finden, wo sie nur oder fast ausschliefslich ihrer Bedeutung nach geschätzt und behandelt werden. Sie gleichen damit einer abge-

griffenen Münze, deren Wert nicht uach ihrem zufälligen Aussehen, sondern nur nach der Prägung beurteilt wird, die sie ein für allemal erfahren hat. So haben wir uns gewöhnt — und die moderne Prosadichtung hat dem gleichfalls Vorschub geleistet —, beim Lesen von dem zu abstrahieren, was das Gelesene für unser Gehör in ästhetischer Beziehung bedeutet, obwohl hier noch grofse individuelle Unterschiede bestehen geblieben sind.

So zweifellos hiernach die Poesie am meisten auf die besondere Wirkung des direkten Faktors verzichtet, so sicher ist doch zugleich, dafs er auch in ihr noch immer eine unverächtliche Rolle spielt. Man braucht nur den Eindruck eines gelesenen mit dem eines gut vorgetragenen Gedichts zu vergleichen, um den Beitrag würdigen zu lernen, den der direkte Faktor zum ästhetischen Gesamteindruck liefert. Dafs eine sinngetreue Übersetzung einer Erzählung in eine fremde Sprache möglich ist, bezweifelt man nicht; wenn dennoch das Original eine andere ästhetische Wirkung hervorbringt, so liegt das vorzugsweise an den Eigentümlichkeiten des direkten Faktors.

Mein Lehrer im Russischen war so kühn, die Übertragungen deutscher Dichtungen von Schukowski oder Lermontow „schöner" zu finden, als die ihnen zu Grunde liegenden Schiller'schen oder Goethe'schen Originale. Er hatte von seinem Gefühl aus offenbar recht, da ihm Klang- und Lautverbindung in der russischen Sprache vertrauter, sympathischer waren, als die entsprechenden Momente im Deutschen.

Wenn ferner auch die wissenschaftliche Darstellung die häufige Wiederholung der nämlichen Ausdrücke, derselben Satzkonstruktionen zu vermeiden trachtet, so beruht das nur auf der Berücksichtigung des direkten Faktors und seiner ästhetischen Wirkung. Sodann aber darf nicht übersehen werden, dafs an den Lauten, an den nur für das Gehör bestehenden Unterschieden der Tonhöhe, Klangstärke, der Geschwindigkeit u. dergl., abgesehen von dem konventionellen Begriff, auch noch ein natürlicher Ausdruck haftet, der nämliche, den wir auch in der Musik antreffen. Dafs rascheres Sprechen eine gröfsere Lebhaftigkeit, Unruhe, Erregung bedeutet, die Verstärkung des Klanges dem Gesprochenen einen besonderen Nachdruck verleiht, dafs Erhebung der Stimme

am Schlusse eines Satzes eine Frage oder einen Zweifel laut werden läfst — das alles sind Zusammenhänge, die nur dem Hörenden verständlich und geläufig sind, und die völlig verschwinden würden, wenn wir auf den besonderen akustischen Faktor bei der Poesie Verzicht leisten sollten. Auch der Lesende vergegenwärtigt sich diese Eigentümlichkeiten der hörbaren Sprache unwillkürlich. Endlich möchte ich einen Gedanken aufnehmen, den Burke[1]) entwickelt hat. Er weist darauf hin, dafs die Wörter in der Regel keine Bilder der von ihnen bezeichneten Gegenstände hervorrufen, wie er durch sorgfältige Beobachtung, die er an sich selbst und andere auf seine Aufforderung hin angestellt hatten, bezeugen kann. Trotzdem wirken sie ähnlich, ja unter Umständen tiefer, als die Dinge, von denen sie berichten. Das Verständnis der Wörter hängt also nicht an den Erinnerungs- oder Phantasiebildern, die sie reproduzieren, sondern an den gleichartigen Beziehungen zur Geistes- und Gemütsthätigkeit, die sie vermöge der associativen Verknüpfung mit jenen Vorstellungen, als deren Substitute, in Kraft treten lassen. Somit kann von dem gelesenen Worte auch eine ganz ähnliche Wirkung ausgehen, wie von dem gehörten, ohne dafs die akustischen Bilder im Bewufstsein deutlich zu werden brauchen. Freilich nicht die optische Beschaffenheit, sondern die durch sie vertretene hörbare hat diese Wirkung ursprünglich entstehen lassen. Aber im Bewufstsein würde dann das gesehene Wort den direkten Faktor repräsentieren.

Somit glaube ich, dafs der direkte Faktor auch in der Poesie eine erhebliche Leistung vollbringt. Dafs er sich nun in unserem lesenden Zeitalter selbst so oft in das Gebiet der Reproduktionen, der Erinnerungs- und Phantasievorstellungen zurückzieht, mufs uns freilich veranlassen, den Begriff des direkten Faktors nicht lediglich auf das in der Sinneswahrnehmung als solcher Gegebene zu beschränken. Immerhin bildet dieser Fall nur einen schwachen, unvollkommenen Ersatz

[1]) A. a. O. S. 216 ff. Vergl. auch H. Roetteken: Über ästhetische Kritik bei Dichtungen, Würzburg 1897, S. 10.

für die sinnliche Repräsentation. Ungleich stärker, eindrucksvoller kommt der direkte Faktor zur Geltung, wenn wir das Gedicht laut lesen oder vortragen hören. So wenig dem Komponisten das Studium der Partitur die volle, genügende Vorstellung des musikalischen Kunstwerks vermitteln kann, so wenig hat sie der still Lesende von dem poetischen. Wie oft täuschen sich Komponisten und Dramatiker über die Wirkung der von ihnen geschriebenen Stücke!

Als Haydn zum erstenmal der Aufführung seiner „Schöpfung" beiwohnte, da wurde er von der berühmten Stelle „es ward Licht" selbst so sehr ergriffen, dafs er Gott dankte, der ihn so Schönes habe schaffen lassen. Und doch war ihm die Komposition auch vorher völlig bekannt gewesen.

Es handelt sich also bei solcher Versetzung des direkten Faktors in den Bereich der Reproduktionen um diejenige Abschwächung, die den Erinnerungsvorstellungen in der Regel gegenüber den Wahrnehmungen zukommt. Wir haben es mit einem Surrogat zu thun, aber mit keinem Ersatz. Und da nach allgemeinen psychologischen Gesetzen die Lebhaftigkeit und Energie der reproduzierten Empfindungen von derjenigen der reproduzierenden abhängig sind, so pflegt bei diesem Surrogat nicht nur die Wirkung des direkten, sondern auch die des associativen Faktors Schaden zu leiden.

Der Name „associativer Faktor" ist nicht glücklich gewählt. Er entstammt einem laxen Sprachgebrauch, der das Wort Association, wie so manchen anderen Ausdruck in der psychologischen Terminologie, betroffen hat. Zunächst ausschliefslich dazu bestimmt, denjenigen engen Zusammenhang zweier Empfindungen oder Vorstellungen zu bezeichnen, vermöge dessen das Auftauchen der einen im Bewufstsein auch die Reproduktion der anderen nach sich zieht, ist der Begriff der Association allmählich dahin erweitert worden, jede beliebige Reproduktion aus Anlafs eines gegebenen geistigen Vorgangs zu bedeuten. Nur in diesem weiteren Sinne ist er zu nehmen, wenn von einem associativen Faktor schlechthin die Rede ist. Man thäte also eigentlich besser, diesen Thatbestand, um Mifsverständnisse zu vermeiden, etwa „reproduk-

tiven" Faktor zu nennen, oder im Geiste des Herbart'schen Apperceptionsbegriffs von einer Apperceptionsmasse zu sprechen. Denn bei den ästhetischen Eindrücken spielt die Association im strengeren und engeren Wortgebrauch keine entscheidende Rolle, weil wir hier sehr oft auf neue Vorstellungen direkter Art stofsen, die noch nicht einen eingeübten Zusammenhang mit anderen durch sie reproduzierbaren eingegangen sind. Wer zum erstenmal durch ein ihm fremdes Museum wandert, hat auf Schritt und Tritt direkte Faktoren vor sich, deren reproduzierende Kraft oder Tendenz durch keine Association unterstützt wird.[1]) Bezeichnen wir solche unmittelbar angeregten Vorstellungen als freie Reproduktionen im Gegensatz zu den anderen auf Grund früherer Verknüpfung im Bewufstsein gebundenen, so erhellt, dafs wir in der Welt der Kontemplationswerte mit jenen in hervorragendem Mafse zu rechnen haben. Sie sind es, welche den freien Flug der Phantasie über den geschlossenen Kreis des Gedächtnisses hinaus begründen und in unerschöpflich neuen Kombinationen unsere geistige Regsamkeit bekunden. Sie sind es hauptsächlich, die den Geschmacksurteilen, der ganzen Auffassung eines Eindrucks jene überraschende Mannigfaltigkeit individueller Unterschiede verleihen, die vielen als das einzig allgemeingültige Faktum der ganzen Ästhetik erscheint. Sie sind es zugleich, denen wir die befriedigende Gewifsheit verdanken, dafs wir den unversiegbaren Quellen des Schönen mit gleichwertigem Reichtum gegenüberstehen, der frischen Ursprünglichkeit eines genialen Künstlers nicht minder gewachsen, wie den eigenartigsten Bildungen der Natur.

Aber gesetzlos, blindem Zufall anheimgegeben ist doch auch diese Reproduktionsthätigkeit nicht, wir sind vielmehr in der Lage, die für sie bestehende Abhängigkeit von dem direkten Faktor auf eine recht einfache Formel zu bringen. Ist eine Vorstellung a — so können wir sagen — einer

[1]) Vorausgesetzt ist hierbei natürlich, dafs die eigenartigen Gesamteindrücke als solche reproduzierend wirken.

anderen b ähnlich, die in associativer Verknüpfung mit einer dritten r steht, so vermag auch a diese letztere oder eine derselben ähnliche zu reproduzieren. Alle Wälder und Wiesen, Berge und Thäler, Menschen und Tiere, die wir noch nicht kannten, wecken die nämlichen oder ihnen verwandte Vorstellungen und Gemütsbewegungen in uns, wie früher erlebte und gedeutete derselben Art. Dem Kinde wird jedes neue männliche Wesen, mit dem es in Berührung kommt, zum Onkel und jedes weibliche zur Tante. Der Entdecker, dem es gelingt, einen bisher unbekannten Thatbestand aufzufinden, benennt und interpretiert ihn zunächst in Anlehnung an die Zeichen und Erklärungen, die für andere bereits erforschte und ihm gleichende Erscheinungen gelten. So setzen alle freien Reproduktionen allerdings das Bestehen von Associationen voraus und werden selbst wieder zu Gliedern von solchen — aber so mannigfaltig die Grade der Ähnlichkeit zwischen den Vorstellungen sind, so zahlreich sind die Anlässe zu immer neuen Bildungen dieses Charakters.[1]) Und wenn es richtig ist, daſs uns das wahrhaft Schöne, im Gegensatz zur vergänglichen Liebhaberei des Zeitgeschmacks, bei wiederholter Betrachtung Quellen des Gefallens aufschlieſst, die uns vorher noch nicht geflossen waren, so werden wir dieses Merkmal unzerstörbarer Frische auf die vielseitige Reproduktionstendenz solcher edelsten Kunstwerke nach den angestellten Erwägungen zurückführen dürfen. Nicht der direkte Faktor an sich hat ein neues Gepräge erhalten, wir selbst sind mit der Zeit Andere, Reichere, Tiefere geworden. Indem jedoch ein ästhetischer Eindruck sich fähig erweist, allen diesen Wandlungen unserer Natur zu folgen und auch die später erworbenen Schätze unseres Wesens zu heben, wird er selbst vermöge der neuen Beziehungen, in die er mit unserem Denken und Sinnen und Fühlen gerät, für uns ein vielgestaltiger Proteus. So geleiten uns die klassischen Zeugen echter künstlerischer Schaffenskraft durch das ganze Leben.

---

[1]) Vergl. meinen Grundriſs der Psychologie, S. 206 ff.

Dem feurigen Jüngling, dem besonnenen Manne, dem lebensmüden Greise werden sie zu ausdrucksvollen Bildern ihres Stürmens, Handelns und Sehnens. Nie sinken sie zu Gliedern eines associativen Mechanismus herab, mit dessen zunehmender Festigkeit sich ihre Bedeutung für das Bewufstsein abstumpfte, nie wird ihre Sprache zu einer toten Formel, die sich zwar unverlierbar ins Gedächtnis eingegraben, aber keine selbständige Wirkung mehr zurückbehalten hätte. Diese bleibende Kraft inneren Widerstandes gegen die Mächte der Abstumpfung und der Gewohnheit verdanken sie aber nicht einer bizarren Seltsamkeit, einem noch nie dagewesenen Einfall, sondern vielmehr den zahllosen Beziehungen der Ähnlichkeit, die sie mit dem, was wir erleben, verknüpfen.

Damit soll nicht geleugnet werden, dafs es auch associativ bedingte Reproduktionen giebt, die durch die überragende Bedeutung, die sie für unser Leben besitzen, ein ungeschwächtes Interesse beanspruchen und finden. Gesundheit, Krankheit und Tod, Sittlichkeit, Liebe und Gemeinschaft gehören hierher. Die Teilnahme an solchen und ähnlichen Formen des associativen Faktors kann nicht verblassen und schwinden, solange die natürlichen Zusammenhänge unseres Daseins einen Bestand haben und jene Erscheinungen in immer wieder sich erneuernden Trieben und Erfahrungen unsere Entwicklung durchsetzen. Hat es ein Künstler verstanden, den lebhaften Eindruck dieser Mächte zu erwecken, so kann sein Werk nicht veralten, weil die Erinnerung an sie niemals den fesselnden Reiz einzubüfsen vermag, der dem Allgemeinmenschlichen eignet.

Das Verhältnis zwischen dem direkten und dem associativen Faktor eines Kontemplationswertes ist somit überall dieses, dafs jener das Motiv für das Auftreten der zu diesem gehörigen Reproduktionen abgiebt. Der direkte Faktor ist also zwar nicht die einzige, aber wenigstens die veranlassende Bedingung für den associativen. Es ist hiernach ohne weiteres klar, dafs der letztere mehr oder weniger leicht und stark durch den ersteren angeregt werden kann. Mag man sich

eine Phantasie noch so willig denken, den Reizen zu folgen, die von aufsen an sie herantreten, so kann sie sich doch immer nur in den Bahnen bewegen, die ihr durch entsprechende Grundrisse in der Perception vorgezeichnet werden, und je unzweideutiger diese Grundrisse sind, um so klarer und einheitlicher wird auch das Bild ausfallen, das sie aufnehmen sollen. Aus diesem Zusammenhange ergiebt sich, dafs der direkte Faktor, die Laute, Töne, Farben, die Gestalten und Rhythmen, eine fundamentale Bedeutung für den ästhetischen Eindruck haben; sie sind die Zeichen, aus deren Beschaffenheit und Kombination wir ihren Sinn erschliefsen, die Ausdrucks- oder Darstellungsmittel, die uns bestimmte Gegenstände oder Vorgänge, Stimmungen oder Handlungen andeuten. Beides im Verein aber bildet den ästhetischen Eindruck, die Vorstellung, die uns durch ihre bloſse Beschaffenheit gefällt oder mifsfällt. So darf es uns denn auch nicht wundern, dafs das Verhältnis zwischen beiden Faktoren ein besonderes Objekt des ästhetischen Urteils zu sein pflegt. Wir mifsbilligen ein Kunstwerk, bei dem Idee und Erscheinung sich nicht gegenseitig fordern oder wo sich ein Zwiespalt zwischen beiden aufthut. Wir erheben unwillkürlich die kritische Frage, ob die Absicht und die Ausführung des Meisters im Einklang miteinander stehen, oder ob die letztere hinter der ersteren zurückbleibt. Selbst ganz naive, in künstlerischen Dingen unerfahrene Personen bringen diese Prüfung ungescheut zur Anwendung und vermessen sich wohl gar zu sagen, wie sie verfahren wären, wenn sie dies Bild zu malen, jenes Haus zu bauen gehabt hätten. Und nicht nur die Leistung der Kunst, bei der ja menschliche Unvollkommenheit gefehlt haben kann, sondern auch die Natur mufs sich zuweilen solchen Einspruch und Vorwurf gefallen lassen.

Die zuletzt angestellten Betrachtungen leiten uns bereits zu der zweiten Aufgabe hinüber, der wir uns nach der genaueren Feststellung der Begriffe eines ästhetischen Eindrucks und seiner Faktoren noch zu unterziehen haben, nämlich zu

der Würdigung der ästhetischen Bedeutung, welche dem associativen Faktor zukommt, und zu der dadurch geforderten Verengerung seines Begriffs. Nicht jede Reproduktion — das lehrten uns schon die oben erwähnten Beispiele Fechners — genügt dem hiermit eingeführten Gesichtspunkte; wir werden vielmehr drei einander ergänzende Bestimmungen treffen können, denen ein associativer Faktor entsprechen muſs, wenn anders er als Bestandteil eines ästhetischen Eindrucks soll gelten dürfen. Erstlich muſs er mit dem zugehörigen direkten Faktor eine Einheit, eine Gesamtvorstellung bilden, zweitens muſs er selbst einen Kontemplationswert darstellen und drittens in einem notwendigen und eindeutigen Zusammenhange mit dem direkten stehen. Indem wir daran gehen, diese Bestimmungen zu erläutern und zu begründen, glauben wir damit im Prinzip, d. h. in den allgemeinsten Zügen die Lehre vom associativen Faktor für die Ästhetik zu einem befriedigenden Abschluſs zu bringen.

Vorbedingung dafür, daſs ein Gefallen oder Miſsfallen zustande kommt, ist nach unseren früheren Ausführungen über die Natur des ästhetischen Eindrucks die Beteiligung der Aufmerksamkeit an seinem Inhalt. Sowie nur die Verzeichnungen oder Verstimmungen, die uns zum Bewuſstsein kommen, ein Miſsfallen erwecken können, so muſs auch natürlich die Harmonie und Reinheit der Töne oder Farben aufgefaſst, wahrgenommen werden, wenn sie imstande sein soll, unser Gefallen zu erregen. Man darf das so ausdrücken, daſs man das Interesse an einer Vorstellung als die conditio sine qua non für den Eintritt eines sich auf sie beziehenden ästhetischen Verhaltens bezeichnet. Von der Energie oder Lebhaftigkeit dieses Interesses ist nun auch die Intensität der Inhaltsgefühle abhängig. Das Häſsliche erscheint uns um so garstiger, das Schöne um so erfreulicher, je ausschlieſslicher und stärker wir uns seinem Eindruck hingegeben haben. Wo mehrere voneinander unabhängige Gegenstände gleichzeitigen Anspruch auf Beachtung erheben, da wird vermöge der natürlichen Enge der Aufmerksamkeit entweder der eine auf Kosten der anderen

bevorzugt oder allen ein verhältnismäfsig geringes Interesse zuteil. Darum ist Einheit des Interesses eine notwendige Bedingung für das Zustandekommen eines lebhaften ästhetischen Verhaltens. Da es sich nun bei den gefallenden oder mifsfallenden Objekten in der Natur und in der Kunst regelmäfsig um eine Vielheit von Bestandteilen handelt, so ist es als ein Grundgesetz ihrer ästhetischen Wirkung zu bezeichnen, dafs das Interesse an ihnen ein einheitliches sei. Hier haben wir nach einer Richtung den tieferen Sinn, den psychologischen Kern des in der Geschichte der Ästhetik so oft hervorgetretenen, zwei wesentlich verschiedene Gesichtspunkte in sich bergenden Prinzips der Einheit in der Mannigfaltigkeit.

Eine solche Einheit ist bei der geschilderten Enge der Aufmerksamkeit aber nur in der Form ohne Schaden für die Energie des ästhetischen Verhaltens möglich, dafs alle Bestandteile einem einzigen Interesse, dem Hauptinteresse, in letztem Grunde dienen und dadurch einen engeren Zusammenhang untereinander aufweisen, als mit aufserhalb befindlichen Gegenständen. Jedes Kunstwerk pflegt sich von seiner Umgebung abzuheben, ein Konzert oder ein Vortrag durch die sonst herrschende Stille, ein Schauspiel aufserdem durch die Bühne, ein Gemälde durch seinen Rahmen, eine Skulptur durch ihren Sockel. Und innerhalb dieser Grenzen bietet sich dem Auge und Ohr ein wohlgegliedertes Gefüge, das sich von dem in Rede stehenden Gesichtspunkte aus als ein Stufenreich der Interessen darstellt. Was in diesem Reiche die Hauptsache ist, der sich alles andere unterzuordnen hat, darüber werden wir, wo es sich nicht von selbst versteht, durch allerlei deutliche Winke von dem Künstler belehrt. Das Drama und der Roman haben ihre Hauptpersonen, das Musikstück sein Hauptthema, und eine Menge von Hilfsmitteln einfacherer und verwickelterer, feinerer und gröberer Art stehen dem Meister zur Verfügung, um uns die ausgezeichneten Gegenstände in solchen Werken mühelos und sicher erkennen zu lassen. Hier giebt der Maler dem wichtigsten

Bestandteil seines Bildes eine bevorzugte Stellung oder rückt ihn in die hellste Beleuchtung, dort wiederholt und variiert der Musiker seine Hauptmotive und -themen am häufigsten und eingehendsten und berichtet uns der Dichter über seinen Helden am ausführlichsten. Die Mannigfaltigkeit der möglichen Versuche, das Interesse des Sehenden oder Hörenden in die richtigen Bahnen zu lenken, spottet jeder Aufzählung, doch werden schon die wenigen Beispiele ausreichen, um die allgemeine Bedeutung dieses ästhetischen Fundamentalprinzips aufser Frage zu stellen.

Ziehen wir daraus einen Schlufs für unseren Fall, so werden wir zu fordern haben, dafs der associative Faktor sich mit dem direkten zu einer Einheit verbinde. Erinnert mich ein Bild, das ich sehe, an ein anderes ihm ähnliches, oder an den Ort, wo ich es zuerst kennen gelernt habe, so wird das Interesse geteilt oder von seinem ursprünglichen Gegenstande ganz abgelenkt. Reproduziert eine Symphonie, die ich höre, die Vorstellung von einer landschaftlichen Scenerie oder einem kriegerischen Schauspiel, so wird die Energie, mit welcher ich ihrer musikalischen Entwicklung folge, gleichfalls bedroht sein oder leiden. Der associative Faktor wird also nur dann die ästhetische Bedeutung des Gesamteindrucks unterstützen oder zu ihr einen wertvollen Beitrag liefern, wenn er sich dem Hauptinteresse des Ganzen unterordnet. Es ist ohne weiteres klar, dafs nicht alle Reproduktionen dieser Forderung genügen, und dafs somit schon durch das Gesetz der Einheit eine beträchtliche Einschränkung der möglichen Formen des associativen Faktors bewirkt wird. Hier eröffnet sich ein weites und fruchtbares Feld für die Specialuntersuchung. Da handelt es sich z. B. darum, zu erwägen, welche Empfindungen mit welchen anderen sich zu einer in sich geschlossenen Vorstellung verknüpfen lassen. Da wird man ferner auf die individuellen Unterschiede einzugehen haben, die für solche Verbindungen zweifellos bestehen. Der Ästhetik wird es sicherlich nicht zum Schaden gereichen, wenn sie diesen besonderen Aufgaben, die uns durch

Fechners induktive Betrachtungen nahe gelegt werden, sorgfältig und umsichtig nachgeht. Und der innige Zusammenhang, in den sie dadurch sowohl mit dem künstlerischen Schaffen, wie mit der allgemeineren Gesetzmäfsigkeit des ästhetischen Verhaltens gerät, mag und mufs sie für das damit verbundene Herabsteigen von den luftigen Höhen der Spekulation in die Niederung des Kleinbetriebs reichlich entschädigen.

Eine zweite beschränkende Bestimmung erfährt der Begriff des associativen Faktors durch die einer näheren Begründung kaum bedürftige Angabe, dafs er selbst einen Kontemplationswert bilden oder als Glied eines solchen müsse aufgefafst werden können. Wer vor einem Kunstbau die lustbetonte Vorstellung bequemen Wohnens in solchen Räumen zur Herrschaft gelangen läfst, oder wer den Wert eines Musikwerks darnach bemifst, welche anregende Kraft zu geistiger Arbeit von ihm ausgehe, der verknüpft mit dem direkten Faktor einen associativen, dem eine ästhetische Bedeutung abgesprochen werden darf. Es versteht sich von selbst, dafs nicht jede Erinnerung, jede Leistung ergänzender oder deutender Phantasie einen Kontemplationswert darstellt, und es ist fast eine Tautologie, zu behaupten, dafs nur ein solcher einen associativen Faktor befähige, der Bestandteil eines ästhetischen Eindrucks zu werden. Und dennoch wird wohl gegen keine Regel häufiger verstofsen, als gerade gegen diese, nicht nur vom Laien, sondern auch vom Künstler und vom Ästhetiker. Man ist nur zu gern bereit, das Gefallen an beliebigen Eindrücken durch jedwede angenehme und das Mifsfallen durch jegliche unerfreuliche Vorstellung, die er reproduziert, gewinnen zu lassen. Und so triumphiert denn in den meisten Dramen das Gute über das Böse, rühmt der Kritiker die gesunde Tendenz eines Kunstwerks, ergötzt sich der Genieſsende an der Vornehmheit und den irdischen Glücksgütern eines Romanhelden. Aufserästhetische Gesichtspunkte werden dem direkten Faktor gegenüber nicht leicht in Anwendung gebracht, weil die sinnlichen Gefühle, die hier allein

mit den ästhetischen in Konkurrenz treten können, bei den Tönen, Farben und Helligkeiten der Kunst keine erhebliche Rolle spielen. Eine um so gewichtigere wird den sonstigen Wertprädikaten beim associativen Faktor praktisch und theoretisch zugestanden und damit der gröfsten Willkür unbedenklich Thür und Thor geöffnet.

Der Grund dieser Erscheinung ist nicht schwer zu finden. Wären die einzelnen Gefühle der Lust, die wir verschiedenen Anlässen verdanken, auch nur annähernd so mannigfaltig, wie die Empfindungen der roten und der blauen Farbe oder des eingestrichenen C und des D der höheren Oktave, so würde sich auch bei gleichzeitiger Einwirkung der ihnen entsprechenden Ursachen verhältnismäfsig leicht erkennen lassen, mit welcher Art von Annehmlichkeit man es eigentlich zu thun habe. Aber aus der blofsen Lust heraus würde es niemand gelingen zu erraten, ob er sie einem erfrischenden Bade oder einer wohlschmeckenden Speise oder einer anregenden Unterhaltung verdanke. So zahllos die Differenzen sind, die zwischen den möglichen Gefühlsanlässen für die unmittelbare Auffassung eines jeden normal beanlagten und entwickelten Individuums bestehen, so einförmig ist der Lust- oder Unlusterfolg, den sie hervorrufen. Selbst von denjenigen Psychologen, die an einer qualitativen Verschiedenheit, also an Arten der Annehmlichkeit und der Unannehmlichkeit festhalten zu sollen glauben, wird doch zugegeben, dafs sich die einzelnen Formen der Lust bei gleichzeitigem Zusammentreffen zu einer unanalysierbaren Einheit verbinden. Wir sind daher aufser stande, die sittlichen, sinnlichen, ästhetischen Werte nach ihrer blofsen Bedeutung für das Gefühl voneinander zu sondern. Ja, noch mehr, wir erfahren eine einfache Lustverminderung, wenn ein Wert der einen Art sich mit einem Unwert der anderen vereinigt, und eine merkliche Lustverstärkung, wenn zu einem bestimmten Wert ein zweiter von anderer Herkunft hinzutritt. Jedermann weifs, dafs der Genufs der effektvollsten Komödie durch Kopfschmerzen oder verstimmende Erinnerungen getrübt wird, und dafs man gegen die künst-

lerische Bedeutung einer Dichtung leicht ungerecht wird, wenn die Tendenz derselben abstöfst. Diesen Thatsachen wird durch die Vernachlässigung der Bestimmung Rechnung getragen, die vom associativen Faktor eines ästhetischen Eindrucks verlangt, dafs er selbst ausschliefslich als Kontemplationswert wirke.

Allerdings kann man es einem Künstler nicht verdenken, dafs er das Gefallen an seinem Werke nicht durch die Einführung sonstiger Unwerte in Frage gestellt sehen möchte, dafs er somit Stoffe wählt, deren Natur es ihm erlaubt, auch die ethischen Bedürfnisse zu befriedigen. Aber die ästhetische Bedeutung braucht diesem Gesichtspunkte wahrlich nicht geopfert zu werden. Nebenwirkungen unmöglich zu machen, dazu sind wir bei der komplexen Natur der dem Geschmacksurteil unterliegenden Gegenstände meist aufser stande; auch ungewollt drängen sie sich auf und fordern ihr Recht. Der Maler und Bildhauer, die das Nackte darstellen, können es ebenso wenig verhindern, dafs solche Gestalten die sinnliche Einbildungskraft reizen, wie der Dichter historischer Dramen ihre Prüfung auf die geschichtliche Treue auszuschliefsen vermag. Aber der ästhetische Zusammenhang kann trotz alledem ein in sich geschlossener sein und dadurch wenigstens alle diejenigen befriedigen, die ihm allein ihre Aufmerksamkeit zuwenden. Findet ein Werk auf Grund solcher Nebenwirkungen bei den Zeitgenossen nicht die gebührende Anerkennung und das unbefangene Verständnis, so kann beides ihm in der Zukunft erblühen, und umgekehrt pflegt der lebhafteste Beifall, den sich ein Künstler bei Lebzeiten durch die Berücksichtigung aufserästhetischer Gesichtspunkte erwirbt, ihn vor Verurteilung und Vergessenheit in späteren Epochen nicht zu schützen. Aus den zahlreichen religiösen Bildern des Mittelalters haben sich einen dauernden Ruhm doch nur diejenigen erhalten, die neben ihrer Wirkung auf andächtige Gemüter eine reine und kräftige ästhetische Bedeutung aufzuweisen haben, und von den vielen politischen Satiren, die im Laufe der Zeiten entstanden, sind die meisten verdientermafsen verschollen, weil

ihr Genufs von der zufälligen Konstellation der staatlichen oder socialen Verhältnisse gänzlich abhängig war, zu deren Illustration oder Geifselung sie dienen sollten.

Künstlerisches kann auf die Dauer eben doch nur durch künstlerische Qualitäten fesseln und befriedigen. Aber in unserer Aufmerksamkeit besitzen wir, die empfänglichen Zuschauer und Zuhörer, zugleich eine Fähigkeit, die es uns gestattet, von den unvermeidlichen Nebenwirkungen eines ästhetischen Eindrucks zu abstrahieren. Wir können uns streng an die Kontemplationswerte halten und diejenigen Apperceptionsmassen in Bereitschaft setzen, welche mit ihnen in Verbindung stehen. Durch solche absichtsvolle Vorbereitung und „Einstellung" geht jene passive Versenkung, die für die ästhetische Beschaulichkeit so charakteristisch ist, keineswegs verloren, sie wird vielmehr durch die wachsame Hemmung störender anderweitiger Reizwirkungen noch intensiver. Somit läfst unsere Forderung, dafs der associative Faktor selbst ein Kontemplationswert sei oder als Glied eines solchen erscheine, auch allen sittlichen, sinnlichen oder sonstigen Werten, die ihm beigelegt werden können, zum Trotz eine klare und einheitliche Durchführung zu. Der Künstler kann und soll, wenn anders es ihm darauf ankommt, ein ästhetischen Ansprüchen vollauf genügendes Werk zu schaffen, seine Darstellung ausschliefslich auf die Erregung der Inhaltsgefühle anlegen. Die innere Gesetzmäfsigkeit des Ganzen, die seinen Aufbau und die Wechselwirkung seiner Teile nur unter ästhetischen Gesichtspunkten begreifen läfst, wird sodann den auf sie eingestellten Betrachter alsbald das erfreuliche oder unbefriedigende Beiwerk abscheiden lassen, das sich gleich einer das Leben des Stammes gefährdenden Schlingpflanze um einen kraftvollen Baum rankt.

Und nun noch zu der letzten Bestimmung, welche verlangt, dafs der associative Faktor mit dem direkten in einem eindeutigen und notwendigen Zusammenhange stehe. Hier laufen alle Fäden unserer bisherigen Untersuchung zusammen. Denn nichts anderes ist es bei genauerer Betrachtung,

als was die ältere Ästhetik durch die Forderung ausdrückte, dafs die Idee sich in der Erscheinung dargestellt oder symbolisiert finden solle. Zugleich erhalten unsere Bemühungen um eine engere Begrenzung des Begriffs vom associativen Faktor durch diese Festsetzung ihre letzte und entscheidende Unterstützung. Wenn wir zuerst verlangten, dafs die beiden Bestandteile eines ästhetischen Eindrucks zu der einheitlichen Form einer Gesamtvorstellung zusammentreten müfsten, so wird jetzt die Art derselben näher bezeichnet. Wenn wir ferner die ästhetische Bedeutung einer Reproduktion nach dem Mafse bestimmten, in welchem sie selbst einen Kontemplationswert bilde oder an demjenigen des Gesamteindrucks teilnehme, so werden wir nunmehr mit der Bedingung bekannt, unter der die Verwirklichung dieses Postulats steht und sich vollzieht. Indem sonach diese dritte Einschränkung den anderen beiden die erforderliche Specialisierung liefert, wird ihre Begründung von der dort entwickelten abhängig. Auch für die besondere Art der Verknüpfung, in die wir jetzt den associativen Faktor mit dem direkten setzen, läfst sich aus der allgemeinen Ästhetik zunächst der Grund beibringen, dafs ein ungeteiltes, lebhaftes Interesse nur aus wechselseitiger Durchdringung derselben entspringen könne. Sodann wird der ästhetische Charakter einer Reproduktion durch den eindeutigen Zusammenhang mit einer der gleichen Eigenschaft sich erfreuenden Perception ohne Zweifel am besten gewährleistet. Aber zu der damit aufgezeigten Abhängigkeit des neuen Prinzips von den Grundsätzen, die uns die Aufstellung der anderen allgemeineren Bestimmungen haben rechtfertigen helfen, tritt doch noch eine seiner specielleren Fassung entsprechende Ableitung aus ästhetischen Voraussetzungen unabweisbar hinzu.

Die moderne Entwicklung der Oper und der mit Kommentaren versehenen symphonischen Dichtungen hat die Meinung erweckt, als handle es sich bei der Verbindung eines bestimmten musikalischen Motivs mit gewissen Worten des Textes nicht etwa um eine zufällige Zusammenstellung, ver-

mittelt durch die Verwandtschaft des Stimmungsgehalts, sondern um eine eindeutige Interpretation des einen durch das andere. Die enge Association, welche zwischen den gleichzeitig gegebenen Bestandteilen zweier Künste nach einfachen psychologischen Gesetzen entsteht, verleitet zu der irrigen Annahme, dieses Motiv könne überhaupt und an sich nur die in den begleitenden Worten niedergelegte Bedeutung haben, oder diese Strophe lasse nur die in dem nebenher ertönenden Thema gebotene musikalische Darstellung zu. Dadurch werden die Grenzen zwischen dem naturwüchsigen und dem durch individuelle Willkür geschaffenen Ausdruck eines direkten Faktors in unzweckmäfsiger Weise verwischt. Denn es ist ein grofser Unterschied, ob in diesem oder jenem Individuum infolge einer nur für sie geltenden associativen Verknüpfung eine Perception sofort eine dieser entsprechende Reproduktion auslöst oder ob ein jedes unter normalen Entwicklungsbedingungen der Erfahrung gebildete Subjekt eine Gruppe von Empfindungen als natürliches Zeichen für bestimmte Gegenstände, Vorgänge, Beziehungen ansieht und verwendet. Solange es wünschenswert bleibt, der Kunst eine allgemeine und gleichförmige Wirkung zu sichern, solange ist es unumgänglich, den ästhetischen Eindruck von der Mitwirkung zufälliger und individueller Reproduktionen unabhängig zu machen. Ein historisches Drama mufs auch von dem begriffen und genossen werden können, der die geschichtlichen Vorgänge, die seinen Stoff oder seine Grundlage bilden, nicht kennt. Aus sich selbst heraus mufs sich der Aufbau einer malerischen oder musikalischen Komposition rechtfertigen, nicht durch die Anlehnung an Erinnerungen oder Kenntnisse, die nicht zum Gemeingut der Geniefsenden gerechnet werden können. Nur wenn der associative Faktor wie etwas Selbstverständliches, jedem Geläufiges aus dem direkten hervorwächst, nur des letzteren natürlichen Ausdruck bildet, genügt er diesem angestammten Bedürfnis einer Kunst, die keinen Sonderinteressen dienen, kein Specialwissen voraussetzen will. Das ist die eine Wurzel unserer Forderung eindeutigen Zusammen-

hanges zwischen beiden Faktoren eines ästhetischen Eindrucks. Eine andere finden wir in einem zweifellosen Interesse der Ästhetik. Soll diese eine Wissenschaft sein können, die sich über die Danaidenarbeit einer erschöpfenden Beschreibung aller Einzelthatsachen zu Allgemeinbegriffen, zu Gesetzen erhebt, so darf die ästhetische Bedeutung einer Vorstellung nicht an die unfafsbare, unberechenbare Vielgestaltigkeit individuell geformter Erinnerungen oder Phantasiebilder preisgegeben werden. Wissenschaftlich zu bewältigen ist der associative Faktor nur dann, wenn er in dem hier geforderten Verhältnis zu dem direkten steht.

Endlich aber und hauptsächlich kann es nur durch die Erfüllung dieser Forderung verhütet werden, dafs beliebige, zu verschiedenen direkten Faktoren gleich gut passende Reproduktionen bei der ästhetischen Würdigung des Gesamteindrucks mitwirken. Erinnern wir uns an Fechners Beispiel von der Goldkugel! Die kalifornische Hochachtung, die wir ihr zollen, und aus der heraus Bilder von Kutschen, Palästen und anderen schönen Dingen entstehen, hat mit der individuellen Vorstellung des runden Objekts nichts zu thun, sondern knüpft sich lediglich an das Wissen um seine materielle Beschaffenheit. Damit wäre aber gerade die anschauliche Form zu einer unwichtigen, gleichgültigen Potenz herabgedrückt, was sie offenbar, sofern es sich um ästhetische Auffassung handelt, nicht ist und sein kann. Unsere dritte den associativen Faktor einschränkende Bestimmung beruht hiernach auf der Einsicht, dafs nur bei ihrer Berücksichtigung ein individuelles Verhältnis zwischen beiden Faktoren möglich wird, durch das der Eigentümlichkeit der äufseren Erscheinung eine genau entsprechende Eigentümlichkeit ihrer Bedeutung, ihres Gehalts, ihrer Idee zugeordnet wird. Auch in dem Reiche des Gefallens und Mifsfallens herrscht ein Gesetz der Ökonomie, dem zufolge aller Überfluſs, alles, was den Interessen und Absichten des Ganzen nicht dient, auszuscheiden ist. Das gilt nicht nur für den Künstler, der sich um die Gestaltung eines einheitlichen ästhetischen Gebildes bemüht,

auch für den Genieſsenden, sofern er sich nicht in schrankenlosem Spiel der Phantasie von dem Gegenstande seines Genusses beliebig weit entfernen will. Diese innere Gesetzmäſsigkeit des Zusammenhangs, eine Art ästhetischer Logik, verknüpft vor allem den direkten und den associativen Faktor miteinander, nur durch sie findet der eine im anderen seine notwendige Ergänzung, halten und tragen sie sich gegenseitig, bleiben sie aufeinander angewiesen, wie das Ding und seine Eigenschaften, Ursache und Wirkung, Mittel und Zweck, das Ganze und seine Teile.

Aber läſst sich dieser Unterschied zwischen Notwendigem und Zufälligem, Eindeutigem und Vieldeutigem überhaupt in dem Gebiet der ästhetischen Eindrücke machen? Der Dichter pflegt ja doch die Begriffe, mit denen er operiert, nicht zu definieren, und der kurze Titel, den der Musiker, Maler oder Bildhauer ihrem Werke geben, läſst in der Regel auch der gefaſstesten Einbildungskraft einen bedeutenden Spielraum. Wodurch verrät uns vollends die weite und wechselnde Natur, wie allein sie betrachtet und genossen sein will? Gewiſs beruht die Eindeutigkeit hier nicht auf dem Zwange der Logik, der in der wissenschaftlichen Darstellung den Gebrauch der Wörter von den Definitionen ihrer Begriffe abhängig macht. Sie gründet sich vielmehr lediglich auf die allgemeine, gewöhnliche, durch langen Verkehr und wiederholtes Mitteilungsbedürfnis fest und sicher gewordene Kenntnis der Sprache und bedarf keiner gröſseren Genauigkeit, als der auf diesem Wege vermittelten. Es ist Sache des Dichters, keine Miſsverständnisse aufkommen zu lassen, seine Schilderung so einzurichten, daſs sie ohne weitere Voraussetzungen begriffen und in die der Intention des Künstlers entsprechenden Vorstellungen umgesetzt werden kann. Was bei den „künstlichen“ Zeichen, den Worten, infolge der den Sinn einengenden Zusammenfassung jedes einzelnen mit einer ganzen Anzahl anderer möglich ist, wird natürlich um so leichter bei denjenigen Zeichen verwirklicht, die durch ihre sinnliche Ähnlichkeit mit dem Dargestellten einen unmittelbaren Hinweis auf dasselbe ent-

halten. Was die Farben und Formen der bildenden Kunst oder der Natur bedeuten, wenn sie in bestimmter Anordnung sich zu einer Landschaft oder einer Genrescene vereinigen, das pflegt demjenigen, der die Augen Jahre hindurch der ihn umgebenden Welt geöffnet hat, auch ohne jede Besonderheit der Erfahrung und des Wissens vertraut zu sein.

Es kann somit kaum einem Zweifel unterliegen, dafs der direkte Faktor eines ästhetischen Eindrucks eindeutig sein oder, was dasselbe ist, einen ganz bestimmten associativen Faktor repräsentieren oder symbolisieren kann. Aber nicht nur in der einfachen Form, wie sie die bisherigen Ausführungen zeigen, auch in den verwickelteren Fällen allegorischer Schilderung ist ein solches Verhältnis beider Faktoren zu einander möglich. Dafs ein mit der Sense bewaffnetes Skelett den Tod, die zum Kriege gerüstete Frauengestalt auf unseren Siegesdenkmälern Deutschland bedeutet, ist ohne besondere Überlegung sicher und leicht zu erkennen.

Eine der wirkungsvollsten Radierungen von Klinger zeigt uns einen vorn offenen, nach der Tiefe des Bildes zu sich erstreckenden Engpafs, von steil aufragenden hohen Felswänden eingeschlossen, und in ihm eine gewaltige Tigerin, das Haupt drohend gegen den Beschaner gekehrt. Hier giebt es kein Entrinnen — das ist der unmittelbare Eindruck, der sich bei dieser Scene dem Betrachtenden aufdrängt. Sie ist eindeutig und verständlich auch ohne jede allegorische Beziehung. Diese wird durch den Titel „die sociale Frage" hineingetragen. Dadurch wird an der Sachlage nichts Wesentliches geändert. Denn der an sich zufällige Zusammenhang jenes Bildes mit dem, was wir alle als sociale Frage kennen und fürchten, kann nur insofern eine ästhetische Bedeutung beanspruchen, als die bildliche Erscheinung Trägerin der ihr beigegebenen Idee ist. Nur was von der socialen Frage eine Stimmung in uns weckt, derjenigen gleichend, die wir empfänden, wenn wir im geschlossenen Engpafs uns einer wilden Tigerin gegenüber befänden, hat in dem associativen Faktor dieses ästhetischen Eindrucks eine Rolle zu spielen. Alles übrige — und es giebt ja der Gedanken und Vorstellungen, die der Titel in uns wecken kann, nicht wenige — gehört nicht dazu, überschreitet die Grenzen eindeutigen Zusammenhangs.

Damit sind wir bereits stillschweigend einem Einwande entgegengetreten, der sich an die Forderung der Eindeutigkeit vielleicht geheftet hat. Nicht den Hinweis auf ein Einzelnes, Konkretes schlechthin verstehen wir darunter, sondern nur die Ansicht, dafs Gehalt und Form einander decken müssen,

wenn jener zu dem Gesamteindruck einen ästhetisch zu würdigenden Beitrag liefern soll. Der associative Faktor kann somit sehr wohl etwas Allgemeines, ja auch wohl etwas Wechselndes sein, wenn der direkte keine gröfsere Bestimmtheit des Ausdrucks besitzt. Auch das Wortspiel genügt unserer Forderung, obwohl es die Eindeutigkeit im logischen Sinn ausschliefst. Unser ästhetisches Postulat schränkt nicht den Sinn eines Zeichens überhaupt ein, es stellt die Reproduktionsthätigkeit nur unter die Bedingung, durchweg und unmittelbar blofs durch den allen zugänglichen direkten Faktor als solchen und nicht durch Nebengedanken, eigentümliche Erfahrungen und sonstige von seiner Natur nicht wesentlich abhängende Umstände bestimmt zu werden.

Ich bin am Ende. Durch die genauere Begrenzung, die wir im Interesse der Ästhetik dem Begriff des associativen Faktors gegeben haben, ist die allgemeine Aufgabe gelöst. Folgerungen und Anwendungen sehr verschiedener Art hätten sich anzuschliefsen. Insbesondere wäre die Frage nach dem animistischen Verhalten, das wir manchen Ästhetikern zufolge Raumformen gegenüber einschlagen, einer Erörterung wert.[1]) Auch die Untersuchung der einzelnen Künste und Kunstweisen von dem hier eingenommenen Standpunkte aus würde einigen Ertrag versprechen. Nicht minder scheint uns die bisher noch gar nicht aufgeworfene Frage nach der Möglichkeit von Superpositionen der Reproduktion, die besonders bei der ästhetischen Wirkung der Poesie eine Rolle spielen, eine Beantwortung zu fordern und zu verdienen. Aber solche Erwägungen hätten den Rahmen der mir in diesem Zusammenhange möglichen Ausführungen gesprengt und zur Begründung der wichtigsten prinzipiellen Aufstellungen nichts beigetragen. Entbehrt somit das, was ich hier habe entwickeln können, vielleicht des anschaulichen Reizes, der den Anwendungen eigen zu sein

[1]) Vischers Einfühlung und die ähnliche Ansicht von Lipps fallen mit den hier entwickelten Einschränkungen des associativen Faktors nicht völlig zusammen, sondern sind teils engere, teils weitere Bestimmungen. Auch auf diese Frage gedenke ich später ausführlich einzugehen.

pflegt, so wird es dafür einen tieferen und umfassenderen Blick über die Bestrebungen der modernen empirischen Ästhetik vermittelt haben. Das Ergebnis der Gedankenarbeit, das ich darzustellen versuchte, ist durchaus einer psychologischen Betrachtung der ästhetischen Thatsachen entsprungen. Indem ich ein Beispiel fruchtbarer Anwendung der Psychologie auf die Ästhetik vorführte, wollte ich zugleich der Überzeugung Ausdruck geben, dafs nur eine psychologisch betriebene Ästhetik unserem wissenschaftlichen Bedürfnis genügt, dafs die Ästhetik nur ein Zweig der angewandten Psychologie ist, der nach dem Prinzip der Arbeitsteilung zu einer besonderen Wissenschaft ausgewachsen ist.

Ausgangspunkte zu einer Theorie der Zeitvorstellung.

Von **Eugen Posch**, Budapest.

(Zweiter Artikel.)

Inhalt.

Die Zukunft bloßer Gedanke. Sprachliche Formen der Zukunftsvorstellung. Sekundärer Charakter des Grenzenprädikats an der Gegenwartsvorstellung. Ob Gegenwart ein Zeitteil sei. Sprachliche Formen des Gegenwartsbegriffs und Verwertung derselben für begriffsgeschichtliche Folgerungen. Anheben der Gleichzeitigkeitsvorstellung von Gegenwärtig-Gleichzeitigem. Zwei Anwendungsfälle dieses Begriffs zu scheiden: überblickbares und nicht überblickbares Gleichzeitige.

Verzeichnis der citierten Bücher.

(Fortsetzung.)

Berkeley: „Abhandlung über die Prinzipien der menschlichen Erkenntnis.“ Übers. von Überweg, Berlin 1869. (Hieraus Punkt XCVII—VIII.) — Budenz: „Magyar-ugor összehasonlító szótár.“ Budapest. — Cohen: „Kants Theorie der Erfahrung.“ II. Aufl., Berlin 1885. — Curtius: „Grundzüge der griechischen Etymologie.“ V. Aufl., Leipzig 1879. — Dühring: „Kursus der Philosophie . . .“ Leipzig 1875. — Euler: „Réflexions sur l'espace et le temps.“ (In „Histoire de l'Académie royale des sciences et belles lettres“. Berlin 1748, S. 324.) — Fichte, I. H.: „Beitr.“ = „Beiträge zur Charakteristik der neueren Philosophie zu Vermittelung ihrer Gegensätze.“ Sulzbach 1829. (S. 63—170.) — Fick: „Wörterbuch der indogermanischen Grundsprache.“ Göttingen 1868. — Plato: „Timaeos und Kritias“. Griechisch und deutsch. Leipzig 1853, Engelmann. (Hieraus: Timaeos, cap. 10 und 11.) — Plotinus: „De rebus philosophicis libri LIV in enneades sex distributi.“

Ed.: MarsiliusFicinus. Saligniaci 1540. (Hieraus: Enneadis III liber VII: „De aeternitate et tempore".) — Schmitz-Dumont: „Zeit und Raum . . . . abgeleitet aus dem Satze des Widerspruchs." Leipzig 1875. — Spinoza: „Eth." = „Ethica." Ed.: Ginsberg. Leipzig 1875. — „Ep." = „Opera, quae supersunt omnia." Ed.: Paulus. Jena 1802. (Hieraus: Epistola XXIX.) — Stiedenroth: „Psychologie . . . ." Berlin 1824, Bd. I. — Stumpf: „Über den psychologischen Ursprung der Raumvorstellung." Leipzig 1873. — Trendelenburg: „Logische Untersuchungen." Leipzig 1862, II. Aufl., Bd. I. (Abschnitte V—VI.) — Ulrici: „Compendium der Logik." Leipzig 1860. (§§ 31—33.) — Wundt: „M. Th." = „Vorlesungen über die Menschen- und Thierseele." Bd. I. Leipzig 1863.

II. Die Zukunft.

Begebnisse, welche nach bisheriger Erfahrung gewisse andere nach sich zogen, m. a. W.: im Entstehen begriffene Eigenschaftsverbindungen sind der reale Sachverhalt, der den Vorstellungen von Zukunft zu Grunde liegt. Da das aufsen wirklich Vorhandene bei dieser Begriffsbildung nur als „Anzeichen" für ein anderes Ereignis gilt[1]) und der eigentliche Zielpunkt und Gegenstand der Zukunftsvorstellung jenes erwartete,[2]) folglich ein dem thatsächlichen Weltinhalte nicht angehöriges, ihm auch niemals einverleibt gewesenes Ereignis ist: so läfst sich behaupten (wurde auch bereits in sehr klarer Form von Volkmann S. 18), dafs die Zukunft nicht einmal so viel Anwartschaft auf Realität, „Nachklang von Wirklichkeit" (ibid.) besitzt, wie die Vergangenheit.[3]) Sie ist mehr Sache der Vermutung, als des Wissens, und da sich ihre Vorstellung nur aus Erinnerungsbildern von Erlebtem abheben läfst, dem sie infolge (übersehener) Ungleichartigkeit der damals und der jetzt vorwaltenden Erzeugungsumstände meistenteils ziemlich unähnlich ausfällt, während dieses Erinnerungsbild selber dem wirklichen Eindrucke abgeborgt und bei treuem Gedächtnisse gut bewahrt werden konnte: so ist erklärlich, wenn die Vor-

stellung des Zukünftigen im Vergleich zu der des Vergangenen ihrem Gegenstande in der objektiven Welt meist weniger vollkommen entspricht und an und für sich auch verschwommener und undeutlicher Natur ist.

[1]) Auf dem beständigen Vorhandensein gewisser Zukunfts-Vorboten in der Gegenwart beruht wohl der Leibniz-Hegel'sche Ausspruch: die Gegenwart gehe schwanger mit der Zukunft.

[2]) Das Erwarten als psychische Grundbedingung einer Zukunftsvorstellung ist zuerst hervorgehoben bei Augustinus, der das Vorhandensein eines gegenwärtigen Seelenzustandes (wie solcher zur Möglichkeit von Zukunfts- wie von Vergangenheitsvorstellungen gleich unerläfslich ist) zuerst bei Aussprüchen über beabsichtigte, d. h. seitens des Sprechenden zu realisierende Zukunft nachwies und sehr richtig „Praemeditation" benannte (cap. 18). Auch die oben erwähnten „Anzeichen", erforderlich als Anknüpfungspunkte für die „expectatio" bei jenen rein spekulativen Zukunftsurteilen, die ein von auswärts erwartetes Geschehen ausdrücken, entgingen seiner Aufmerksamkeit nicht. („Cum ergo videri dicuntur futura, non ipsa, quae nondum sunt, id est quae futura sunt, sed eorum causae vel signa forsitan videntur, quae iam sunt. Ideo non futura, sed praesentia sunt iam videntibus, ex quibus futura praedicantur animo concepta: quae rursus conceptiones iam sunt et eas praesentes apud se intuentur, qui illa praedicunt." Ib.) — Der augustinische Gedanke findet sich auch auf ungünstigen Hegel'schen Boden (§ 259) verpflanzt, wo er freilich gar keine weiteren Früchte trug. In seiner vollen Tragweite wurde jener Gedanke zuerst in der Herbart'schen Schule erfafst und hier am klarsten von Waitz ausgesprochen, der den Keim jeder Zukunftsvorstellung, das Noch-nicht, von Erwartungsgefühlen („Urteilen gespannter und getäuschter Erwartung") ableitete.

Nach Waitz (S. 584) entsteht uns das Gefühl der Erwartung — die Grundbedingung jeder Zukunftsvorstellung — in dem Falle, „wenn eine zur Evolution kommende Vorstellungsreihe durch die sinnliche Wahrnehmung darin aufgehalten wird, indem uns diese zu einem längeren Verweilen bei einzelnen Gliedern der Reihe nötigt, als das psychologische, von den jedesmaligen äufseren Veränderungen unabhängige Gesetz ihres Ablaufs verlangt". Da die „Evolution einer Vorstellungsreihe" nichts anderes ist, als der Akt, wenn sich dem Vorstellen ein entsprechender Sinneseindruck unterschiebt, und die „psychologischen Gesetze ihres Ablaufs" eigentlich gar keine Gesetze sind, sondern nur die höchst individuelle Geschwindigkeit des Vorstellungsverlaufs, d. h. Gelassenheit oder Unruhe des Temperaments bedeuten, so läfst sich behaupten, dafs obige Darstellung nichts als eine überflüssige Allegorisierung jener trivialen Wahrheit sei, wonach Erwartung immer entsteht, „wenn wir's nicht erwarten können", d. h. wenn die Geschwindigkeit unseres Vorstellungsverlaufs die des Weltgangs übertrifft. Diese Ungleichartigkeit der beiderseitigen Geschwindigkeiten erzeugt nun nicht blofs das an die anticipierte Vorstellung geknüpfte Gefühl von Ungeduld und Erwartung, sondern überzieht auch das Dargebotene, jene „Anzeichen" bevorstehender Erfüllung eines Erwünschten,

in unseren Augen mit dem Schleier des Langweiligen, aus welchem sich später das Prädikat der Dauer entwickeln kann. All dies, samt der hieraus hervorgehenden rein subjektiven Bedeutung der erwähnten Prädikate, ist auch von Waitz richtig erfafst, wenn er behauptet (S. 597), es entstünde der Begriff des Während, „wenn wir in der Auffassung einer Veränderungsreihe, deren Fortschrittsgesetz uns bekannt ist, durch eine andere Reihe psychischer Vorgänge unterbrochen werden, später aber uns zu jener wieder zurückgeführt finden". Es erschienen „Lücken und Ruhepunkte", welche nämlich durch unser hastiges Denken entstehen und durch „Urteile gespannter und getäuschter Erwartung" (= noch nicht!) ausgefüllt werden, „anfangs als objektive Pausen, als wirkliche Absätze der ineinander übergehenden Veränderungen selbst" (da nämlich „die von der gespannten Erwartung anticipierte Vorstellung auf die gegenwärtige sinnliche Wahrnehmung bezogen wird"), indem sie uns „als Unterbrechungen unserer Beobachtung der Erscheinungen unmittelbar gar nicht bemerkbar werden können, weil es nicht diese selbst ist, welche wieder von uns beobachtet wird" (S. 583—586).

Laut Volkmanns noch mehr allegorischer Schilderung ginge das Prädikat „Noch-nicht", ebenso wie das „Nicht-mehr" (s. o.), hervor aus dem vergeblichen Anstreben einer reproduzierten Vorstellung C um den Klarheitsgrad des gegenwärtigen B, wobei der Verfasser dem lernenden Subjekte kein anderes Unterscheidungsmerkmal für die Auswahl der fraglichen zwei Zeitprädikate darzubieten vermag, als den Umstand, dafs, „während A [das Vergangene], von B verdrängt, dem B widerstrebt, C, indem es B zu verdrängen strebt, gegen B anstrebt, d. h. während A sinkt, trotzdem es sich zu behaupten strebt, C sein Ziel zu erreichen nicht vermag, trotzdem es die Tendenz hat zu steigen". Nicht-mehr und Noch-nicht seien beide „Prätendenten, von denen jener die Krone (= den höheren Klarheitsgrad), die er besessen, verloren; dieser um eine Krone wirbt, die er noch nicht getragen hat" (S. 13—14). Dies heifst m. a. W., der Mensch hätte den ihm schon so frühzeitig geläufigen Unterschied zwischen Vergangenem und Zukünftigem durch das jedenfalls schwierig zu erlangende Bewufstsein erlernt, dafs die thatsächliche Dunkelheit einer vorliegenden Vorstellung (A oder C) in einem Falle durch Verlust eines innegehabten Klarheitsgrades entstanden sei, während sie im anderen Falle aus vergeblichem Bestreben um Neuerwerb hervorgehe. Auch liegt in dieser Darstellung ein unverkennbarer Zirkel, da dem Lernenden zugemutet wird, für seine Entscheidung (ob „vergangen" oder „zukünftig") zu erwägen, ob ein gewesener oder ein niemals innegehabter Klarheitsgrad vorliege.

Dafs die erste Zielhandlung, die erste selbstthätige Herbeischaffung eines Linderungsmittels meines gegenwärtigen Unbehagens vorhergängige Erfahrungen über Zweckdienlichkeit dieses Mittels erheische, d. h. Fälle voraussetze, wo uns dasselbe in einem ähnlichen Zustande ohnmächtigen Leidens ohne eigenes Dazuthun zufällig zukam, m. a. W. dafs die erste Zukunft uns von aufsen zugeführt wird, unterliegt wohl keinem Zweifel; doch dürfte dieser Umstand keineswegs gegen eine Theorie wie die Guyau'sche gekehrt werden, deren Sinn ist, dafs die erste Hinlenkung

der Aufmerksamkeit auf ein Zukünftiges, d. h. das Anspinnen der Zukunftsvorstellung, bei und durch Zielhandlungen stattfinde. („Le futur à l'origine, ... c'est ce que je n'ai pas et ce dont j'ai désir ou besoin, c'est ce que je travaille à posséder . . . L'avenir n'est pas ce qui vient vers nous, mais ce vers quoi nous allons." S. 32—33.) Guyau scheint vielmehr dem gewichtigen Sachverhalte gerecht werden zu wollen, dafs eine Fixierung der Aufmerksamkeit auf successive Darbietungen eines von uns unabhängigen Weltlaufs, also quasi Naturbeobachtung, viel entwickeltere Geisteskräfte erfordert, als die Konzentrierung der Gedanken auf ein durch eigene Arbeitsbeteiligung verwirklichbares Ziel. Primitive Zukunftsurteile mit wollen (auch bei äufseren Geschehnissen, s. u.) mögen diese Theorie bekräftigen; die Ausdrücke Zukunft, avenir, ungarisch jövö etc., hingegen, wo ausdrücklich die passive Vorstellung des Kommens unterläuft, die Vermutung rechtfertigen, dafs entwickeltere Zukunftsvorstellungen aus jener kontemplativen Betrachtung des Naturlaufs entsprungen seien. Diesem gemäfs möge man die im Texte befindlichen Ausdrücke „Erwartung" etc. in entsprechend weiterem Sinne nehmen, d. h. auch auf ein „von mir, von meiner Körperkraft Erwarten" ausgedehnt denken. — Der Umstand, dafs die anorganische Natur seitens des naiven Beschauers gleichfalls als „wollend, strebend, beabsichtigend" angesehen wird, mag der Übertragung der — ursprünglich nur Zielvorstellungen zukömmlichen — Zukunftsprädikate auf blofs abzuwartende äufsere Ereignisse Vorschub geleistet haben. Guyau (S. 47) scheint sich diese Übertragung durch die im „désir" keimhaft enthaltene „idée de possibilité" (Möglichkeit des geschehen Sollenden) zu denken, welche „idée" sich dann zu einem „antécédent" läutert, d. h. zu „quelque chose d'idéal et d'imaginé (im weitesten Sinne) qui précède l'apparition vive du réel".

[3]) Schelling nennt sie deshalb, nämlich weil sie die Haupteigenschaft des Zeitstromes, seine Irrealität, am deutlichsten zur Schau trüge, „das Zeitlichste der Zeit". Seine hier wie sonst ziemlich kraus geratene Schilderung lautet: „Das in der Zeit eigentlich Zeitliche ist die Zukunft. Denn die Zukunft ist das, wodurch das Bejahende mit seinem Bejahten" (soll vielleicht heifsen: Subjekt mit dem Prädikat), „die Möglichkeit mit ihrer Wirklichkeit verbunden wird; der Begriff derselben beruht also am meisten auf dem Gegensatz dieser beiden" (Aph. 214). Des ferneren meint er, „da . . . die Zukunft lediglich denkbar und offenbares Produkt blofser Imagination" sei, das „einzig Reelle" an ihr in einem „Bande des Bejahenden mit dem Bejahten, d. h. in dem Nichtzeitlichen" (Aph. 215) entdeckt zu haben. Ähnliche Bänder erblickte er auch an der Vergangenheit und der Gegenwart (Aph. 220, 224), von denen er erstere wegen ihrer Nichtzeitlichkeit und seiner äonensüchtigen Theorie zu Liebe geradewegs mit Ewigkeit identifizierte (vergl. S. 72 dies. Zeitschr.).

Aus den Entstehungsbedingungen der Zukunftsvorstellung ergiebt sich, dafs dieselbe jedenfalls erst nach der des Vergangenen kann Wurzel gefafst haben,[1]) und zweitens, dafs für die Bildung derselben die betonten Empfindungen, als natürlichster Gegenstand der Erwartung und Befürchtung,

des Anstrebens und Vorbauens von höchstem Belang sein müssen (ebenso wie bei der Vergangenheitsvorstellung).

[1]) Laut Waitz (S. 585), weil der Begriff des Noch-nicht eine „befestigte Vorstellungsreihe" erfordert.

Um Mifsverständnissen vorzubeugen, sei hier bemerkt, dafs wir die Festlegung zweier so grundverschiedener Zeitkategorien, wie die der Vergangenheit und der Zukunft, keineswegs auf den allerdings geringen Unterschied zwischen dem blofsen Quale, den Tonfärbungen eines Erwartungs- und Mangelgefühls (der Mangel Empfindende hat die Fortsetzung des entschwundenen Angenehmen doch gewifs erwartet, vergl. Waitz S. 589) zurückführen, sondern den ferneren Verlauf der beiderseitigen Apperceptionen, wenn es sich um Vergangenes und wenn um Zukünftiges handelt (Bemerkung von Anzeichen in einem Falle, und Mangel solcher im anderen), d. h. die Entstehungsumstände jener Gefühle verschieden genug halten, um Verwechselung der beiden Begriffe seitens des Sprechenden, die vielleicht niemals vorkommt, hintanzuhalten. Wo es fraglich werden sollte, ob das Erwartete nicht vielleicht schon gewesen ist, da bieten sich dem Zweifler genug äufsere Umstände und Fingerzeige zur Entscheidung dar (z. B. Mangel der notwendigen Folgen des Erwarteten, und bei geistig Vorgeschritteneren: die Möglichkeit einer Selbstbeobachtung, nämlich der Besinnung auf die bis zum Eintritt des Zweifels durchlaufenen Seelenzustände).

Guyau (S. 26) behauptet das Gegenteil. Seine Berufung auf Vorkommnisse bei psychophysischen Experimenten, wo ein seitens der Versuchsperson gespannt erwarteter Eindruck (= Zukunft) irrtümlich als bereits eingetreten (= vergangen) signalisiert wird, scheint mir jedoch in der gewünschten Richtung nicht beweiskräftig zu sein, da in den Fällen vorzeitiger Registrierung stets nur eine unrichtige Ausdeutung eines dem erwarteten Eindrucke in irgend welcher Beziehung ähnlichen oder mit ihm verknüpft gedachten Nebeneindruckes vorliegt, weshalb diese Fälle nur jenen gewöhnlichen Begebenheiten des Alltagslebens an die Seite zu stellen sind, wenn ich ein während meiner Erwartung eines bestimmten Besuches wahrgenommenes Geräusch irrtümlich für Ankunft jenes gewissen Freundes ausdeute.

Auch sei noch erwähnt, dafs der Bannkreis der Vergangenheitsvorstellung ein bedeutend weiterer ist, als der der

Zukunft, da eigentlich sämtliche Vorstellungen, die unser Gemüt, unabhängig von äufserem Gegebenen, bewegen (z. B. Phantasiegebilde), weil füglich — ihren Baustücken nach — sinnlichen Ursprungs, das Beiwort der Vergangenheit wohl verdienen, wenn auch nicht immer führen; wogegen das Prädikat des Zukünftigen nur jenen unserer Vorstellungskomplexe gebührt, an die sich begründete Erwartung knüpft.

Was die Formen des Zeitworts in Zukunftsurteilen anbelangt, so dürfen wir als Ergebnis indogermanischer Sprachwissenschaft hinstellen, dafs es ureigentlich Zukünftiges bezeichnende Exponenten ebenso wenig giebt, wie solche für Vergangenes. Andererseits läfst sich ein geeignetes Substrat für den Exponenten, aufgefafst als Bezeichnungsmittel, hier viel leichter ausfindig machen, als bei Vergangenheitsurteilen, da nämlich das Futurum in den indogermanischen Sprachen, wo nicht durch blofs präsentiale Formen vertreten,[1]) beinahe ausschliefslich durch Umschreibung mit Hilfszeitwörtern[2]) gebildet wird, welche, wie gehen, werden, anfangen, wollen, haben zu . . . etc., sehr klar die äufsere, dem erwarteten Ereignis vorhergängige Sachlage (s. „werden") oder anderseits den Seelenzustand des Wartenden[3]) als jenes gesuchte Substrat (Gegenstand der Bezeichnung für den Futural-Exponenten) erkennen lassen. Die Sprache erfafst das Zukünftige, ebenso wie das Vergangene, an seinen in die Gegenwart hereinreichenden Fäden; sie läuft ihm nicht nach, noch greift sie ihm vor, — ein wichtiger Fingerzeig für den Zeitpsychologen, nicht dem entschwundenen Eindrucke nach, noch dem Zukünftigen entgegen zu spähen, wenn er was lernen will, sondern hineinzublicken in die Seele des erinnerungs- und erwartungsvollen Menschen.

[1]) So die lateinischen futura auf -bo, falls b blofses Hiatusfüllsel ist.

[2]) Als solche erscheint auch der ursprünglich modal-potentiale [nicht temporal-futurale[1])] Ausdruck mit -σω im Griechischen,[2]) entsprungen aus

[1]) Vergl. Tobler: „Die Ansicht, dafs die Tempora (doch wohl das Präsens ausgenommen) aus ursprünglichen Modi erwachsen seien, kann sich am ehesten auf das Futurum stützen, welches auch, wo es in relativ einfacher Form vorhanden ist, d. h. nicht überhaupt fehlt oder umschrieben

sanskr. -syami = as [verb. subst.] + ya [Potential-Exponent, wo ya vielleicht = y „wünschen" + a, ein Bindevokal. Bopp, § 670—671].

[3]) Je parler-ai = j'ai [nämlich: le dessein] à parler; offenbar im Englischen: I shall say, he will say.

Die innigere Verwandtschaft der beiden Zeitkategorien Vergangenheit und Zukunft im Vergleich zur Gegenwart scheint bereits in jener Platonischen Gruppierung ausgedrückt, wonach die ersterwähnten Zwei nichts als „abgeleitete Formen" der Zeit selbst seien. (*τὸ τ' ἦν τὸ τ' ἔσται χρόνου γεγονότα εἴδη*, cap. 10.) Dafs diese Verwandtschaft in Irrealität derselben bestehe, ist zuerst bei Aristoteles ausgesprochen (vergl. S. 53—54 dies. Zeitsch.). Noch klarer liegt das Bewufstsein ihrer Zusammengehörigkeit den Forschungen eines Augustinus („duo . . . illa tempora, praeteritum et futurum quomodo sunt?" — cap. 14) oder Condillac nach den psychologischen Entstehungsquellen für jene beiden Zeitteile zu Grunde. Selbstverständlich auch denen der gesamten Herbart'schen Schule. Vergl. oben in den Citaten gewisse Behauptungen, die gemeinsam auf Zukunft und Vergangenheit ausgedehnt sind.

III. Die Gegenwart.

Die Lehre vom Entstehungsgang unserer Erkenntnis, die ihre Forschungen naturgemäfs bei den einfachsten Begriffsgebilden beginnen mufs, braucht sich durch Nebenvorstellungen von Flüchtigkeit, Punkt- und Grenzähnlichkeit (wie solche dem hier fraglichen Begriffe anhaften und u. a. von Leibniz, N. A., S. 131, gegenüber der Locke'schen Definition des Augenblicks hervorgehoben wurden und [vergl. Guyau S. 30, 64] jedenfalls spätere Hinzufügungen sind) nicht beirren zu lassen,[1]) und mag die Gegenwart getrost mit dem unbefangenen Auge des Kindes für „jene weite Welt der Genüsse und Belehrung da draufsen" ansehen, welche der Auffassung gemächlich stand hält und in der Kinderseele alles eher als (Schopenhauer'sche I, S. 403) Ideen von Vergänglichkeit (dafs die Gegenwart „ein stetes Sterben, ein stetes Hinstürzen in die tote Vergangenheit" sei) erweckt. Sie ist also auf dieser Stufe mit Objektivität, Vorstellungssubstrat, Realität (noch nicht mit Dauer) gleichbedeutend, wie sich

wird, sich als spätere Bildung, aus dem Konjunktiv oder Optativ entnommen, zu erkennen giebt."

[2]) Inwiefern das *σω* ursprünglicher Ausdruck für „Darauflosgehen" sein soll, wie Volkmann (S. 18) will, ist nicht erfindlich.

denn auch an Metaphysischem nicht viel mehr über Gegenwart beibringen läfst, als dafs sie der einzig rechtmäfsige (zum mindesten der ursprünglichste) Besitzer und — in ihrem Eindrucke auf uns — der Entstehungsgrund des Realitätsprädikates ist, welches von ihr und nur im Hinblick auf sie auch auf vergangene Eindrücke übertragen wurde.[2])

[1]) Aristoteles' Einwendungen wider beide der gegenteiligen Anschauungsweisen des Jetzt (ähnlich denen des Sextus Empiricus s. u.) liegt statt Vermittlungstendenzen nur die echt skeptische Absicht zu Grunde, an der angeblich widerspruchsvollen Natur dieses einen Zeitteiles das irreelle, blofs schattenhafte (*μόλις καὶ ἀμυδρῶς*, IV, cap. 10) Wesen der Zeit selbst darzuthun. Er behauptet, wohl unter Heranziehung gewisser *ἐξωτερικοὶ λόγοι* (ib.): 1. Die Dauerhaftigkeit des Jetzt (dafs es *ἓν καὶ ταυτὸν ἀεὶ διαμένει*, ib.) sei unmöglich, weil in diesem Falle auch Ereignisse der nächst zukünftigen Jahrtausende in dasselbe miteinbegriffen, d. h. „jetzt" vorhanden genannt werden dürften. 2. Anderseits sei auch ein fortwährender Wechsel (*ἄλλο καὶ ἄλλο*, ib.) der Jetzt-e ausgeschlossen, da der Zeitpunkt des unvermeidlichen Verschwindens dieser Zeitprodukte unbestimmbar sei, indem das frühere Jetzt a) weder so lange es gegenwärtig ist, b) noch in dem späteren Jetzt-e verschwinden könne, weil die letztere Annahme eine der Erfahrung widerstreitende punktmäfsige (nicht stetige) Anreihungsweise der Jetzt-e ergäbe. (*ἔστω γὰρ ἀδύνατον ἐχόμενα εἶναι ἀλλήλων τὰ νῦν, ὥσπερ στιγμὴ στιγμῆς*, ib.) — Bei 1. blieb unbeachtet, dafs gröfsere Zeiträume doch nur auf Grund ihrer inneren Gleichförmigkeit und ihres Gegensatzes zu einem Vorherigen, folglich nur, wenn sie überblickt werden können — was bei Zeitabschnitten, die aus Gegenwärtigem und Zukünftigem zusammengesetzt gedacht werden, offenbar nicht der Fall ist —, den Namen „Gegenwart" annehmen. Man bedenke den Ausdruck „heutzutage" oder Schopenhauers gerügte „Jetztzeit". Bei 2. b) ist übersehen, dafs die Augenblicke, aus denen Dauereindrücke aufgebaut scheinen, keineswegs durch objektive Taktstriche an den letzteren bezeichnet zu sein brauchen (vergl. Hume, S. 139—140), um angenommen werden zu dürfen.

Des Sextus Empiricus ähnliche Einwendungen — hervorgegangen aus einer Vermengung der zwei möglichen Bedeutungen des Wortes „Gegenwart" — lauten: 1. Die Gegenwart könne nicht teilbar sein und zwar, weil sie in diesem Falle a) entweder aus lauter kürzeren Gegenwarten bestehen müfste (was wegen des bekannten Übergehens jeglicher Gegenwart in Vergangenheit ausgeschlossen ist), oder aber b) aus einem vergangenen und einem zukünftigen Teile müfste zusammengesetzt sein, was wegen der Nichtexistenz dieser Zeitstücke wieder unmöglich ist, beziehungsweise zur Nichtexistenz der Gegenwart selber führen würde. 2. Anderseits sei die Gegenwart auch nicht unteilbar, da in ihr doch anerkanntermafsen verschiedene Ereignisse stattfinden (z. B. Eisen zum Schmelzen kommt), was bei blofs punktueller Ausdehnung derselben unmöglich wäre. Aufserdem könnte sie, wenn unteilbar, weder Anfang,

noch Ende, noch auch eine Mitte haben, d. h. sie würde überhaupt nicht existieren (Pyrrh. 144—146, Phys. 198).

Das Bewufstsein der Zulässigkeit zweier verschiedener Auffassungsarten der Gegenwart liegt auch der Bemerkung des Apollodorus und Posidonius (bei Stobaeus) zu Grunde, welche Philosophen die Benützung des Ausdruckes Jetzt in Fällen, wo nicht Zeitgrenze gemeint ist, als eine blofse Bedeutungserweiterung („ampliori comprehensione") hinstellten und verteidigten. Desgleichen erwiderte Damascius dem Aristoteles: das Jetzt sei teilbar, sofern es als Zeitbestandsstück gilt, hingegen unteilbar, wenn als blofse Zeitgrenze betrachtet. (*τοῦ χρόνου τὰ μὲν ὡς πέρατα τὰ νῦν ἀμερῆ ἐστι, τὰ δὲ ὡς μέρη οὐκέτι*, Simpl. 183—184. — Vergl. letzteres bei Aristoteles: als Zeitgrenze gefafst könne es nicht zugleich Zeit sein. IV, cap. 11. — Ähnliches verficht Leibniz gegen Locke betreffs des Augenblicks. S. o.)

Hegel machte sich wenig Skrupel über die Frage, ob das dauerhafte Jetzt aus dem punktmäfsigen, oder dieses aus jenem und in welcher Weise es hervorgehend gedacht werden könne. Er läfst (§ 259) das flüchtige Jetzt einfach „als seiend fixieren", um „die endliche Gegenwart" daraus zu erhalten. Dafs ihm übrigens das punktmäfsige Jetzt als die ursprünglichere der beiden Vorstellungen gegolten habe, glaube ich aus folgender Stelle entnehmen zu können, — soweit ich nämlich solches Deutsch zu verstehen vermag: „Das unmittelbare Verschwinden dieser Unterschiede" (nämlich der drei „Dimensionen": Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft) „in die Einzelheit ist die Gegenwart als Jetzt, welches als die Einzelheit ausschliefsend und zugleich schlechthin kontinuierlich in die anderen Momente, selbst nur dies Verschwinden seines Seins in Nichts und des Nichts in sein Sein ist" (ib.).

[2]) Diese Auffassungsart dürfte wohl jene Liebmann'sche (S. 90—91) Gegenüberstellung der Gegenwart mit den anderen zwei Zeitphasen veranlafst haben, in welcher für erstere ungerechtfertigterweise ein Sein beansprucht wird, was wohl für ihr Substrat, aber keineswegs für sie selber gilt, die doch im heutigen Sinne, d. h. mit all den oben (von Leibniz) berührten Nebenvorstellungen ausgerüstet gedacht werden mufs.

Schopenhauers Ausdruck: Gegenwart allein sei „die Form des Lebens oder der Realität" (I, S. 363) ist eine durch Kant'sche Terminologie verundeutlichte Fassung jenes wertvollen positivistischen Gedankens, der in voller Klarheit auf Seite 365 des Erstgenannten erscheint: „reale Objekte giebt es . . . . nur in der Gegenwart; Vergangenheit und Zukunft enthalten blofse Begriffe und Phantasmen". (Eine vorhergängige Erklärung: „In Wahrheit . . . . macht . . . . nur der Berührungspunkt des Objekts, dessen Form die Zeit ist, mit dem Subjekt . . . die Gegenwart aus" — enthält keine Abschwächung dieses Gedankens, wenn sie in dem Sinne genommen wird: nur durch die erwähnte Berührung könnten Gegenwartsbegriffe entstehen.)

Mit dem hier beregten Gedanken hängt wohl die Streitfrage zusammen, ob die Gegenwart ein Zeitteil sei oder keiner. Ihre Lösung lautet: Das, was ursprünglich blofs Ursache

der Zeitvorstellung, d. h. der Ausbildung einer Zeitreihe war (nämlich die thatsächliche Empfindung, als notwendiges Gegenstück zum Bewufstwerden eines Andenkens als solchen), wird später bei bereits entwickelter Zeitvorstellung mit in dieselbe als Bestandteil der Zeitreihe aufgenommen.

Aristoteles verficht ein gegenseitiges Abhängigkeitsverhältnis zwischen Gegenwart und Zeit und vergleicht es mit dem zwischen Bewegtem und Bewegung (τὸ φερόμενον und ἡ φορά), Einheit (μονάς) und Anzahl (vergl. seine Zeitdefinition, IV, cap. 11). An anderer Stelle (ib. cap. 10): Gegenwart sei deshalb kein Zeitteil, weil die Zeit nicht aus lauter Gegenwarten besteht.

Die Unhaltbarkeit der Guyau'schen Hypothese, wonach die gesamte Zeitvorstellung, nämlich alle drei Phasen, von der Thatsache des menschlichen Handelns ausginge („en désirant et en agissant dans la direction de nos désirs, nous créons à la fois l'espace [!] et le temps"; S. 46), bekundet sich am besten durch die Verlegenheit ihres Urhebers bei der Gegenwartsvorstellung, welche gemäfs seiner Hypothese aus dem Handeln heraus zu erklären seinem besseren Bewufstsein widerstrebte, demzufolge zur Möglichkeit der Gegenwartsvorstellung schon die thatsächliche Empfindung eines irgendwie Gegebenen (der „contuitus", bereits bei Augustinus cap. 20) ausreicht, das so Empfundene also getrost von uns unabhängiger, z. B. gegenständlicher Natur sein könne, und keineswegs eine unserer selbstbeobachteten Handlungen zu sein braucht. Aus dieser Klemme trachtet nun der Verfasser mit Hilfe der Etymologie herauszukommen, welche ihm zum Glücke gewährleistet, dafs „actualité" [d. h. das wirklich Empfundene] von „action" herstammt (s. die Zusammenstellung dieser beiden Worte in der Stelle S. 29: „tout d'abord, sous l'idée de présent, se trouve celle d'actualité, d'action . . ."), womit die Hypothese von einem Mitobwalten der „action" bei dem Gegenwartsbegriffe gerettet — sein möchte.

Herbarts treffender Ausspruch, dafs die Succession im Vorstellen noch keine vorgestellte Succession sei (Lehrb. 174), mit dem er die Blicke auf die Bedingungen und Umstände der Auffassung des faktisch in der Zeit Gegebenen hinlenken wollte, erscheint besonders bei dem Gegenwartsbegriffe gerechtfertigt, da es hier klar am Tage liegt, dafs durch blofses „Vorlegen" nichts erklärt wird, indem thatsächliches Gegebensein eines Objektiven, die blofse Betrachtung (contuitus) desselben, noch keineswegs den Begriff, das Bewufstsein der Verschiedenheit dieses Eindrucks von Vergangenem und Zukünftigem, d. h. jene Vorstellungen erzeugen kann, die einem seines Namens werten Begriffe von Gegenwart auch für den Laien untrennbar anhaften.

Schelling nennt die Gegenwart vielleicht deshalb, d. h. weil ihr Begriff nur durch Vergleichung des Empfundenen mit Erinnerlichem und Erwartetem entstehen konnte, die „Einheit von Vergangenheit und Zukunft". Hieran knüpft sich ihm die Folgerung, es könne „das wahrhafte Lebendige in der Zeit" nur in der Gegenwart hervortreten, „wie das eigentümliche Reale im Raume nur die dritte Dimension, als die Synthese der beiden ersten ist" (Aph. 219). Worte, Worte!

Dafs das Unterscheidungsmerkmal, dessen Erfassung für das Festwerden eines — gleichwohl nur rudimentären — Gegenwartsbegriffes ausschlaggebend ist, durch das Gewahrwerden jenes „Gefühles organischen Ergriffenseins" (Horwicz) — jenes andersartigen Gefühlstones beim Empfinden, als bei blofsem Vorstellen — beigebracht werde, ist bereits oben erwähnt (vergl. S. 62—65).

Wenn das Vorkommen gewisser perfektiver und futuraler Formelemente am Zeitworte noch nicht als Beweis für eine bei dem Sprecher erfolgte Ausbildung der betreffenden Zeitkategorien im heutigen Sinne dienen konnte, wie viel weniger kann die thatsächliche Verwendung von Präsentialformen, die sich bekanntlich durch Mangel jedwedes Zeitexponenten auszeichnen,[1]) als Anzeichen eines errungenen Gegenwartsbegriffs gelten! Der Umstand, dafs der blofse Verbalstamm, das sprachliche Äquivalent des blofsen Empfindungsqualles, zugleich Präsens ist, beweist zur Genüge, dafs diese Form einer Sprachbildungsepoche entstammt, wo der gegenwärtige Eindruck nur zur Benennung seines qualitativen Inhalts anregte und das zeitliche Moment, nämlich Vergänglichkeit oder Dauer des Gegebenen — auch für den heutigen Zuschauer mehr oder weniger zurückgedrängt —, nicht zum Bewufstsein gelangte.

Jedenfalls darf man mit einfachem Hinweis auf den Umstand, dafs bei Vorbehalt des exponentenlosen Ausdrucks für eine einzige Zeitform ein Mifsverständnis ausgeschlossen, ein Präsentialexponent somit „überflüssig" sei, über den beregten Sachverhalt nicht hinwegeilen, da für den Psychologen

[1]) Ausnahmefälle, wie die erweiterten Stämme auf -sc, -n und -io im Lateinischen nascor, tango, capio (Wurzel: nat-, tag-, cap-), sind kein Einwurf, da ihr Auftreten im Imperfektum den angeblichen Präsentialwert dieser Bildungssilben zweifelhaft erscheinen läfst.

eben das interessant ist, warum gerade die Gegenwart von den drei Zeitphasen für eine solche indirekte Bezeichnungsart auserkoren wurde. Hierauf läfst sich nur antworten: weil bei dem Gegenwartsurteil jenes hinzukömmliche Moment bei Apperception des prädikativen Ereignisses fehlt, dem zuliebe der Verbalstamm bei den anderen zwei Zeitphasen in irgend welcher Weise abgeändert werden mufste: nämlich das Gefühl des Mangels und der Erwartung. Der blofse Verbalstamm ist — als Interjektion aufgefafst — Gefühlsäquivalent des rein qualitativen Eindrucks, gilt folglich nur einem Zuhörer mit voll ausgebildeter Zeitvorstellung und nicht dem naiven Sprecher selbst für gleichzeitigen Ausdruck eines Jetzt; die Momentan- (Perfektiv-) Form ist einheitliche Empfindungsäufserung für qualitativen Eindruck plus Mangelgefühl, ebenso wie die Futural-Form für qualitativen Eindruck plus Erwartung. Wenn somit das Gegenwartsurteil um eine Apperception ärmer ist, als die zwei anderen, so läfst sich behaupten, was an und für sich schon plausibel klingt, dafs es im Vergleiche zu letzteren älteren Ursprungs ist, was selbst bei Veranschlagung der (nicht bis zu einheitlichem Ausdruck gediehenen) chinesischen Perfekt- und Futurumbildungen (uo hio-kuo = ich habe gelernt, s. o. S. 64; uo jao-hio = ich werde [= will] lernen) wahrscheinlich bleibt, da kürzere Apperceptionsprozesse früher entstanden sein müssen, als längere.

IV. Die Gleichzeitigkeit.

Schopenhauers Behauptung, wonach die Gleichzeitigkeit nicht Zeit-, sondern wenigstens zur Hälfte Raumkategorie sei, ist besserer Unterstützung bedürftig und auch fähig (hierüber w. u.), als diejenige ihres Verfechters war („sind zwei Dinge zugleich und doch nicht eins, so sind sie durch den Raum verschieden; sind zwei Zustände eines Dinges zugleich — z. B. das Leuchten und die Hitze des Eisens —, so sind sie zwei gleichzeitige Wirkungen eines Dinges, setzen daher die Materie und diese den Raum voraus," I, S. 601), welche unter Hinweis auf gleichzeitiges Vorkommen rein qualitativer

Empfindungen (z. B. Kopf- und Zahnschmerz) u. a. auch seitens Eyffeeths (S. 49) begründete Mifsbilligung fand. Vorderhand möge sie jedoch im Hinblick auf ihre Benennung als Zeitkategorie behandelt werden.

Die Ausbeute an metaphysischem Material, welche sie gewährt, ist, wie übrigens auch bei den bisherigen Zeitkategorien, eine ziemlich spärliche. Die objektive Thatsache nämlich, die hier zu Grunde liegt (dafs stets mehr als eine Verbindung — Komplexion — in den Sinneshorizont des Empfindenden ein- und aus selbem austreten könne), kann bezüglich ihres Warum oder der Anzahl und Umstände solcher eintrittsfähiger Komplexionen, worauf vielleicht jemand begierig sein dürfte, hier ebenso wenig erörtert werden, als uns dergleichen an den bisher (Abschn. I—III) angeführten Welthatsachen beschäftigen konnte, indem nur der Physik (das Wort im weitesten Sinne genommen) eine Kompetenz für ähnliche Entscheidungen zusteht.

Für die psychologische Seite der Frage, nämlich die, welche sich auf die Ursache des Entstehens der Gleichzeitigkeitsvorstellung zuspitzt, mufs im Sinne des auf Seite 72 dieser Zeitschrift erwähnten Herbart'schen Ausspruches das Prinzip vor Augen behalten werden, dafs die Thatsache des Gegebenseins gleichzeitiger Sinneseindrücke zu erwähntem Behufe erst bei Kenntnis ihrer Auffassungsweise seitens des Betroffenen von Wert sei. Eine gewisse Arbeitserleichterung wird durch Erwägung des Umstandes erzielt werden können, dafs die Vorstellung vergangener und zukünftiger Gleichzeitigkeiten an und durch gegenwärtige entstanden ist, folglich nur letztere eigentlich untersucht zu werden brauchen, insofern nämlich vergangene Ereignisse stets dann und deshalb als gleichzeitig gedacht werden, wenn und weil sie zu Zeiten ihrer Gegenwärtigkeit als gleichzeitig erfafsbar gedacht wurden.

Da nun eine Vielheit von Gegenwärtigem nicht nur in dem Falle für gleichzeitig gilt, 1.) wenn sie bei entsprechender Gruppierung mit einem einzigen Blicke übersehen wird, d. h. wenn sämtliche Teile gleich regen Sinneseindruck verursachen

(„wobei die Aufmerksamkeit möglichst gleichmäfsig auf sämtliche Eindrücke gerichtet ist", WUNDT, Ph. Ps., II, S. 332), sondern auch 2.) wenn letzteres infolge räumlicher Auseinanderrückung nicht stattfindet: so ergeben sich für die psychologische Untersuchung naturgemäfs zwei Fälle, die gesondert behandelt werden wollen.

Die nächstgelegene Frage, die sich bei Fall 1.) aufwirft, nämlich „warum der Sehende das Linienstück B, das er mit dem Stücke A auf einen Blick übersieht, auch gegenwärtig nennt?" erledigt sich einfach durch Hinweis auf gehörige Konsequenz des Sehenden, welcher gleiche Lebhaftigkeitsgrade des Vorstellens mit gleichen Zeitprädikaten belegen wird. Jene tiefergehende Nachforschung, weshalb er das einheitlich Überblickte und als gegenwärtig Aufgefafste in Teile scheidet, d. h. für eine zufällige Gruppierung selbständiger Individuen ansieht — eine begreiflicherweise notwendige Vorbedingung zur Anwendung des Gleichzeitigkeitsbegriffes („auch B ist jetzt da") —, diese Frage, meine ich, ist nicht zeitpsychologischer Natur und braucht uns deshalb um so weniger zu beschäftigen, als sie unter Hinweis auf Erfahrungen über Verschiebbarkeit, Beweglichkeit etc. der gegebenen Teile, wodurch diese sich erst als Individuen kundgeben, schon mehrfach erledigt wurde.

CONDILLACS Statue vermag die gleichzeitig einwirkenden Geruchs- und Tonempfindungen nur durch die Erinnerung an vorherigen successiven Eintritt solcher Empfindungen zu scheiden [I, chap. 9, § 3]. SPENCER erklärt das Vorhandensein gesonderter Aufnahmsnerven und das Bewufstsein der räumlichen Entfernung der Eindrucksstellen für die Vorbedingung der Erkenntnis, dafs der empfangene Gesichtseindruck von mehr als einem Gegenstande herrührt (§ 366). Sein hieraus gezogener Rückschlufs, dafs zur Entstehung des Begriffs „Koëxistenz" stets die Hilfsvorstellungen räumlicher Entfernung notwendig seien, mag bezüglich dieses Begriffs wohl seine Richtigkeit haben, liefse sich jedoch auf unseren weiteren von Gleichzeitigkeit nicht anwenden.

Die Entwicklung des in Rede stehenden Begriffs ist also im Falle 1.) ein Leichtes und würde sich augenscheinlich auch dann nicht schwieriger gestalten, wenn sich durch entwicklungsgeschichtliche Ergebnisse herausstellen sollte, dafs bei dem Menschen jene unterscheidungsunfähige Anschauungs-

weise — wo ihm nämlich das möblierte Zimmer einem Hautrelief gleichkam, d. h. er die Möbel für Wandauswüchse ansah — ein längst überwundener Standpunkt und das Bewufstsein getrennter und nur zusammengerückter Objekte bereits lange vorher eingetreten sei, wenn sich ihm das Gegebene als in strengem Sinne gegenwärtig darstellt. In diesem Falle liefse sich das Entstehen des Gleichzeitigkeitsbegriffs allerdings nicht einfach durch erfolgte Verteilung des dem „teillosen" Komplexe beigelegten Gegenwartsprädikats auf die nun ersichtlich gewordene Vielheit von Eindrücken erklären, wie oben; es bliebe jedoch der bereits erwähnte Ausweg der „Konsequenz" übrig, und die Antwort auf unsere Frage: „wie entsteht die Vorstellung eines gleichzeitig Gegenwärtigen?" würde lauten: „dadurch, dafs das Individuum von seiten eines zweiten Sinnesinhalts, welcher sich mit dem ersten zu einer Gesamtempfindung verbinden läfst, den nämlichen Lebhaftigkeitsgrad empfindet, dem zuliebe es den ersten Sinnesinhalt für gegenwärtig erklärt hat".

Wenn die Daten A und B nicht auf einmal, durch einen einzigen Blick erfafst werden können (= Fall 2), so mufs hervorgehoben werden, dafs ihre Gleichzeitigkeit stets erschlossen und nicht unmittelbar bemerkt wird, selbst in dem Falle, wenn B durch einfache Augenwendung von A aus erreichbar wäre. Es darf nämlich die, wenn auch blofs logische Möglichkeit einer Unterschiebung eines dem A in allen Stücken ähnlichen A′ während der Hinwendung des Blickes nach B nicht übersehen werden, — ein Fall, durch welchen die Behauptung, A und B seien gleichzeitig, illusorisch gemacht werden könnte, da A längst zu Grunde gegangen sein mag, wenn der zurückkehrende Blick, durch die Ähnlichkeit getäuscht, jenes zweite Bild (A′) von der Stelle des A, dem nämlichen Objekte A zuschreibt.

Dem bei Spencer (§ 366) betonten, im Grunde Herbart'schen Gedanken, wonach sich bei unserer Unfähigkeit, mehr als einen Raumpunkt mit voller Aufmerksamkeit zu erfassen, der Begriff „Gleichzeitigkeit" (Koëxistenz) stets nur durch hin und her (von A nach B und dann von B nach A) laufende Vorstellungsreihen bilden könne (§ 365) — dieser

Ansicht halte ich die Stumpf'sche Bemerkung entgegen: „es wird nicht zuerst durch Bewegung des Auges ein Teilchen nach dem anderen und ohne es wahrgenommen, sondern ohne Bewegung das ganze Gesichtsfeld" (S. 59).

Wo folglich die Behauptung von Gleichzeitigkeit rechtmäfsig sein soll, da müssen Fährlichkeiten, wie die oben erwähnten Unterschiebungen, ausgeschlossen und der Sprechende sich dieses Umstandes bewufst sein, wozu er im Vertrauen auf sein Gehör — wenn A und B Gegenstände sind —, welches ihm dergleichen Vorgänge wohl verraten würde, auch berechtigt ist. Hiermit will nicht behauptet sein, man hielte die Möglichkeit erfolgter Unterschiebung stets vor Augen, wenn man auf Grund hin und her eilenden Schauens die Möbel im Zimmer für gleichzeitig vorhanden erklärt. Nur das soll betont werden, dafs man gemeiniglich viel mehr unmittelbar zu sehen vermeint, als was man wirklich sieht (gegeben ist mir bei dem zweiten Hinblicke doch nur ein dem ersten Bilde A ähnlicher Eindruck; dafs derselbe vom nämlichen Gegenstande herrührt, kann ich unmöglich sehen, sondern nur folgern) — ein Punkt, über welchen sich sehr interessante Ausführungen in Helmholtz's physiologischer Optik vorfinden.

Viel klarer liegt das Mitobwalten einer Schlufskette am Tage bei Urteilen über unübersehbares Gleichzeitige, d. h. wo sichs um die Mitgegenwart eines vom Standpunkte A unbemerkbaren B (z. B. die Chinas von Mitteleuropa, der Tragbalken im Zimmer etc.) handelt. Denn erstens gründen sich derlei Urteile auf gewisse, im Bereiche A's wahrnehmbare Umstände (kausale Konsequenzen — die Zimmerdecke hält fortan fest — eventuell blofses Vertrauen auf Gewährsmänner), aus welchen auf gleichzeitiges Fortbestehen des angeblichen B's als Ursache geschlossen wird; und zweitens mufs behufs Umwandlung des Prädikats „Fortbestehen" in das von „Gegenwärtigkeit" miterwogen werden, dafs der zu dem letzteren nötige Lebhaftigkeitsgrad des fraglichen B uns blofs durch Hindernisse (eine Scheidewand zwischen dem Beschauer und B, z. B. grofse Entfernung) verkümmert ist.

Spencer ist sich vollkommen konsequent, wenn er behauptet: für gleichzeitig gelte, was wir überzeugt sind, in beliebiger Reihenfolge gleich leicht erfassen zu können (§ 366).

Die Thatsache, dafs der Gleichzeitigkeitsbegriff im Falle 1.) nach Eintritt der oben erwähnten Unterscheidungsfähigkeit sozusagen eo ipso, und im Falle 2.) durch Schlufsfolgerungen rein physikalischer Natur entsteht, ist wohl der einzige — unstreitig etwas fragliche — Rechtstitel, besagten Begriff aus der Reihe der Zeitkategorien zu streichen. Noch mag hervorgehoben werden, dafs die zu demselben erforderlichen Denkprozesse keineswegs einen vollwertig ausgebildeten Gegenwartsbegriff erheischen, wie sichs denn in dieser Untersuchung nur darum handeln konnte, nachzuweisen, wodurch der menschliche Verstand zu einer Ausdehnung des nämlichen Zeitprädikats (gleichviel welches es sei, und ob bereits ausgebildet oder nicht) auf mehrere Sinnesinhalte bewogen wird — ein Punkt, der sich offenbar ganz gut auch ohne Miteinbeziehung der Natur dieses Zeitprädikats selber erörtern läfst.

Der Sprachausdruck, in welchem sich eine keimende Gleichzeitigkeitsvorstellung am ehesten ausprägt, dürften die Sätze sein mit „und“ („der Mond und die Sterne leuchten“), welche sichtlich ohne jegliches Zeitbewufstsein möglich sind, und, wenn zeitlich gedacht, die hier erforderliche Verteilung des nämlichen Zeitprädikats auf mehrere Subjekte in einfachster Weise zum Ausdruck bringen. Dafs auch vergangene Gleichzeitigkeit ohne eigentliches Zeitbewufstsein ausgedrückt werden könne, beweist schon die nichtzeitliche Stammbedeutung der hierbei gebräuchlichen Umstandswörter, wie „als“ (= all' so: „als der Feind abzog, erschien . . .“), lateinisch: „quum“ (= cum) etc.

Dafs völlig gegensatzlos zu denkende Zustände der Dinge auch gleichzeitig vorhanden gedacht werden müfsten, wie Leibniz behauptet (erwähnt bei Baumann, II, S. 93), indem nämlich bei Verlegung derselben auf verschiedene Zeitpunkte schon ein Gegensatz entstünde, ist wohl wahr, jedoch eine Aufstellung von rein akademischem Werte, da der erwähnte Sachverhalt für eine Konstruktion des Gleichzeitigkeitsbegriffes, welcher sehr wohl auch an qualitativ gegensätzlichen Daten entsteht, nicht verwertet werden kann. Ebensolcher Natur ist die Äufserung Schopenhauers: „Streng genommen ist das Zugleich eine negative Be-

stimmung, die blofs enthält, dafs zwei Dinge oder Zustände nicht durch die Zeit verschieden sind" (I, S. 601), da nämlich durch die blofse Betonung, zwei Daten seien nicht als successiv zu denken, nur demjenigen das Bewufstsein ihrer Gleichzeitigkeit entstehen kann, der diesen Begriff schon fest gefafst hat, — ein Umstand, dem bereits KANT gerecht wurde („Simultanea non sunt ideo talia, quia sibi non succedunt. Nam remota successione tollitur quidem coniunctio aliqua, quae erat per seriem temporis, sed inde non statim oritur alia vera relatio, qualis est coniunctio omnium in momento eodem." M. P., S. 102).

EYFFERTHS Weitschweifigkeiten ist wohl das Verdienst nicht abzusprechen, dieses stark vernachlässigte Zeitverhältnis in den Vordergrund gerückt zu haben, doch wäre uns statt der platten Versicherungen von ohnedies nirgends angezweifelter Unentbehrlichkeit einer Gleichzeitigkeit, sowie statt Hinstellung derselben als zweiter Zeitdimension („Zeitbreite") eine Erklärung der Entstehungsweise dieses Begriffes, sowie einige Rechtfertigung der Dimensionsvergleiche viel erwünschter. Die Behauptung, es werde mit vorschreitender Kultur jene zweite Zeitdimension, d. h. die Summe des gleichzeitig Vorhandenen, immer gröfser, ist hinfällig, indem nämlich das angebliche Plus, welches heute zum Vorschein kommt (die reichhaltigeren Einrichtungen und gröfsere Betriebsamkeit unserer modernen Gesellschaft), nichts als veränderte Ausgaben längst vorhandener und in damaliger Gestalt des Erwähnens unwerter Sachverhalte, beziehungsweise Elemente sind. Wo jetzt viel gleichzeitige Handlungen sind, war früher zum mindesten viel gleichzeitige Ruhe, welch letztere bei einer Frage nach der Menge des Zeitinhaltes nicht ignoriert werden darf, da sie dem Handeln in dieser Beziehung gleichwertig ist. Durch Kultur ist nur eine Stellvertretung unerheblicher Zeitinhalte durch bedeutungsvolle (Arbeit statt Zerstreuung) bewirkt worden. Schliefslich ist nicht erfindlich, auf welche Weise jene „Gleichwertigkeit der Thätigkeiten desselben Subjekts" eingesehen werden solle und in welcher Hinsicht eine solche bestehe, aus welcher Thätigkeiten Verknüpfung der Begriff von Gleichzeitigkeit angeblich hervorgehen soll (S. 18—19, 46—58).

Die Verwendung der Gleichzeitigkeit für Mitteilung des Zeitpunktes vergangener Ereignisse ist wohl sehr beliebt (auch von HERBART, V, S. 496, IV, § 297, und HORWICZ, I. H., S. 136 bemerkt), doch braucht kaum betont zu werden, dafs die Erwähnung jenes Ereignisses (B), mit welchem das Fragliche (A) gleichzeitig stattgefunden hat, für die Erfassung des Zeitpunktes A doch nur in dem Falle wirklich förderlich ist, wenn der Abstand des B von der Gegenwart O (d. h. die Gröfse der zwischen O und B begriffenen successiven Ereignismenge) richtig vorgestellt werden kann, was in Fällen, wo die Distanz O—B diejenige meines Lebens überschreitet, unmöglich ist, indem die Anwendung was immer für welcher Vorstellungsbehelfe mich doch nie in den Stand setzen kann, die auf solche Weise erzeugten Längen — z. B. auch nur das Doppelte meiner Lebenslänge — wirklich zu überblicken. Eben deshalb kommt eine derartige Zeitpunktserklärung in den meisten Fällen den Ausdrücken einer Unbekannten durch eine andere in der Mathematik gleich [$y = f(x)$]. Die Hervorhebung synchronistischer Ereignisgruppen bleibt trotzdem eine

wertvolle Methode für den Geschichtsunterricht, weil gleichzeitiges Sein unter allen Umständen, so weit abseits vom Heute es auch liegen möge, klar vorgestellt werden kann, und weil die Kenntnis zusammengehöriger Ereignisgruppen auch dann von Wert ist, wenn die Abstände der meisten vom Jetzt und untereinander nicht klar zum Bewufstsein gebracht werden können. — Ein Specialfall des Obigen ist wohl der von VOLKMANN (S. 19) erwähnte, wo sichs um die Frage handelt, „ob wir eine Vorstellung (= oben A) schon lange und wie lange wir sie besitzen". Ihre Beantwortung ist ermöglicht „dadurch, dafs wir die einzelnen Vorstellungen in die Zeitreihe unseres Lebens einstellen", und erfolgt, „indem wir uns dabei der Zeitreihe zwischen der Gegenwart und jener Vergangenheit, die durch die betreffende Vorstellung mitbestimmt (= oben B) wurde, als Mafsstab bedienen".

Die empiristische Willenspsychologie und das Gesetz der relativen Glücksförderung.

Von **Hermann Schwarz**, Halle a. S.

Inhalt.

Nativistische und empiristische Willenspsychologie. Erste Form des extremen Empirismus: die Willensregungen seien Komplexe aus Gefühlen und Vorstellungen. Irrigkeit dieser Auffassung; sie erklärt weder den Thatbestand beim mittelbaren Wollen, noch beim Widerstreben. Zweite Form des extremen Empirismus: die Willensregungen seien bloſse Vorstellungen, die mit einer gewissen maximalen Stärke im Bewuſstsein hafteten. v. Ehrenfels' hierher gehöriges Gesetz der relativen Glücksförderung und die vier möglichen Interpretationen desselben. Abweisung sowohl der genannten Willensdefinition, wie des Motivgesetzes, auf dem sie beruht.

1. In der letzten Zeit sind, veranlaſst besonders durch die eindringenden Arbeiten von Meinong, „Psychologisch-ethische Untersuchungen zur Werttheorie“ 1894, und von Ehrenfels, „System der Werttheorie, I. Bd., Allgemeine Werttheorie, Psychologie des Begehrens“ 1897, die Fragen der Willenspsychologie in regen Fluſs gekommen. Auch der Verfasser dieses Aufsatzes gedenkt in kurzem mit einer Veröffentlichung hervorzutreten, in der, wie er glaubt, dem alten Problem einige neue Gesichtspunkte abgewonnen sind. Bei der Auseinandersetzung mit der bisherigen Willenspsychologie erwies es sich ihm als nützlich, zwei Richtungen der letzteren zu unterscheiden. Nach der einen nativistischen haben die Willensregungen ihre selbständige Wurzel in den sogenannten „Trieben“. Diese Auffassung lehnt der Verfasser ab, um sich seinerseits auf einen neuen nativistischen Standpunkt zu stellen. Nach der zweiten empiristischen Anschauung sind die Willensregungen gar nichts Ursprüngliches, sondern ihrem psychologischen Wesen nach mehr oder minder un-

selbständig. Nach dem gemäfsigten Empirismus Brentano's (Psychologie vom empirischen Standpunkte 1874; Vom Ursprunge sittlicher Erkenntnis 1889) besitzen die Willensregungen noch immer eine gewisse Eigenart. Sie gelten ihm mit keinem der übrigen geistigen Vorgänge identisch; nur für nahe verwandt hält er sie mit den Gefühlen, deren Gattungscharakter sie teilen sollen. Weit schroffer die zweite empiristische Wendung! Ihr sind die Willensregungen überhaupt nichts Eigenes. Sie seien Gesamtvorgänge, die sich in Gefühle und Vorstellungen auflösen liefsen; ja, manche sehen im Wünschen, Widerstreben, Wollen nichts als ein Vorstellen.

Es sei gestattet, diesem extremen willenspsychologischen Empirismus im folgenden nachzugehen, womit ich der erwähnten Veröffentlichung nur teilweise vorgreife.

2. In der Behauptung, dafs sich Vorstellungen und Gefühle zu den Willensregungen verbänden, liegt etwas, was bestechen und verwirren könnte! Dafs unser Wünschen und Wollen etwas Anderes sei, als das blofse Vorstellen, das hat jeder erlebt. Tausendmal hat er vorgestellt, ohne zu wollen oder zu wünschen. Ebenso ist es jedermann geläufig, dafs sich Wunsch und Wille von den blofsen Gefühlen unterscheiden. Zu deutlich erinnern wir uns, manches Mal gefühlt zu haben, ohne zu wünschen und zu wollen! So drängt es sich schlagend genug auf, wie himmelweit alle Willensregungen vom Vorstellen einzeln und vom Fühlen einzeln verschieden sind. Aber bei aller Klarheit, mit der das naïve Bewufstsein jene Aufstellungen einzeln zurückweisen würde, ihrer Vereinigung erwehrt es sich nicht mit der gleichen Sicherheit. Findet es sich doch alle Augenblicke voll von Gesamtvorgängen, die es schlecht zergliedert! Es wird ihm schwer, die feineren Grenzen zu finden, welche Teil von Teil scheiden; leichter bemerkt es, dafs und wann etwas ausgefallen ist, als dafs es zu trennen wüfste, was da ist. Und so steht es staunend zwar, aber hilflos gegen die Behauptung, dafs auch das Wünschen, auch das Wollen ein

Gesamtvorgang sei, den es unaufgelöst gelassen habe, und der restlos aus Fühlen und Vorstellen bestehe. Es nützt nichts, sich hiergegen auf das Zeugnis der unmittelbaren Erfahrung zu berufen. Täuscht diese z. B. doch auch einen Klang mit einer Selbständigkeit vor, die sich verflüchtigt, sobald man ihn in seine Partialtöne auflöst! So mufs das wissenschaftliche pro und contra beginnen.

Unsere Willensregungen, sagt man, setzten sich aus Gefühlen und Vorstellungen zusammen? Nun wohl, mit welchem Anteil geht das Vorstellen und mit welchem das Fühlen in den Gesamtvorgang ein? Dazu, um dies auszumachen, gilt es, die wesentlichen Merkmale der Willensregungen ins Auge zu fassen.

3. a) Es giebt ein solches, durch das sich die letzteren auf den ersten Blick von allen blofsen Gefühlen unterscheiden. Die Gefühle sind Vorgänge, die ganz in sich beschlossen sind und in keiner Weise über sich hinausgehen. Nichts, was darin ein inneres Thun oder eine Richtung anzeigte! Wohl aber kommt den Willensregungen solche Richtung zu. Sie beziehen sich auf irgendwelche Gegenstände, die dadurch zu Werten oder Unwerten werden. Derartige Gegenstände können z. B. auch unsere Lust- und Unlustgefühle selber sein. Von jenen können wir wünschen, dafs sie wachsen, fortdauern, wiederkehren, diesen widerstreben wir und wünschen sie fort. Sicher kann das Wollen, Wünschen, Widerstreben, was sich dergestalt auf Gefühle bezieht, nicht wieder Gefühl sein; solche könnten sich zwar associieren, aber nicht zu jenem inneren, gleichsam logischen Verhältnis verknüpfen, wonach eines das Objekt des anderen wäre. — Indessen, hier setzt die empiristische Antwort ein, was den Gefühlen unmöglich sei, das vermöchten Vorstellungen! Deren eigenstes Wesen sei es gerade, sich auf Gegenstände aller Art zu richten. So auch in unserem Falle: dafs sich das Wünschen, Widerstreben, Wollen auf Gegenstände aller Art beziehe, dürfe nicht als Leistung eines eigenen Willensaktes gelten, sondern es sei der Anteil, mit dem das Vorstellen in dem Gesamt-

vorgange auftrete, der Wollen, Wünschen, Widerstreben heifse und aus Fühlen und Vorstellen bestehe.

Man hat seit alters die Beziehung, welche jedes Wahrnehmen, Vorstellen, Urteilen auf seinen Gegenstand hat, als intentionale bezeichnet. Das soll heifsen: Wir vergegenwärtigen alle möglichen Gegenstände durch jene Vorgänge, ohne sie jemals in ihnen zu haben. — Um das kurz zu erläutern: Was wir haben, sind, im metaphysischen Sinne, immer nur unsere eigenen Zustände und Vorgänge, einschliefslich der Akte des Wahrnehmens, Vorstellens, Urteilens selber. Die Gegenstände aber, die wir durch diese Akte vergegenwärtigen, sind von uns und allen unseren Vorgängen, auch von den Vergegenwärtigungsakten, sehr verschieden; hier sind sie etwas Äufseres (die Sonne, die wir am Himmel sehen), dort etwas Abstraktes (die Lehrsätze vom Dreieck, die wir beweisen), in anderen Fällen etwas Imaginäres (das Gespenst, das wir uns einbilden); nur in der sogenannten inneren Wahrnehmung sind es unsere eigenen Zustände und Vorgänge selbst (die Sehnsucht, die ich spüre). Von allen diesen Gegenständen wissen wir nur durch das Wahrnehmen, Vorstellen, Urteilen, das sie vergegenwärtigt, und haben sie nicht darin. Dies nicht einmal in der inneren Wahrnehmung; denn auch von ihr bleibt das eigene Wollen, Fühlen, Urteilen, das sie vergegenwärtigt, ewig verschieden. Nicht sie ist es, die sie hat, sondern die Person, welche innerlich wahrnimmt. Die äufseren, die abstrakten, die imaginären Gegenstände hat auch die Person nicht. Sie sind nur oder sind nicht.[1]) — Diesem eigentümlichen Kennen, Vergegenwärtigen, das alle Wissensvorgänge auszeichnet, gebührt mit Recht ein besonderer Name. Es ist eben das, was man die intentionale Beziehung des Wahrnehmens, Vorstellens, Urteilens auf seine Gegenstände genannt hat. — Führen wir den Ausdruck hier ein, so mufs man im Sinne der empiristischen Lehre sagen:

[1]) Man vergl. meine „Umwälzung der Wahrnehmungshypothesen durch die mechanische Methode. Nebst einem Anhange über die Grenzen der physiologischen Psychologie". II, S. 155 Anm. und im Register unter „Erkenntnis des Seienden". Leipzig, Duncker & Humblot, 1895.

Alles Wünschen, Widerstreben, Wollen beziehe sich intentional auf das, was gewünscht, verabscheut, gewollt werde. Letzteres werde dadurch zum Ziel, Gegenstand, Zweck des ersteren. Diese intentionale Beziehung wohne aber keinem selbständigen Willenselemente ein, solches gebe es nicht. Sondern Vorstellungen stellten sie her und erwiesen sich so als der eine Bestandteil aller Willensregungen.

b) Das Vorstellen soll unseren Willensregungen die Richtung geben. Und der Beitrag der Gefühle, des anderen Bestandteils, der helfen soll, die Willensregungen zu bilden? Sie müfsten ihnen nach der empiristischen Lehre die Intensität liefern! — Kein Zweifel, dafs dem Wünschen, Wollen, Widerstreben solche in den wechselndsten Graden zukommt. Sie können bald stärker, bald schwächer sein. Schwach erst war z. B. im Anfange die Sehnsucht jenes, welcher der Heimat fern war. Mit der Dauer wuchs sie so, dafs er es zuletzt vor Heimweh kaum aushielt. Ein anderer will arbeiten; sein Wollen ist stark, wenn er dabei bleibt, welche Verlockungen und Hindernisse auch hinzutreten. Es ist schwach, wenn er denselben nachgiebt, um so schwächer, je leichter es geschieht. Jedermann endlich widerstrebt einer Gefahr um so stärker, je näher er sie glaubt. — Woher diese Intensitätsabstufungen der Willensregungen, wenn sie nichts Selbständiges, sondern aus Vorstellungen und Gefühlen gemischt sind? Dieselben können ihnen nicht von ihren gedanklichen Bestandteilen zufliefsen; denn Vorstellungen unterscheiden sich nicht durch Stärke. Die Vorstellung eines Donners z. B. ist nicht stärker, als die vom Ticktack einer Taschenuhr.[1]) Wohl aber wechseln die Gefühle ihre Stärke. Die sinnliche Lust und Unlust, Furcht, Traurigkeit, Staunen, das Mitgefühl u. dergl., das alles kann gröfser oder geringer, stärker oder schwächer sein.

[1]) Vergl. meine „Umwälzung u. s. w.", II, S. 158, und meinen Aufsatz im Archiv für systematische Philosophie, Bd. III, Heft 3: „Uphues' Lehre vom Inhalt und Gegenstand des Erkennens", S. 369.

Was folgt daraus im Sinne der empiristischen Lehre? Von den Vorstellungen sollten die Willensregungen ihre Richtung borgen. Den Grad ihrer Stärke müssen sie ihren gefühlsmäfsigen Bestandteilen schulden.

c) Aber die Willensregungen unterscheiden sich auch in ihrer Qualität. Sie wandeln sich aus einem wunschlosen Werthalten[1]) ins Wünschen und Wollen, sie zeigen den Gegensatz von Wünschen und Verabscheuen, Begehren und Widerstreben. — Woher erstens der Wandel des wunschlosen Werthaltens ins Wünschen und Wollen? Hier wäre auf die gedanklichen Bestandteile hinzuweisen, die nach der empiristischen Lehre in den Willensregungen steckten. Werte, die wir schlechtweg vorstellten, hielten wir ohne Wunsch wert; besännen wir uns, dafs sie unwirklich seien, so wünschten wir; stellten wir gleichzeitig das Mittel vor, sie zu erreichen, so wollten wir. — Woher zweitens der Gegensatz von Begehren und Widerstreben, Wünschen und Verabscheuen? Dieser müfste von den gefühlsmäfsigen Bestandteilen herkommen; er wäre im Sinne der empiristischen Willenslehre mit dem von Lust und Unlust identisch. Die letztere Auskunft wäre freilich noch zu allgemein. Lust und Unlust sind blofse Abstrakta.[2]) Wir müssen vielmehr fragen, welche bestimmte einzelne Lust und Unlust den Willensregungen zu Grunde liege? Darauf könnte die Antwort nur lauten, dafs das eine besondere Vorstellungslust und -Unlust sei; sie gäbe den Vorstellungen, welche die Willensziele vergegenwärtigten, einen ganz eigenen

---

[1]) Vergl. Meinong, „Psychologisch-ethische Untersuchungen zur Wertteorie", 1894, S. 15—16, 97.

[2]) Es sei darauf hingewiesen, dafs viele Psychologen der Gegenwart Lust und Unlust als solche schon Gefühle nennen und darin geradezu das Wesen der letzteren sehen. Man würde vielleicht anderer Meinung werden, wenn man sich mehr als bisher vorhielte, dafs sich durch Lust und Unlust nach einer bekannten logischen Regel nicht das Wesen der Gefühle definieren lassen kann, sondern dafs dies blofse Artmerkmale derselben sind, durch die wir sie einteilen. Man sehe die vorzügliche Auseinandersetzung bei Martineau, Types of Ethical Theory, 1. Aufl., II, S. 299, der die specifische Verschiedenheit der mannigfaltigsten Lust- und Unlustgefühle scharf betont.

Lustton oder Unlustton. Das lustbetonte Vorstellen einiger Gegenstände, das unlustbetonte anderer, das eben sei unser Wollen und Widerstreben.

4. Damit rühren wir schon an die Beurteilung der empiristischen Lehre, während sich uns ihr Bild noch entrollt. Sie gleicht einem Gebäude, dessen Balken zusammenbrechen, kaum, dafs es gefügt ist. Nicht ein Balken trägt. Wie? Die Vorstellungen sollten den Willensregungen ihre Richtung leihen? Aber manchmal stellen wir uns überhaupt kein Ziel vor, während wir wollen,[1]) und manchmal ist das, was uns vorschwebt, gerade nicht das Willensziel.[2]) Weiter! Die Gefühle sollten den Willensregungen ihre Stärke schenken? Aber oft genug wollen wir stark ohne stark zu fühlen, ja, wir brauchen dabei gar nichts zu fühlen. Die beiden Intensitäten, statt identisch zu sein, stehen nicht einmal in regelmäfsigem Verhältnis.[3]) Endlich, der Gegensatz der Willensregungen sollte der von Lust und Unlust sein? Schwer zu begreifen aber, welcher Qualität dieser Lust- oder Unlustton sei, und warum er einigen Vorstellungen zukomme, anderen nicht. Zudem giebt es ein Wünschen und Wollen, bei dem wir keine Spur von Lust und Unlust erleben.

Das alles wird im einzelnen deutlich, wenn man insbesondere an die Fälle des mittelbaren Wollens und des Widerstrebens denkt.

a) Das mittelbare Wollen. Es ist bekannt, dafs wir mittelbar wollen können; so wollen wir z. B. die Mittel zu Zwecken, etwa eine Operation um willen der Gesundheit; oder wir wollen auch darum mittelbar, weil wir etwas anderem widerstreben; der Selbstmörder will mittelbar den Tod, weil er nicht in Schande leben mag; der Furchtsame will mittelbar die Nähe eines Menschen, der ihm sonst unsympathisch ist, weil er nicht allein bleiben möchte. Ebenso erleben wir ein

[1]) Vergl. Wundt, Phys. Psychol., 3. Aufl., II, S. 411 ff.; Ethik, 2. Aufl., S. 446.

[2]) Vergl. Meinong, a. a. O. S. 35.

[3]) Dies hebt sehr gut v. Ehrenfels, a. a. O. S. 15 ff., hervor.

mittelbares Widerstreben, z. B. dagegen, etwas zu essen, was uns zwar schmeckt, aber nicht bekommt. Nicht immer ist das mittelbare Wollen so lustvoll, wie z. B. bei dem, der die Vorbereitungen zu einer schönen Reise trifft. Es kann auch sehr unlustvoll sein. Der Selbstmörder, von dem wir sprachen, sucht gewifs nicht gerne den Tod; viel lieber möchte er weiter leben, wenn es ohne Schande geschehen könnte. Noch häufiger ist das mittelbare Wollen weder lustvoll, noch unlustvoll. Dies vielfach dann, wenn wir uns nicht der Zwecke erinnern, wegen deren wir etwas wollen. Dann haben wir nur den Eindruck, das, was wir vorhaben, sei irgendwie und irgendwarum wichtig, einen Eindruck, in dem sich das Werthalten ganz rein kundgiebt, ohne dafs es Lust- oder Unlustgefühle begleiteten. Jemand habe z. B. gelesen, und nun nahe ihm die Zeit, einen Gegenbesuch zu machen. Er blickt auf die Uhr, sieht, dafs es spät ist, springt auf und eilt zum Kleiderschranke, um den Rock zu wechseln. Warum das? Das weifs er schwerlich in dem Augenblicke, wo er es thut. Nur jenen Eindruck, es sei irgendwie und irgendwarum wichtig, erlebt er. Vielleicht hatte er denselben Eindruck schon vorher, als er aufsprang, zum Kleiderschrank eilte, den Schlüssel umdrehte. Das alles thut er nicht, um den Besuch zu machen. Dazu brauchte er nur den Hut zu ergreifen und so, wie er ist, hinauszueilen. Sondern er thut es, weil er etwas anderem widerstrebt, ohne dafs er das Ziel dieses Widerstrebens vergegenwärtigt. Der Mifsachtung widerstrebt er, in die er geriete, wenn er seinen Besuch im Hausrocke machte. — Dies die Thatbestände beim mittelbaren Wollen. Wie vertragen sie sich mit den Annahmen des willenspsychologischen Empirismus?

Hätte derselbe Recht, so dürfte es kein Wollen geben, das nicht lustbetonte Vorstellung seines Gegenstandes wäre. Auch alles mittelbare Wollen müfste dieser Regel folgen. Lustvoll müfste das Wollen jenes Selbstmörders sein, der den Tod der Schande vorzieht. Lustvoll wären die Vorstellungen des Ausgehenden, zum Schranke zu gehen, den Rock zu

wechseln. Er giebt den Befehl, man möge die Personen warten lassen, die während seiner Abwesenheit vorsprechen. Das müfste wieder eine lustbetonte Vorstellung sein! Davon zeigt die Erfahrung nichts! — Der verzweifelten Stimmung des Selbstmörders giebt vielmehr eine hohe Unlust den Ton. Es ist wahr, er zieht den Tod der Schande vor. Aber wählen wir darum das Mifsfällige gern, weil das, was übrig bleibt, noch mifsfälliger ist? Keineswegs, und so klaffen hier die positive Qualität des Wollens und die negative Gefühlsbetonung des begleitenden Vorstellens unheilbar auseinander! — Eine Fabel ferner, dafs die Vorstellungen dessen, der ausgeht, überhaupt irgend lust- oder unlustbetont wären! Auch wäre es nicht möglich, hier von unmerklichen Gefühlen zu sprechen. Das Wollen ist doch merklich; so merklich, wie es selber, müfste auch das Gefühl sein, dessen Stärke seine eigene sein soll. Das ist eben nicht der Fall. Möge man die Qualität des Wollens hypothetisch als Lust deuten, seine Stärke stimmt mit der dieses Lustgefühls gewifs nicht überein. Woher kommt dieselbe aber denn? Von der Vorstellung, die aufserdem noch im Wollen stecken soll? Sie könnte ihm überhaupt keine Grade der Intensität leihen! Und so sehen wir hier zum zweiten Male die empiristische Lehre scheitern.

Fanden wir nicht endlich, derselbe Ausgehende wisse gar nicht einmal, warum er den Rock wechsle? Nur den Eindruck habe er, es sei das irgendwie und irgendwarum wichtig; der letzte Gegenstand des verborgenen Widerstrebens, das dabei mitspiele, schwebe seinem Vorstellen nicht vor? So fanden wir es in diesem Falle, so finden wir es in hunderten, die ähnlich sind: Der Richter wünscht zu wissen, wie alt der Angeklagte und ob er vorbestraft ist. Das Dienstmädchen geht zur Herrschaft, ihr einen Besuch zu melden. Der Arzt untersucht berufsmäfsig einen Patienten nach dem anderen. Der Schmied schickt sich an, ein Pferd zu beschlagen. Alle diese Personen wollen und zwar mittelbar. Ihnen allen kommt es auf das, was ihnen zunächst vorschwebt, gar nicht un-

mittelbar an. Auch sie haben dabei nur den Eindruck, es sei ihnen aus irgend einem Grunde wichtig. Aber aus welchem, das vergegenwärtigen sie nicht, und darum läfst es sie ohne Gefühlsbewegung. Der Richter vergegenwärtigt nicht, dafs ihn sein Gerechtigkeitssinn treibt (den Jugendlichen trifft mildere, den Vorbestraften härtere Strafe), der Arzt nicht, dafs er einer Nächstenpflicht gehorcht, der Schmied nicht, dafs er Lohn gewinnen will, das Dienstmädchen nicht, dafs es einem gegebenen Befehle folgt (und dies wieder nur mittelbar). — Dürfte das sein, wäre das Vorstellen für alles Vorstellen wesentlich? Nein! Was wir wollten, müfsten wir dann auch ausnahmslos vorstellen, und was wir mit Lustbetonung vorstellten, müfsten wir wollen. Statt dessen fehlt hier jegliches Vorstellen, das in den verborgenen unmittelbaren Willensregungen als Fackel leuchtete; es fehlt ebenso, wie zu dem mittelbaren Wollen, das aus ihm entspringt, jegliches Fühlen fehlt. Zum dritten Male versagt damit, an ein und demselben Beispiele, die empiristische Annahme, dafs sich alles Wollen aus Vorstellen und Fühlen zusammensetze.

b) Das Widerstreben. Derselbe allgemeine Zusammenbruch des willenspsychologischen Empirismus in allen seinen Teilbehauptungen, wenn wir auf das Widerstreben blicken! Dies müfste nach der empiristischen Lehre Unlustqualität haben. Es müfste um so energischer auftreten, je gröfser die Unlust wäre, in der es bestände, und sein Ziel müsse in einer Zweckvorstellung klar vorliegen.

Aber die Qualität keines Widerstrebens läfst sich je auf Lust oder Unlust zurückführen. Nicht auf Unlust; denn suchen wir nach einer Vorstellung, die sich mit dem Widerstreben möglichst deckt, so scheint es die zu sein, dafs uns dies oder jenes Mifsfällige erspart bleibe. Wem z. B. der Gedanke widerstrebt, Ricinusöl einzunehmen, der wünscht sich die Unlust vom Halse, die ihm droht. Er verwünscht die Medizin und den Zustand, der ihn zwingt, sie zu gebrauchen. Das um so mehr, je mifsfälliger ihm die erstere ist. Wie könnte

eine Vorstellung selber unlustvoll sein, die gerade gegen Unlust geht? — Doch auch lustbetont kann die Vorstellung nicht sein, in der nach der empiristischen Lehre das Widerstreben wurzelt. Man frage den Verbrecher, wie ihm zu Mute ist, während er zum Richtblock geschleppt wird. Mit allen Fasern seines Wesens widerstrebt er dem Schicksal, dem er entgegengeht. Sein Wille richtet sich um so energischer gegen das Schreckliche, je näher es bevorsteht. Und ihm sollte er mit Lust widerstreben, mit um so gröfserer, je näher es kommt? Nein. Wer widerstrebt, den freut beileibe sein Widerstreben nicht. Es richtet sich zwar gegen ein Objekt, das mifsfällt, aber darum noch lange nicht auf ein solches, das gefällt!

Dringen wir tiefer, so stofsen wir hier auf ein eigentümliches Dilemna, um es bei allem Widerstreben wieder zu finden. Zweierlei nämlich pflegt uns vorzuschweben, während wir widerstreben. Einmal stellen wir den mifsfälligen Gegenstand selber vor und dafs er bevorstehe; andererseits vergegenwärtigen wir sein Aufhören. Die erstere Vorstellung kann nur unlustvoll, die andere nur lustvoll sein. Hat der Empirismus Recht, so mufs sich das Widerstreben mit einer von beiden decken. Aber mit welcher? Man versuche es, wie man will; immer stimmt entweder die Qualität oder die Richtung nicht. Unlustvoll ist es, an den mifsfälligen Gegenstand und sein Bevorstehen zu denken; in unseren Beispielen wäre das die Vorstellung des Patienten, Ricinusöl einnehmen, des Verbrechers, sterben zu müssen. Sofern ihre Qualität negativ ist, wie die des Widerstrebens, deckt sie sich also mit diesem. Allein das letztere ist keine blofse Trauer, die wir hätten, indem wir Mifsfälliges vorstellten. Nein, es richtet sich dagegen, es wendet sich von dem mifsfälligen Gegenstande ebenso ab,[1]) wie die Vorstellung auf ihn geht. So klaffen beide, jene Vorstellung und das Wider-

[1]) Vergl. Wundt, Ethik, 2. Aufl., S. 30: „Der Unlusteffekt wendet sich ab von dem schmerzerregenden Gegenstand, so wie die Verneinung eine als möglich vorgestellte Behauptung zurückweist".

streben, in der Richtung erst recht auseinander. Der Glaube, Mifsfälliges sei nahe, bewirkt vielmehr das Widerstreben, statt einen Bestandteil desselben zu bilden. Ferner viel eher möchten wir den unlieben Gegenstand haben. — Um so einstimmiger scheint das Widerstreben mit der anderen Vorstellung gerichtet, die noch übrig bleibt; mit der, dafs das Mifsfällige aufhöre oder uns erspart bleibe. So wünscht jener Patient, dafs er kein Ricinusöl zu nehmen brauche, der Verbrecher, dafs man ihn leben lasse. Unmöglich indessen, auch diese Vorstellung ins Widerstreben hineinzusehen, denn sie pafst wieder nicht in der Qualität zu letzterem! Sie ist lustvoll, positiv ihre Gefühlsbetonung, dem Widerstreben eignet negative Qualität.

Oder schiene das nur so? Wie, wenn das Widerstreben auch seinerseits positive Qualität hätte? Damit versuchten wir es im Anfangsbeispiele vom Ricinusöle. Ein inneres Verhalten, das gegen die Unlust gehe, könne, sagten wir dort, unmöglich selber unlustvoll sein. Trotzdem ist das Widerstreben ganz bestimmt nicht lustvoll. Die Intensitätsthatsachen verbieten es, das anzunehmen. Das sehen wir deutlich im zweiten Beispiele. Nicht mit der Lust, gerade mit der Unlust wuchs das Widerstreben des Verbrechers. Kurz, wer immer mit dem Empirismus nach einer Vorstellung sucht, die sich sowohl in der Richtung wie im Gefühlston mit dem Widerstreben deckt, der gerät so oder so ins Dilemna. Das ist kein Wunder! Denn es giebt überhaupt keinen Vorstellungsgegenstand, der das Ziel des Widerstrebens ausreichend wiedergäbe! Immer nur, dafs etwas nicht sei, liefse sich bestenfalls als solches Ziel angeben. Aber es ist doch etwas ganz anderes, gegen ein Objekt gerichtet zu sein, als auf sein Nichtsein. Nur das erstere ist reines Widerstreben,[1]) letzteres wäre

[1]) Da das Widerstreben gegen sein Objekt geht, nicht auf das Aufhören desselben, so erklärt es sich, dafs uns auch Vergangenes widerstreben kann, z. B. die einstigen Hexenprozesse, oder in der „Reue" die eigene frühere Schlechtigkeit.

schon ein Wünschen. Auch ist die Vorstellung, daſs etwas nicht sei, ungemein abstrakt; ein Kind hat sie gewiſs nicht, und doch vermag es unzweideutig zu widerstreben. So muſs es sich gerade umgekehrt verhalten, als es der Empirismus vermutet. Wir widerstreben nicht, indem wir lustvoll oder unlustvoll vorstellten; nein, wir widerstreben Gegenständen, die uns miſsfallen, in einer Weise, die man überhaupt nicht entsprechend in Vorstellungen fassen kann. Erst nachdem das öfter geschehen ist, stellt sich mit dem Erfolge des Widerstrebens der Wunsch oder die Vorstellung ein, daſs Gegenstände nicht seien. Statt daſs sie das Widerstreben bedingte oder gar bildete, bedingt dieses sie.[1]) Das Denken borgt hier vom Wollen, das theoretische vom praktischen Bewuſstsein, nicht aber borgt das praktische Bewuſstsein vom theoretischen.

5. Eine umfassende Probe, an deren Ende wir stehen! Es galt die extrem-empiristische Willenslehre zu wägen. Wir haben es gethan und sie zu leicht befunden. Alle ihre Annahmen versagten. Nichts, worüber sie ausreichende Rechenschaft geben könnte, weder über die Stärke, noch über die Qualität, noch über die Richtung der Willensregungen. Am Ende der empiristischen Willenslehre selber stehen wir trotzdem nicht. Erst jüngst ist ein neues empiristisches System aufgekommen, das eine Reformation der älteren empiristischen Lehre an Haupt und Gliedern bringen will. Es meidet ihre Schwächen; aber nur, um an dem Prinzip, die Willensregungen seien nichts Selbständiges, um so zäher festzuhalten und es unter der Hülle eines psychologischen Gesetzes erst recht auf den Schild zu heben.

v. Ehrenfels[2]) hat diesen Versuch unternommen. Ihm gilt alles Wünschen, Streben, Wollen nicht erst für eine Ver-

[1]) Die Vorstellungen des Seins und Nichtseins von Gegenständen haben ganz sicher eine, vielleicht ihre kräftigste, Wurzel in den Erfahrungen des Willenslebens. Das hat mit Recht Dilthey betont. „Beiträge zur Lösung der Frage vom Ursprunge unseres Glaubens an die Realität der Aufsenwelt.“ Sitzungsberichte der Berliner Akademie 1890.

[2]) v. Ehrenfels, System der Werttheorie, I. Bd. Allgemeine Werttheorie. Psychologie des Begehrens, 1897.

bindung von Gefühlen und Vorstellungen, sondern schlechtweg für ein Vorstellen, das sich auf unsere Gefühlslage beziehe. Nicht, als ob es diese zum Gegenstande hätte, von sich aus darauf Beziehung nähme! Das wäre der Irrtum des Hedonismus. Nein, es sei keine Zweckvorstellung von derselben. Wohl aber stehe es mit unserer Gefühlslage in einem thatsächlichen Zusammenhange. Nicht einfach in dem, dafs es lustbetontes Vorstellen sei. Hier liege ein anderer Irrtum, der des älteren Empirismus (Aktualitätstheorie). Gebe es doch Willensregungen, ohne dafs die geringste Lust beiträte, ja, ohne dafs überhaupt Gefühle mit ihnen zusammen zu erwachen brauchten! Was mag aber dann für die Vorstellung noch übrig bleiben, die nach v. Ehrenfels Willensregung sein soll? Sie soll sich nicht auf unsere Gefühlslage richten, es soll nicht notwendig sein, dafs sich ihr überhaupt positiv gefühlte Lust gesellt? Sie hänge, lautet die Antwort, in einer ganz bestimmten verborgenen Weise von unserer ganzen Gefühlslage ab. Das nämlich, was wir Willensregung nennen, sei die Vorstellung eines Gegenstandes, den wir erreicht oder vermieden denken. Diese Vorstellung müsse, darauf komme es an, im Augenblicke, wo sie auftrete, die relativ angenehmste sein. Sie brauche nicht gerade positiv lustvoll zu sein, müsse aber einen höheren Glückszuwachs zur bisherigen Gemütslage herbeiführen, als jede andere, die gleichzeitig möglich sei. Die Stärke des Strebens und Wollens sei der Gröfse jenes Glückszuwachses gleich. Man kann dasselbe auch so ausdrücken: Ein besonderes psychisches Grundelement, Begehren giebt es nach v. Ehrenfels nicht. Das, was wir so nennen, ist eine Vorstellung, durch die wir einen Gegenstand vermieden oder erreicht denken. Eine solche nämlich, die durch ihren Eintritt den Gefühlsstand so verändert, dafs derselbe zu einem Lustmaximum oder Unlustminimum aufrückt. Natürlich kann das letztere auch manchmal der Null gleich sein. Alsdann stellen wir jenen Gegenstand blofs vor, ohne irgend etwas dabei zu

fühlen,[1]) und wollen ihn doch. Derselbe Gedanke in allerkürzester Fassung: Wille ist ein Maximum sich verringernder Unlust, welches zusammen mit der Vorstellung eintritt, dafs ein Gegenstand sei oder nicht sei.[2]) Das ist die Form einer Definition. Um ihr die Form eines Gesetzes zu verleihen: Wir können nicht wünschen und streben, ohne dafs uns wenigstens für die Anfangszeit (warum nicht auch für die Dauer? d. Verf.) des Wünschens und Strebens mehr Glück erwachse, als wenn jene Akte unterblieben wären. v. Ehrenfels hat dies das Gesetz der relativen Glücksförderung für den Anfang des Wünschens und Wollens genannt.[3])

6. Allein dies Gesetz und diese Definition sind nicht so einfach, wie sie aussehen. Es fällt sogar recht schwer, sie im einzelnen klar auseinanderzulegen.

a) Man könnte beides z. B. nicht einfach am Beispiele des sogenannten Motivenkampfes erläutern und etwa behaupten: „Wer sich nach längerem Schwanken strebend oder wollend nach einer bestimmten Richtung hin entscheidet, mufs bei redlichem Nachdenken die Überzeugung gewinnen, er habe denjenigen Teil erwählt, aus welchem ihm zum mindesten für die Anfangszeit des Strebens- oder Willensaktes mehr (eigenes) Glück erwachse, als wenn jene Akte unterblieben wären".[4]) Das hiefse unterstellen, das, was wir für mehr des eigenen Glücks hielten, sei unser Willensziel, unterstellen, dafs wir stets glauben müfsten, das Lustvollere gegenüber dem Unlustvolleren gewählt zu haben. Damit stimmen weder alle

[1]) Da v. Ehrenfels neutrale Gefühle nicht annimmt, und nach seiner physiologischen Theorie nicht annehmen darf. Unter Glück versteht derselbe Autor immer ein Mehr von Lust oder Weniger von Schmerz.

[2]) Cornelius, Psychologie als Erfahrungswissenschaft, S. 342, giebt dafür die Formel: $G(Ba) < G(A)$, wo A der Gegenstand der Strebungsvorstellung, a diese selbst, B die übrigen Bewufstseinsinhalte und G die Gefühlsbetonung bezeichnet.

[3]) A. a. O. S. 31.

[4]) So drückt es einmal v. Ehrenfels selbst aus, ohne die im Texte gerügte Unterstellung mitmachen zu wollen. S. 31. Vergl. auch a. a. O. S. 234—235.

Thatsachen: denn wer nach schwerem Seelenkampfe einen heifsgeliebten Freund dem Staatsanwalt übergiebt, hat sich ganz gewifs nicht für das entschieden, was ihm selber angenehm wäre. Noch vergleichen wir, wo wir eine solche hedonistische Entscheidung treffen, den künftigen lustvolleren Zustand, auf den wir es abzwecken, mit unserem gegenwärtigen, wie er einträte, wenn jegliches Wollen ausbliebe; daran denkt überhaupt kein Sterblicher. Sondern wir vergleichen ihn während des Motivenkampfes mit einem zweiten künftigen Zustande, demjenigen, der auf ein anderes Wollen folgte. Wir rechnen das aus, was wir an Lust und Unlust erleben werden, wenn wir nach dem einen Wollen thun und von dem anderen abstehen.

b) Besser erscheint eine andere Erläuterung. Soll, wie es offenbar gemeint ist, durch die Willensregungen unser gegenwärtiger Zustand zu einem Unlustminimum anschwellen, wie kann das nur zugehen? So, dafs die Vorstellungen, in denen sie stecken sollen, stets lustbetont[1]) sind. Nur aus der ausnahmslosen Lustmitgift jener Vorstellungen könnte die angebliche Thatsache erklärt werden, dafs sich ausnahmslos mit jeder Willensregung die vorhandene Lust vergröfserte, die vorhandene Unlust verminderte. v. Ehrenfels kommt selber an einer Stelle dieser Deutung nahe: Er spricht von der ausnahmslos beobachteten relativen Glückszunahme bei jedem Akte des Wünschens, Strebens, Wollens (S. 33). Wie könnten wir solche Glückszunahme, solche Verbesserung unseres Gefühlszustandes (nach S. 30 eine bekannte Thatsache beim Streben und Wollen) beobachten, aufser wenn die Vorstellungen geradezu lustvoll wären, in welchen die Willensregungen beständen! Wären sie unlustvoll, und sei es noch so wenig, so würden sie im Gegenteil die schon vorhandene Unlust noch vermehren; denn Unlust zu Unlust hinzugefügt, gäbe ja niemals eine Abnahme, sondern immer eine

[1]) v. Ehrenfels deutet einen brieflichen, hierauf fufsenden Einwand von C. Stumpf an.

Zunahme von Lust! — Das wäre dann so ziemlich dasselbe, wie die ältere empiristische Lehre. Nur, dafs etwas ausgestrichen würde, was diese noch zuliefs: dafs niemals unlustbetonte Vorstellungen den Grundstock von Willensregungen abgeben könnten. Und dafs etwas hinzugefügt würde, was diese nicht enthielt: die Lustmitgift jeder Vorstellung, die Willensregung sei, müsse eine gewisse maximale Höhe haben.

Allein auch diese Deutung widerstreitet, soweit es die negativen Willensregungen angeht, allen Thatsachen. Von der ausnahmslosen Lustbetonung der Vorstellungen, die Willensregungen sein sollten, müfsten wir doch auch regelmäfsig etwas merken, selbst wenn ein Meer von Unlust diese Lust gleich wieder verschlänge! Das Widerstreben ist aber nicht lustbetont! Unmöglich, dies zu verkennen! Nur der kommt zur Annahme lustbetonten Vorstellens bei allem Wollen, wer fälschlich die negativen Willensregungen nicht gegen das Dasein ihrer Objekte, sondern auf die Aufhebung oder Vernichtung derselben gehen läfst.[1]) Würde der letzteren aber noch widerstrebt? Nein, sie wird gerade gewünscht oder begehrt. Der ältere Empirismus konnte die entgegengesetzte Qualität der beiden Arten von Willensregungen doch anerkennen und den Versuch wagen, sie wieder aus einem Gegensatze, dem von Lust und Unlust, zu erklären. Die neue Lehre in dieser zweiten Interpretation dürfte jenen Gegensatz der Willensregungen nicht einmal zugeben. Sie stände in diesem Punkte noch hinter der älteren empiristischen Anschauung zurück, während alle Blöfsen der letzteren auf sie mit übergingen.

[1]) So v. Ehrenfels selbst S. 6, 18, 240 ff. Dagegen findet sich S. 218 die richtige Beschreibung: „Analog werden mit dem verabscheuenden Begehren die Objekte in den Vorstellungen gleichsam abgestofsen oder zurückgewiesen". Dieses „verabscheuende Begehren" ist genau das, was wir Widerstreben nannten. Da es gegen sein Objekt geht, nicht auf das Aufhören desselben, so erklärt es sich, dafs wir auch Vergangenes verabscheuen können, z. B. Hexenprozesse (S. 27 von v. Ehrenfels nicht richtig erklärt). Auch eigene frühere Schlechtigkeit können wir verabscheuen und nennen solchen Abscheu „Reue". Die letztere ist also keineswegs, wie unser Autor S. 236 meint, ein auf Unerfüllbares sich richtender Wunsch.

c) Unser Autor zeigt auf eine dritte Deutung (S. 37). Lustgefühle, meint er, begleiteten keineswegs ausnahmslos alle Akte des Strebens, sondern nur die, deren Objekte wir zuversichtlich zu erreichen glaubten. Selbst aber, wenn das erstere ausnahmslos geschehe, brauchte es darum doch nicht gerade durch sie, durch den Zuschufs der positiven Strebens- oder Willenslust, zu einer relativen Glücksförderung, zu einem Minimum von Unlust zu kommen. Denn das Streben und Wollen, bezw. die lustbetonte Vorstellung, in der es sich verkörperte, seien nur sehr schwache Gefühlsquellen. Viel stärkere seien die Hoffnung auf das Eintreten, die Furcht vor dem Ausbleiben des Begehrten. Durch eine Unlust aus der letzteren Quelle könnte die specifische Strebens- oder Willenslust mehr als aufgehoben werden, wenn ihr nicht eine entsprechende Lust aus der nämlichen Quelle, die Hoffnungslust, zu Hilfe käme und das Streben und Wollen bedingte (vergl. auch S. 190). — Eine Deutung, welche zwar die Schatten der älteren empiristischen Lehre nicht mehr heraufbeschwört, ihrerseits aber sichtlich auf den ersten Blick nicht genügt. Denn nun gehörte es gar nicht mehr zum Charakter der Wollens- und Strebensvorstellung selber, dafs sie mit maximaler Lustbetonung begabt wäre. Schon ehe sie aufträte, hätte sich, indem entsprechende Hoffnungsgefühle gespielt hätten, der Gefühlsstand auf das Minimum von Unlust eingestellt, und aus diesem Gefühlsstand heraus wäre sie erst geboren. Sie wäre nur das Zeichen, dafs er andauerte. Auf die Natur ihrer **Ursache,** auf jene Hoffnungslust im Verhältnis zu anderen gleichzeitigen Unlustquellen, käme alles an, auf sie selber, trotzdem sie das Wünschen oder Wollen verkörperte, nichts. Sie wäre irgend eine ganz gewöhnliche Vorstellung mit irgend einer ganz gewöhnlichen Gefühlsbetonung, ob von Lust oder Unlust, das auszumachen gehörte gar nicht in die Willenspsychologie. Denn die Qualität des Wollens wäre dann sichtlich keine andere als die des Vorstellens, da wir ja auch bei ganz neutralem Gefühlsstand noch wollen können. Damit würde abermals der Gegensatz der Willensregungen

hinweggefegt, der sich nun einmal nicht ableugnen läfst. — Zudem dürfte man jetzt nicht mehr behaupten, dafs beim wollenden Verhalten der Gefühlsstand besser sei, als beim nichtwollenden. Die relativ beste Gefühlslage ist ja bereits verwirklicht, ehe wir wünschen oder wollen, verabscheuen oder widerstreben. Ist sie doch die Ursache davon, dafs diese Akte auftreten. Man denke sich die Vorstellung fort, in der das Wünschen, Wollen, Verabscheuen, Widerstreben besteht, lasse sie, etwa infolge von Reproduktionsschwierigkeiten oder abgelenkter Aufmerksamkeit, nicht auftreten, dann haben wir den Zustand des Nichtwollens, und nichts wird sich an der Gefühlslage ändern, aus der sonst die angebliche Willensvorstellung entsprossen wäre; so wenig, wie sich an der Sonne etwas änderte, wenn man die Wärme des Steins fortnähme, auf den sie scheint. Der Glückszustand beim Wollen und beim Nichtwollen bliebe ganz gleich.

d) Indessen die genannte Deutung läfst sich verbessern. Setzen nicht die Hoffnung auf das Eintreten, die Furcht vor dem Ausbleiben eines Gegenstandes die Vorstellung schon voraus, deren „Haften im Bewufstsein" unter dem Namen eines „Begehrens" diese starken Gefühlsquellen allererst bedingen sollten? Und ist nicht die Hoffnung selber bereits ein Begehren? (S. 21: Hoffnung ist ein zuversichtlich freudiger Wunsch.) Das vergröfsert zunächst die Schwierigkeiten, treibt aber auch mit innerer Notwendigkeit zu einem Lösungsversuch, der die Verbesserung bringt. Beides, jene Schwierigkeiten und ihre Lösung, spiegelt sich in der endgültigen Formulierung, die v. Ehrenfels S. 41 giebt: „Alle Akte des Begehrens werden in ihren Zielen sowohl wie in ihrer Stärke von der relativen Glücksförderung **bedingt,** welche sie gemäfs den Gefühlsdispositionen des betreffenden Individuums bei ihrem Eintritte ins Bewufstsein und während ihrer Dauer in demselben **mit sich bringen.**"

Wie? Die Akte des Begehrens von einer Glücksförderung bedingt, welche sie bei ihrem Eintritt ins Bewufstsein erst mit sich bringen? Welche Wirkung könnte die Ursache

schon vorher herbeiführen, aus der sie ihrerseits erst nachher flösse? Dies die Anerkennung der Schwierigkeit! Der Versuch, dieselbe zu lösen, liegt in dem Worte von den Gefühlsdispositionen. Das heifst, soviel ich sehe: nicht allein auf die Hoffnung oder Furcht[1]) komme es an, welche dem ersten Auftreten der Vorstellung folge, die hernach als Begehren im Bewufstsein hafte, sondern auch auf die Hoffnung oder Furcht, welche anderen Vorstellungen folgen würde, wenn diese ins Bewufstsein träten. Man müsse sich denken, dafs jede dieser Vorstellungen, die, welche wirklich auftrete, und die, welche aufserdem auch auftreten könnten, gleichsam einen Gefühlssturm entfesseln oder entfesseln würden. Zum Begehren komme es dann und nur dann, wenn der Gefühlssturm, den die erste Vorstellung wirklich entfache, mit weniger Unlust abschliefse, als die anderen möglichen Gefühlsstürme, welche die übrigen Vorstellungen entfachen würden. Und zwar sei das Begehren um so stärker, je mehr Unlust im ersten, gegenüber dem zweiten Falle gespart werde.

Unser Autor glaubt hier sogar einem ganz allgemeinen Gesetze auf die Spur gekommen zu sein, das nicht nur für die Begehrungsvorstellungen, sondern für alle möglichen gelte, und die Stärke ihres Haftens im Bewufstsein bestimme: S. 191 „Die Differenz der Gefühlszustände, welche sich an zwei beliebige Vorstellungen knüpfen würden (und nicht etwa positive Gefühle oder eine stete Glückszunahme), giebt den Grund ab, weshalb immer die angenehmere in Bezug auf die unangenehmere einen Zuschufs zu der ihr aus anderweitigen Umständen zukommenden Kraft erhält, so dafs ein solcher Zuschufs selbst bei einem auf dem Indifferenzpunkt zwischen Lust und Unlust verbleibenden, ja, bei einem stetig sich verschlechternden Gefühlszustande immer noch bestehen kann. Die Höhe des Kraftzuschusses ist nicht proportional der Höhe des Glückszustandes, auch nicht der Gröfse einer etwaigen Glückssteigerung, sondern er ist proportional dem

[1]) Besser „Befürchtung". Befürchtung ist eine Unlust, die an das Vorhandensein eines Gewollten geknüpft ist. Furcht, Grauen ist etwas anderes.

Unterschiede im Glückszustande, welcher sich an die betreffenden Vorstellungen knüpfen würde. Je mehr sich mit dem Verdrängtwerden einer Vorstellung A durch eine Vorstellung B der Gefühlszustand (gleichgültig, ob er ein lust- oder schmerzvoller ist) verschlimmern würde, eine desto gröfsere Kraft setzt A diesem Verdrängtwerden entgegen". An diesem Gesetze nähmen auch die Begehrungsvorstellungen teil. Die Stärke des Begehrens werde geradezu durch die relative Kraft ihres Haftens im Bewufstsein gemessen; nur dafs bei ihnen noch der Nebengedanke von der Erreichbarkeit oder Vermeidbarkeit des Gegenstandes, auf den sie gingen, ausdrücklich hinzutreten müsse (S. 248—249).

Man sieht, hier erst kommt das wahre Gesicht des v. Ehrenfels'schen Reformationsversuches zum Vorschein! Hier in der That ein entschiedenes Hinausschreiten über die ältere empiristische Lehre! Nach wie vor gilt noch das Begehren als eine Vorstellung, aber ihre aktuelle Gefühlsbetonung rückt nach der neuen Auffassung zu etwas Unwesentlichem herab. Keine Rede mehr davon, aus ihr die Stärke der Willensregungen zu erklären. Vielmehr die Stärke, mit der die genannte Vorstellung im Bewufstsein haftet, die soll jetzt die Stärke der Willensregung sein. Begehren, das sei eben die Vorstellung, die am stärksten im Bewufstsein hafte, soweit es nicht auf die Associationsgesetze, sondern auf den Stand des Gefühls ankomme.[1]) Das Maximum relativer Glückshöhe oder, was dasselbe ist, ersparter Unlust soll sie gleichsam anziehen und festhalten. Dies über die Stärke der Willensregungen. Und welches ist, im Sinne von v. Ehrenfels, ihre Qualität? Nicht der Lust- oder Unlustton der Begehrensvorstellung, da es auf diesen ja gar nicht ankomme; sei sie doch gelegentlich ganz neutral!

[1]) Nach Herbart ist bekanntlich das Begehren ein Aufstreben der Vorstellung, deren Inhalt begehrt wird, gegen Hindernisse. Es sei aber hier von aller Analogie mit älteren Lehren abgesehen. Eine gute Übersicht derselben bei Külpe: „Die Lehre vom Willen in der neueren Psychologie", in Wundts „Philosophischen Studien" V, 2.

Sondern er fällt mit der Qualität des Vorstellens zusammen. Woher weiter der qualitative Gegensatz der Willensregungen? Dieser soll dadurch herauskommen, dafs wir uns im Streben, Wünschen, Wollen vorstellen, der Gegenstand sei erreicht, im Widerstreben, er sei vermieden. Selbstverständlich decke sich dabei auch die Richtung des Begehrens stets mit jener des Vorstellens.

7. Unstreitig haben wir hier den willenspsychologischen Empirismus in seiner feinsten und geistigsten Gestalt! Indessen unüberwindliche Schwierigkeiten auch hier!

a) Die Willensregungen sollten bloſse Vorstellungen sein, die sich mit einer gewissen maximalen Stärke im Bewufstsein behaupteten? Dawider steht unerschütterlich der Nachweis, dafs wir zu manchen Willensregungen überhaupt keine Gegenstände vorstellen könnten, die ihnen entsprächen, so z. B. wenn wir widerstreben; dafs wir ferner zu manchen anderen die Ziele gewifs nicht vergegenwärtigen, die zu ihnen gehören, so z. B. nicht die letzten Zwecke vieler mittelbarer Wollungen. Selbst wenn jene Ziele in einem unbewufsten Denken vorlägen,[1]) so fiele doch noch immer der Nebengedanke aus, sie könnten erreicht oder vermieden werden. Ohne diesen aber giebt es nach v. Ehrenfels kein Wollen, und so fehlte hier gerade der Wille, der das mittelbare Wollen allererst zu dem machte, was es ist. Der letzte mafsgebende unmittelbare Wille fehlte, ohne den wir bei den Gegenständen des mittelbaren Wollens, die uns für sich selber gleichgültig liefsen, nimmermehr den Eindruck hätten, sie seien irgendwie und irgendwozu wichtig. Die Erfahrungen, welche die Richtung der Willensregungen angehen, widersprechen also allem und jedem Empirismus. — Nicht minder das, was wir von ihrer Qualität wissen. Ist es ausnahmslos eine maximale Glücksförderung, durch welche sich die Begehrungsvorstellungen im Bewufstsein behaupten, woher sollte ihnen jemals der Gegensatz von Be-

[1]) Gegen die Annahme unbewufsten Vorstellens vergl. meine „Umwälzung der Wahrnehmungshypothesen“ an den im Register unter „unbewufst“ angeführten Stellen.

gehren und Widerstreben anfliegen? Unser Autor deutet ihn nicht eben glücklich hinweg, indem er allen Willensregungen bloſse Vorstellungsqualität giebt und dabei das Widerstreben gleich einem Wünschen setzt, welches aufs Aufhören seines Gegenstandes ziele! Das sind Bedenken, von denen bereits die Rede war, wider deren Stachel auch die neue Lehre nicht zu löcken vermag. Die Willensregungen sind eben und bleiben in ihrem Wesen durchaus selbständig; in keine Vorstellungen oder Gefühle, in keine Gesamtheiten von Vorstellungen und Gefühlen, in keine Beziehungen der Vorstellungen zu Gefühlsdispositionen lassen sie sich je auflösen.

b) Wir wollen darum lieber gleich das Gesetz der relativen Glücksförderung als das behandeln, was es ist. Nicht so sehr, was die Willensregungen *sind*, will es im letzten Grunde aussagen, sondern was sie *verursacht*. Es ist seiner Absicht nach als ein *Motivgesetz des Willens* gedacht. Wie immer sich jede Strebung ihrem Wesen nach zu der Vorstellung verhalte, die gerade am stärksten im Bewuſstsein hafte, stets sei sie von ihr abhängig; sie habe entweder diese, die Zielvorstellung, selbst zur Ursache, oder doch mit ihr zusammen in unseren Gefühlsdispositionen die gleiche Ursache; und so trete sie stets mit einem Stärkegrade auf, welcher der Festigkeit proportional oder gleich sei, mit der jene Vorstellung im Bewuſstsein hafte, habe dazu mit ihr die gleiche Dauer.

8. Die Willensregungen sollen hiernach, was sie auch selber seien, von dem Maximum relativen Glückszuwachses, das eine Vorstellung mit sich bringt, unbedingt abhängig sein!

a) Blicken wir, um das zu prüfen, jetzt auf ihre *Dauer und Stärke*, wie wir vorhin auf ihre Qualität und ihre Richtung geblickt hatten! — Gälte jenes Motivgesetz, so könnten unsere Willensregungen nur unter einer Bedingung länger anhalten und gleich stark bleiben: die Zielvorstellung müſste unausgesetzt, wie sich auch der Gefühlsstand änderte,

mehr Glück bringen, als alle anderen Vorstellungen,[1]) und wir müfsten bei ihr, diesen anderen gegenüber, stets gleich viel Unlust ersparen. Verringerte oder vergröfserte sich die ersparte Unlust, so müfste auch die Stärke der Begehrung sinken oder wachsen. — Bleibt nun nicht aber z. B. der Wille eines Schachspielers, den feindlichen König mat zu setzen, während der ganzen Partie gleich? Von Anfang bis zu Ende erstrebt er es mit gleicher Stärke. Und doch! Welche Fülle von Gefühlen strömt schon allein mit dem wechselnden Gange des Spieles auf ihn ein! Hier Hoffnung, dort Furcht, hier Freude über eine gelungene List, dort Ärger über den eigenen Fehler; hier der geistige Genufs an einer spannenden Stellung, dort Langeweile über den eintönigen Verlauf! Von den äufseren Einflüssen zu schweigen, die den Gefühlsstand verändern. Die Art, wie sich der Gegner im Spiele benimmt, kann uns sympathisch oder unsympathisch berühren, aus der Umgebung kommen Geräusche, welche stören, angenehme Sinneseindrücke (z. B. durch das Rauchen einer Zigarre), die den Gefühlsstand heben u. s. w. Wie sollte bei so wechselnder Gefühlslage der Wille zu gewinnen wandellos fortdauern, wenn anders seine Stärke von dem Grade abhinge, in dem seine Zielvorstellung glücksfördernder als andere wäre? Er müfste vielmehr sinken, während wir z. B. der starken Versuchung widerstehen, einen Zug zu thun, der zwar glänzend, aber in seinem Erfolge fraglich ist. Oder wenn wir uns über das Benehmen unseres Gegners ärgern. Beidemal bliebe in der Vorstellung des künftigen Gewinns der Stachel einer Unlust zurück und verringerte ihren Glücksunterschied gegenüber anderen Vorstellungen, gegenüber der, möglichst glänzend zu spielen, oder der, einen genehmeren Partner zu haben. Statt dessen ändert sich nicht das Geringste in unserem Willen zu gewinnen, sofern er überhaupt fortbesteht. Wir müssen uns vielleicht erst ausdrücklich dazu entschliefsen, mit dem unlieben Genossen das Spiel fortzu-

[1]) Da „sich durch das Begehren stets der jeweilig beste der möglichen Gefühlszustände verwirklicht" v. Ehrenfels (a. a. O. S. 41).

setzen. Dann thun wir es aber auch mit der gleich starken Absicht auf Gewinn. Wir wollen erst gewinnen, und das so fest wie vorher, dann aufhören.

Man könnte entgegnen, dann sei es eben jenes Doppelte, erst gewinnen, dann aufhören, was wir wollen; dieses Wollen entspreche genau dem relativen Glücksmaximum aus unserer gesamten nunmehrigen Gefühlslage, wie sie sich dadurch gestaltet habe, dafs obiges Mifsfallen neu eingetreten sei. Allein das erklärte nach wie vor nicht, warum das Wollen, das schon vorher bestand, nämlich zu gewinnen, so stark bleibt, wie es war. Das neue relative Glücksmaximum ist doch gerade ein anderes geworden, sein Unlustbetrag ist gegen das vorige heraufgegangen! Zudem wird hier eine neue Schwierigkeit sichtbar!

b) Um sie zu kennzeichnen, sei einmal eine positive Bemerkung gestattet. Nicht so sehr der wechselnde Stand der relativen Glückshöhe beeinflufst die Willensregungen, als dafs vielmehr der umgekehrte Einflufs besteht. Sind Willensregungen schon da, so scharen sich Vorstellungen oder Gefühle um sie in einer Weise, an die v. Ehrenfels mit seinem Gesetze sichtlich gerührt hat. Hängt es nun von den Willensregungen ab, dafs sie glücksfördernde Vorstellungen um sich scharen, so kann das ganz gut in so vielen verschiedenen Kreisen geschehen, als es Willensregungen giebt. So befriedigt sich z. B. jeder Bergsteiger gleichzeitig im Gefallen an der körperlichen Bewegung, im Genufs der schönen Gegend, im gehobenen Gefühl der Persönlichkeit. Das alles trifft ebenso viele Seiten seines Willens, die gleichzeitig rege werden. Seine Vorstellungen und Glücksgefühle gehen dann um alle drei Centren, bald mehr um dieses, bald mehr um jenes. So kann auch jener Schachspieler ohne weiteres Entschlüsse fassen, an denen sich gleichzeitig mehrere Wünsche und Widerstrebungen beteiligen. Anders, wenn man die Vorstellungsbewegung und die Glücksförderung nicht von Willensregungen abhängen läfst, die schon vorhanden sind, sondern das Verhältnis umkehrt, wie es v. Ehrenfels thut, der vom

Gefühlsstande ausgeht, diesen als ein kompaktes Ganzes nimmt und aus seiner jeweiligen höchstmöglichen Gesamterhebung das Begehren entstehen läfst. Danach könnte es in jedem Augenblicke nur ein einziges mögliches Glücksmaximum geben, und da dieses das Begehren bestimmen soll, so müfste es in jedem Augenblicke auch nur ein einziges Begehren geben.

Dagegen predigt mit tausend Zungen die Erfahrung z. B. jenes Schachspielers. Auch schon alles mittelbare Wollen (vergl. v. Ehrenfels S. 233) erweist das Gegenteil. Wenn wir einen Zweck und die Mittel dazu wollen, dann wollen wir beides, den Zweck und das Mittel, streng gleichzeitig. Und doch ist das nicht ein Wollen, sondern es sind zwei Willensregungen, die sich deutlich unterscheiden, besonders wenn wir den Zweck gerne, das Mittel minder gerne wollen. — Man denke ferner daran, wie verschieden sich der geübte Schwimmer und der unkundige Anfänger im Wasser benehmen.[1]) Beide wollen sich mit gleich starkem Willen über Wasser halten. Aber der unkundige Schwimmer glaubt sich aufserdem jeden Augenblick in Gefahr, und so erlebt auch er zwei Willensregungen, nämlich aufser dem Wollen zu schwimmen bezw. schwimmen zu lernen, noch ein Widerstreben. Der Gefahr widerstrebt er unter Angstgefühlen, die nicht besteht, die er aber nahe glaubt. Das alles sind einfache Thatsachen, aber sie werden unverständlich, wenn man den Willen aus der relativen Glücksförderung ableitet, statt ihn ihr vorangehen zu lassen.

9. Unser erstes Ergebnis war: die Willensregungen seien und blieben ihrem Wesen nach selbständige Erlebnisse, auch wenn das Gesetz der relativen Glücksförderung so gälte, wie es v. Ehrenfels formuliert habe. Die Eigenheiten ihrer Qualität, Intensität, Richtung wiesen sie in eine besondere Klasse. Unter keinen Umständen könne man sie als Vorstellungen erklären, wie immer man diese auf Gefühle beziehe.

---

[1]) Dies Beispiel behandelt v. Ehrenfels a. a. O. S. 16, 35, 38, 39.

Die Willensdefinition unseres Autors sei unannehmbar. Wir fanden zweitens eben jetzt, dafs auch sein Motivgesetz versage, dafs ein etwaiges Maximum relativer Glückshöhe nicht einmal auf den Willen wirke. Viel eher möchten von den Willensregungen gewisse Einflüsse allererst ausgehen, an die man bei jenem Begriffe der relativen Glücksförderung denken könne. Dazu kommt ein Drittes.

a) Die ganze Anschauung ist unvollziehbar, auf der sich das „Gesetz" v. Ehrenfels' aufbaut. Die relative Glücksförderung ist ja gar nichts psychisch Aktuelles, sondern sie ist nur die Differenz zwischen einem aktuellen und einem möglichen Gefühlszustande. Wie könnte jene Differenz, die gar nicht real existierte, jemals dazu kommen, zu wirken, zur Beharrungstendenz einer gegenwärtigen Vorstellung etwas zuzuschiefsen, eine Willensregung herbeizuführen? Unser Autor erwähnt selber die Schwierigkeit. Um sie zu heben, bezieht er sich auf die physiologischen Grundlagen (S. 246, 199). Die streitenden Vorstellungen, die eine, zu welcher der wirkliche, und die andere, zu welcher der mögliche Gefühlszustand gehört, sollen auf nervösen Erregungen beruhen, die sich in den Rindenbahnen des Grofshirns mit verschiedener Leichtigkeit ausbreiten. So komme die eine eher dazu, als die andere, Partien des Gehirns zu ergreifen, in denen nervöse Energie genug aufgestapelt sei, um die Nervenerregung, die zu ihr dringe, rückwärts fort und fort zu unterhalten.

Allein was hätten diese Verhältnisse mit einer Differenz zu thun und gar mit der eines wirklichen und eines möglichen Gefühlszustandes? Soll man denken, die anderen nervösen Erregungen, die den gehemmten Vorstellungen entsprächen, drängen ihrerseits zu anderen Stapelorten nervösen Kraftvorrats vor; von da aus bezögen sie rückwirkende Kräfte gegen die erste; so käme es dann, dafs sich der Nervenprozefs, welcher der Begehrungsvorstellung entspreche, nicht in voller Stärke erhielte, sondern um ebenso viel geschwächt würde, als jene Gegenwirkungen ihn nähmen? Und der Betrag der letzteren, das sei deshalb gerade der gesuchte Subtra-

hendus und mit der „möglichen“ Glückshöhe beim Ausbleiben der Begehrungsvorstellung einerlei? Mag man diese Interpretation gelten lassen, solche Thatsachen giebt es nicht. Denn nach allem, was man weifs, würden die anderen Erregungen längst schon vorher gehemmt sein und kämen gar nicht erst dazu, den Weg zu solchen Kraftquellen zu finden. Auch drohen noch andere Übelstände diesem Versuche, psychologische Hypothesen durch neue physiologische zu stützen. — In ihn hat sich die Voraussetzung eingeschlichen, jeder Vorstellung entspräche ein genau umschriebener Kreis von Nervenbahnen und verschiedenen Vorstellungen entsprächen verschiedene solche Kreise. Das Rätsel müfste aber erst gelöst sein, für die Nervenprozesse, welche etwa den Eitelkeitsvorstellungen oder der Erreichbarkeit oder Vermeidbarkeit beliebiger Werte entsprechen, wohl umschriebene Bahnen auch nur auszudenken![1]) — So ist es denn vergeblich, in dieser ganzen Sache bei der Physiologie Zuflucht zu suchen. Sie schafft jenem ersten Bedenken logischer Art keine Abhilfe, von dem wir ausgingen. — Es bleibt nicht allein.

b) Ein zweites Bedenken gleicher Art gesellt sich hinzu. Die Differenz, die zwischen einem wirklichen und einem möglichen Glückszustande bestehen soll, das ist gar kein scharf umschriebener Begriff! Denn der Umkreis des Möglichen ist unendlich grofs, grofs noch der Kreis auch nur der Vorstellungen, die nach psychologischer Wahrscheinlichkeit mit einer gegebenen rivalisieren könnten. Demgemäfs giebt es viele mögliche Gefühlszustände, von denen der gegenwärtige der „jeweilig beste“ wäre.[2]) Und entsprechend verschieden

[1]) Um von der anderen Voraussetzung abzusehen, als beruhten alle Gefühle auf Assimilations- und Dissimilationsprozessen. Das gilt allenfalls von den Lustgefühlen frischer, den Unlustgefühlen ermüdender Thätigkeit. Wie es von der geistigen Unlust der Reue, oder auch nur von der specifischen leiblichen Unlust des Hungers gelten sollte, ist nicht abzusehen. S. 22 spricht unser Autor von Lust und Unlust des befriedigten oder unbefriedigten Strebens. Wie steht es wohl damit physiologisch?

[2]) A. a. O. S. 41: „Im Begehren verwirklicht sich stets der jeweilig beste der möglichen Gefühlszustände“. Vergl. S. 48—49.

wäre auch der Unterschied des gegenwärtigen und der möglichen Gefühlszustände, je nachdem, mit welchem der letzteren man ihn vergleicht. Da es gar keinen Anhalt gäbe, den Vergleich lieber mit dem einen, als mit dem anderen der möglichen Glückszustände zu vollziehen, so bliebe die relative Glückshöhe des gegenwärtigen ihrer Natur nach ganz unbestimmt. Deshalb könnte auch die Kraft, mit der sie die siegende Vorstellung oder Strebung im Bewufstsein festhalten soll, überhaupt mit keiner bestimmten Stärke einsetzen, selbst wenn reale Wirkungen eines solchen Potentiellen denkbar wären! Diese Unbestimmtheit in ihrem blofsen Begriff bliebe, auch wenn man sich begnügte, nur den Glückszustand beim Wollen und beim ausbleibenden Wollen zu vergleichen. Denn wiederum hinge es ja von den übrigen, noch möglichen Vorstellungen ab, wie grofs der Glückszustand beim Nichtwollen wäre. Er schwölle an oder sänke, je nach den anderen Vorstellungen, welche durch Gefühlslage, Associationsdrang, Urteilszwang gerade aufsteigen.[1])

c) Mit dem allem zerbricht das Gesetz der relativen Glücksförderung und der geistvolle empiristische Versuch, der sich darauf stützte. Es ist zweifellos v. Ehrenfels' Verdienst, mit der Konzeption dieses Gesetzes auf eine Lücke hingewiesen zu haben, die in der Vorstellungspsychologie bestand. Unstreitig giebt es noch andere Einflüsse auf unser Vorstellen, als Associationsdrang und logischen Zwang. Der genannte Autor versah es aber damit, dafs er mit seiner Konzeption die Gedanken der empiristischen Willenspsychologie verband, und darum das ganze Problem, das ihn beschäftigte, auf das Gefühlsleben hinausspielte. Sonst wäre er vielleicht darauf aufmerksam geworden, dafs die Einflüsse, denen er so scharfsinnig nachspürte, keine anderen seien, als die des Willens,

[1]) In obiger physiologischer Hypothese kommt es eben gar nicht zum Ausdruck, dafs doch auch die übrigen Vorstellungen bezw. ihre nervösen Korrelate wieder gegenseitig in Hemmungs- und Bahnungsverhältnissen stehen. Sie sind keine blofse Summe, die eintritt, wenn die Begehrungsvorstellung ausbleibt, sondern wieder einzelne, die auch mit einander streiten.

der auf Vorstellungen und Gefühle zurückwirkt, wie diese auf ihn einwirken.

Die Genesis der geschilderten Schwierigkeiten läfst unser Philosoph selbst erkennen. Der verdienstvolle MEINONG hatte den Wert eines Objekts O der Summe der Intensitäten des Lust- und Unlustgefühls gleich gesetzt, welche durch die beiden Urteile „O existiert“ und „O existiert nicht“ ausgelöst werden. Ganz richtig ersetzt v. EHRENFELS in dieser Definition S. 55 die absoluten Summen der Gefühlsintensitäten durch den weiteren Begriff ihrer algebraischen Differenz, die Urteilsakte durch Akte anschaulichen Vorstellens. Dann aber identifiziert er jene Differenz mit der relativen Glücksförderung, welcher wir nach dem Objekt strebend gegenüber dem Nichtstreben (bezw. dem Nichtexistenzgefühl ib.) teilhaftig werden können. Dieser Zustand des Nichtstrebens ist natürlich etwas viel Unbestimmteres, als der, welcher bei der Vorstellung „O existiert nicht“ eintritt, vorausgesetzt, dafs alles andere ebenso bleibt. Bei MEINONG ferner hatte es sich um die Differenz zweier realer psychischer Zustände gehandelt. Bei unserem Autor wird daraus, da das Nichtstreben faktisch nicht eintritt, die Differenz eines realen und eines blofs möglichen Gefühlsstandes, die natürlich niemals ein real wirksamer Faktor sein kann.

Berichtigungen zum 1. Hefte.

S. 92 Z. 10 von oben ist [2]) zu streichen. Was unter dem Text zu [2]) gehört, ist nur Fortsetzung von [1]).

S. 101 Z. 14 von oben ist zu lesen ihnen (nicht ihm).

I.
Besprechungen.

Lipps, Theodor, Komik und Humor. (Beiträge zur Ästhetik. Herausgegeben von Th. Lipps und R. M. Werner.) Hamburg und Leipzig, Vofs, 1898. 264 S.

Vor einer Reihe von Jahren hat Lipps in den Philosophischen Monatsheften eine psychologische Theorie der Komik veröffentlicht. Wer jene Aufsätze kannte, mufste wünschen, ihr höchst bedeutsamer Hauptgedanke möchte noch einmal eine zusammenfassende Darstellung und die vielseitige psychologische Begründung erfahren, deren er fähig ist. Solche Wünsche hat Lipps jetzt reichlich erfüllt. Seine neue „psychologisch-ästhetische Untersuchung der Komik und des Humors" behandelt die oft erörterten Probleme unvergleichlich gründlicher und erschöpfender als alle früheren. Mancher wird geneigt sein, von den zahlreichen wertvollen Leistungen des Münchener Psychologen diese wissenschaftlich am höchsten zu bewerten.

Ausführlicher als sonst geht Lipps zunächst kritisch auf die umfängliche Litteratur von Vorarbeitern ein. Am eingehendsten setzt er sich mit Hecker, Groos, Kräpelin, Wundt und Heymans, hinsichtlich des Humors mit Lazarus auseinander. Gelegentlich werden neben anderen noch Jean Paul, Schopenhauer, Vischer, Spencer, Ziegler und die neuesten Arbeiten von Lilly, Mélinaud, Herkenrath erwähnt. Mit glänzender Dialektik hebt der Verf. die schwachen Punkte aller dieser Theorien oder Definitionen und ihrer Konsequenzen hervor. Im II. Abschnitt wird aus einer eindringenden Analyse der verschiedensten Fälle und einfachen Beispiele die allgemeine Definition der Komik gewonnen: Das Gefühl der Komik „entsteht überall, indem der Inhalt einer Wahrnehmung, einer Vorstellung, eines Gedankens den Anspruch auf eine gewisse Erhabenheit macht oder zu machen scheint, und doch zugleich eben diesen Anspruch nicht machen kann oder nicht scheint machen zu können" (S. 99—100). Drei Hauptgattungen des Komischen unterscheidet Lipps: Objektiv komisch sind alle Dinge, Personen, Begebenheiten, kurz faktischen Thatbestände, an denen wir (und soweit wir an ihnen) den angedeuteten Gegensatz des in irgend einem Sinne Grofsen, Wichtigen, Eindrucksvollen und des relativ Kleinen, Bedeutungslosen oder Nichtigen erleben. Sub-

jektiv komisch oder witzig ist immer nur eine Bethätigung oder Aktivität der Persönlichkeit. Den Witz macht man; er haftet an den menschlichen Worten, Handlungen oder Gebärden, in denen irgend ein Sinn, eine Bedeutung liegt oder zu liegen scheint; genauer: witzig ist eine solche Äufserung, „wenn wir ihr eine Bedeutung mit psychologischer Notwendigkeit zuschreiben, und indem wir sie ihr zuschreiben, sofort auch wiederum absprechen". Die naive Komik endlich ist nach Lipps objektiv und subjektiv zugleich. Sie enthält stets einen Gegensatz zweier Standpunkte, nämlich derjenigen des Urteilenden und des als naiv komisch Beurteilten. Alle naive Komik „schliefst dies in sich, dafs die Äufserungen oder Handlungen wahr, klug, vernünftig, kurz irgendwie positiv bedeutsam erscheinen vom Standpunkte des naiven Subjektes aus, und dann doch wiederum nicht so erscheinen von unserem Standpunkte aus". Dafs bei aller Komik ein „Kontrast", ein Gegensatz zwischen einem Positiven und einem Negativen vorliege, ist schon vor Lipps vielfach betont worden, so von Kant, Schopenhauer, Jean Paul, neuerdings von Wundt und Kräpelin. Aber die psychologische Natur dieses Kontrastes ist niemals vorher zureichend bestimmt worden. Lipps weist überzeugend nach, dafs es nicht um einen blofs vorgestellten, sondern einen unmittelbar erlebten, nicht um einen „Vorstellungs-", sondern um einen „Bedeutungskontrast" sich handelt. Der Vorzug und der reiche Erfolg der Lipps'schen Untersuchung beruht in erster Linie darauf, dafs sie rein psychologisch von den vorgefundenen Inhalten ausgeht und allen vorzeitigen Objektivismus zu vermeiden strebt: nicht etwas „an sich" Bedeutsames, Sinnvolles, Wichtiges, sondern ein für uns und im Augenblicke Eindrucksvolles, die Erwartung Spannendes, ein rein psychologisch Gewichtiges (und sein Gegensatz) steht in Frage. Lipps sucht die komischen Objekte überall in ihrem psychologischen Zusammenhang zu erfassen, das Komische nicht in abstrakter Isolierung, sondern aus dem Gesamtzustand des Bewufstseins einschliefslich der psychologischen Vorbereitung zu begreifen. — Der III. Abschnitt behandelt die Psychologie der Komik in mehr systematischer Weise und verknüpft die Theorie mit des Verfassers allgemeinen psychologischen Anschauungen. Das Gefühl der Komik ist nicht ein „gemischtes" oder zwischen Lust und Unlust „wechselndes", sondern ein specifisches Gefühl des „Heiteren", das freilich stets in irgend einem Grade zugleich lustgefärbt ist. Die Gründe dieser Lustfärbung und das Gemeinsame aller Gefühle des Heiteren, Leichten, Spielenden, das Eigenartige der komischen Spannung und ihrer Lösung, die Steigerungen und Hemmungen der komischen Wirkung — dies alles führt Lipps auf die bekannten, leider noch zu selten diskutierten Begriffe seiner Psychologie zurück: die Begriffe der Association im erweiterten Sinne des Wortes, der den bewufsten Inhalten „zu Grunde liegenden" unbewufst psychischen Vorgänge, der psychischen Kraft und ihrer Begrenztheit, der psychischen Energie u. s. w. Auf diese prinzipiellen Fragen einzugehen, ist hier unmöglich. — Der IV. Abschnitt, über die Unterarten des Komischen, giebt Gelegenheit, die Hauptergebnisse der Untersuchung an einem sehr mannigfaltigen Thatsachenmaterial von neuem zu erproben. Die zahlreichen Einteilungen und Untereinteilungen namentlich des Witzes sind natürlich nicht alle gleich

wertvoll. — Die Ausführungen des letzten Abschnitts über den Humor (und über die ästhetische Bedeutung des Komischen) enthalten im Vergleich zu den früheren Veröffentlichungen des Verf. am meisten Neues. Sie werden namentlich der Kunstwissenschaft hoch willkommen sein. Mehr noch als das des Komischen lag ja das schwierigere Problem des Humors bisher im Argen. Als das Wesen des Humors ergiebt sich eine gewisse „Erhabenheit“ in der Komik und durch sie. Menschlich Wertvolles wird durch den Humor komisch negiert und dadurch in seinem Werte um so fühlbarer. Die ästhetische Bedeutung der (humoristischen) Komik besteht darin, dafs sie das Erhabene in einzigartiger Weise uns nahe bringt, seiner Strenge entkleidet. Zugleich ist sie das beste künstlerische Mittel, sittliche Tüchtigkeit und Gröfse uns auch in unscheinbarer Gestalt verehrend fühlen zn lassen. Die vielfach schon von früheren Philosophen hervorgehobene Analogie des Tragischen wird von Lipps ausführlich erörtert. In diesem Zusammenhange finden sich auch tiefgreifende Bemerkungen über Kunst und ästhetischen Wert überhaupt. Mehr und mehr drängen sich dem Verf. neuerdings die Probleme des Wertes in ihrer grundlegenden Bedeutung für die Ethik, Logik und Ästhetik auf. Das vorliegende Werk enthält in dieser Hinsicht manche wichtige Anregung.

Freilich — und damit gehe ich zu einigen von den Bedenken und Wünschen über, die mir nach dem Studium des lehrreichen Buches noch geblieben sind —: eine klare und einheitliche Anschauung vom Wesen des Wertes suchte ich vergebens. Wo der Verf. dieser fundamentalen Frage sich nähert, tritt uns sehr häufig die in ihrer Vieldeutigkeit geradezu verhängnisvolle Gegenüberstellung des Subjektiven und Objektiven, des subjektiv und des objektiv Bedingten entgegen. Schon die Bezeichnung der Anschauungs-, Situations- und Charakterkomik als objektiver, des Witzes als subjektiver Komik scheint mir unglücklich und ungerechtfertigt zu sein. Der Gegensatz des Könnens und Nichtkönnens soll ein objektiver, der dem Witz zu Grunde liegende von Sinn und Unsinn ein subjektiver sein (S. 101). Die Beurteilung unserer Leistungen wird eine objektive genannt, im Gegensatz zur logischen als der subjektiven (S. 104). Eine nahezu entgegengesetzte Bedeutung gewinnen die Begriffe subjektiv und objektiv, wenn der Verf. das Erkennen oder logische Verhalten als den „objektiv bedingten“ Vorstellungsverlauf dem Gemütsleben als dem „subjektiv bedingten“ gegenüberstellt (S. 203 ff.). Beide Bethätigungen sollen in „fundamentalem Gegensatz“ zu einander stehen und „vollkommen unabhängig von einander sich vollziehen können“ (?). — In ethischen Zusammenhängen unterliegt Lipps nicht selten einem erkenntnistheoretisch bedenklichen Objektivismus. Das „nichtssagende Abstraktum“ Idee (S. 236) und einige ihm nahe verwandte Allgemeinbegriffe erfahren im letzten Teil des Buches eine überraschend häufige Verwendung. Der empirische Begriff des psychologisch Bedeutsamen, Eindrucksvollen, Gewichtigen wird im Verlauf der Untersuchung doch mehr und mehr durch den des schlechthin oder objektiv Wertvollen, Erhabenen verdrängt. Aus diesem Grunde mufs der Verf. z. B. das „Gesetz“ des quantitativen Kontrastes (S. 154 ff.), kaum dafs er es aufgestellt hat, bis zur Unkenntlichkeit einschränken. Die Scheidung zwischen der Energie oder psychologischen Bedeutung, die

einem Inhalt oder Komplex von Inhalten „an sich“ (S. 132 und sonst) zukommt („abgesehen von dem Vorstellungszusammenhang“, in dem er steht [S. 157]) — und deren faktischer Bedeutung oder Wirkungsfähigkeit, die ganze Unterscheidung objektiv bedingter von subjektiv bedingten Wirkungen eines psychischen Thatbestandes (S. 231 ff.) kann m. E. nur verwirrend wirken. Um so mehr, als Lipps auch hier wieder sonderbarerweise den Gefühlen jede „psychomotorische Bedeutung“ (S. 10) abspricht. Ein Gefühl der Spannung ist notwendige Bedingung für den Eintritt jedes komischen Effekts; und doch soll dieses Gefühl „nicht mitwirksamer Faktor“ sein (S. 55). — Im Gegensatz zur naiven Komik wird der Witz einmal in feinsinniger Weise (S. 111) als „gänzlich unpersönlich“ charakterisiert. Warum behält er trotzdem den schillernden Namen des subjektiv Komischen? Der Verf. hat hierfür noch einen anderen Grund, und damit kommen wir zu einer völlig neuen Bedeutung der Worte subjektiv und objektiv. Die subjektive Komik oder der Witz haftet, wie schon erwähnt, stets an einer „Aktivität oder Bethätigung“ der Persönlichkeit; und zwar soll nicht jede logisch-unlogische Äufserung eines Menschen — sie stofse ihm etwa unfreiwillig zu —, sondern nur diejenige Bethätigung subjektiv komisch oder witzig heifsen, deren Komik ich mache. Die subjektive Komik hafte an der Aktivität (S. 79 f.). Diese Begriffsbestimmung wird aber zuweilen über der anderen, wonach jede sinnlose und doch wieder sinnvolle Äuferung witzig oder subjektiv komisch sei, vergessen. So z. B. wenn die Verdrehungen von Fremdwörtern, die Reuters Onkel Bräsig „völlig unbewufst“ (S. 238) und „wider Willen“ begegnen, dem subjektiv Komischen untergeordnet und als witzig bezeichnet werden (S. 172, 173—174); wenn es heifst, dafs ein uns verständlicher, aber ungewöhnlicher Jargon uns einen witzigen Eindruck mache (S. 183). Andererseits handelt der Verf. ausführlich (S. 166 ff.) von einer gewollten Komik (komischen Darstellung), die nicht subjektiv oder witzig sei. — Nach der zuletzt erwähnten Definition des Witzes, die mir dem Sprachgebrauch am besten zu entsprechen scheint, ist jede gewollt komische Darstellung witzig; Bräsigs Wortverdrehungen sind komisch in jedem Falle; aber witzig sind sie nur vom Standpunkte des darüberstehenden Dichters, der die Komik will. Der Standpunkt des Künstlers und der seiner Personen werden von Lipps nicht streng genug auseinander gehalten. Auch nicht hinsichtlich des Humors. Die Putten in Rafaels Madonna di San Sisto (S. 237) sind ihrerseits naiv komisch; humoristisch ist nnr Rafael und seine Art sich künstlerisch auszusprechen. Mit gutem Grunde unterscheidet Lipps den Witz, den man macht, oder das „humoristische Thun“ von dem Witz oder dem Humor, den man hat. Aber es ist zu bedauern, dafs er das zweite wichtige Problem prinzipiell aufser Betracht läfst (S. 78, 235). Die Beziehung zwischen dem Humor als psychischer Disposition und der Empfänglichkeit für den Witz wird einmal (S. 156), allzu kurz, berührt. Das Wesen des Humors liefse sich überhaupt nicht erschöpfend beschreiben, wollte man von der humoristischen Gesinnung oder Geistesbeschaffenheit absehen. Der Verf. trägt dieser Thatsache Rechnung, ohne doch klar genug erkennen zu lassen, wo vom dispositionellen, wo von blofs aktuellem Humor die Rede ist. Die erste

„Daseinsweise“ des Humors, die er unterscheidet, der Humor als Stimmung oder Weltbetrachtung (S. 242 ff.), auch „subjektiver“ Humor genannt, ist offenbar von der ersten Art. Daneben stellt er den Humor der Darstellung und den „objektiven“ Humor. Diese in erster Linie vollzogene Einteilung ermangelt jedes tieferen einheitlichen Grundes. „Objektiviert“ in der hier gemeinten Bedeutung des Wortes ist natürlich stets auch der lyrische Humor. Und der Humor in Epos und Drama ist immer doch Humor der Darstellung. Wo bleibt ferner der Humor in anderen Künsten, etwa in der Musik, z. B. der höchst verschiedenartige Humor Beethoven'scher Scherzi? Die wichtigen Bemerkungen über den satirischen Humor (besonders S. 256—57, wonach selbst solche Kunstwerke zum „objektiven“ Humor gerechnet werden, deren „Held“ die „Idee“ ist,) beweisen von neuem, dafs die Gegenüberstellung von objektivem Humor und Humor der Darstellung unhaltbar ist; ebenso unhaltbar wie die der „Schicksals-“ und der „Charakterkomödie“. Ungleich wertvoller und tiefer begründet ist die Einteilung des Humors in die drei „Stufen“ des unentzweiten, des satirischen und des ironischen Humors.

Es braucht wohl nicht besonders hervorgehoben zu werden, dafs durch die soeben angedeuteten Einwände gegen gewisse Seiten der Lipps'schen Arbeit deren unverlierbarer und fruchtbarer Grundgedanke unberührt bleibt

Leipzig. Felix Krueger.

Erdmann, Benno, und **Dodge, Raymond,** Psychologische Untersuchungen über das Lesen. Auf experimenteller Grundlage. Halle, Niemeyer, 1898. 360 S.

Die mannigfach zusammengesetzten psychophysischen Vorgänge beim Lesen schliefsen eine Fülle psychologischer Fragen in sich. Gelegentliche Beobachtungen von Valentin, Aubert, Donders, Helmholtz, Baxt waren wesentlich vom physiologischen Interesse beherrscht und erstreckten sich fast ausschliefslich auf das Erkennen und Aussprechen zusammenhangloser Buchstaben. In den 80er Jahren veröffentlichte Cattell die Ergebnisse seiner in Wundts Laboratorium angestellten umfassenden Reaktionsversuche. Neuerdings sind nach dem Vorgange Grasheys die Probleme des Lesens in der psychopathologischen Litteratur vielfach erörtert worden Aber erst Goldscheider, in Gemeinschaft mit R. Fr. Müller, berücksichtigte neben den Bemühungen der Mediziner in gebührender Weise die psychologischen Fragestellungen und Beobachtungen; er überwand z. T. die in den naturwissenschaftlichen Arbeiten dogmatisch festgehaltenen Annahmen; aber seine Fragestellung blieb noch unklar, seine psychologische Analyse war durchaus unzureichend. — Erdmann und sein Schüler Dodge haben vielfach auf dem von anderen, besonders von Cattell vorbereiteten Grunde weitergearbeitet. Ihre grofszügig angelegte Untersuchung zeichnet sich aus durch die Mannigfaltigkeit und Tragweite der scharf gefafsten Probleme, durch eine auf diesem Gebiete bisher unerreicht gewesene Feinheit der Methoden und durch ebenso vorsichtige wie geistvolle theoretische Verwertung der Versuchsergebnisse. Ihre eindringende Analyse des verständnisvollen Lesens zerfällt in zwei Hauptteile: sie betrifft 1. die optische

Wahrnehmung und das Erkennen gedruckter Schriftzeichen, 2. die „Reproduktion“ der entsprechenden Lautzeichen. — Zunächst stellte sich heraus, dafs bei allem Lesen in unverrückter Kopfhaltung ein „regelmäfsiger Wechsel zwischen Ruhepausen und Bewegungen der Augen“ stattfindet. Zahl und Zeitverhältnis dieser beiden Phasen wurden unter verschiedenartigen Bedingungen näher untersucht. Die Spiegelbeobachtung des Lesenden geschah leider fast durchweg mit blofsem Auge, ohne Fernrohr, so dafs es zuweilen (z. B. S. 64, 69) fraglich bleibt, ob nicht sehr kleine Augenbewegungen dem Beobachter entgangen sind. Das würde viele von den ermittelten Zahlen wesentlich modifizieren. Unerschüttert bliebe jedoch das wichtigste Ergebnis des I. Kapitels: „Das optische Erkennen der Schriftzeichen beim Lesen erfolgt ausschliefslich während der Ruhepausen des Auges“. Der Vergleich der Lesezeiten für geläufige und für ungeläufige Texte fällt natürlich zu Gunsten der geläufigen aus. Die Versuche an fremdsprachlichen Texten hätten bessere Vergleichszahlen ergeben, wenn für beide Sprachen durchweg Texte gleichen Satzes und gleicher Zeilenlänge wären verwendet worden. Einfache Versuche über den Umfang des „in allen seinen wesentlichen Bestandteilen“ simultan deutlich wahrnehmbaren Gebiets einer Druckzeile (Kap. II) gestatteten den Schlufs, dafs „die Felder simultanen Erkennens beim Lesen“ gröfser sind „als die Gebiete möglichen deutlichen Wahrnehmens der einzelnen in ihnen enthaltenen Schriftzeichen“. Die durchschnittliche Gröfse jener „Lesefelder“ wurde aus der Zahl der Ruhepausen und der Zeilenlänge berechnet. Durch genaue Beobachtungen eines lesenden Auges wurde ferner festgestellt, dafs der erste Fixationspunkt jeder Zeile um etwa ein halbes Gebiet deutlichen Wahrnehmens vom Zeilenanfang nach rechts, der letzte noch weiter vom Zeilenende nach links entfernt zu liegen pflegt (Bedeutung des indirekten Sehens und der von Fall zu Fall verschiedenen „apperzeptiven“ Bedingungen). Nachbildversuche dienten einer genaueren Bestimmung der Orte direkter Fixation. Kap. III enthält die Beschreibung eines Apparats zur experimentellen Isolierung der Lesepausen und -Felder. Dieser für binokulare Wahrnehmung eingerichtete Projektionsapparat gestattet, was Cattell nicht genügend berücksichtigt hatte, scharfe Einstellung der Augen vor Beginn jeder Exposition und eine simultane Exposition der zu lesenden Schriftbilder. Diese zweite Möglichkeit, die den Apparat über alle seine Vorgänger weit erhebt, wird durch die Öffnung und Schliefsung einer Linsenspalte erreicht; sie bedeutet zweifellos den wesentlichsten Vorzug der — anschaulich geschilderten — Versuchsanordnung, weil dadurch das Lesen der dargebotenen Schriftbilder dem gewöhnlichen Lesen ähnlicher wird, als bei allen früher gebrauchten Instrumenten. Im Gegensatz zu der Mehrzahl ihrer Vorgänger waren die Verf. darauf bedacht, jede Augenbewegung im Verlauf einer Exposition auszuschliefsen. Nun führte eine besondere Versuchsreihe (rascher Wechsel zwischen zwei Fixationspunkten, von denen der zweite bei der Fixation des ersten eben im blinden Fleck verschwand), zu dem Ergebnis: „Eine für das Weiterlesen auf Grund einer neuen Fixation erfolgreiche reagierende Blickbewegung ist bei einer Expositionszeit von 0,188“ vollständig ausgeschlossen“. Zur Sicherheit wurde für die entscheidenden Versuche eine

noch kürzere Expositionsdauer: 0,1" gewählt. Es zeigte sich, dafs wir „unter den gleichen Expositionsbedingungen 4—5 mal so viel Buchstaben im Wortzusammenhang, als solche ohne Wortzusammenhang" laut lesen können; und zwar werden von den zusammenhanglosen Buchstaben fast durchgängig die am weitesten rechts stehenden, also später auszusprechenden mangelhafter gelesen. Sicherlich stehen diese Buchstaben, auch wenn sie deutlich erkannt werden, unter relativ ungünstigen Bedingungen der (successiven!) „lautsprachlichen Reproduktion". Nebenbei scheint es mir, namentlich da, wo die Beobachter nur die ungefähren Mitten einer Buchstabengruppe fixiert zu haben angeben, nicht ausgeschlossen, dafs schon die Fixationspunkte, alter Lesegewohnheit entsprechend, etwas nach links verschoben waren. Die grofsen Unterschiede zwischen dem Lesen von Wörtern und dem von blofsen Buchstabengruppen werden dadurch nicht gemindert. Mit Recht weisen die Verf. besonders auf die „feste associative Fügung der Lautganzen" hin, die durch die erkannten Wörter erregt werden. Noch entscheidender dürfte der Einflufs eines zweiten, von ihnen hervorgehobenen Faktors sein: der Gesamtform des Wortes, als eines optischen Ganzen. Zwei interessante Versuchsreihen mit stark verkleinerter Buchstabengröfse beweisen, dafs wir „uns optisch geläufige Schriftwörter unter Bedingungen erkennen, die jedes Erkennen der einzelnen Buchstaben ausschliefsen". Die Bedeutung der optischen Gesamtformen für das Lesen hat schon Cattell durch die allgemeine Bemerkung gewürdigt, dafs die Worte „als Ganze" gelesen würden; die Kritik, die diese Bemerkung von Seiten der Verf. erfährt, scheint mir ein wenig über das Ziel hinauszuschiefsen, ebenso wie die Kritik der Goldscheider-Müller'schen Hypothese „determinierender Buchstaben". Aber gewifs ist jene Bemerkung viel zu allgemein und diese Hypothese einseitig. Erdmann und Dodge geben eine gründliche Analyse der psychologischen Wirkung, die den optischen Gesamtbildern namentlich auch für das zusammenhängende Lesen zukommt. Prinzipiell wichtig sind die Ausführungen über die Nachwirkungen früherer Leseerfahrungen auf das Lesen jedes Geübten, die als „apperzeptive Verschmelzungen" im Gegensatz zur Association durch selbständige Erinnerungsbilder charakterisiert werden. Die Mehrzahl der bisher angedeuteten Überlegungen mündet in der Erkenntnis, dafs die Schriftzeichen beim normalen Lesen niemals Buchstabe für Buchstabe aufgefafst werden. Ein im optischen Sinne buchstabierendes Lesen wird nur dann versucht, „wenn sowohl die Gesamtform des Wortes, als auch die einzelnen Buchstabenformen" undeutlich und aus dem Bedeutungszusammenhang nicht erratbar sind. Durch die zahlreichen Beweise für diese Anschauung dürfte ein altes Vorurteil der psychologisierenden Naturwissenschaft endgültig widerlegt sein. Die angedeutete Position wird gefestigt und erweitert durch die Erörterungen über Laut- und Schriftwörter, über die Art, wie beide einander psychologisch entsprechen. Daraus folgt die Unhaltbarkeit der namentlich von Goldscheider vertretenen Theorie des buchstabierenden Sprechens. — Die Reaktionsversuche, von denen die beiden letzten Kapitel berichten, bestätigen die Ergebnisse der theoretischen Diskussion. Eingeleitet wird dieser Bericht von einer sehr ausführlichen Kritik der Voraussetzungen, unter denen Cattell psy-

chische Zeiten für die Vorgänge beim Lesen aus seinen Reaktionsversuchen abzuleiten unternahm. Manche von den hier zu Tage tretenden Differenzen sind wohl nur terminologischer Natur. Aber zweifellos sind die Wundt-Cattell'schen Begriffe der Unterscheidung, des Erkennens, der Wahl und Benennung nicht frei von Dunkelheiten; und die experimentelle Psychologie ist den Verf. Dank schuldig für die sorgfältige Analyse, der sie diese für alle Reaktionsversuche bestimmend gewordenen Begriffe unterwerfen. Auch die rechnerische Verwertung der Cattell'schen Zahlen, hinter der Cattell selbst ihre psychologische Deutung hatte zurücktreten lassen, wird von Erdmann-Dodge eingehend geprüft. Die von ihnen selbst untersuchten Lautreaktionen, bei denen sie sich des Cattell'schen Schallschlüssels bedienten, erhärten und ergänzen vielfach die früher gewonnenen Resultate. „Die Zeiten für die adäquaten . . Lautreaktionen auf je eins von 26 eingeprägten . . Schriftzeichen sind beträchtlich gröfser, als die Zeiten für die inadäquate, aber gleichförmige Lautreaktion auf eine helle Fläche in Buchstabengröfse . .“ „Die Zeiten für die adäquaten Lautreaktionen auf je eins von 26 eingeprägten, in willkürlicher Folge exponierten 4-buchstabigen *Wörtern* sind etwas *kürzer*, als die Zeiten für die entsprechenden Reaktionen auf Buchstaben.“ Mit der Zahl der Buchstaben wachsen die Zeiten der Wortreaktionen um ein Geringes an. Von den zahlreichen mittelbaren Ergebnissen dieser Versuche sei nur hervorgehoben, dafs die Lichtreaktionen von den Verf. als reflektorische, die Schriftreaktionen als central, aber „direkt sensorisch“ ausgelöste gedeutet werden. Schliefslich werden die beobachteten Zeitverkürzungen und -verlängerungen hypothetisch auf die sensorische und die motorische Komponente der gemessenen Vorgänge verteilt, und wird die „Bewufstseinsdeutung“ der beiden Komponenten mit Zuhilfenahme der Selbstbeobachtung versucht. Die Auffassung der Schriftreaktionen als direkt sensorischer scheint mir nicht völlig einwandfrei. Die „Bedeutungsresiduen“ der eingeprägten Wörter sollen nirgends „Bedingungen“, sondern stets nur Begleitvorgänge der Reaktion gewesen sein, aus dem einzigen Grunde, weil ihre „Reproduktionszeit“ aus den gemessenen Zeiten herausfällt. Sollte nicht die Bekanntheit oder Geläufigkeit der *Bedeutung* eines gelesenen Wortes ebenso *zeitverkürzend* wirken können, wie die seines Schriftbildes oder Lautkomplexes? Die Verf. selbst setzen einen solchen Einfluſs der „Bedeutungsresiduen“ zuweilen (z. B. S. 320) implicite voraus. Sie wollten von diesem für das zusammenhängende Lesen ganz besonders wichtigen Faktor bei ihren Versuchen im allgemeinen abstrahieren. Aber das wird auch bei der Exposition isolierter Wörter immer nur in beschränktem Mafse gelingen. Bei der Interpretation der Verlesungen (man vergleiche S. 183, wo es sich z. T. um völlig sinnlose Wörter handelt) und des Lesens fremdsprachlicher Texte hätte die verschiedene Geläufigkeit (Bereitschaft) des *Sinnes* stärker müssen betont werden. — Ein Anhang berichtet über Nachbildversuche Dodges zur Messung der Winkelgeschwindigkeit der Blickbewegungen. Die an Helmholtz-Lamansky sich anlehnende Methode ist durch eine kleine Verbesserung des Apparats und durch eine wesentliche Vereinfachung der Fixationsbedingungen ausgezeichnet.

Leipzig. Felix Krueger.

Ziehen, Th., Psychophysiologische Erkenntnistheorie. Jena, 1898. V, 105 S.

Die Existenz der Aufsenwelt läfst sich nicht beweisen. Die Versuche, welche neuerdings Riehl gemacht hat (Philosoph. Kriticismus II, 2, S. 128 ff.), einen solchen Nachweis zu erbringen, sind ebenso wenig überzeugend, als die bekannten Ausführungen des Cartesius über diesen Gegenstand. Der Idealismus und auch der Solipsismus sind Standpunkte, deren Haltlosigkeit sich nicht demonstrieren läfst. Die Annahme, dafs die ganze Welt nur in meiner Vorstellung oder in den Vorstellungen von mir und einigen anderen Subjekten existiert, ist nicht widerlegbar.

Etwas anderes ist die Unwiderlegbarkeit, etwas anderes die Richtigkeit eines Satzes. Es ist ein leichtes, in unbeschränkter Zahl Sätze zu nennen, die alle Gelehrten der Welt nicht widerlegen können, ohne dafs sie deshalb im mindesten richtig zu sein brauchen. Daraus, dafs ein Satz nicht widerlegbar ist, folgt für seine Wahrheit nicht das allermindeste. Ist deshalb der Satz, dafs die ganze Welt nur in meiner Vorstellung existiere, auch nicht widerlegbar, so braucht er doch nichtsdestoweniger richtig zu sein.

Richtig sind erstens diejenigen Sätze, welche unmittelbar einleuchtend sind, wie der Satz „zwei und zwei sind vier"; zweitens alle diejenigen, welche entweder in der äufseren oder in der inneren Wahrnehmung ihre direkte Stütze finden, z. B. der Satz „die Wärme dehnt das Eisen aus", oder der Satz „die Reproduktionsvorstellungen entstehen auf Grund von Wahrnehmungen". (Zu dem Nachweis, dafs ein Satz thatsächlich in der inneren oder äufseren Wahrnehmung seine Stütze finde, bedarf es vielfach komplicierter Methoden, deren Gesamtheit Gegenstand der Methodenlehre ist.) Aufser den unter eins und zwei genannten Sätzen sind drittens alle diejenigen richtig, welche sich auf jene auf rein logischem Wege zurückführen lassen. Diese Zurückführung von Sätzen auf solche der ersten und zweiten Klasse bezw. die Ableitung eines Satzes aus Sätzen der ersten und zweiten Klasse heifst Beweis. Mit den hier erwähnten richtigen Sätzen ist ihre Gesamtheit erschöpft: es giebt keine richtigen Sätze, welche sich nicht in eine dieser Klassen einordnen liefsen.

Man behandelt nun trotzdem in der Wissenschaft vielfach Sätze als richtig, welche offenbar nicht zur ersten und zweiten der obigen Klassen gehören und deren Zugehörigkeit zur dritten Klasse sich nicht erweisen läfst. In diesem Falle nimmt man an, dafs die betreffenden Sätze allerdings der dritten Klasse angehören, dafs aber unsere wissenschaftlichen Kenntnisse uns z. Z. nicht gestatten, den Nachweis dieser Zugehörigkeit zu erbringen. Alle Wissenschaften mit Ausnahme der mathematischen Disciplinen enthalten derlei Sätze, die man Hypothesen nennt, in grofser Menge. — Der Wert einer Hypothese hängt nun offenbar davon ab, wie sie sich in das System der Wissenschaft, welcher sie angehört, einreiht. Eine Hypothese, die entweder direkt oder indirekt mit als richtig bekannten Sätzen der fraglichen Wissenschaft im Widerspruch steht, wird als falsch abgelehnt. Eine solche, deren Inhalt mit den Sätzen der betreffenden Wissenschaft nicht genügend zusammenhängt, wird als überflüssig verworfen.

Zu den Hypothesen gehört nun offenbar auch die Behauptung des Idealismus, mag sie in der Form des Solipsismus oder in irgend einer anderen Form auftreten. Beweisbar ist der Satz, dafs die Welt nur als Vorstellung existiert, ganz und gar nicht, wenngleich oben eingeräumt werden mufste, dafs er nicht widerlegbar ist.

Die Hypothese des Idealismus ist nun aber zu verwerfen, weil sie mit unserer Naturwissenschaft im schroffsten Widerspruch steht. Die Physik und die Chemie setzen voraus, dafs die Gegenstände, auf welche sie sich beziehen, auch existieren, wenn sie durch kein Subjekt wahrgenommen werden. Der Mond würde sich in der von der Astronomie fixierten Weise weiter bewegen, auch wenn alle Menschen geblendet wären, das Wachsen der Pflanzen erfolgt stetig, ob sie beobachtet werden oder nicht u. s. w. u. s. w. Der Idealismus steht aber nicht nur mit der wirklichen Naturwissenschaft im Widerspruch, es ist auch ganz unmöglich, irgend eine andere Wissenschaft von der Natur auf den Idealismus zu gründen. In der Welt des Idealismus, d. h. in der Welt, welche wir unmittelbar erleben, giebt es keine lückenlose Kausalität; die Annahme einer unterbrochenen Kausalität innerhalb der Sinnenwelt ist aber für den menschlichen Geist und daher für die Wissenschaft unmöglich.

So fällt denn der Idealismus mit seiner Identifikation von Existieren und vorgestellt werden, — nicht weil er widerlegt, sondern weil er eine unzweckmäfsige Hypothese ist. Die Wissenschaft von der Natur im denkbar weitesten Sinne des Wortes steht hinsichtlich des Problemes der Aufsenwelt auf dem Standpunkt des ganz gewöhnlichen gesunden Menschenverstandes, der gewissen Gegenständen eine Existenz zuspricht, abgesehen davon, ob sie vorgestellt werden oder nicht. Dieser Standpunkt ist freilich auch nur eine Hypothese, aber er bildet ein wesentliches Moment unserer Wissenschaft, er ist wissenschaftlich zweckmäfsig nnd deshalb — vorläufig wenigstens — unbedingt festzuhalten. Den Begriff der Existenz aber scheint man mir im Sinne des Lebens und der Wissenschaft am besten zu fixieren, wenn man sagt, dafs allen Gegenständen Existenz zukommt, die entweder direkt oder indirekt auf die innere oder äufsere Wahrnehmung des Menschen einen Einflufs auszuüben ihrer Natur nach geeignet sind, gleichgültig, ob diese Einwirkung stattfindet und ob Subjekte vorhanden sind oder nicht.[1])

Das im Titel dieses Artikels genannte Buch von Ziehen steht zu meinen Ansichten, die freilich hier, im Rahmen einer Recension, nur oberflächlich skizziert und nicht ausführlich begründet werden konnten, im schroffsten Gegensatz. Der Idealismus ist für Ziehen nicht eine Hypothese, sondern eine ausgemachte Thatsache, obgleich der Verf. für den Idealismus nur den Umstand namhaft zu machen weifs, dafs alles, was gegeben ist, entweder Empfindung oder Vorstellung ist. Hieraus aber folgt natürlich für oder gegen die Existenz der Aufsenwelt gar nichts, wofern man nur

[1]) Eine ähnliche Auffassung der Existenz findet sich bei Riehl im „Philosophischen Kriticismus."

den Begriff der Existenz in dem oben präcisierten Sinne faſst. Für Ziehen freilich ist psychisch, bewuſst und existierend dasselbe; aber diese auf dem Boden des Idealismus gehaltene Definition steht, wie sich aus unseren obigen Darlegunen ergiebt, mit der Wissenschaft von der Natur im Widerspruch: sie macht dieselbe unmöglich.

Der wesentliche Inhalt der Ziehen'schen Schrift ist nun der Versuch, die Thatsachen der physiologischen Psychologie vom idealistischen Standpunkte aus zu beleuchten, ohne daſs Verf. dabei die Behandlung des Zusammenhangs der psychologischen Probleme mit allgemein philosophischen Fragen vermeidet. Ein derartiges Unternehmen muſs natürlich auch die wissenschaftliche Behandlung der Körperwelt im weitesten Umfang berücksichtigen. Eben deshalb muſs es notwendig scheitern; denn der Idealismus kann der Naturwissenschaft nicht gerecht werden. Im folgenden mag nun zunächst der Inhalt des Ziehen'schen Buches wiedergegeben werden.

Alles, was ist oder gegeben ist, sagt unser Verf., ist entweder Empfindung oder Vorstellung. Unter Empfindungen versteht er die Gegenstände unserer Wahrnehmung, mögen sie einfach oder zusammengesetzt sein. Unter Vorstellungen versteht er die Erinnerungsbilder der Empfindungen.

Die Empfindungen zerfallen in zwei Teile, in einen Reduktionsbestandteil und in einen Restbestandteil. Die Reduktionsbestandteile der Empfindungen sind nichts anderes, als diejenigen Objekte und Vorgänge, welche von der Naturwissenschaft (exklusive der Psychologie) behandelt werden. Sie stehen miteinander in Wechselwirkungen, welche durch allgemeine Gesetze ausgedrückt werden können, deren Gesamtheit Ziehen als Kausalformel bezeichnet.

Zu den Empfindungen gehören auch unsere Sinnesorgane, die wir namentlich durch Gefühl und Gesicht kennen lernen. Die Empfindungen des gesamten Sinnesapparates bis zur Hirnrinde inklusive bezeichnet Ziehen als ν-Empfindungen. Auch die Reduktionsbestandteile dieser ν-Empfindungen stehen zu den Reduktionsbestandteilen der anderen Empfindungen in Wechselwirkungen, welche durch die Kausalformel ausdrückbar sind. Die Thatsache des Wahrnehmens drückt Ziehen nun dahin aus, daſs er sagt, die ν-Empfindungen wirkten, wenn sie durch die Reduktionsbestandteile anderer Empfindungen verändert würden, auf diese zurück. Die Thatsache des psychophysischen Parallelismus wird durch die Behauptung paraphrasiert, daſs die Rückwirkungen und die ihnen korrespondierenden Veränderungen der ν-Empfindungen nicht in kausalem Verhältnis stehen, sondern daſs sie sich vielmehr in ihrer Gesamtheit anderen Gesetzmäſsigkeiten unterordnen lassen. Die Gesamtheit dieser gesetzmäſsigen Zuordnungen bezeichnet Ziehen als Parallelformel.

Es mag nicht unangebracht sein, diese im Original vielleicht nicht gerade sehr übersichtlich dargestellte Auffassung durch ein Beispiel zu erläutern. Wenn ich einen roten Würfel betrachte, so wirkt derselbe, sofern er Gegenstand der Naturwissenschaften ist (d. h. sofern er eine bestimmte Gröſse hat, sofern er Licht von einer bestimmten Wellenlänge aussendet u. s. f.), auf mein Auge und daran anschlieſsend auf meine Hirnrinde. Der Würfel, sofern er Gegenstand der Naturwissenschaften ist, ist eine reduzierte Empfindung im Sinne Ziehens, er macht den Reduktions-

bestandteil der Würfelempfindung aus. Die Wirkung dieses Reduktions bestandteils auf mein Auge und die sich daran anschliefsenden Veränderungen im ν-Komplex verlaufen durchaus kausal. Nun treten aber mit den Veränderungen im Nervensystem auch psychische Prozesse im herkömmlichen engeren Sinne des Wortes auf: der Würfel wird als roter Würfel von bestimmter Beschaffenheit bewufst. Dieser Würfel ist allerdings abhängig von den Veränderungen, welche die ν-Empfindungen durch die reduzierte Würfelempfindung erfahren; er ist aber nicht durch sie verursacht, sondern geht ihnen vielmehr parallel. Die im Sinne der Parallelformel von den ν-Empfindungen abhängigen Veränderungen machen nach Ziehen eben die Restempfindungen aus, von denen oben die Rede war. Jede Empfindung zerfällt in eine solche Restempfindung oder (wie Ziehen auch sagt) in eine ν-Komponente und in den Reduktionsbestandteil.

Als das tiefste und schwerste Problem für das menschliche Denken bezeichnet Ziehen den Widerspruch zwischen der Kausal- und der Parallelformel. Er glaubt diesen Widerspruch zu lösen: Das Kausalgesetz ergiebt sich erst, nachdem die ν-Komponenten der Empfindungen eliminiert sind. Man kann daher nicht verlangen, dafs es auch für die ν-Komponenten selbst gelte.

Alle Empfindungen gehören einem bestimmten Individuum an. Sie enthalten ν-Komponenten, die einem bestimmten Nervensystem oder, was dasselbe bedeutet, einem bestimmten Komplex von ν-Empfindungen zugehören. Ganz anders die Reduktionsbestandteile der Empfindungen. Wenn ich ein Objekt mit den Augen betrachte und dann die Augen schliefse, so fällt die ν-Komponente der Empfindungen zwar weg, ihr Reduktionsbestandteil bleibt aber bestehen. Die Reduktionsbestandteile der Empfindungen bestehen überhaupt unabhängig von den Nervensystemen, und sie würden bestehen, wenn es gar keine Nervensysteme gebe. Ihre Existenz wird von Ziehen nichtsdestoweniger als eine psychische bezeichnet. Freilich existieren sie nicht individuell psychisch und auch nicht unbewufst, sondern „allgemein bewufst". „„Unbewufste Empfindungen" sind eine inhaltslose Wortkombination", „allgemein bewufste Empfindungen" eine notwendige Reduktionsvorstellung, welcher man nur widerstrebt, so lange man sich nicht von der Vorstellung einer von der Materie hervorgerufenen Empfindung . . . . . frei gemacht hat." Diese allgemein bewufsten Reduktionsbestandteile der Empfindungen verwandeln sich so oft in Objektempfindungen, sie verbinden sich so oft mit ν-Komponenten, als sie auf ν-Empfindungskomplexe einwirken und Rückwirkungen von diesen erfahren.

Die Trennung der Reduktionsbestandteile und der ν-Komponenten bildet eine Hauptaufgabe der Wissenschaft. Verf. gelangt zu dem Resultat, dafs räumliche nnd zeitliche Anordnung der Empfindungen ebensowohl als Qualität und Intensität bereits den Reduktionsbestandteilen der Empfindungen zukomme. Einen eigenen Gefühlston haben die Reduktionsbestandteile nicht. Trotzdem lehrt Ziehen, dafs der Gefühlston aufser von den ν-Empfindungen auch von den übrigen Eigenschaften der Reduktionsbestandteile abhänge.

Die Gehirnprozesse, welche den Empfindungen entsprechen, lassen nach dem Aufhören der Empfindungen irgendwelche Spuren im Gehirn zurück. Wenn der Reduktionsbestandteil einer Empfindung aufhört, sagt

Ziehen hierfür, in dem Grade verändernd auf einen ν-Komplex zu wirken, dafs die Parallelrückwirkung zustande kommt, so bleibt doch innerhalb des ν-Komplexes eine Veränderung zurück. Diese Veränderung nennt Ziehen ν-Disposition. Die genannten physiologischen Nachwirkungen der Empfindungen erzeugen, wenn sie in günstiger Weise durch andere Prozesse im Nervensystem beeinflufst werden, Vorgänge, mit welchen Vorstellungen parallel gehen. Diese Thatsache drückt Ziehen so aus: Wenn die ν-Dispositionen eine geeignete innerhalb des ν-Komplexes fortschreitende Veränderung erfahren, so erzeugen sie durch Parallelwirkungen Erinnerungsbilder oder Vorstellungen der ihnen korrespondierenden Empfindungen.

Unter den Vorstellungen, welche, wie übrigens auch die Empfindungen, mancherlei Komplexionen erfahren können, spielen die Reduktionsvorstellungen, d. h. die Vorstellungen der Reduktionsbestandteile der Empfindungen, eine besondere Rolle für die Erkenntnistheorie. Nur in der Vorstellung lernen wir übrigens jene Reduktionsbestandteile kennen, wenngleich sie im Verein mit den ν-Komponenten die reale Empfindung ausmachen. Die richtig gebildeten Reduktionsvorstellungen sind die allgemeinsten Vorstellungen der Empfindungen und Empfindungsbeziehungen. Sie dürfen zu keiner unserer Empfindungen im Widerspruch stehen, und sie müssen thatsächlich aus den Empfindungen abstrahiert sein: als Grundlage für die Reduktionsvorstellungen dürfen nur Empfindungen selbst dienen. Solche Reduktionsvorstellungen geben uns eine richtige Vorstellung von der sogenannten Welt. Verf. verwirft die üblichen Reduktionen der Objektempfindungen, d. h. der Empfindungen von Objekten: Der Begriff der Materie setzt nicht-psychische Objekte voraus, d. h. Gegenstände, welche nicht existieren.

Eine besondere Gruppe von Vorstellungen, welche Verf. gleichfalls ausführlich behandelt, bilden auch die Beziehungsvorstellungen. Sie entstehen aus den Empfindungen durch Weglassung bestimmter Merkmale der Empfindungen. Die Vorstellungen der Gleichheit, der Ähnlichkeit und Verschiedenheit, des Gleichbleibens, der Veränderung und des Wechsels und vor allem die der Kausalität sind besonders wichtige Beziehungsvorstellungen. Übrigens können derlei Beziehungsvorstellungen gelegentlich auch aus Vorstellungen entspringen.

Die Thatsache der tierischen Bewegungen wird von Ziehen dahin „reduziert“, dafs die kausalen Veränderungen innerhalb der ν-Komplexe sich oft auf die Reduktionsbestandteile von Empfindungen fortpflanzen, welche mit den ν-Komplexen räumlich aufs engste zusammenhängen. Diese Reduktionsbestandteile, deren Gesamtheit Ziehen als μ-Empfindungen bezeichnet, bilden das sogenannte motorische System des Körpers. Die Vorgänge in den μ-Komplexen wirken nach der Kausalformel wieder auf die Reduktionsbestandteile der Objektempfindungen zurück.

Dies ist der wesentliche Inhalt der Ziehen'schen Schrift. Die Zerlegung der Empfindungen in einen Reduktionsbestandteil und einen Restbestandteil ist psychologisch vollständig unmotiviert. Keiner psychologischen Analyse ist es bis jetzt gelungen, in der Empfindung einer roten Fläche

eine Komponente zu entdecken, welche Gegenstand der Naturwissenschaften wäre. Wir wissen allerdings, dafs die fragliche Empfindung dann entsteht, wenn eine Fläche Licht von einer bestimmten Wellenlänge auf das normale menschliche Auge ausstrahlt. Aber dieser Reiz ist in der Empfindung nicht im mindesten enthalten. Der Ziehen'sche Reduktionsbestandteil der Empfindung ist vielmehr ein Begriff, welcher in einer für die Psychologie höchst unzweckmäfsigen Vermengung von Reiz und Empfindung seine Wurzel hat, einer Behandlung des Empfindungsbegriffs, die sich schon in Ziehens Leitfaden der Psychologie konstatieren läfst. Dafs die Reduktionsbestandteile der Empfindungen in den Empfindungen gar nicht enthalten sind und dafs sie demnach auch nicht durch Analyse aus den Empfindungen entwickelt werden können, folgt übrigens auch aus Ziehens eigenen Darlegungen. Nur in der Vorstellung lernen wir ja jene Reduktionsbestandteile der Empfindungen kennen; das heifst doch wohl, wir empfinden sie nicht, sie sind keine Komponenten der Empfindung. Das Problematischste dieser Reduktionsbestandteile der Empfindungen ist aber ihre Eigenschaft, vorhanden zu sein, ohne dafs Empfindungen vorhanden sind. Wenn es keine Nervensysteme gäbe, sagt ja Ziehen, so gäbe es doch Reduktionsbestandteile der Empfindungen. Man könnte glauben, Ziehen habe seinen idealistischen Standpunkt des Esse gleich Percipi aufgegeben und fasse den Begriff der Existenz in ähnlicher Weise, wie ihn der Referent oben fixiert hat. Aber nein! Die Existenz der Reduktionsbestandteile ist für Ziehen nichtsdestoweniger eine psychische. Das aber begreife, wer kann! Freilich sucht uns Ziehen die Fafsbarkeit des Unfafsbaren dadurch zu erleichtern, dafs er die Reduktionsbestandteile der Empfindungen „allgemein bewufst" nennt. Aber Ziehen versäumt es, uns den Begriff des „allgemein bewufsten" klar zu machen, und man kann ihn auch nicht klar machen. Allgemeinbewufst ist ein leeres Wort.

Alle diese Ungereimtheiten haben offenbar ihre Wurzel in dem Versuch, den Idealismus mit der Naturwissenschaft, welche die Existenz der Dinge aufser uns fordert, vereinen zu wollen. Dieser Versuch ist notwendig resultatlos. Entweder läfst man nur Vorstellungen im allgemeinen erkenntnistheoretischen Sinne des Wortes existieren. Dann sind die Reduktionsbestandteile der Empfindungen Worte, denen alle Prädikate von Allgemeinbewufstheit und dergl. keinen Inhalt verleihen können. Oder man folgt der anderen Hypothese; man läfst die Aufsenwelt in dem oben skizzierten Sinne des Lebens und der Wissenschaft existieren. Dann kann man die Reduktionsbestandteile der Empfindungen beibehalten, — freilich nicht als Produkte einer fingierten psychologischen Analyse, wie Ziehen will: die sogenannten Reduktionsbestandteile der Empfindungen sind dann nichts anderes als die Materie der Naturwissenschaften. Wenn somit Ziehens Versuch, den Idealismus für die Betrachtung der Aufsenwelt fruchthar zu machen, gescheitert ist, so hat sich nur dasselbe Schauspiel wiederholt, das uns alle idealistischen Philosophen geboten haben, welche sich überhaupt bemühten, den Idealismus im einzelnen durchzuführen.

Ebenso wenig auch wie seinen Vorgängern ist es Ziehen gelungen, den Solipsismus zu widerlegen. Er glaubt zwar diese Ansicht dadurch zu beseitigen, dafs er nachweist, dafs nicht das eigene Ich primär gegeben

sei (wie der Solipsismus annehme), sondern lediglich die eigenen Empfindungen und Vorstellungen. Aber seit wann ist denn die Annahme der primären und ausschliefslichen Existenz des eigenen Ich für den Solipsismus wesentlich? Versteht man denn unter Solipsismus nicht die Ansicht, dafs lediglich das eigene Seelenleben primär gegeben sei und daher ausschliefslich existiere, ganz abgesehen davon, ob man als dessen Wesen ein „Ich“ oder Empfindungen und Vorstellungen oder sonst etwas auffafst? Dieser Solipsismus läfst sich ebenso wenig widerlegen oder beweisen, als die Existenz der Aufsenwelt. Er ist eine Hypothese und zwar von allen Versionen des Idealismus die unfruchtbarste Hypothese. Und deshalb ist er abzuweisen.

Nachdem bis jetzt der Versuch gemacht wurde, zu zeigen, dafs die Grundanschauungen der Ziehen'schen Schrift durchaus verfehlt sind, sollen unter den meiner Meinung nach unrichtigen mehr nebensächlichen Ausführungen nur noch zwei Punkte besonders kritisiert werden.

Ziehens Lösung des Widerspruchs zwischen der „Kausalformel“ und der „Parallelformel“ (vergl. diese Recension S. 246) setzt voraus, dafs das Kausalitätsgesetz aus der Betrachtung der Welt nach Elimination der ψ-Komponenten empirisch gewonnen werde. Das ist freilich sehr einfach! Es ist nur schade, dafs Ziehen diese allerdings etwas paraphrasierte Behauptung nicht näher begründet hat.

Steht Ziehen hinsichtlich der Kausalitätsfrage im Widerspruch zu Schopenhauer, der sonst auf ihn den gröfsten Einflufs ausgeübt hat, so steht er hinsichtlich der Lehre von den Allgemeinvorstellungen im Gegensatz zu einem Philosophen, von dem er im übrigen nächst Schopenhauer am meisten abhängig ist. Während Berkeley die Existenz der Allgemeinvorstellungen durchaus abgelehnt hatte, werden sie von Ziehen im weitesten Umfang aufrecht erhalten. Gehört ja selbst die Kausalität zu den oben erwähnten Beziehungsvorstellungen! Ref. ist nicht imstande, allgemeine Vorstellungen im Sinne der Ziehen'schen Ausführungen zu bilden. Ich vermag mir gleiche, verschiedene, gleichbleibende, wechselnde Gegenstände und Vorgänge vorzustellen. Ebenso kann ich Veränderungen und speciell kausal bedingte Veränderungen vorstellen, nicht aber Gleichheit, Verschiedenheit u. s. w. In diesen Ausdrücken sehe ich vielmehr blofs Zeichen für Begriffe, deren Inhalt zwar definiert, aber durch eine Vorstellung so wenig repräsentiert werden kann, wie der Inhalt des Begriffes des mathematischen Punktes oder der Linie.

Mit Recht erwähnt Ziehen im Vorwort, dafs seine Darlegungen mit denjenigen von Mach, Avenarius, Schuppe u. a. verwandt sind. Die Ausführungen dieser Autoren, mit denen Ref. sich freilich gleichfalls nicht einverstanden erklären kann, sind z. T. unverhältnismäfsig bedeutender als die Ziehens.

Würzburg. Karl Marbe.

Ratzel, Fr., Politische Geographie. Mit 33 in den Text gedruckten Abbildungen. München und Leipzig, R. Oldenbourg, 1897. XX und 715 S.

Ratzels „Politische Geographie“ bildet eigentlich nur eine breitere Ausführung eines Teiles seiner „Anthropogeographie“, nämlich der Be-

ziehungen des staatlichen Lebens zur Gestalt der Länder, während die Anthropogeographie die Beziehungen des ganzen Lebens zu ihr behandelt. Das staatliche Leben ist ja von allen Funktionen der Gesellschaft das sichtbarste, konkreteste; seine Veränderungen prägen sich auch äufserlich deutlich aus und werden in sehr wahrnehmbarer Weise durch die geographischen Verhältnisse bedingt. Diese bilden einen wichtigen Teil der bestimmenden Momente, aber neben ihnen wird das innere Leben, die Macht der Ideen sicherlich, je weiter die Geschichte fortschreitet, immer mehr mitbestimmend. Sowohl für die erstere Wahrheit, als auch für ihre Ergänzung durch die letztere bietet Ratzels Buch eine gute Sammlung von Beispielen, eine imponierende Fülle gut gesichteten und geordneten Materials, das auch für den philosophischen Betrachter der Geschichte mannigfaltiges Interesse hat. Insbesondere sind es 2 Fragen, auf die hier neues Licht fällt. 1. Wie weit ist der Geist der Natur (hier den geographischen Momenten) überlegen, selbständig gestaltend? 2. Wie weit sind Politik und Verkehr voneinander abhängig, und welche von beiden Mächten ist die führende, wegweisende? Die erste Frage kann man nach Ratzels Dokumenten von neuem dahin beantworten, dafs die Macht des Geistes wächst. Der Staat ist ihm mit Recht „eine fortschreitende Organisation des Bodens durch immer engere Verbindung mit dem Volke“ (S. 6). Organisation aber bedeutet in diesem Zusammenhange Aufnahme in das Lebendige, also auch in das geistige Thun des Volkes. Und noch bedeutsamer für die wachsende Macht des Geistes sind manche einzelne Thatsachen, die Ratzel anführt. Z. B. S. 38: „Selbst die Wüsten können nicht mehr als leere Räume aufgefafst, d. h. unbeachtet gelassen werden. Seit Jahren sehen wir die Franzosen um die Herrschaft in der menschenarmen Sahara der Tuareg zwischen Algerien und der Gebirgsoase von Air ringen, und Rufsland hat durch die Wüste von Turan eine strategische Bahn gelegt.“ Ähnlich S. 349, wo bewiesen wird, dafs die Aufgabe der Verwaltung und der Unterhaltung regelmäfsigen Verkehrs den Staat oft zum Wachstum auch an solchen Stellen zwingt, „wo es aus anderen Gründen nicht angestrebt würde“, wo also die Natur nicht einladend ist, der Geist aber trotzdem Werte erkannt und in Besitz genommen hat. Auf die zweite Frage, die nach dem Verhältnis der Politik zum Verkehr, giebt Ratzel die Antwort, dafs anfänglich meist der politische Herrscher die Wege in seinem Interesse bahnt, der Verkehr aber ihm nachfolgt (S. 335, 409), später jedoch das Verhältnis sehr oft sich umkehrt, der Verkehr die Schranken der Politik überschreitet und diese nach sich zieht (S. 403, 418).

Auch für andere sociologische Fragen wird von Ratzel neues Material gebracht, so für die von Morgan angeregte, warum die patriarchalischen Herrscher sich nach dem Volke, die späteren aber nach dem Lande nennen (Rex Numidarum, roi de France). Wenn auch Morgans Unterscheidung der societas (als auf Blutsverwandtschaft beruhend) von der civitas (als auf Bodenbesitz gegründet) falsch ist, soweit er damit der alten societas das staatliche Element absprechen will, so wird er soweit wohl Recht behalten, dafs die ackerbauenden Völker ein engeres Verhältnis zum Boden haben, als die Nomaden, und dies allmählich auch in der Be-

zeichnung der Herrscher nach dem Lande zum Ausdrucke kommt. Und wie eine philosophische Betrachtung des Ausblicks in die Zukunft nicht entbehren kann, so finden wir auch dafür bei Ratzel Anregungen. Sehr verbreitet ist die Schwärmerei für die allgemeine Gleichmachung der Völker und Staaten durch Weltsprache, Weltverkehr, Weltrecht, schliefslich Weltstaat. Sie entspringt einer oberflächlichen Betrachtung, die übersieht, dafs nach einer richtigen Fassung der Formel der Entwicklung mit der Integration auch die Differenzierung der Teile wächst. Ratzel entzieht jener Schwärmerei jeden sicheren Grund, indem er sagt: „Die Geschichte wird mit jeder Generation geographischer und territorialer“. Kann denn diese Tendenz zur Vertiefung der Geschichte in die territorialen Antriebe und Aufgaben auf einmal plötzlich abbrechen, die Menschheit sich in einen Allerweltsbrei auflösen? So ist Ratzels Buch nach vielen Seiten hin ein auf Thatsachen, nicht auf Konstruktionen beruhender, wertvoller Beitrag zur Philosophie der Geschichte.

Leipzig. P. Barth.

Selbstanzeige.

Philipp, S., Vier skeptische Thesen. Leipzig, O. R. Reisland, 1898.

Es giebt mehrere Methoden der Erkenntniskritik. Zunächst die skeptisch-sophistische Methode, die sich einfach an die Thatsache hält, dafs die Erkenntnisse der Menschen mit Widersprüchen behaftet sind und die Meinungen einander widersprechen. Sie führt sehr viele Belege für diese Thatsache vor, ohne nach dem Warum dafür zu fragen. Andere Methoden füllen diese Lücke aus. Die eine stellt den Menschen als reines Individuum hin und fafst den Geist auf als eine Summe von Vermögen, Kräften, Fähigkeiten, Funktionen. Sie zeigt nun, dafs es eines bestimmten Zusammenwirkens dieser Vermögen und Funktionen bedarf, um Erkenntnisse hervorzubringen, sie knüpft also die Erkenntnisfähigkeit an gewisse technische Bedingungen und schränkt durch diese Bedingtheit das Gebiet des Erkennbaren ein. Die Methode führt daher von selbst jene gemäfsigte Skepsis mit sich, wie wir sie bei Kant, dem Erfinder dieser individualistisch-technischen Methode, sehen. Dieser Methode kann man eine andere gegenüberstellen, die social-genetische, welche sich nicht auf jene anatomische Untersuchung des einzelnen Menschengeistes einläfst, sondern den Menschen als sociales Glied und den Menschengeist als ein aus den winzigen Anfängen urzeitlich tierischer Zustände heraus entwickeltes Gebilde auffafst, und nun zu ermitteln sucht, welche Schranken diese seine Natur und

Entwicklung dem scheinbar schrankenlosen Menschengeiste zieht. Zwar an Untersuchungen über den Ursprung von Vernunft und Sprache ist kein Mangel, aber dafs der so entstandene Menschengeist nur ein beschränktes, von den Bedingungen seines Ursprungs nicht zu erlösendes Gebilde sein kann, und welches die hieraus erwachsenden Schranken seiner Befähigung sind, das bedurfte einer besonderen Untersuchung.

Hierin besteht die Aufgabe der vorliegenden Schrift. Bei der Durchführung seiner Aufgabe konnte der Verfasser Auseinandersetzungen und Polemik vermeiden gegenüber anderen Wegen der Erkenntniskritik und Erkenntnistheorie, da sie ihm als ebenso löblich und gangbar erscheinen, wie sein eigener Weg. So geziemt es dem Skeptiker. Die Unterschiede liegen in den verschiedenen Methoden begründet, und eine allein richtige Methode giebt es nicht. Wohl aber kann eine Methode zeitgemäfser sein, als die andere, und wenn heutzutage das Denken der Menschen überall auf das Genetische gerichtet ist, so wird der Erkenntniskritiker hier den Hebel ansetzen und zeigen müssen, welche Konsequenzen sich aus dieser Denkweise und ihren wissenschaftlichen Grundlagen ergeben bezüglich der Frage, wie weit die Erkenntnisfähigkeit des Menschen reicht.

Das Ergebnis ist eine noch stärkere Einschränkung der Prätensionen der menschlichen Vernunft, als bei Kant, und darum nennt der Verfasser seine Ergebnisse einfach skeptische, obwohl ihm jenes grundsätzliche Zweifeln fern ist, das manche für die Signatur der wahren Skepsis halten. Man braucht nicht ein Übertreiber zu sein, um die Befugnis zu erlangen, sich einen Skeptiker zu nennen. Da der Skeptiker die Ansprüche des Menschengeistes widerlegen und einschränken will, so mufs er der Vernunft, mit deren Hilfe er dies unternimmt, zum mindesten die Fähigkeit zu allgemeingültigen Widerlegungen lassen. Der Nachweis, dafs die Vernunft im wesentlichen nur diese widerlegende, einschränkende, negierende Macht besitzt, ist dem Verfasser durch eine neue Auffassung der Logik gelungen. Die Vernunft auf dem Erkenntnisgebiete erweist sich dadurch als ganz dieselbe, die auf dem Willens- und Gefühlsgebiete wirksam ist, wo sie gleichfalls nur zurückhalten und eindämmen kann. Das Positive in unseren Meinungen entsprieſst anderen Wurzeln, nicht der Vernunft; es läfst sich nicht vollständig rationalisieren, es hat einen bestimmten Charakter, ist also stets einseitig, und daher läfst sich in jeder positiven Meinung eine Unvollständigkeit und Lückenhaftigkeit nachweisen, die, wenigstens vom Standpunkte der Vernunft aus betrachtet, als fehlerhaft erscheint.

II.

Philosophische Zeitschriften.

Archiv für Geschichte der Philosophie (Berlin, Reimer).

Bd. 12, Heft 2.

A. Patin, Apollonius Martyr, der Skoteinologe. Ein Beitrag zu Heraklit und Euemerus.
P. Natorp, Untersuchungen über Platos Phaedrus und Theaetet.
Wilh. Wintzer, Die ethischen Untersuchungen Ludwig Feuerbachs.
G. Lacour-Gayet, Les traductions françaises de Hobbes sous le règne de Louis XIV.
W. Handt, Jahresbericht über indische Philosophie 1894—1897.
E. Zeller, Die deutsche Litteratur über die sokratische, platonische und aristotelische Philosophie. 1896. — Neueste Erscheinungen.

Kantstudien (Hamburg und Leipzig, Vofs).

Bd. III, Heft 3.

F. Medicus, Kants transcendentale Ästhetik und die nichteuklidische Geometrie.
W. B. Waterman, Kants lectures on the philosophical theory of religion.
K. Vorländer, Neue Zeugnisse, Goethes Verhältnis zu Kant betreffend.
F. Medicus, Zwei Thomisten contra Kant.
H. Vaihinger, Über eine Entdeckung, nach der alle neuen Kommentare zu Kants Kr. d. r. V. und insbesondere mein eigener durch ein älteres Werk entbehrlich gemacht werden sollen. — Recensionen. — Litteraturbericht. — Selbstanzeigen. — Bibliographische Notizen. — Mitteilungen. — Varia.

Philosophische Studien (Leipzig, Engelmann).

Bd. 15, Heft 1.

E. Buch, Über die „Verschmelzung" von Empfindungen, besonders bei Klangeindrücken.
E. M. Weyer, Die Zeitschwellen gleichartiger und disparater Sinneseindrücke. Mit Figur 3—10 im Text. (Schlufs.)
Chr. D. Pelaum, Neue Untersuchungen über die Zeitverhältnisse der Apperception einfacher Sinneseindrücke am Komplikationspendel.

Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane (Leipzig, Ambros. Barth).

Bd. 19, Heft 4. (Heft 3 ist mit 2 vereinigt.)

Kristian B. R. Aars, Über die Beziehung zwischen apriorischem Kausalgesetz und der Thatsache der Reizhöhe.
G. J. Schoute, Wahrnehmungen mit einem einzelnen Zapfen der Netzhaut.
O. Polimanti, Über die sogenannte Flimmer-Photometrie. — Besprechung über H. Grofs, Kriminalpsychologie. — Litteraturbericht.

Bd. 19, Heft 5 u. 6.

Titchener, Zur Kritik der Wundt'schen Gefühlslehre. — Litteraturbericht. — Bibliographie der psycho-physiologischen Litteratur des Jahres 1897. — Alphabetisches Verzeichnis der Autornamen der Bibliographie. — Namenregister.

Bd. 20, Heft 1.

D. Hansemann, Über das Gehirn von Hermann v. Helmholtz.
M. Meyer, Über Beurteilung zusammengesetzter Klänge. — Litteraturbericht.

Bd. 20, Heft 2 u. 3.

W. v. Zehender, Über geometrisch-optische Täuschung.
A. Samojloff, Zur Kenntnis der nachlaufenden Bilder.
M. v. Frey u. F. Kiesow, Über die Funktion der Tastkörperchen.
G. Heymans, Zur Psychologie der Komik. — Litteraturbericht.

Zeitschrift für Philosophie und Pädagogik (Langensalza, Beyer & Söhne).

VI. Jahrg., Heft 1.

E. Schultze, Über die Umwandlung willkürlicher Bewegungen in unwillkürliche.
M. Lobsien, Über den Ursprung der Sprache. (Fortsetzung.)
Jos. Geyser, Die psychologischen Grundlagen des Lehrens.
H. Schreiber, Gegen Prüfungen und Noten. — Mitteilungen. — Besprechungen. — Aus der Fachpresse.

The Monist (Chicago and London, The Open Court Publishing & Co.).

Vol. 9, No. 2.

W. Jackson, Ormazd, or the Ancient Persian Idea of God.
C. Lloyd Morgan, Vitalism.
Alfr. H. Lloyd, Evolution Evolved. A Philosophical Criticism.
Oliver H. P. Smith, Evolution and Consciousness.
Editor, A Few Hints on the Treatment of Children.
Literary Correspondence: F. Jodl, Philosophy in Germany and Austria. — Lucien Arréat, France. — Editor, Philosophy in Japan. — Criticisms and Discussions. — Book reviews.

The Philosophical Review (New York and London, The Macmillan Company).

Vol. VIII, No. 1.

J. G. Schurman, Kants Theory of the A Priori Forms of Sense.
D. H. Blanchard, Some Deterministic Implications of the Psychology of Attention.
A. H. Lloyd, Time as a Datum of History. — Reviews of Books. — Summaries of Articles. — Notices of New Books. — Notes.

Vol. VIII, No. 2.

J. G. Schurman, Kants Theory of the A Priori Forms of Sense. (II.)
A. Lefevre, The Significance of Butlers View of Human Nature.
L. M. Solomons, The Alleged Proof of Parallelism from the Conservation of Energy. — Discussions. — Reviews of Books. — Summaries of Articles. — Notices of New Books. — Notes.

The Psychological Review (New York and London, The Macmillan Company).

Vol. VI, No. 2.

G. Trumbull Ladd, On Certain Hindrances to the Progress of Psychology in America.
H. Ellis, The Evolution of Modesty.
Proceedings of the Seventh Annual Meeting of the American Psychological Association, New York, December 1898. — Discussions. — Literature. — New Books. — Correspondence and Notes.
Hierzu gehört: **The Psychological Index** No. 5 (1898), a bibliography of the literature of psychology and cognate subjects for 1898, compiled by Howard C. Warren (Princeton University), assisted by Robert S. Woodworth (Columbia University), with the cooperation of N. Vaschide (Paris) and B. Borchardt (Berlin).

The American Journal of Psychology (Worcester, Mass. Orpha).

Vol. X, No. 2.

F. E. Bolton, Hydro-Psychoses.
F. W. Colegrove, Individual Memories.
L. W. Kline, Methods in Animal Psychology.
Minor Studies from the Psychological Laboratory of Clark University. Comm. by Edm. C. Sanford.
G. M. Whipple, XII. On Nearly Simultaneous Clicks and Flashes.
F. W. Colegrove, XIII. The Time Required for Recognition. XIV. Notes on Mental Standards of Length.
E. Flood, Notes on the Castration of Idiot Children.
A. F. Chamberlain, On the Words for „Fear" in Certain Languages. A. Study in Linguistic Psychology. — Book Notes. — Notes and News. — Books Received.

Revue Philosophique, Février 1899 (Paris, Alcan).

J. J. van Biervliet, L'homme droit et l'homme gauche (1. article).
Th. Flournoy, Genèse de quelques prétendus messages spirites.
P. Tannery, La stylométrie, ses origines et son présent.
Revue générale: V. Henri, Les travaux récents de psychophysique (1. article). — Analyses et comptes rendus. — Revue des périodiques étrangers.

Mars 1899.

H. Bois, La conservation de la foi (1. article).
A. Fouillée, La psychologie religieuse dans Michelet.
J. J. van Biervliet, L'homme droit et l'homme gauche (2. article).
Revue générale: V. Henri, Les travaux récents de psychophysique. (fin.) — Analyses et comptes rendus. — Revue des périodiques étrangers.

Revue de Métaphysique et de Morale (Paris, Colin & Co.).

7. Jahrg., No. 1.

H. Bouasse, De l'application des sciences mathématiques aux sciences expérimentales.
E. Chartier, Sur la mémoire.
Lamennais, Un fragment inédit de l'„Esquisse d'une philosophie" publié par Chr. Marechal. (Suite et fin.)
H. Havard, Applications morales et sociales de la theorie du développement mental.
G. Vailati, La logique mathématique et sa nouvelle phase de développement dans les écrits de M. J. Peano.
P. Lapie, L'arbitrage politique. — Supplément: Livres nouveaux. — Revues et périodiques.

Revue Néo-Scolastique (Louvain, Institut supérieur de Philosophie).

6. Jahrg., No. 1.

Avis à nos lecteurs.
D. Mercier, Le Positivisme et les vérités nécessaires des mathématiques.
Dr. V. Ermoni, Le Phénomène de l'association.
M. de Wulf, La Synthèse scolastique.
Mélanges & Documents: La terminologie française de la scolastique. — H. Lebrun. — La Reproduction. — Bulletins. — Comptes rendus.

Rivista Italiana di Filosofia (Roma, Balbi).

Anno XIII, Vol. II. Novembre-Dicembre.

C. Cantoni, Sulla Morale.
G. Zuccante, Intorno all' Utilitarismo dello Stuart Mill.
L. Ambrosi, Che cos' è la materia.
A. Bartolomei, I principii fondamentali dell' Etica di Roberto Ardigò e le dottrine della filosofia scientifica.
G. Marchesini, Il valore del giudizio negativo.
G. M. Ferrari, L'Uomo primitivo.
V. Alemanni, Le dottrine estetiche di Pietro Ceretti. — Bollettino pedagogico e filosofico. — Recenti pubblicazioni.

Rivista Filosofica (Pavia, Fusi). (Fortsetzung der vorigen Zeitschrift.)

Anno I (XIV), Vol. I. Gennaio-Febbraio.

C. Cantoni, Ai lettori della Rivista Filosofica.
A. Chiappelli, La funzione presente della filosofica critica.
F. Tocco, I principii metafisici della scienza e della natura di E. Kant.
B. Labanca, Gesù di Nazareth in recenti pubblicazioni francesi.
A. Piazzi, Libertà o Uniformità nelle scuole medie?
Rassegna Bibliografica etc.

The Metaphysical Magazine (New York, The Metaphysical Publishing Company).

Vol. IX, No. 4.

A. Wilder, The cerebellum or subjective brain.
B. F. Mills, The germs of a greater religion.
St. K. Davis, The ideal of culture.
H. E. Gray, Kismet (Poem).
H. E. Orcutt, Is the devil dead?
Quaestor Vitae, The source of genius.
Ch. A. Winston, The universal heart (Poem).
E. A. Skilton, Metempsychosis. — The world of Thought, with editorial comment. — Notices.

Rivista quindicinale di Psicologia, Psichiatria, Neuropatologia (Roma, Fratelli Capaccini).

Fasc. 11—12. (15. Octobre.)

Tramonti, La tossicità delle urine nelle equivalenti epilettici.
S. de Sanctis et A. Mattoli, Primo contributo alla conoscenza della evoluzione dei deliri in rapporto specialmente agli indebolimenti psichici consecutivi. — Recensioni.

Fasc. 13. (1. Novembre.)

S. de Sanctis et A. Mattoli, Primo contributo alla conoscenza della evoluzione dei deliri etc. (continuazione e fine). — Recensioni.

Fasc. 14.

H. Giannelli, Un caso di paralisi progression in un bambino e tabo paralisi. — Recensioni.

Fasc. 15.

E. Sciamanna, Sopra due sorelle microcefale. — Recensioni.

III.

Bibliographie.

(Bis Ende März 1899.)

I. Geschichte der Philosophie.

Buonamici, G., Riccardo da S. Vittore: Saggio di studi sulla filosofia mistica del secolo. (XII, 182 p.) Alatri. M. 3,—.

Falckenberg, Rich., Hilfsbuch zur Geschichte der Philosophie seit Kant.) (VIII, 68 S.) Leipzig, Veit & Co. M. 1,40.

Glofsner, Dr. M., Savonarola als Apologet und Philosoph. Eine philosophie-geschichtl. Studie. (124 S.) Paderborn, Schöningh. M. 2,60.

Grzymisch, Siegfr., Spinozas Lehren von der Ewigkeit und Unsterblichkeit. (V, 59 S.) Breslau, Calvary & Co. M. 1,60.

Kronenberg, M., Moderne Philosophen. Portraits und Charakteristiken. (Hermann Lotze — F. Alb. Lange — Victor Cousin — Ludwig Feuerbach — Max Stirner.) (XI, 221 S.) München, Beck. M. 4,50; geb. M. 5,50.

Leibnitz, Gottfr. Wilh., Briefwechsel m. Mathematikern. Herausg. von E. J. Gerhardt. 1. Bd. Mit e. photogr. Fcsm. (XXVIII, 761 S. mit Fig.) Berlin, Mayer & Müller. M. 28,—.

Louis, Rud., Die Weltanschauung Richard Wagners. (VII, 193 S.) Leipzig, Breitkopf & Härtel. M. 3,—.

Nettleship, Richard Lewis, Lectures on the Republic of Plato. Edited by G. R. Benson. (372 p.) London, Macmillan. 8 sh. 6 d.

Oder, Eug., Ein angebliches Bruchstück Democrits über die Entdeckung unterirdischer Quellen. (158 S.) Leipzig, Dieterich. M. 4,50.

Reicke, Rud., Lose Blätter aus Kants Nachlafs. 3. Heft. (IV, 93 S.) Königsberg, Beyer. M. 2,40.

Studien, Berner, Zur Philosophie und ihrer Geschichte. Herausg. von Ludw. Stein. XIII. Bd.: Gramzow, Otto: Friedrich Eduard Benekes Leben und Philosophie. Auf Grund neuer Quellen kritisch dargestellt. (VII, 284 S.) Bern, Steiger & Co. M. 2,50.

Willareth, Otto, Die Lehre vom Übel bei Leibniz, seiner Schule in Deutschland und bei Kant. (V, 149 S.) Strafsburg, Schmidt. M. 3,—.

II. Logik und Erkenntnistheorie.

Martin, J., La Démonstration philosophique. Paris. M. 3,50.

Meyer, Joh. Geo., Das natürliche System der Wissenschaften. Eine Einleitung in die Wissenschaftslehre. (33 S.) Strafsburg, Heitz. M. 1,—.

Powell, J. W., Truth and Error; or, The Science of Intellection. London, Trübner and Co. 7 sh. 6 d.

Rickert, Heinr., Kulturwissenschaft und Naturwissenschaft. Ein Vortrag. (71 S.) Freiburg i. B., Mohr. M. 1,40.

III. Allgemeine Philosophie und Metaphysik.

Berr, M., L'Avenir de la philosophie. (XXI, 510 p.) Paris, Hachette et Cie. 7 fr. 50 c.

Bour, Der Weg zur Erkenntnis. Für Gläubige und Ungläubige. (88 S.) Berlin, Bermühler. M. 2,—.

Driscoll, Rev. J. T., Christian philosophy: a treatise on the human soul. New York, Benziger Bros. 1 Doll. 25 c.

Eisler, Rud., Wörterbuch der philosophischen Begriffe und Ausdrücke, quellenmäfsig bearbeitet. (In 8 Lfgn.) 1. Lfg. (VI und S. 1—96.) Berlin, Mittler & Sohn. M. 2,—.

Felsch, Erläuterungen zu Herbarts Ethik mit Berücksichtigung der gegen sie erhobenen Einwendungen. (XIV, 146 S.) Langensalza, Beyer & Söhne. M. 2,50.

Müller, Friedr. Max, Das Pferdebürla. Tagesfragen, beantwortet. (267 S.) Berlin, Paetel. M. 5,—; geb. M. 6,50.

Reinhardt, L., V. D. M.: Die einheitliche Lebensauffassung als Grundlage für die sociale Neugeburt. (VIII, 424 S.) Strafsburg, Beust. M. 3,60.

Reinke, J., Die Welt als That. Umrisse einer Weltansicht auf naturwissenschaftl. Grundlage. (IV, 483 S.) Berlin, Paetel. M. 10,—; geb. M. 12,—.

Schenk, Jos., Schönheit und Liebe. Ein philosophischer Versuch. (82 S.) Meran, Ellmenreich. M. 1,40.

Stoppani, Pt., L'immortalità dell' anima. (110 p.) Roma. M. 2,—.

Talbot, R., Les Etapes d'un sceptique. Paris. M. 3,50.

Tolstoj, Leo, Reife Ähren. Betrachtungen, Gedanken und Bekenntnisse aus den Schriften und Briefen. Gesammelt, übersetzt und herausg. von Wilh. Henckel. (VIII, 188 S.) Zürich, Henckell & Co. M. 1,60.

IV. Psychologie und Sprachwissenschaft.

Burckhardt, Ferd., Psychologische Skizzen zur Einführung in die Psychologie. 3. Aufl. (VI, 319 S.) Löbau, Walde. M. 3,50; geb. M. 4,20.

Groos, Karl, Die Spiele der Menschen. (VI, 538 S.) Jena, Fischer. M. 10,—; geb. M. 11,—.

Heinrich. W., Zur Prinzipienfrage der Psychologie. (V, 74 S.) Zürich, Speidel. M. 2,—.

Marshall, H. Rutgers, Instinct and reason: an essay concerning the relation of instinct to reason; with some special study of the nature of religion. (514 p.) New York, Macmillan. 3 Doll. 50 c.

Messer, Max, Die moderne Seele. (VII, 123 S.) Leipzig, Hadcke. M. 2,50.

Muller, Max F., The Science of Language. Founded on lectures delivered at the Royal Institution in 1861 and 1863. In 2 vols. Re.-issue. (628 and 572 p.) London, Longmans. 10 sh.

Schöpff, Wilh., Das Büchlein von der Freude. (VIII, 156 S.) Gütersloh, Bertelsmann. M. 2,—; geb. M. 2,50.

Vietor, Wilh., Elemente der Phonetik des Deutschen, Englischen und Französischen. 4. Aufl. Mit e. Titelbild u. 35 Fig. im Text. (XV, 372 S.) Leipzig, Reisland. M. 7,—; geb. M. 8,—.

V. Ethik und Rechtsphilosophie.

Cathrein, Vict., Moralphilosophie. Eine wissenschaftliche Darlegung der sittl., einschliefslich der rechtl. Ordnung. 3. Aufl. 2 Bde.: 1. Allgemeine Moralphilosophie. (XX, 613 S.) — 2. Besondere Moralphilosophie. (XV, 728 S.) Freiburg i. B., Herder. M. 16,—; geb. M. 20,—.

Eleutheropulos, Abr., Das kritische System der Philosophie. Grundlegung einer Sittenlehre (Ethik), die als Wissenschaft wird auftreten können. 2. Abtlg.: Die Sittlichkeit und der philosoph. Sittlichkeitswahn. (VIII, 135 S.) Berlin, Hofmann & Co. M. 3,25.

Ferrari, C., La libertà politica e il diritto internazionale. (340 p.) Torino. M. 4,—.

Krieg, Max, Der Wille und die Freiheit in der neueren Philosophie. Eine philosophische Studie. (VII, 40 S.) Freiburg i. B., Herder. M. 1,50.

Lipps, Thdr., Die ethischen Grundfragen. 10 Vorträge. Teilweise geh. im Volkshochschulverein zu München. (III, 308 S.) Hamburg, Voſs. M. 5,—; geb. M. 6,—.

Lotz, Rud., Ormuzd und Ahriman. Die ethische Frage im Lichte der dualistisch-idealist. Weltanschauung. (IV, 339 S.) Athen, Barth & von Hirst. M. 5,—.

Michelet, J., La Bible de l'Humanité, avec une étude par Sully-Prudhomme, Paris, Levy. 3 fr. 50 c.

Spielberg, Otto, Die Moral der freien Mannesart. (III, 316 S.) Zürich, Speidel. M. 3,20.

Sullivan, W. R. Washington, Morality as a religion: an exposition of some first principles. (296 S.) New York, Macmillan. 2 Doll.

Trojano, P. R., Etica. Questioni preliminari. I. Dell' etica, Napoli. M. 3,50.

Vidal, V., L'Art d'être heureux. Etudes morales. (VII, 366 p.) Paris, Lahure. 3 fr. 50 c.

Wallace, William, Lectures and Essays on Natural Theology and Ethics. Edited with a Biographical Introduction by Edward Caird. With a Portrait. (406 p.) London, Clarendon Press. 12 sh. 6 d.

Zoccoli, G. E., Di due opere minori di Arturo Schopenhauer. I. Über die Freiheit des menschlichen Willens. II. Über das Fundament der Moral. (260 p.) Modena. M. 6,—.

VI. Ästhetik.

Henderson, W. J., How Music developed. A critical and explanatory account of the growth of modern music. (VIII, 413 p.) New York, Stokes. 1 Doll. 25 c.

Marsop, Paul, Musikalische Essays. (VIII, 287 S.) Berlin, Hofmann & Co. M. 4,50; geb. M. 6,20.

Muntz, Eugène, Leonardo da Vinci, artist, thinker, and man of science, from the French. New York, Scribner. 15 Doll.

Muntz, E., Léonard de Vinci. (IV, 554 p.) Paris, Hachette et Cie. 40 fr.

Pfordten, Herm. Frhr. v. der, Musikalische Essays. Neue Folge. (V, 263 S.) München, Beck. M. 4,50; geb. M. 5,50.

VII. Philosophie der Gesellschaft und der Geschichte.

Chironi, G. B., L'individualismo e la funzione sociale. (20 p.) Torino. M. 1,—.

Crowell, J. F., The logical Process of social Development. (358 p.) New York. M. 8,75.

Dalla Valle, M., La società. Ideali della rivoluzione. (381 p.) Vicenze. M. 2,—.

Flügel, Otto, Idealismus und Materialismus der Geschichte. [Aus: „Zeitschrift f. Philosophie u. Pädagogik".] (V, 221 S.) Langensalza, Beyer & Söhne. M. 3,—.

Freson, J. G., Progrès moral et social, un simple essay sur l'amélioration de la condition des peuples. (XIX, 85 p.) Paris, Fischbacher. 2 fr.

Gumplowicz, Ludw., Sociologische Essays. (V, 174 S.) Innsbruck, Wagner. M. 5,—.

Helle, M., Übermenschentum und Zuchtstaat. Ein Anarchistenideal. (63 S.) Mainz, Mainzer Verlags-Anstalt. M. —,75.

Hobson, J., Atkinson, John Ruskin, social reformer. (357 p.) Boston, Dana Estes & Co. 1 Doll. 50 c.

Hyslop, Ja. Hervey, Democracy: a study of government. (300 p.) London, Scribners Sons. 1 Doll. 50 c.

Merkel, Adf., Hinterlassene Fragmente und gesammelte Abhandlungen. 1. Tl.: Fragmente zur Socialwissenschaft. Mit e. Bildnis des Verfassers. (VII, 354 S.) Strafsburg, Trübner. M. 9,—.

Sacher, E., Die Gesellschaftskunde als Naturwissenschaft. (VIII, 358 S.) Dresden, Pierson. M. 4,—.

Spencer, Baldwin, and **Gillen, F. J.,** The native tribes of Central Australia. (692 p.) London, Macmillan. 21 sh.

Treitschke, Heinrich v., Politik. Vorlesungen, geh. an der Universität zu Berlin. Herausg. von Max Cornicelius. 2. (Schlufs-) Bd. (V, 575 S.) Leipzig, Hirzel. M. 12,—; geb. M. 14,—.

Vorträge, philosophische, herausg. von der philosophischen Gesellschaft zu Berlin. III. Folge. 7. Heft: Wenzel, Dr. Alfr., Gemeinschaft und Persönlichkeit im Zusammenhange mit den Grundzügen geistigen Lebens. Ethische u. psycholog. Studien. (III, 141 S.) Berlin, Gärtner. M. 2,80.

Walter, Frz., Socialpolitik und Moral. Eine Darstellung ihres Verhältnisses mit besonderer Bezugnahme auf die von Prof. Werner Sombart neuestens geforderte Unabhängigkeit der Socialpolitik von der Moral. (XV, 346 S.) Freiburg i. B., Herder. M. 3,60.

Die noch fehlenden Abteilungen VIII, IX, X der Bibliographie werden im nächsten Hefte nachgetragen werden.

Entgegnung

auf

H. Schwarz' Kritik der empiristischen Willenspsychologie und des Gesetzes der relativen Glücksförderung.

Von **Christian v. Ehrenfels**, Prag.

Inhalt.

Erklärung der dem Gesetze der relativen Glücksförderung zu Grunde liegenden realen Faktoren. Die „Stärke" des Wollens ist kein aktuelles Bewufstseinselement. Das Widerstreben ist ein auf ein Nichtsein gerichtetes Begehren. Kein Begehren ohne Zielvorstellung. Andere Differenzpunkte.

H. Schwarz hat im letzten Hefte dieser Zeitschrift einen Aufsatz veröffentlicht, in welchem er die von ihm treffend sogenannte „empiristische" Willenspsychologie — die Auffassung des Willens, und des Begehrens überhaupt, nicht als eines letzten Urphänomenes, sondern als eines Komplexes anderweitig bekannter psychischer Elemente — einer dankenswerten, eingehenden Kritik unterzieht. Hierbei nimmt er hauptsächlich auf meinen Versuch der Analyse des Begehrens und der Aufstellung eines Motivationsgesetzes Bezug, um zu einer Ablehnung sowohl dieses, wie jener zu gelangen. Die vorgebrachten Argumente vermochten mich, obgleich ich ihre subjektive Berechtigung recht gut nachzuempfinden vermag, nicht zu überzeugen; wohl aber begrüfse ich in ihnen einen willkommenen Anlafs zur weiteren Klärung meiner Theorie, den ich anderen und mir selbst am besten dadurch zu nutze

zu machen glaube, dafs ich hier möglichst kurz und bündig zusammenfasse, was ich auf die Einwürfe meines Kritikers zu entgegnen habe. — Ich glaube am zweckentsprechendsten zu verfahren, indem ich die verschiedenen Einwürfe nach sachlichen Gesichtspunkten, und vornehmlich nach dem Mafs ihrer Tragweite ordne, um mit den weitestreichenden und tiefstgehenden zu beginnen, denen Schwarz ihre Stelle erst gegen Schlufs seiner Ausführungen angewiesen hat.

Meine Theorie besteht aus der Aufstellung eines Motivationsgesetzes und der sich hieran schliefsenden weiteren einer Analyse des Begehrens. Diese letztere steht und fällt mit dem ersteren, jenes aber keineswegs mit dieser; vielmehr wäre die Annahme meines Motivationsgesetzes mit einer „nativistischen" Auffassung von der Natur des Begehrens logisch verträglich. Ich setze daher an erste Stelle die Erwägung der Argumente gegen mein Motivationsgesetz der relativen Glücksförderung, und unter diesen wieder zuvörderst die Erwägung jenes Argumentes, mit welchem Schwarz das besagte Gesetz als eine Undenkbarkeit oder Unmöglichkeit von vornherein darzustellen sucht.

Schwarz geht hierbei von meiner eigenen Bemerkung aus, dafs die relative Glücksförderung — die Differenz zwischen einem thatsächlichen und einem nur möglichen Gefühlszustande — ja selbst gar nichts Aktuelles[1]) sei, so dafs ihr keinerlei reale Wirksamkeit (also auch nicht die Erhöhung der Beharrungstendenz einer Vorstellung) zugeschrieben werden

[1]) Wenn hier und im folgenden von aktuellen psychischen Phänomenen oder Bewufstseinszuständen die Rede ist, so sind hierunter nur die thatsächlichen, gegenwärtig vorhandenen Bewufstseinszustände gemeint, im Gegensatz zu den blofs virtuellen, für welche gegenwärtig nur die Disposition vorliegt. Psychisches, welches nicht aktuell ist, kann nie wirksam werden. Nicht aber hat man unter dem psychisch Aktuellen als solchem schon psychisch Wirksames zu verstehen. Es kann psychisch Aktuelles geben, dem doch alle Wirksamkeit fehlt. Nach der mechanistischen Auffassung der psychophysischen Beziehungen z. B. kann man allem Psychischen Wirksamkeit absprechen — nicht aber Aktualität, d. h. Vorhandensein im Bewufstsein.

könne. — Dies ist unzweifelhaft richtig und, wie gesagt, von mir selbst ausdrücklich anerkannt worden. Ich habe auch niemals behauptet, dafs die relative Glücksförderung, welche sich mit einer Vorstellung einstellt, das Agens sei, welches diese Vorstellung im Bewufstsein festhalte, sondern nur, dafs relative Glücksförderung immer mit gröfserer Beharrungstendenz der Vorstellung zusammenfalle. Wie man sich dieses Zusammenfallen etwa zu erklären haben möchte, dafür suchte ich in einer physiologischen Deutungshypothese, für welche mancherlei Anzeichen sprechen, ein Beispiel zu geben, dessen Darlegung ich jedoch mit der Bemerkung beschliefse, dafs „die Anerkennung des — empirisch begründeten — Gesetzes von der relativen Glücksförderung, wie sich von selbst versteht, von der Anerkennung oder Verwerfung dieses physiologischen Deutungsversuches unabhängig bleiben müsse" („System der Werttheorie", I. Bd., S. 200). Ich hätte, um mich ganz klar auszudrücken, wohl noch hinzufügen sollen, dafs die Anerkennung des Gesetzes der relativen Glücksförderung von derjenigen des speciellen physiologischen Deutungsversuches besonders darum auch unabhängig bleiben dürfe, weil der letztere, wenn er selbst im einzelnen verfehlt sein sollte, doch jedenfalls das Prinzip angiebt, wie man sich von jedem monistischen (resp. mechanistischen), ja selbst von jedem dualistischen Standpunkte aus das Zusammenfallen von relativer Glücksförderung und Beharrungstendenz erklären könnte. Diese Unterlassung meinerseits ist, wie es scheint, meiner Theorie in Schwarz' Beurteilung verhängnisvoll geworden. Er scheint anzunehmen, dafs die Möglichkeit einer Erklärung des Gesetzes der relativen Glücksförderung streng an die Richtigkeit meines physiologischen Deutungsversuches gebunden sei; und da er entscheidende Gründe gegen diesen letzteren zu besitzen glaubt, meint er auch jenes „Gesetz", als auf einer „unvollziehbaren Anschauung" (S. 230) beruhend, abweisen zu dürfen. — Allein die vorgebrachten Gründe scheinen mir nicht einmal die Unhaltbarkeit des speciellen physiologischen Deutungsversuches darzuthun, und noch viel

weniger die Unübertragbarkeit seines Prinzips auf eine andere Auffassung von dem psychophysischen Kausalnexus.

Da Schwarz, wie mir dünkt, das Prinzip meiner physiologischen Deutungshypothese nicht ganz so aufgefafst hat, wie es gemeint war, will ich dasselbe zunächst auf einem ganz neutralen Boden schematisch darzustellen versuchen. — Man denke sich zu diesem Behufe aus irgend einem festen Stoff, z. B. aus Stein, ein Gebirgsrelief mit mannigfachen Faltungen, Einbuchtungen, Thälern, Kesseln u. s. w. gebildet, und nehme an, es werde auf eine bestimmte Stelle des höchsten Gipfels durch eine bestimmte Zeit hindurch ein Wasserstrahl von bestimmter Form, Richtung, Mächtigkeit und Geschwindigkeit fallen gelassen. Das Wasser wird nun, entsprechend den Faltungen des Reliefs, seiner eigenen Geschwindigkeit und dem Gesetze der Schwere, vielleicht viel verschlungene Bahnen zurücklegen, und sich zuletzt in einem oder in mehreren Kesseln des Reliefs ansammeln, wo es zum Stillstand gelangt, oder es wird ganz oder teilweise aus irgendwelchen Thälern des Reliefs auf noch tiefer gelegene Teile der Umgebung ausströmen. Der Weg des Wassers läfst sich, wenn alle Voraussetzungen genau bekannt sind, vollkommen bestimmt voraussagen. Die Abänderung der Bewegungsrichtung und -geschwindigkeit eines jeden Wasserteilchens ist an jedem Punkt im wesentlichen die Resultierende dreier zusammenwirkender Faktoren, nämlich 1. des Trägheitsmomentes, mit welchem das Wasserteilchen ankommt, 2. der Schwerkraft, und 3. der Neigung des Gebirgsreliefs an der bestimmten Stelle. — In diesem Schema bedeutet nun der Wasserstrom den psychophysischen Reizungsprozefs, gleichgültig, ob man ihn monistisch als einen durchaus physisch, oder dualistisch als einen durch Zusammenwirken von physischen und rein psychischen Realitäten gebildeten denken mag; die Trägheitsmomente der Wasserteilchen an den verschiedenen Punkten bedeuten die rein associativen Vorstellungstendenzen; das Gebirgsrelief bedeutet die psychischen Dispositionen, wieder unabhängig davon, ob man sie sich als rein physiologisch, oder als teilweise in der

Nerven-, teilweise in einer rein psychischen Substanz fundiert vorstellen möge; das Benetztwerden der einzelnen Stellen des Gebirgsreliefs durch den Wasserstrom bedeutet das Entstehen der betreffenden aktuellen psychischen Phänomene; das allmähliche raschere oder langsamere Hinabsinken des Wassers bedeutet die mit den einzelnen aktuellen Phänomenen sich einstellende positive Glücksverbesserung (Zunahme von Lust oder Abnahme von Schmerz); die Schwerkraft bedeutet die Beharrungstendenz, welche den Vorstellungen nicht durch, wohl aber mit der relativen Glücksförderung zukommt; der Höhenabstand endlich zwischen zwei benachbarten Stellen des Reliefs, von denen die eine benetzt wird, die andere unbenetzt bleibt, bedeutet die relative Glücksförderung. Das Bild hält dem Vergleich mit dem psychophysischen Vorgang, wie ich ihn mir beim Begehren denke, nicht in jeder Beziehung stand, wohl aber in den wichtigsten Punkten. Es erklärt vornehmlich, auf welche Art wir es zu denken haben, dafs, entsprechend der Tendenz des Wassers, unter übrigens gleichen Umständen immer die abschüssigsten Bahnen zu wählen, sich immer der von der gröfsten relativen Glücksförderung begleitete Prozefs einstellt. Das Wirkende ist hier ebenso wenig die relative Glücksförderung selbst, wie bei jenem Schema die Höhendifferenz zwischen den benetzten und den unbenetzten Teilen des Reliefs; das Wirkende sind hier ebenso wenig die nichtaktualisierten, blofs möglichen Vorstellungen, wie dort die nur mögliche Benetzung der thatsächlich unbenetzten Teile des Reliefs. Das Wirkende sind vielmehr hier die psychischen Dispositionen (welches Wort ja nichts anderes bedeutet, als „Aktualisierungsfähigkeiten oder -kräfte"), wie dort das Gebirgsrelief mit seinen Widerstandskräften gegen den Druck des strömenden Wassers, hier die Associationstendenzen der Vorstellungen, wie dort die Trägheitsmomente der Wasserteilchen, und endlich sowie dort die Schwerkraft, hier jene psychophysische Tendenz, welche durch das Gesetz der relativen Glücksförderung nicht ihrem Wesen, sondern ihrem Effekt nach charakterisiert werden soll. — Ich wüfste nicht,

was selbst der überzeugteste Dualist und Vertreter unräumlicher Seelensubstanzen, die mit dem funktionierenden Grofshirn in echte und rechte Wechselwirkung träten, gegen die prinzipielle Zulässigkeit eines derartigen Wirkungsschemas einzuwenden haben sollte. Im Gegenteil wird er, um auch nur die altbekannten Associationsgesetze als Wirkungsmöglichkeiten zu begreifen, zu ganz ähnlichen Schemen seine Zuflucht nehmen müssen. Und somit mufs ich auf das Entschiedenste dem Einwande entgegentreten, als beruhe die Conception des Gesetzes der relativen Glücksförderung von vornherein auf einer „unvollziehbaren Anschauung".

Sollte man aber statt des anschaulichen Bildes den abstrakten Gedanken verlangen, so läfst sich dieser ohne Schwierigkeit klar aussprechen. Das Gesetz der relativen Glücksförderung fordert nicht mehr, als ein funktionelles Verhältnis zwischen der Leichtigkeit der Aktualisierung der Vorstellungsdispositionen und der Annehmlichkeit (im Sinne des Gefühls verstanden) der aktualisierten Vorstellungen; — und zwar ein funktionelles Verhältnis der einfachsten Art, so dafs mit dem Anwachsen der einen Gröfse auch die zweite zunimmt. Und es ist in keiner Weise abzusehen, weshalb diese Forderung nicht sollte erfüllt werden können — mögen nun die Vorstellungsdispositionen ausschliefslich an physischen oder zum Teil an rein psychischen Realitäten haften.

Aber auch die Einwände, welche Schwarz gegen meinen speciellen physiologischen Deutungsversuch vorbringt, scheinen mir keineswegs zwingend zu sein. Er referiert zunächst vollkommen in meinem Sinne: „Die streitenden Vorstellungen, die eine, zu welcher der wirkliche, und die andere, zu welcher der mögliche Gefühlszustand gehört, sollen auf nervösen Erregungen beruhen, die sich in den Rindenbahnen des Grofshirns mit verschiedener Leichtigkeit ausbreiten. So komme die eine eher dazu, als die andere, Partien des Gehirns zu ergreifen, in denen nervöse Energie genug aufgestapelt sei,

um die Nervenerregung, die zu ihr dringe, rückwärts fort und fort zu unterhalten." (S. 231.) — und fragt hierauf: — „Allein was hätten diese Verhältnisse mit einer Differenz zu thun, und gar mit der eines wirklichen und eines möglichen Gefühlszustandes?" — Die Antwort ist nach dem Gesagten unschwer zu finden. Der Grad der Annehmlichkeit eines durch die Reizung einer bestimmten Stelle des Grofshirns aktualisierten Bewufstseinszustandes wird eben als Funktion des „mit potentieller Energie Geladenseins" jener Partie betrachtet, wovon wieder die Leichtigkeit ihrer Erregung abhängt. Die psychophysische Reizwelle nun wird sich notwendigerweise auf diejenigen Partien fortpflanzen, welche sie mit gröfster Leichtigkeit aufnehmen und fortführen (ebenso wie das Wasser auf dem Gebirgsrelief stets den Weg nach abwärts sucht), und sie wird diese Bahnen mit um so gröfserer Beharrlichkeit festhalten, je gröfseren Widerstand die benachbarten Partien ihrem Vorwärtsdringen entgegensetzen, d. h. also, je gröfser die Differenz der Leichtigkeit ist, mit welcher die benachbarten Partien in Erregung versetzt werden können. Nun steht aber, wie vorausgesetzt, der Grad der Annehmlichkeit (im Sinne einer höheren Lust oder geringeren Unlust) der Bewufstseinszustände, welche durch Reizung einzelner Hirnpartien entstehen oder entstehen würden, in proportionalem Verhältnis zu jenem Grade der Leichtigkeit — woraus sich direkt erklärt, dafs die Beharrlichkeit, mit welcher die Reizwelle bestimmte Bahnen im Hirn, und mithin das Bewufstsein bestimmte Vorstellungen festhält, gemessen werden kann durch die Differenz zwischen einem nur möglichen und einem aktualisierten Gefühlszustand — die relative Glücksförderung.

Schwarz selbst führt an der Hand eines, mir übrigens nicht ganz klaren physiologischen Hinweises einen ähnlichen Gedanken aus, um jedoch hierauf einzuwenden, dafs es, nach allem, was wir wissen, solche Thatsachen in den physiologischen Hirnfunktionen nicht gebe. Hieran schliefsen sich Bedenken gegen die Voraussetzung, als entspräche jeder Vorstellung ein

genau umschriebener Kreis von Nervenbahnen, die Aufforderung, etwa für Eitelkeitsvorstellungen oder Vorstellungen der Erreichbarkeit oder Vermeidbarkeit beliebiger Werte solche Bahnen „auch nur auszudenken", eine ähnliche Frage, welches wohl die dem Gefühl der Reue, der Lust und Unlust des befriedigten oder unbefriedigten Strebens zugrunde liegenden Assimilations- oder Dissimilationsprozesse sein sollten, endlich der Hinweis auf die Vergeblichkeit, „in dieser ganzen Sache bei der Physiologie Zuflucht zu suchen". Sie schaffe „jenem ersten Bedenken logischer Art" (dafs nämlich die relative Glücksförderung als bloſse Differenz zwischen einem wirklichen und einem möglichen Zustand nicht wirken könne) keine Abhilfe. (S. 232.)

Was zunächst den letzten Einwurf betrifft, so wurde er, wie mir dünkt, durch das Vorausgehende schon zurückgewiesen. Nicht um eine Zuflucht bei der Physiologie handelt es sich, in einer Sache, in der etwa die Psychologie sich nicht mehr Rats wüfste, sondern darum, sich ein empirisch gefundenes Gesetz durch Anwendung des einfachen Dispositionsgedankens erklärlich zu machen, — des Dispositionsgedankens, dessen der Psychologe keinen Schritt weit entraten kann, selbst nicht bei der Erklärung von Thatsachen wie die Entstehung einer Sinnesempfindung, oder wie das Abreifsen des Bewufstseinsfadens im Schlafe und das Wiederanheben desselben beim Erwachen.

Wenn aber Schwarz in dem „Ausdenken" von Nervenprozessen für die feineren psychischen Regungen unüberwindliche Schwierigkeiten erblickt, so kann dies einen doppelten Sinn haben. Entweder er meint, dafs unsere Kenntnisse noch nicht genug weit vorgeschritten sind, als dafs wir über die Besonderheit jener Prozesse berechtigte Hypothesen aufzustellen vermöchten — oder er hält die Differenzierungsmöglichkeiten physiologischer Prozesse, welche das Grofshirn, überhaupt oder speciell nach der in Anspruch genommenen Richtung, bietet, für zu gering, um die Mannigfaltigkeit des psychischen Geschehens zu erklären. — Ersteres mufs ohne

weiteres zugestanden werden — woraus aber keineswegs ein Verbot gegen die Annahme irgend welcher besonderer Prozesse auch für die feineren und feinsten Bewufstseinszustände abgeleitet werden kann. Diese Zustände müssen ja doch irgendwo ihre Ursache haben, entweder in einem physiologischen Vorgang allein, oder in einem solchen, verbunden mit einem an einer unräumlichen Seelensubstanz sich abspielenden Prosefs, den wir jedenfalls noch viel weniger „auch nur auszudenken" vermögen, als jenen. Wir können also hier der Annahme dunkler und rätselhafter Prozesse auf keinen Fall entgehen. Bleibt also nur die letztere Deutung in Kraft. — Zu ihrer Beurteilung erwäge man folgendes: Wir wissen, dafs die physiologischen Eigenschaften des tierischen oder menschlichen Vaters auf die Nachkommen allein durch Vermittlung eines einzigen Spermatozoons übertragen werden. Dieses wunderbare, mikroskopisch kleine organische Gebilde enthält also eine Differenzierung des Baues, aus welchem sich beim entwickelten Individuum Details wie ein vom Vater ererbter Haarwirbel im linken Stirnwinkel, ein Grübchen in der rechten Wange, oder eine abweichende Form des Nagels der kleinen Zehen entwickeln. Nun übertrifft aber unser Grofshirn ein einzelnes Spermatozoon an organischer Substanz um ein Vielmillionenfaches und ist, so weit wir es kennen, nicht gröber organisiert als dieses. Hat da die Behauptung irgend eine haltbare Unterlage, es können die physiologischen Prozesse dieses Organes an die Differenziertheit der Bewufstseinszustände nicht heranreichen, so dafs man zur Erklärung der letzteren die Einwirkungen einer unräumlichen Seelensubstanz oder -realität hereinzuziehen gezwungen sei? — Eine solche Behauptung mufs zum mindesten als voreilig bezeichnet werden. — Vielleicht hat jedoch Schwarz Anderes im Sinne. Nicht die möglichen physiologischen Prozesse des Grofshirns überhaupt hält er für unzureichend gegenüber der Mannigfaltigkeit des psychischen Geschehens, sondern nur die von mir zu dem physiologischen Deutungsversuch speciell herangezogenen. Nicht dagegen wendet er sich, dafs jeder Vor-

stellung ein besonderer physiologischer Prozefs zugeordnet werde, sondern dagegen, dafs jeder Vorstellung ein „genau umschriebener Kreis von Nervenbahnen“ entspreche, und dafs somit die Unterscheidungen jener einzelnen Prozesse lediglich in ihre verschiedenen Lokalisationen verlegt werden. — Selbst unter dieser Voraussetzung scheint mir die Behauptung gewagt, es könne das Grofshirn die nötige Mannigfaltigkeit an Prozessen für den Reichtum des psychischen Lebens nicht aufbieten; wichtiger aber ist, dafs mein physiologischer Deutungsversuch zwar zunächst auf die Annahme eines homogenen physiologischen Prozesses in allen Hirnpartien Rücksicht nimmt, keineswegs aber sie notwendig voraussetzt, sondern anstandslos auf die — vorgängig wahrscheinlichere — Annahme qualitativer Verschiedenheiten des Reizungsprozesses bei der Aktualisierung verschiedener Grundklassen von psychischen Elementen übertragen werden kann. Die möglichen qualitativ verschiedenen Reizungen ein und derselben Hirnpartie sind dann mit den qualitativ gleichartigen Reizungen verschiedener Hirnpartien auf eine Stufe zu stellen. Die Bahnen der psychophysischen Reizwelle differenzieren sich dann nicht nur lokal an verschiedenen, sondern auch qualitativ an identischen Stellen. Die Leichtigkeit, mit welcher eine Nervenzelle z^1 sich nach der qualitativen Besonderheit q^1 reizen läfst, kann sich von der Leichtigkeit, mit welcher sie sich nach q^2 reizen läfst, resp. dem Widerstand, den sie dieser specifischen Reizung entgegensetzt, ebenso sehr unterscheiden, wie sie sich von der Leichtigkeit der Reizung einer zweiten Nervenzelle z^2 nach der gleichen Art q^1 unterscheiden kann, und die „Annehmlichkeit“ des betreffenden aktualisierten Bewufstseinszustandes kann hier wie dort eine einfache Funktion dieser Leichtigkeit sein. — So entschwindet meines Erachtens auch das letzte Bedenken gegen die Möglichkeit einer physiologischen Deutung des Gesetzes der relativen Glücksförderung.

Dennoch mufs ich anerkennen, dafs die besprochenen Argumente mich auf Mängel und Lücken, zwar nicht in meiner Theorie, wohl aber in der Darstellung derselben, aufmerksam

gemacht haben, so dafs es mich gar nicht wundern könnte, wenn etwa Schwarz erwidern würde: „Hätte Ehrenfels seinen Gedanken über das Gesetz der relativen Glücksförderung von Anbeginn solchen Ausdruck verliehen, so wäre mindestens dieser Teil der Kontroverse überflüssig geworden".

Folgerichtig habe ich an nächster Stelle eine Zwischenfrage zu beantworten, welche mir Schwarz einwirft, und die von der Konsequenz seines Denkens Zeugnis giebt. Der Einwurf erfolgt gelegentlich seiner Formulierung des Gesetzes der relativen Glücksförderung. Die ganze Stelle lautet: „Wir können nicht wünschen und streben, ohne dafs uns wenigstens für die Anfangszeit (warum nicht auch für die Dauer?) des Wünschens und Strebens mehr Glück erwachse, als wenn jene Akte unterblieben wären". (S. 219.) Die Frage „warum nicht auch für die Dauer?" weist wirklich auf eine scheinbare Halbheit oder Inkonsequenz meiner Theorie hin, — aber auch nur auf eine scheinbare. Kehren wir zum Schema vom Gebirgsrelief zurück! — Sicher kann behauptet werden, das Wasser wähle, insofern es nicht durch das Trägheitsmoment beeinflufst wird, immer diejenige unmittelbare Fortsetzung seiner Bahn, welche es am meisten zur Tiefe führt, oder mit anderen Worten den Weg, der ihm für den Anfang die abschüssigste Bahn bietet. Keineswegs aber folgt daraus, dafs der auf den höchsten Gipfel niederfallende Wasserstrahl gleichsam in Voraussicht und mit vorgängiger Kenntnis des Reliefs diejenige Bahn erwähle, welche, obgleich im Anfang ansteigend oder minder abschüssig, doch später die günstigsten Chancen zum Fall in die Tiefe eröffnet. Vielmehr ist es möglich, dafs das Wasser, immer unter dem Gesetz der Schwere, sich in Sackgassen, in hochgelegene Gebirgskessel verlaufe, welche nur durch relativ niedere und schwache Dämme von tiefen Thälern abgeschlossen sind, in die das Wasser doch niemals hinabgelangen kann, weil es eben an die tiefsten Stellen nicht im grofsen Ganzen, sondern für den Anfang der jeweiligen Fortsetzung seiner Bahn gebunden ist. —

Auf gleiche Weise können im Hirn Herde aufgestapelter potentieller Energie oder grofser Reizungsleichtigkeit durch eine abschliefsende Wand von Reizungswiderständen umgeben sein, so dafs die Reizwelle nicht zu ihnen dringen kann, obgleich hier ein viel höherer Lusteffekt zu gewinnen wäre, als auf ihrer thatsächlich eingeschlagenen Bahn. Die Reizwelle wendet sich nämlich, wie dort das Wasser, stets nach der Richtung des geringsten Widerstandes, nicht für den weiteren Verlauf, sondern für den Anfang der jeweiligen Fortsetzung ihrer Bahn. Auch wenn man rein psychische Dispositionen annimmt, eröffnen sich gleiche Möglichkeiten. So kann also nach dem Gesetz der relativen Glücksförderung von einem Begehrenden auch nur behauptet werden, sein Gefühlszustand müsse für den Anfang, für das Entstehen des Begehrens ein günstigerer gewesen sein, als er ohne das Begehren gewesen wäre. Man kann weiter auch behaupten, es müsse für jedes spätere Zeitdifferential, in welchem das Begehren noch andauert, der Gefühlszustand ein günstigerer sein, als wie wenn das Begehren dann, nämlich mit diesem Zeitdifferential, aufgegeben würde. Es darf aber nicht behauptet werden, dafs jedes Begehren in seiner vollen Dauer einen günstigeren Gefühlszustand bedinge, als er eingetreten wäre, wenn das Begehren von allem Anfang an unterblieben sein würde.

In einem weiteren Einwand (S. 220) wirft mir Schwarz einen Widerspruch gegen meine eigene Behauptung vor. Ich habe konstatiert, dafs es Willensregungen ohne jegliches aktuelles Lustgefühl, ja oft nur von Unlustgefühlen begleitet, giebt. Schwarz meint, dies lasse sich mit einer relativen Glückszunahme bei jedem Akte des Begehrens nicht vereinen, da ja dann die Vorstellungen, auf deren Hinzutreten das Begehren beruhe, geradezu lustvoll sein müfsten. Er übersieht jedoch erstens, dafs sich der Zustand des Begehrens gegenüber demjenigen des Nichtbegehrens, besonders wenn ein Streben oder Wollen vorliegt, nicht nur durch ein Mehr an lustvollen, sondern ebenso durch ein Minder an unlustvollen Vorstellungen unterscheiden kann. (So werden dadurch, dafs

wir uns strebend oder wollend gegen eine drohende Gefahr wenden, die beängstigenden Vorstellungen, die uns im Zustande des Nichtstrebens gleichsam an den Leib rücken würden, geradezu unterdrückt oder doch mindestens bedeutend abgeschwächt.) Zweitens aber kann sich die positive Gefühlstendenz einer Vorstellung nicht nur durch die Schaffung einer aktuellen Lust, sondern auch durch die Herabminderung einer bereits bestehenden aktuellen Unlust bethätigen.

Auf einem Versehen beruht es wohl, wenn SCHWARZ mir (S. 229) vorwirft, meine Theorie könne der — empirisch allerdings unzweifelhaften — Thatsache des gleichzeitigen Vorhandenseins mehrerer Begehrungen im Bewufstsein nicht gerecht werden. Ich behaupte wohl, dafs jeweilig glücksfördernde Vorstellungen das Begehren ausmachen, keineswegs aber, dafs diese jeweilig glücksfördernden Vorstellungen immer nur — eine Vorstellung — sein müfsten. Auch läfst sich ein solcher Schlufs in keiner Weise aus dem Gesetz der relativen Glücksförderung begründen. Gerade so, wie auf dem Gebirgsrelief das Wasser, seinem Zug nach abwärts folgend, sich gleichzeitig in verschiedene Adern verzweigen kann, so kann mir auch die psychophysische Reizwelle, der Richtung des geringsten Widerstandes folgend, gleichzeitig die verschiedensten glückfördernden Vorstellungen von Verwirklichungen vorführen, z. B. die Vorstellungen eines auszuführenden Spazierganges, einer Kahnfahrt, eines Theaterbesuches. So lange die Zeit der Verwirklichung eines dieser Wünsche nicht gekommen ist, braucht selbst die Unverträglichkeit ihrer Objekte ihr Beisammensein im Bewufstsein nicht zu stören, und selbst während der Wahl und Ausführung eines von ihnen können sich mit den Vorstellungen der betreffenden Ziele die anderen zeitweise einfinden.

Dieser Einwand leitet zu anderen hinüber, welche das deskriptive Moment des Vorhandenseins oder Fehlens von aktuellen Akten des Wünschens, Strebens und Wollens mit berücksichtigen.

S. 227 ff. weist Schwarz vollkommen richtig nach, dafs die Geltung meines Motivationsgesetzes einen häufigen Wandel in der Stärke des Begehrens bedingen würde, von welchem die innere Erfahrung uns nichts zu erkennen gebe.

Ich kann dies nur vollinhaltlich bestätigen, mufs jedoch hinzufügen, dafs es gegen mein Motivationsgesetz nur etwas beweisen würde, falls man dieses mit einer deskriptiven Auffassung von der Natur der Begehrungsphänomene verbinden wollte, welche der meinigen widerstreitet; — mit der Auffassung nämlich, dafs dasjenige, was wir Stärke des Begehrens, speciell des Wollens nennen, sich uns innerlich in der hohen Intensität eines aktuellen Phänomenes kundgebe. Wäre dies der Fall, dann müfste allerdings der von Schwarz als Beispiel herangezogene Schachspieler bei Gültigkeit meines Motivationsgesetzes ein stetes An- und Abschwellen eines intensiven Willenselementes in sich beobachten können — wovon (wie ich willig zugebe) die Erfahrung nichts erkennen läfst. — Aber wie steht es mit jener Voraussetzung? — Spiegelt sich wirklich die Stärke unseres Wollens in der Intensität eines aktuellen Phänomenes ab, das wir, so lange wir wollen, in uns herumtragen? — Ich erinnere hierbei an mein Beispiel von dem geübten und dem ungeübten Schwimmer, von denen beide mit dem gleich starken Willen, nicht unterzusinken, sich über Wasser halten, der erste in vollständiger Gemütsruhe und ohne irgend welche merkliche Gefühlserregung, — der zweite, obgleich nicht stärker wollend als jener, von den intensivsten Gefühlsschwankungen der Befürchtung,[1]) unterzusinken, und der Hoffnung, über Wasser zu bleiben, hin- und hergeworfen! — Schwarz selbst erklärt sich mit diesen und ähnlichen Beispielen einverstanden (S. 212) — allerdings bezüglich eines anderen Punktes, als des hier in Frage stehenden, nämlich bezüglich des Fehlens eines Parallelismus zwischen der Stärke des Wollens und der Intensität aktueller Gefühle, während es sich nun um das

[1]) Ich acceptiere die Bemerkung von Schwarz (S. 224), dafs „Befürchtung" in ähnlichen Fällen der angemessenere, weil weitere Terminus sei.

Verhältnis zwischen der Stärke des Wollens und der Intensität eines behaupteten aktuellen Willensaktes handelt. — Aber man betrachte nur dasselbe Beispiel unter diesem Gesichtspunkt! — Trägt der furchtlose, geübte Schwimmer, welcher mit dem denkbar stärksten Willen, nicht unterzusinken, dennoch in vollkommener Gemütsruhe die Wellen teilt, überhaupt irgend ein Bewufstseinselement in sich, welches ein empirisches Maximum von Intensität aufwiese, — etwas, das sich mit einer himmelstürmenden Freude, mit einem rasenden Schmerz, mit einem dröhnenden Schall, einem blendenden Licht auch nur entfernt vergleichen liefse? — Ich denke, die Antwort kann für den unbefangenen Beobachter nur negativ ausfallen. Die Stärke des Willens ist ein dispositioneller oder potentieller, kein psychologisch aktueller Begriff. Ein stärkerer Wille ist derjenige, welcher schwerer zum Wanken gebracht und besiegt werden kann, derjenige, welcher gröfsere Unlustopfer auf sich zu nehmen fähig ist, ohne aufgehoben zu werden. Die Stärke unseres Willens können wir durch das Experiment — durch das thatsächlich oder in der Phantasie ausgeführte — erforschen, wir können sie aber nicht wie an einem Zifferblatt an der Intensität eines aktuellen Bewufstseinselementes ablesen. Auch die „nativistische" Willenstheorie darf, wenn sie mit noch so grofser Bestimmtheit die Existenz eines letzten psychischen Elementes „Begehrungs-, speciell Willensakt" behauptet, diesem Element doch keine Intensität zuschreiben — mindestens keine, welche derjenigen Gröfse entspräche oder proportional wäre, die wir „Stärke des Begehrens" nennen.[1]) — Und somit braucht jener von Schwarz als Beispiel angeführte Schachspieler auch kein An- oder Abschwellen in sich zu erfahren, obgleich die Stärke seines Wollens in dem oben erklärten Sinne einem beständigen Wechsel thatsächlich unterworfen ist. Niemand wird nämlich angesichts des Sachver-

[1]) Vergl. Franz Brentano, „Zur Lehre von der Empfindung", Bericht des dritten internationalen Kongresses für Psychologie in München 1896, namentlich S. 124, sowie meine Entgegnung „Die Intensität der Gefühle", Zeitschrift für Psych. und Phys. der Sinnesorgane, Bd. XVI, namentlich S. 53.

haltes leugnen können, dafs die Festigkeit oder Opferfähigkeit des auf die Fortführung der Partie zum Zwecke des endlichen Sieges gerichteten Willens durch die angenommenen Gefühlsschwankungen sehr beträchtlich modificiert werden würde. So bedürfte es etwa in einem Momente, in welchem sich der Schachspieler über seinen Gegner ärgert, einer viel geringeren Versuchung, um ihn zum Aufgeben der ganzen Partie zu bewegen, als in einem Moment, in welchem ihm das Spiel hohe Lust bereitet.

Diese Erwägungen beantworten auch den weiteren Einwand, dafs nach meinem Motivationsgesetz die Willensstärke etwas Relatives sei (S. 232). Ganz gewifs ist sie das; hieran wird aber nach allem Gesagten nur derjenige Anstofs nehmen, der sie dennoch, im Gegensatz zu meiner Auffassung, der Intensität eines aktuellen psychischen Elementes gleichsetzt.

Hiermit gelangen wir zur zweiten Gruppe der Einwände, die sich gegen den deskriptiven Teil meiner Theorie richtet — den Teil, der naturgemäfs zur Kritik und zum Widerspruch weit mehr Anlafs giebt, als das Motivationsgesetz. Ich gestatte mir daher einige Andeutungen über die sachlichen Beziehungen dieses zu jenem. — Die Annahme meines Motivationsgesetzes ist mit der Annahme eines psychischen Grundelementes „Begehren“ verträglich, vorausgesetzt, dafs man nicht diesem Element eine der „Stärke“ des Begehrens proportionale Intensität zuschreibe. Dennoch kann dem Motivationsgesetz für sich eine gewisse Tendenz zur Leugnung eines solchen Grundelementes nicht abgesprochen werden; denn wenn das Gesetz richtig ist, so darf man einem Grundelement „Begehren“, selbst wenn man es vom deskriptiven Standpunkt aus anerkennt, dennoch keine andere als die Rolle einer wirkungslosen Begleiterscheinung im psychischen Leben zuschreiben, die Rolle eines Phänomenes, welches uns durch sein Auftauchen gewisse Kräftebeziehungen im Wechselspiel unseres Bewufstseinslebens anzeigt, ohne dieses im geringsten zu beeinflussen. Mein Motivationsgesetz läfst für ein

Grundelement „Begehren" im psychischen Kausalgetriebe keinen andern Platz offen, als etwa die rein mechanistische Auffassung der psychophysischen Prozesse überhaupt für sämtliche psychischen Phänomene offen läfst. So wie nun jener mechanistischen Auffassung eine Tendenz innewohnt, die Existenz des Psychischen zu bestreiten, dessen Wirksamkeit sie leugnet (eine Tendenz, die allerdings hier sofort ins Absurde führt), so erweckt auch mein Motivationsgesetz die Neigung zur Leugnung eines Grundelementes „Begehren", nachdem dasselbe aus der Reihe der psychischen Kräfte gestrichen worden.[1])

Den Diskussionen über Sein oder Nichtsein psychischer Grundelemente ist ihrer Natur nach stets eine sehr enge Grenze gezogen. Über den Hauptpunkt, auf den hier alles ankommt — dafs dem einen die innere Erfahrung mit Evidenz zu zeigen scheint, was der andere mit gleicher Berufung bestreitet, läfst sich nämlich nicht diskutieren. Nur die Argumente können hier abgewogen werden, welche auf Umwegen ihrem Ziele zustreben, oder aber auf besonders auffällige Beispiele verweisen, an denen vielleicht die Evidenz der Anerkennung leichter zu gewinnen ist, als anderswo. Namentlich wird die Leugnung eines letzten psychischen Elementes auf Grund einer versuchten Analyse der betreffenden Phänomene am ehesten dadurch zu widerlegen sein, dafs Beispiele aufgedeckt werden, in denen die von der Analyse behaupteten Bestandteile nicht, oder nicht vollständig vorhanden sind, und die wir doch als Phänomene der betreffenden Kategorie deutlich erkennen.

Schwarz ist sich — wie schon seine einleitenden Worte beweisen — dieser Verhältnisse vollkommen bewufst; er erschöpft sich daher nicht in allgemeinen Beteuerungen, dafs meine Analyse dem Thatbestande der inneren Erfahrung nicht gerecht werde, sondern sucht nach besonderen Fällen der

[1]) Die allenthalben in der Natur beobachtete Sparsamkeit der Mittel ist es, aus der wir auf die Unwahrscheinlichkeit von aktuellen und doch wirkungslosen Bewufstseinszuständen schliefsen. Dies deutet C. Stumpf an, „Eröffnungsrede", Bericht des dritten internationalen Kongresses für Psychologie 1896, S. 10 ff.

charakterisierten Art. Solche glaubt er nun hauptsächlich in dem Widerstreben gefunden zu haben. — Ich betrachte das Widerstreben als identisch — und zwar nicht etwa nur „gleichwertig", sondern im eigentlichsten Sinne „identisch" — mit einem auf ein Vergehen oder Nichtsein gerichteten Streben. Ein solches Streben nach Vergehen oder Nichtsein setzt natürlich die Vorstellung des Vergehens oder Nichtseins voraus, welche wir aus dem Vorstellungs- und Urteilsgebiete (dem „Denken" oder theoretischen „Bewufstsein") bereits gewonnen haben müssen, damit ein Widerstreben auch nur möglich werde. Schwarz glaubt hiergegen geltend machen zu können, dafs ein auf ein Nichtsein gerichtetes Begehren etwas anderes sei, als ein Widerstreben, dafs das Widerstreben überhaupt gar keine Vorstellung eines Nichtseins enthalte oder doch zu enthalten brauche, dafs es beim Kinde sich viel früher einstelle, ehe diesem die abstrakte Vorstellung des Nichtseins noch zugeschrieben werden könne, dafs die Vorstellung des Nichtseins, statt dem Widerstreben voranzugehen, vielmehr in diesem „eine, vielleicht ihre kräftigste Wurzel" besitze; „das Denken borgt hier vom Wollen, das theoretische vom praktischen Bewufstsein, nicht aber borgt das praktische Bewufstsein vom theoretischen". Ja, er glaubt so, und — wie aus dem Zusammenhang hervorgeht — nur so die Thatsache erklären zu können, dafs wir auch Vergangenem widerstreben (S. 216 ff.).

Die letzte Behauptung geht nun wohl ganz entschieden zu weit, da man ja auch das Nichtsein vergangener Dinge vorstellen kann; im übrigen aber enthalten diese Hinweise manches, welches dem Vertreter meiner Auffassung Bedenken einzuflöfsen vermöchte; am meisten wohl der Hinweis auf das Widerstreben beim Kinde, das die Vorstellung des Nichtseins oder Vergehens noch nicht zu fassen vermag.

Allein dieser Einwand bringt nichts Neues, — nichts, das ich bei der Abfassung meiner Arbeit unberücksichtigt gelassen hätte. Er bezieht sich auch nicht lediglich auf das Widerstreben, da ich mich ja auch für das positive Begehren

keineswegs mit der Vorstellung seines Objektes schlechthin begnüge, sondern die Vorstellung eines Entstehens oder Daseins verlange, welche nicht leichter zu gewinnen sein dürfte, als diejenige des Vergehens oder Nichtseins. Ich habe unter diesem Gesichtspunkte das Begehren (und Widerstreben) der Tiere und Kinder ausdrücklich behandelt (S. 256 f.), und habe meinen Darlegungen hier nichts weiter hinzuzufügen.

Die Frage, ob die Vorstellung des Nichtseins in dem Widerstreben eine, vielleicht ihre kräftigste Wurzel besitze, würde hier zu weit führen. Jedenfalls behauptet auch Schwarz nicht, dafs die Vorstellungen von Sein und Nichtsein, von Werden und Vergehen im Streben und Widerstreben die einzigen Wurzeln besitzen; und so dürfte — bei der Strittigkeit der Begriffe von Sein und Werden — diesem Argument wohl kaum die Entscheidung des Streitfalles zu entnehmen sein.

Es bleibt hier also nur noch die Behauptung zur Diskussion übrig, dafs Fälle von Widerstreben zu beobachten seien, bei welchen nicht Vergehen oder Nichtsein des Gegenstandes, dem wir widerstreben, vorgestellt werde, sondern eben nur dieser Gegenstand selbst. — Ich leugne nun nicht, dafs es Fälle der beschriebenen Art giebt, in denen der Sprachgebrauch ein Widerstreben zu konstatieren pflegt; ich behaupte jedoch, dafs dies auf Grund einer jener dem Psychologen so wohl bekannten Äquivokationen geschieht, welche schon zu vielen Irrtümern geführt haben. Die mit dem Ausdruck „Streben" (und daher auch „Widerstreben") verbundenen Äquivokationen zählen zu den verbreitetsten und gefährlichsten. Sie wurden in meinem Werke ausführlich behandelt (S. 226 ff.), so dafs hier nur der Hinweis darauf nachzutragen bleibt, dafs wir äquivok von einem Streben oder Widerstreben nicht blofs dann sprechen, wenn ein äufseres Handeln ohne Begehren gegeben ist, sondern oft auch in Fällen, in denen weder ein Handeln, noch ein Begehren gegeben ist, sondern nur ein Lust- oder Unlustgefühl mit gewissen charakteristischen Vitalempfindungen. Wenn mir ein Gegenstand Unlust erweckt, so kann ich, noch lange, ehe es zum eigentlichen wider-

strebenden Begehren kommt, eigentümliche physische, lokalisierte Phänomene an mir beobachten, welche auch das eigentliche Widerstreben begleiten und daher leicht mit diesem zu verwechseln sind. Es sind krampfähnliche, im Innern des Leibes, am merklichsten in der Gegend des Zwerchfelles lokalisierte Empfindungen, häufig vereint mit dunklen Vorstellungen einer Bewegung gegen den Gegenstand hin, eines Fort- oder Abstoſsens desselben. Diese rein physischen Phänomene, welche zu dem echten psychischen Widerstreben eine gewisse Analogie zeigen und auſserdem mit ihm in genetischem Zusammenhang stehen, verlangen natürlich keinerlei Vorstellung von Nichtsein oder Vergehen des die Unlust erweckenden Gegenstandes; und sie dürfte auch Schwarz mit dem eigentlichen Widerstreben verwechselt haben. Wo dieses selbst, das psychische Phänomen, unzweifelhaft vorliegt, dort glaube ich auch überall die Vorstellung des Vergehens oder Nichtseins konstatieren zu können — und ebenso beim positiven Begehren die Vorstellung des Werdens oder Seins seines Gegenstandes.

Übrigens läſst sich die Undurchführbarkeit von Schwarz' Auffassung des Widerstrebens auch direkt nachweisen. Er selbst gesteht zu (S. 216), daſs es ein auf Nichtsein oder Vergehen gerichtetes Wünschen, also auch Streben und Wollen gebe; und daſs dieses sprachüblich als „Widerstreben" bezeichnet wird, dürfte er wohl schwerlich leugnen. Unter den Akten, die wir Widerstreben nennen, wären also nach Schwarz zwei Kategorien zu unterscheiden, nämlich positive Begehrungsakte, welche auf ein Nichtsein oder Vergehen, und negative Begehrungsakte, welche schlechthin auf — oder gegen — ihren Gegenstand gerichtet seien. Nun ist weiter klar, daſs mindestens alles Widerstreben, in welchem wir Mittel zum Zwecke begehren (wie etwa, wenn wir ein Medikament zu erlangen trachten, um eine Krankheit, der wir widerstreben, zu beseitigen), der ersten Kategorie angehören. Denn wie sollten wir die Mittel ausfindig machen und wünschen können, ohne den Zweck, welchen sie bewirken sollen — das Nichtsein

resp. Aufhören des betreffenden Objektes — vorzustellen und zu wünschen? — Wäre also das Widerstreben auch anfangs nicht auf Nichtsein, sondern schlechthin gegen ein Objekt gerichtet, so müfste es doch, sobald es dazu gelangt, Mittel zu seinem Zwecke zu wünschen, plötzlich in den entgegengesetzten Akt des Anstrebens eines Nichtseins oder Vergehens umschlagen; und dieses plötzliche Umschlagen in einen Akt mit verändertem Objekt und konträrer Qualität könnte uns unmöglich verborgen bleiben. — Dafs wir aber von alledem nichts beobachten können, ist geradezu ein Beweis dafür, dafs es dem Anstreben konträre Akte des Widerstrebens nicht giebt, und dafs alles, was wir so nennen, nichts anderes ist, als Anstreben des Nichtseins oder Vergehens.[1])

Schwarz greift den deskriptiven Teil meiner Theorie jedoch auch noch an anderen Punkten an. Ich habe (S. 226 bis 230) ausführlich zu zeigen gesucht, dafs alle Fälle, in denen es den Anschein haben könnte, als gäbe es ein Wollen, allgemein ein Begehren, welches nur auf ein Mittel zum Zweck und nicht zu gleicher Zeit auf diesen Zweck selbst gerichtet sei, auf Täuschung beruhen. Schwarz dagegen behauptet mehrmals auf das entschiedenste, dafs das Wollen des Zweckes und das Wollen des Mittels zwei verschiedene „Willensregungen" seien (S. 230), von denen auch die letztere ohne die erstere vorkommen könne (S. 226). — Er führt indessen zur Begründung seiner Behauptung nichts an, was ich nicht (a. a. O.) schon berücksichtigt und m. E. widerlegt hätte; ja, er thut meiner hierauf bezüglichen Ausführungen nicht einmal Erwähnung, weshalb mir hier nichts weiter obliegt, als den Leser darauf hinzuweisen.

---

[1]) Selbst die Schule Brentanos, der bekanntlich die Gefühle und Begehrungen als specielle Fälle der umfassenden Grundklasse des „Liebens und Hassens" betrachtet, erblickt im Widerstreben niemals ein „Hassen", sondern immer nur ein „Lieben" des Nichtseins oder Vergehens. — Allerdings scheint mir durch diese richtige Auffassung zugleich die Analogie preisgegeben zu sein, auf Grund welcher die Zusammenfassung des Fühlens (Lust und Unlust) und Begehrens (Anstrebens und Widerstrebens) unter jene behauptete gemeinsame Klasse etwas Verführerisches besitzt.

In den allerschärfsten Widerspruch zu dem deskriptiven Teil meiner Theorie tritt endlich Schwarz mit den Behauptungen, dafs wir manchmal uns überhaupt gar kein Ziel vorstellen, während wir wollen, und manchmal das, was uns während des Wollens vorschwebt, etwas anderes sei, als das Willensziel (S. 211). — Dies wäre nun allerdings für meine Theorie schlimm genug. Denn da ich einen eigenen Willensakt nicht gelten lasse und der Ansicht bin, das psychisch Bewufste am Begehren bestehe oft nur in Vorstellungen, und zwar in Vorstellungen dessen, was wir Begehrungsziel nennen, so bliebe für ziellose Begehrungen nun überhaupt gar kein Bewufstseinsinhalt mehr übrig; sie würden sich nach meiner Theorie in Nichts auflösen; höchstens das Vorhandensein einer äquivok als Willen bezeichneten Willens- oder Gefühlsdisposition könnte zugegeben werden. — Allein mir dünkt, dieser befremdliche Schlufs kommt der Wahrheit sehr nahe, und die ziellosen Willensakte dürften sich allen Ernstes bei näherem Zusehen dem empirischen Psychologen geradeso in ein Nichts auflösen, wie meine Theorie es verlangt. — Schwarz beruft sich bei seinen Behauptungen auf Autoritäten, und zwar bezüglich der ersten auf diejenige Wundts, bezüglich der zweiten auf Meinong. Was nun den letzten betrifft, so mufs hier wohl hervorgehoben werden, dafs er an der von Schwarz bezeichneten Stelle („Psychologisch-ethische Untersuchungen zur Werttheorie", S. 35) nicht von Willensakten, überhaupt gar nicht vom Begehren, sondern von Gefühlen spricht, welche wir unter Umständen mit Scheininhalten versehen. Dieses Verhältnis wird von Meinong (a. a. O. S. 36) so gedeutet, dafs der wirkliche und eigentliche, im Bewufstsein vorhandene Inhalt des Gefühles unserer Aufmerksamkeit entgehe, während wir fälschlich dem Gefühl irgend ein Objekt zuschrieben, auf das es thatsächlich nicht gerichtet sei. — Ein solches Phänomen weicht aber von einer „Willensregung", bei welcher „das, was uns vorschwebt, gerade nicht das Willensziel" ist, doch beträchtlich ab. Keinesfalls kann Meinong die Ansicht imputiert werden, dafs mitunter Willens-

akte oder Gefühle ihre wahren Inhalte mit falschen auszutauschen vermöchten; der Austausch vollzieht sich nach Meinong immer in unserem irrenden Urteil, während die Phänomene selbst, wie ja auch gar nicht anders denkbar, ihre eigentlichen Inhalte behalten. Meinongs Ansicht stellt daher nicht die geringste Annäherung zu der Annahme von Willensakten dar, deren Ziel nicht vorgestellt würde. Auch gegen meine Theorie verstöfst die Thatsache des Irrtums über das eigentliche Willensziel nicht im mindesten; sie erscheint vielmehr als ein Argument für dieselbe, da sie unter der Voraussetzung eines Grundelementes „Begehrungsakt" viel schwerer erklärt werden kann, als ohne dieselbe (System der Werttheorie, I. B., S. 252).

Auf die Willenstheorie Wundts hier näher einzugehen, um die Frage des Willens ohne vorgestelltes Ziel zu erörtern, würde zu weit führen;[1]) auch bleibt abzuwarten, ob Schwarz, der ja nach seiner kritischen Studie binnen kurzem mit einer Veröffentlichung über Willenspsychologie hervorzutreten beabsichtigt, sich mit dieser Theorie identifizieren wird. Ich kann mir die Behauptung, es sei ein Wille ohne vorgestelltes Ziel denkbar, nicht anders als durch Vermittlung einer einfachen Äquivokation zustande gekommen denken. Was man unter „Willen" versteht, wenn man dies behauptet, ist etwas anderes, als was man sonst mit diesem Worte bezeichnet: entweder die psychische Seite eines Handelns, welches zu Willenshandlungen äufsere Analogie zeigt, thatsächlich aber auf gewohnheitsmäfsig erworbenen oder angeborenen Mechanismen beruht, — oder ein gewisser Komplex von Vitalempfindungen mit dunklen Bewegungsvorstellungen (vergl. S. 279 f. dieses Aufsatzes); — oder gar nichts psychisch Aktuelles, sondern eine Willens-, eine Gefühls-, ja selbst nur eine Disposition zu mechanisierten Bewegungen. Ein psychisch aktuelles

[1]) Ich habe Wundts hierhergehörige Lehren in der ersten Publikation meiner Willenstheorie „Über Fühlen und Wollen", Sitzungsberichte der philos. histor. Klasse der kaiserl. Akademie der Wissenschaften, Wien 1887, einer kurzen Kritik unterzogen.

Wollen ohne vorgestelltes Ziel ist ein Unding, nicht minder als eine Vorstellung ohne Objekt.

Nach der hiermit beendeten Besprechung der sachlichen Argumente sei es mir noch gestattet, auf eine persönliche Bemerkung Schwarz' zurückzukommen. Er glaubt die Genesis meiner Willenstheorie aus der Wertdefinition Meinongs verfolgen zu können (S. 234), während umgekehrt diese durch jene beeinflufst wurde. Ich habe meine Willenstheorie schon 1887 veröffentlicht;[1]) 1894 erschien die Arbeit Meinongs, und erst 1895 modifizierte dieser in einem Supplement[2]) seine Wertdefinition zu ihrer gegenwärtigen Gestalt. — Ich erwähne dies jedoch nur, indem ich zugleich hier — wie anderwärts — dankend der Förderung gedenke, die meine psychologische Bildung im allgemeinen durch Meinong erfuhr.

Zum Schlufs wiederhole ich auch Schwarz meinen Dank für seine eingehende Kritik, durch die er mich zur näheren Erläuterung und Ausführung mancher klärungsbedürftigen Partien meiner Willenstheorie veranlafst hat.

---

[1]) Vergl. die letzte Anmerkung.

[2]) „Über Werthaltung und Wert", Archiv für system. Philosophie, Bd. I, H. 3.

Ausgangspunkte zu einer Theorie der Zeitvorstellung.

Von **Eugen Posch**, Budapest.

(Dritter Artikel.)

Inhalt.

Dauern ist nichts, als mit zeitlichen Begriffen belegtes Sein. Zwei Entstehungsarten des Dauerbegriffs. Das Messen ist ein konstitutives Element dieses Begriffs. Eigentlicher Sinn der „unwiederbringlichen Vergangenheit". Räumliche Nebengedanken bei zeitlichen Vorstellungen.

V. Die Dauer.

Da unser Standpunkt — wonach Zeit nicht objektive Weltingredienz oder zwischen Objektivem und Subjektivem in der Mitte schwebende „Form" (res sui generis) sei — uns auferlegt, bei Bezeichnung jener Weltthatsache, die den Dauervorstellungen zu Grunde liegt, die nächstliegende Benennung (dafs nämlich Gegebenes wirklich verschieden lange andauere) zu meiden, indem durch eine solche Ausdruckswahl Zeitliches als objektiv vorhanden hingestellt würde, so wolle man sich zur Bezeichnung der fraglichen Weltthatsache mit dem negativen Ausdruck begnügen: „was in den Sinneshorizont des Beschauers vereint (nämlich gleichzeitig) eingetreten ist, tritt nicht immer vereint aus". Man mufs hier vor Augen behalten, dafs sich der Weltlauf bezüglich der Abberufung seiner Darbietungen an die rein menschlich ästhetischen Ansprüche von Symmetrie und Rhythmus nicht kehrt, insofern sich weder ständige Gleichzeitigkeit, noch ein in regelmäfsigen Absätzen oder Gruppen erfolgender Abzug für zusammen eingetretene Gestaltungen behaupten läfst, und auch bezüglich des Wann?

dieses Abgangs überhaupt gar keine andere Regel anzugeben bleibt, als diejenige: „jede Komplexion (eine Kräfteresultante) hört auf, wenn der Weltlauf die zu ihrer Aufhebung hinreichenden Bedingungen (eine entsprechende Gegenkraft) zustande gebracht hat".

Bei Untersuchung der Entstehungsbedingungen unseres Begriffs von Dauer muſs, wie bei dem vorhergängigen, erwogen werden, daſs derselbe bei der Betrachtung des Gegenwärtigen anhebt, d. h. daſs die Thatsache der Auffassung vergangener Eindrücke als dauernd durch den Umstand einer ähnlichen Auffassung derselben, so lange sie gegenwärtig waren, hinlänglich erklärt ist.

Waitz sieht in dieser Übertragung der Dauervorstellungen auf Vergangenes, entstanden einfach durch Mitreproduktion des Dauerprädikats bei Auftauchen des betreffenden rein qualitativen Erinnerungsbildes (S. 595—596), die erste Phase einer Weiterausbildung der Zeitvorstellung.

Wie sehr diese Zeitkategorie an Gegenwärtiges geknüpft sei, beweisen u. a. diverse Spracherscheinungen, wonach nämlich Gegenwärtigkeit der Handlung, wo auszuprägen nötig, durch dem Zeitworte angehängte Bildungssilben, welche eigentlich Andauer bedeuten (so -sz in den ungarischen Zeitwörtern lesz, tesz, hisz, visz, mit Wurzel auf -v), bezeichnet wird.

Die Waitz'sche Behauptung jedoch, daſs der Begriff „Gegenwart" geradezu aus dem von Dauer entstanden sei, scheint mir nur als Kundgebung einer innigen Herausfühlung der Zusammengehörigkeit beider Zeitkategorien von Wert zu sein.

Der erste Keim des Dauerbegriffs scheint in der Vorstellung eines „trotzdem Vorhanden"-en zu liegen, die sich am leichtesten durch Erfahrungen von Unzulänglichkeit jener — anfangs nur reflektorischen — Bewegungen behufs Verscheuchung unangenehmer Eindrücke gewinnen läſst, welche Bewegungen sich in bisherigen Fällen zweckdienlich erwiesen haben. Hiermit ist gesagt — und wir wollen es hervorheben —, daſs 1.) zur Entstehung der Dauervorstellung das Hervortreten eines einheitlichen, gleichbleibenden oder wenigstens -geltenden Eindrucks A erforderlich ist, weil hier nebst der Erwartung des endlichen Aufhörens eine fortwährende (nur durch

Rückerinnerung ermöglichte) Vergleichung der vergangenen Phasen von A und Identifikation derselben mit den gegenwärtigen Eindrücken (sonst könnte man ja nicht sagen: A sei noch da!) stattfinden mufs; 2.) dafs zur Entstehung der fraglichen Vorstellung, speciell der unterscheidbarer Phasen, das uns bewufste Mitwirken einer parallel ablaufenden Reihe von anderweitigen Eindrücken nötig ist, als solche sich am ehesten die Empfindungen jener eigenen Einmischungen (a, b, c, z. B. Zählen oder Kraftäufserungen behufs Verjagung) darbieten, zu welchen uns die Ungeduld hindrängt; und 3.) dafs die Hauptvorstellung A betonter und zwar unangenehm betonter Natur sein mufs — eine Annahme, die schon wegen der Analogie mit den bisherigen Zeitbegriffen, wo Betontes sich so wichtig erwies, und anderseits auch durch die Thatsache nahegelegt ist, dafs die „Zeit", nämlich was man dafür hält, besonders bei langweiligen Eindrücken fühlbar wird.

Dafs der blofse Anblick eines thatsächlich dauerhaften Eindruckes zur Erzeugung der Dauervorstellung ungenügend ist, wird jeder Anhänger des bereits öfter erwähnten Herbart'schen Prinzips (s. o.) zugeben (vergl. auch Volkmann, S. 21). Dies wurde schon von Condillac sehr klar eingesehen („La statue n'aurait jamais connu qu'un instant, si le premier corps odoriférant eût agi sur elle d'une manière uniforme, pendant une heure un jour ou davantage . . . Si elle ne distingue pas des instants, comment apercevra-t-elle la durée?" I. chap. 4, § 17). Für letzten Satz vergl. Herbart: „Wird inmitten einer sehr vollstimmigen Musik . . . auf einmal nur eine Stimme hörbar, welche eine lange Note aushält . . ., so wird dieser Ton als dauernd wahrgenommen; warum? weil auf ihn die Töne der anderen Instrumente, welche man erwartet, . . . übertragen werden". (VI, S. 144.) — Ähnlich Dühring: „Dauer ist eine Häufung von Elementen, und woher soll in dem Ununterschiedenen eine solche Häufung kommen? . . . Leere Dauer hat nur dann einen Sinn, wenn ihr eine von Veränderungen erfüllte Dauer als Mafs gegenübersteht" (S. 69—70).

Unsere ersten beiden Voraussetzungen für die Entstehung der Dauervorstellung finden sich bereits bei Hume vor — statt der zweiten wohl nur eine während der Betrachtung A's in uns unwillkürlich ablaufende Vorstellungsreihe (S. 139—140) —, deren Vorwalten Hume als einzigen Rechtfertigungsgrund für die Anwendung zeitlicher Vorstellungen auf „unveränderliche Objekte" (mit denen jene Vorstellungen wegen ihres Ursprungs aus successiven Reihen nichts gemein haben dürften) hinstellt, da zwei Anblicke eines solchen Objekts ohne Einschaltung irgend welcher Successionsreihe nicht distant, d. h. in zeitlichem Abstande voneinander gedacht werden könnten. (Ib.) Die nur mittelbare Anwendbarkeit zeit-

licher Prädikate auf Beharrliches giebt auch Dühring zu: „Allerdings ist die Zeit auch die Form des Beharrens, aber sie ist dies nur vermöge des Gegensatzes, in welchem das Bleibende nur unter Begleitung von Veränderungen als solches wahrnehmbar wird“ (S. 69—70, vergl. Aristoteles, S. 58 dies. Zeitschr.). Der hier ausgesprochenen Ansicht huldigt in obiger Stelle offenbar auch Herbart. — Die Condillac'sche Veranstaltung für Erzeugung des Dauerbegriffs unterscheidet sich von der unsrigen nur darin, dafs der französische Denker A ein Gedankenbild sein läfst, während die parallel ablaufende Successionsreihe aus Sinneseindrücken besteht (I, chap. 4). Jedenfalls ist es am natürlichsten, beide Faktoren Sinneseindrücke sein zu lassen, da sich der Dauerbegriff gewifs eher am Sichtbaren und Fühlbaren, als an blofsen Einbildungsvorstellungen festgesetzt hat, und Eindrücke auch leichter erfafsbare Phasen abgeben, als blofse Vorstellungsbilder.

Die Keime all dieser Anschauungsweisen liegen in der Locke'schen Stelle: „wir nennen unser Dasein oder den Fortgang unseres Daseins oder eines anderen Dinges nach dem Mafse der Folge der Vorstellungen in unserer Seele die Dauer von uns oder von einem anderen Dinge, was mit unserem Denken gleichzeitig da ist“ (S. 188). — Diese Stelle mag auch als Ausgangsgunkt für die Baumann'sche (II, S. 559—560) Bestreitung der Hume'schen Anschauungsweise gedient haben, derzufolge zeitliche Prädikate auf Beharrliches schon deshalb unmittelbar und nicht, wie Hume will, nur indirekt anwendbar wären, weil die Zeitvorstellung selber durch Beharrliches, ein über die Wandlungen seiner Zustände erhabenes Ich, entstanden sei. Dieser Gedanke findet sich näher und schärfer ausgeführt bei A. Riehl[1]) wieder (hierüber w. u.).

Der Waitz'schen Ansicht (S. 593), wonach die für Dauer nötige Vorstellung eines Identischen mit Einschnitten (Phasen) durch „Zusammenfassung“ (nicht völlige Verschmelzung) jener Gefühlsäufserungen entsprungen wäre, welche uns das stetig anwachsende Gefühl des Unbehagens bei einer langweiligen Gegenwart abringt — dieser Ansicht, sage ich, mufs aufser Unklarheit dieses Verschmelzungsprozesses entgegengehalten werden, dafs die blofse Steigerung eines Gefühls (der Langweile), wie sie hier angesprochen wird, zur Erzeugung neuer Vorstellungen niemals tauglich ist. Denn entweder ist die erste Anwandlung von Überdrufs schon geeignet, die Vorstellung eines „zu lang“-en zu erwecken, in welchem Falle alle ferneren Grade, als höchstens den Begriff eines „noch länger“-en bewirkend, für unseren Zweck überflüssig sind; oder jene erste Anwandlung ist zu erwähntem Behufe nicht geeignet. Die Steigerung eines zur Gewinnung neuer Kenntnisse ungeeigneten Gefühles wird aber höchstens quälen und nicht unterrichten. Bei Volkmann entsteht uns die Dauervorstellung im Zustande des Erwartens, wenn sich unsere Aufmerksamkeit nicht dem Vorstellungsbilde zuwendet — solches würde Zukunftsvorstellungen erzeugen —, soudern sich dem vorhandenen Sinnesinhalt zukehrt („aus dem Nochnichtda der Zukunft wird das bewufste Nochda der

[1]) Der philosophische Kriticismus, II. Bd., 1. Teil, Leipzig 1879, S. 123 ff.

Gegenwart dadurch, dafs die Erwartung auf die Gegenwart gleichsam reflektiert wird: die Gegenwart dauert, wenn sie die Erwartung der Zukunft Lügen straft", S. 21). Zu bemerken ist, dafs bei VOLKMANN das öftere Hervortreten unserer Ungeduld nicht zur eigentlichen Beschaffung, sondern blofs zur reihenhaften Ausbreitung der Dauervorstellung dient. Dies scheint sich aus folgender, freilich wieder etwas zu poetisch geratener Schilderung entnehmen zu lassen: „Jeder Versuch des [erwarteten] B, zu steigen, stöfst auf das festgehaltene [gegenwärtige] A und führt zu einer Hemmung . . . Jede dieser Hemmungen schlägt wie eine Welle an A an und markiert sich an ihm, A bestätigt sich gegen jeden Angriff, setzt sich selbst jedesmal gleichsam aufs Neue, zerlegt sich in eine Mehrheit und dehnt sich in eine Reihe aus, denn die Erwartungen tragen die Dauer, die sie abweist, mit sich in die Succession fort. Durch den Andrang der Zukunft wird die Gegenwart eine Zeit und durch den gegliederten Andrang eine gegliederte, gemessene Zeit". (Ib.) — Der HEGEL'schen Äufserung (§ 258), die Dauer sei „das Allgemeine dieses Jetzts und jenes Jetzts" (d. h. ein durch Vergleichung verschiedener Momente erhältliches Abstraktum), liegt die geradezu erstaunliche Meinung zu Grunde, die augenscheinliche Verwischung (Undeutlichkeit) der Scheidelinien am Dauerhaften und das Verschwinden der individuellen Unterschiede vor dem Allgemeinen (jener bei Bildung abstrakter Begriffe eintretende Vorgang) seien durch die nämliche Ursache bedingt.

Der rein subjektive Charakter, wie solcher sich für das Prädikat „Dauer" aus dessen Entstehungsbedingungen ergiebt — erscheint sie doch als blofse, auf Objektives gemünzte Ungeduld! —, wird nicht getrübt, wenn man als zweite Ursprungsquelle dieses Zeitprädikats noch eine andere, offenbar ebenso naheliegende Situation zuläfst, bei der wohl jenes „unangenehme" A fortfällt, jedoch als Ersatz ein anderes subjektives Element, nämlich Vergleichung, ein rein willkürlicher Gedankenprozefs, vorwaltet. Ich denke nämlich, dafs der Anblick eines Untergehenden (A′) neben Verbleibendem derselben Art (A) recht frühzeitig zu Vergleichungen anzuregen vermag, welche, wenn sie zufälligerweise gleichzeitig Eingetretenes betrafen, ganz gut zum Ausgangspunkt von Dauerprädikaten für A und A′ dienen können. Ist nun seit Eintritt des A nicht nur jenes mit ihm gleichzeitig erschienene A′ vergangen, sondern auch ein das A′ unmittelbar ablösendes A″, und zwar letzteres gleichzeitig mit dem nun ebenfalls verschwindenden A, so bieten sich schon naturgemäfs zwei Phasen, eine zweigliedrige Parallelreihe, für die Beurteilung der Dauer von A,

welch letzteres dem Anfänger nun für ebenso „bleibensbestrebt“ [1]) gelten wird, wie A′ und A″ zusammen. Dafs Rückerinnerung (an frühere Phasen des A) auch bei dieser Entstehungsart eine Rolle spielt, liegt auf der Hand, sowie dafs auch im früheren Falle Vergleichung vorkommt, dort nämlich, wo das Subjekt die gegenwärtige Unzulänglichkeit seiner sonst zweckdienlichen Kraftäufserungen einzusehen bekam.

Vergl. Ulrici (§ 31): Die Vorstellung der Dauer bildet sich erst durch Unterscheidung eines unmittelbaren Nacheinander von einem durch Zwischenglieder vermittelten, d. h. infolge der Bemerkung, dafs die eine Erscheinung unverändert bestehen bleibt, während andere sich ändern oder vergehen.

Wenn jedoch hieraus geschlossen wird, die Vorstellung von Dauer, eines Andauernden, sei die notwendige Prämisse zur Möglichkeit des Successionsbegriffes, somit „die Vorstellung der Dauer die eigentliche Zeitvorstellung“ (A. Riehl, a. a. O. S. 118), so waltet hier jene auch im Texte gerügte Verwechslung eines als dauernd Erfafsten mit einem blofs Seienden ob. Nicht das ist nötig, dafs mir ein unveränderliches Sein als andauernd bewufst sei — denn da ist es schon zeitlich gedacht —, um ein mit ihm verglichenes Verschwinden mir als solches zum Bewufstsein zu bringen, sondern nur, dafs ich an A ein Sein bemerke, während das mit ihm vereint eingetretene B zu Grunde geht. Dauer hat ebenso ein rein qualitatives, von menschlichen Zuthaten unabhängiges Grundelement, wie Succession; es heifst Sein, so wie das Grundphänomen von Succession Verschwinden, Vernichtetwerden heifst.

Ich betone, dafs der Unterschied, den die Versuchsperson an den Objekten seiner Vergleichung notwendigerweise bemerken mufs — da bei völligem Fortfall eines solchen (d. h. wenn alles gleichzeitig Eingetretene stets auch gleichzeitig verschwände) eine Vorstellung von Dauer ebenso wenig entstehen könnte, wie eine des Roten, wenn alles rot wäre —, dafs dieser Unterschied, sage ich, ein rein qualitatives und nicht zeitliches Moment betrifft, insofern vorderhand nicht verschiedene Länge oder Dauer der Darbietungen konstatiert wird, sondern nur ein Sein (Bleiben, bei A) und ein Nichtbleiben (bei A′ und A″). Es wird eben das unmittelbare

[1]) Sit venia verbo! Ich bedurfte hier eines Ausdrucks zur Schilderung jener Vorstellung, welche bei einer noch nicht zeitgewandten Intelligenz unseren zeitlichen Begriff des „Andauern“-s vertritt.

Erträgnis all dieser Beobachtungen des kindlichen Zuschauers noch immer keine im heutigen Sinne verstandene Dauervorstellung sein, sondern es werden sich vorläufig nur Prädikate, wie „dennoch", „hartnäckig", „bleibensbestrebt" etc. entwickeln, wertvolle Anknüpfungspunkte für jenen Läuterungsprozefs, welcher in späteren Jahren mit Herausbildung einer rein abstrakt zeitlichen Dauervorstellung abschliefst, da die letztere sich u. a. auch von dem sinnverwandten Begriffe physischer Dauerhaftigkeit (Kohäsionskraft) ablösen mufs, von welcher sie wegen Abstammung des Wortes duratio von durus bereits Locke (S. 206) ableitete.

Die in der Sprache selbst enthaltenen Fingerzeige zur Klarlegung jener räumlich-konkreten Vorstellungen, wie solche jeglichem Zeitbegriffe ursprünglich anhaften, führen jedenfalls sicherer zum Ziele, als selbstgewählte Pfade, wie z. B. bei Guyau (S. 74), wo zum Nachweise des ursprünglich räumlichen Charakters aller Dauervorstellung der Umstand herangezogen wird, dafs wir bei „Dauer" stets an ein irgendwo („dans tel milieu") Dauerndes und Geschehendes zu denken pflegen.

Die Parallelreihen, zufällig erfafste Miteindrücke des A und von ganz ungleicher Dauer, stellen Zeitmafse dar (wohl nur deren primitivste Ansätze), da ihre Glieder zu Rekonstruktion eines einheitlichen Gröfseren aus diversem Kleineren (zur Gleichstellung von A und $[A'+A''+A'''+\ldots A^n]$) dienen, ein Prozefs, wie solcher jeder Messung zu Grunde liegt, für welch letztere eine Gleichheit (Identität) der Mafseinheiten bekanntlich kein wesentliches Erfordernis, sondern nur ein Erleichterungsmittel ist. Auch das ist gemessen, dessen Länge ich nicht anders auszudrücken vermag, als „es ist so lang, wie ein Meter, eine Elle und ein Fufs zusammen".

Dafs der Sinn für derlei Mefsbethätigungen sich ziemlich frühzeitig entwickeln dürfte, wird zugeben, wer bedenkt, dafs es sich hier wesentlich nur um ein Bemerken und Herausheben jener an und für sich schon fesselnden Fälle handelt, wo eines (A) sich „gerade so" verhält (nämlich bleibt), wie vieles (A', A'' etc.) andere. Entdeckte Gleichheiten an Verschiedenem, bekanntlich auch der Grund des Wohlgefallens am Rhythmischen und Symmetrischen, verursachen bereits dem Kinde Freude.

Noch sei bemerkt, dafs das Messen nicht als accessorischer Prozefs neben dem Begriffe von Dauer aufzufassen ist, als was er sich heutigen Tages nach erfolgter Ausbildung des Dauerbegriffs und Feststellung der Mafsmethoden darstellt (die Dauer gilt uns heute nur als mefsbar), sondern ein wesentlich konstitutives Element dieses Dauerbegriffs selbst ist, da derselbe niemals ohne jene Begleit- und Mafsreihe würde entstanden sein.

Das Bewufstsein des innigen Zusammenhanges zwischen Zeit und Veränderung einerseits — wie solches bereits die merkwürdige Aristotelessche Stelle „*φανερὸν ὅτι οὐκ ἔστιν ἄνευ κινήσεως καὶ μεταβολῆς χρόνος*“ (cap. 11) ausdrückt — und die Nichtbeachtung jener von Hume so klar erblickten Vermittlungsglieder anderseits, durch welche eine Übertragung zeitlicher Vorstellungen auf Unveränderliches möglich wird, hatte zur Folge, dafs die Dauervorstellung aus der Reihe der zeitlichen ausgeschlossen, beziehungsweise die Dauer selbst für etwas der Zeit (das Dauerhafte dem Zeitlichen) Entgegengesetztes hingestellt wurde. Die Vertreter dieses Gedankens (welcher bereits in dem ahnungsvollen platonischen Ausspruche von der unzeitlichen *ἀΐδιος οὐσία* [s. o.] anklingt und von Descartes verdiente Rüge fand: „wir bemerken fürwahr in der Bewegung keine andere Dauer, als in den nicht bewegten Dingen . . .“ Pr. I, 57), sind die Neuplatoniker, wo Ungeheuerlichkeiten, wie der Aeon, jene nicht-successive Zeitspecialität (richtiger Seinsform) für Götter und Weltseelen, und eine unschädlichere Ausgabe desselben, nämlich ein *ἑστώς* oder *πρῶτος χρόνος* (Damascius bei Simpl., 184—185) für irdisches Beharrliche, als Mitteldinge zwischen Zeit und Ewigkeit zu Tage traten. (Das „*ἑστώς*“ übrigens fand bereits innerhalb der Schule — in Simplicius, [184] — einen Bekämpfer.)

Auch Spinoza scheidet Dauer und Zeit zu scharf voneinander, wenn er behauptet (Ep. XXIX), erstere dürfe, im Gegensatz zu letzterer, nicht aus Momenten, ja überhaupt nicht aus Teilen bestehend gedacht werden. (Siehe besonders: „idem . . . est durationem ex momentis componere, quam numerum ex sola nullitatum additione“. Ib. — Es läuft hier wohl auch die unten erwähnte Verwirrung von Dauer und Sein mit unter.) Warum ferner diese landläufige Vorstellungsart der Dauer alle Erklärungsversuche, in welcher Weise („qua ratione“) einheitliche Zeitintervalle vergingen, vereiteln sollte, und ihren Anhänger in die bekannte zenonische Verlegenheit (Achilles und die Schildkröte) bringen müfste, wie Spinoza meint, ist nicht einzusehen. — Die Scheidelinie zwischen „Dauern“ und „Sein“, die den Neuplatonikern noch so wenig bewufst war, indem dort als Weltsubstanz stets ein Dauerhaftes und nicht ein einfach Seiendes auftritt, scheint auch noch bei Descartes, Spinoza und Leibniz nicht klar genug erfafst. Ersterer behauptet, die beiden Prozesse (sogar Substanz und Dauer) seien eigentlich gleich, weil „jede Substanz, wenn sie zu dauern aufhört, auch zu sein anfhört“ (Pr. I, 62). Sie würden „nur in dem Denken“ voneinander unterschieden. Und Leibniz (erwähnt bei Baumann,

II, S. 91): Dauer und Zeit unterscheiden sich dadurch, dafs Dauer ein objektives Attribut der Dinge ist (sic!), Zeit hingegen nur bestimmt, dasselbe zu messen. (Recte: „Sein" ist ein Prädikat, entsprungen aus der rein qualitativen Thatsache eines Ergriffenseins der Sinne; „Dauer" hingegen ist ein Sein, welchem Abschnitte hinzugedacht sind. SCHELLING drückt dies folgendermafsen aus: „die abstrakte Existenz, die unbeschadet des Begriffs als gröfser oder kleiner bestimmt werden kann, heifst Dauer" [Aph. 231], wobei jedoch das Wie einer solchen Anwendung von Gröfsenbegriffen auf die Existenz, sowie dessen Möglichkeit nicht näher erklärt wird.) DESCARTES' Definition: Dauer sei ein Prädikat („Zustand"), vermittelst dessen wir „die Dauer eines Dinges nur als den Zustand nehmen, unter dem wir die Sache, sofern sie zu sein fortfährt, vorstellen" (Pr. I, 55): dieser Definition, denke ich, gebricht's bei „fortfährt", einem Ausdrucke, der den objektiv zu Grunde liegenden Sachverhalt bezeichnen will, wobei übersehen wurde, dafs der Begriff „fortfahren" sich nur durch Scheidungslinien und Identifikation mehrerer geschieden gedachter Teile gewinnen läfst, folglich bereits zeitlicher Natur und dem Worte „Dauer" sinnverwandt sei. Bei SPINOZA findet sich wenigstens neben der „indefinita existendi continuatio" (Eth. II, def. 5) der richtigere Ausdruck: „duratio, hoc est existentia, quatenus . . . tamquam quaedam quantitatis species concipitur" (ib. prop. 45) — wie es denn auch ein Verdienst des berühmten Pantheisten ist, den Begriff Existenz von seinen im Gemeingebrauche entstandenen Anlagerungsstoffen gesäubert, d. h. die zeitlichen Nebenvorstellungen, mit denen dieser Begriff im Alltagsbewufstsein schier unentwirrbar verquickt ist, als hinzugekommene nachgewiesen zu haben (siehe III, prop. 6, 8, IV. praef., I. def. 8).

Der HEGEL'sche Ausspruch, dafs es im Falle völliger Bewegungslosigkeit in der Aufsenwelt und in unserem Inneren keine Zeit, sondern nur Dauer (recte: nur ein Sein) gäbe (§ 258), bekundet die nämliche Begriffsverwechselung. (DÜHRINGS [S. 69] kritischer Geist hingegen erkannte ganz richtig, dafs in einer derartigen Welt „sich . . . der speciellere Zeitbegriff in die allgemeinere Idee des Seins verwandeln müfste . . .") Eine ähnliche Entgegensetzung zwischen der „nicht seienden" Zeit und der „absolut realen" Dauer, diesem „beharrenden und im Beharren wandelnden Sein, welches an seinen unendlichen Wandlungen Zeit und Raum selbst ewig schafft und ausgebiert", — dieser in letzter Analyse plato-plotinische Gedanke findet sich auch bei dem Anti-Kantianer I. H. FICHTE (Beitr. 140 bis 150). — Bemerkenswert ist, dafs dieser so weit in die Gegenwart fortgesponnene Irrtum bereits bei PLATOS grofsem Antipoden ARISTOTELES vermieden ist, insofern sich derselbe sehr klar über das „in der Zeit (sic!) begriffene Ruhende" ausspricht und auch die Möglichkeit solcher Vorstellungsanwendung in seiner Art („weil Zeit, als blofse Zahl der Bewegung, selber ja gleichfalls ruhend sei", cap. 12) zu erklären unternimmt. Aus dem Altertum bliebe noch SEXTUS EMPIRICUS zu erwähnen, bei dem sich jedoch nicht mehr, als blofse Ableugnung aller Dauer vorfindet, „da ihre Grundbedingung, die Ruhe, als durch gegensätzliche Wirkungen erzeugt (*συνέχεσθαι δοκεῖ ὑπὸ τῶν περὶ αὐτό*, Pyrrh., 140) selber unmöglich, d. h. keine eigentliche Ruhe, sondern ein Leiden sei.

Wie wenig ernst es Herbart mit seiner Nichtigkeitserklärung von Raum und Zeit war (s. u.), beweist u. a. sein Unternehmen, objektive Dauer konstruieren zu wollen (IV, § 287). Dieselbe soll durch „Multiplikation" einer intensiven Gröfse entstehen, falls nämlich die ferneren Grade nicht in den ursprünglich vorhandenen hineingesetzt würden (dies ergäbe eine hier nicht beabsichtigte Steigerung der obwaltenden Intensitätsgröfse), sondern bei jeglicher Neusetzung der bereits vorhandene Grad aufgehoben würde. (Der schlichte Hausverstand, der da meint, es könne somit gar nichts übrig bleiben, wird belehrt: „die Aufhebungen oder Verneinungen sollten blofs dazu dienen, die Setzungen gesondert zu halten, damit sie nicht ineinander fallen". Es dürften daher „nur die Setzungen gelten".) Streicht man hier den gelehrt klingenden Aufbausch und die absichtlichen Verundeutlichungen, so bleibt als Kern dieses Philosophems eine ganz harmlose Beschreibung einer (aber auch blofs einer) der Arten, wie „dauerhaft" genannte Eindrücke zuwege gebracht werden können: nämlich durch knappe Aneinanderreihung gleichartiger kürzerer Eindrücke, so dafs sich die Scheidelinien verwischen. (Ein langgedehnter Orgelton anderseits entsteht nicht durch schnell folgendes Angeben kürzerer.) Dafs die Objektivität jener Kunstgriffe, vermittelst welcher dauerhafte Eindrücke (und niemals die Dauer selbst!) erzeugt werden können, für die Objektivität dieser Dauer selbst gar nichts beweise, indem besagtes Prädikat einfach durch menschliche Auffassung des Erzeugnisses entstanden sein kann (und ist), bedarf wohl nach Bisherigem keiner weiteren Versicherung. Die Eyfferth'sche Äufserung (S. 20), Dauer wäre eine „Zeitfolge gleicher Thätigkeiten" desselben Subjekts, wo unter „Subjekt" das Ding an sich verstanden wird, ist weiter nichts, als die Herbart'sche Lehre, verquickt mit einer an solcher Stelle höchst unpassenden Anwendung jener Kant'schen Geistesausgeburt.

VI. Weiterausbildung der Zeitvorstellung.

Bei Inangriffnahme der hier im Titel angedeuteten Aufgabe dürfen wir uns deren nur ungenügende Lösbarkeit nicht verhehlen, insofern nämlich die Reihenfolge der Entwicklungsstufen, welche der menschliche Verstand von den bisher dargethanen ersten Keimen eines zeitlichen Denkens bis zur heutigen Ausbildung desselben durchwandeln mufste, erst nach Einlauf hinlänglicher entwicklungsgeschichtlicher Beobachtungen wird festgestellt werden können. Ferner da es bei zeitpsychologischen, sowie bei ähnlichen Untersuchungen viel leichter ist, sich in der Phantasie auf den Standpunkt des noch gänzlich Unkundigen, als auf den des halbwegs Eingeübten zu versetzen, so dürfte selbst die genaue Fest-

legung und wahrheitsgetreue Schilderung besagter Zwischenstufen selber kaum gelingen. Man möge deshalb mit einer Darstellung vorlieb nehmen, die sich gestehen muſs, bloſs heuristisch, skizzenhaft und mutmaſsungsvoll zu sein.

BAUMANN (II, S. 662 ff.) unterscheidet drei Entwicklungsstufen an der Zeitvorstellung: 1.) die Periode einer „psychologischen Zeit", entstanden durch „Beziehung" der Vorstellungssuccession „auf die Dauer unseres Ich", innerhalb welcher Zeitform sich bereits die Prädikate von Successivität, Unwiederbringlichkeit, Linienähnlichkeit und Notwendigkeit ergeben sollen; 2.) die „allgemeine praktische" Zeit, welche Form durch Verwendung eines während der Beobachtung gleichförmiger (Himmels-) Bewegungen regulierten Gedankenlaufes — statt des unwillkürlichen — entstanden ist. Auf dieser Stufe sollen die Prädikate von Unendlichkeit, unendlicher Teilbarkeit, Gleichmäſsigkeit, Ubiquität und auch der Realitätsglaube sich entwickelt haben. 3.) Eine astronomische Zeit (s. die NEWTONS u.), welche nichts anderes ist, als eine durch physikalische Errungenschaften erzielte Vervollkommnung der allgemeinen praktischen. — VOLKMANN sagt: „Jede Zeitreihe hat ihren bestimmten Inhalt, ihre Länge und ihre Beziehung auf das vorstellende Subjekt. Die Weiterentwicklung des Zeitvorstellens besteht darin, daſs die Zeitreihe sich von diesen Bestimmungen successiv befreit. Die erste Stufe wird dadurch erreicht, daſs die volle Zeitreihe zur leeren . . . wird". Sodann kommt „die Fortführung dieser letzteren über alle Grenzen hinaus" (Unendlichkeitsprädikat), und schlieſslich die Stufe einer „Zeit an sich", einer für objektiv geltenden Zeit, wo „was unser Geschöpf ist, unser Beherrscher" wurde (S. 27—32). — Ich glaube mich meines Beitritts zu einer dieser beiden Aufstellungen eben deshalb enthalten zu müssen, weil sie mir beide (und gewiſs noch viele unter sich mehr verschiedene andere, die sich beibringen lieſsen) gleich wahrscheinlich vorkommen. So unschwer sich Zusammenstellungen von beiläufig gleich schwierigen Kenntnissen zu einheitlichen Bildungsstufen und aufsteigende Skalen solcher Stufen selbst anfertigen lassen, so gewiſs sind dergleichen Geistesprodukte doch nur dann von Wert, wenn sie den thatsächlichen Bildungsgang der Menschheit wiederspiegeln, wie solcher einzig und allein durch geschichtliche Forschung ermittelt werden könnte.

1. Urteilsformen.

a) Da das Perfektum (eigentlich Intensivum) sich als sprachlicher Reflex (also quasi Benennung) jenes Überraschungs- oder Mangelgefühls darstellt, welches infolge Entziehung resp. Abwesenheit des Eindrucks bei Vorhandensein seines Andenkens entstehen muſste, so läſst sich mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit behaupten, daſs Perfektivurteile auch für den Sprechenden ursprünglich präsentialen Charakter hatten (vergl. S. 63—64 dies. Zeitschr.), wenigstens noch ohne Hin-

zudenken des typischen Begriffs einer Vergangenheit, als das entschwundene Ereignis enthaltend, verstanden wurden. Diese Stufe dürfte nun infolge starker Hinlenkung der Aufmerksamkeit auf jenes Erinnerungsbild, besonders bei lebhaft betonten und jüngst vergangenen Darbietungen, bald überwunden worden sein und sich eine Deutungsart besagter Urteile herausgebildet haben, wonach das perfektive Zeitwort nichts anderes, als die normative Benennung des vergangenen Eindruckes selber sei. Dem die fertige Sprache Erlernenden gilt auch wirklich der Ausdruck „schwamm" z. B. als festgesetzte Benennung eines verschwundenen Schwimmens, so wie „schwimmt" für die eines vorhandenen, und es gewinnt selbst für den Psychologen leicht den Anschein, als sei die Präsentialform eine für die empfundene und die perfektivische eine für die bloſs gedachte Handlung ersonnene Bezeichnung — eine Meinung, die sich angesichts der Unmöglichkeit, ein bloſses Andenken zu benamsen, von selbst widerlegt. Die starre Anheftung der Aufmerksamkeit an den rein qualitativen Inhalt des (und besonders des wertvollen) Andenkens dürfte dann sehr bald, neben der festwurzelnden Überzeugung vom Fortbestehen dieses Vergangenen, gewisse Grübeleien über die Art und Weise eines solchen eigentümlichen Seins und als deren Ergebnis die naturwüchsige Erklärung veranlaſst haben: „was besteht und unsichtbar ist, hat sich nur verborgen" — eine Idee, der sichtlich die Überzeugung zu Grunde liegt, alles sinnlich Eindrucksfähige sei räumlicher Natur, und ein Raum als Aufnahmsstelle für das Entschwundene auch hinter unserer Sinnesfläche vorhanden.

Herbart (VI, S. 143) behauptet, „die Negation in dem Begriffe des Aufhörens" könne, so lange die Zeitvorstellung bloſse Anschauung bleibt und noch nicht zum Begriffe gediehen ist, nicht zum Bewuſstsein gelangen, darum, weil sich bloſse Negationen, wie das Nichtsein, niemals anschauen, sondern nur denken lieſsen. So wahrscheinlich die hierin ausgedrückte Hypothese von einem stets für naivere Stufen des Zeitvorstellens charakteristischen Realitätsglauben in Bezug auf das Vergangene auch sein mag und so gut diese Ansicht zu unserer obigen Darstellung paſst, so können wir doch anderseits in dem Umstande, daſs das Zeitvorstellen vor der begrifflichen eine anschauliche Stufe durchzumachen hat, noch gar keinen Rechtstitel für die Herbart'sche Aufstellung erblicken, indem nämlich

auch auf jener primitiven Stufe doch niemals ein wirkliches Zeitanschauen stattfindet und das Wort „Anschauung“ hier eben nur eine ziemlich schlecht gewählte Bezeichnung für eine der exakteren vorhergängige Bildungsstufe ist. Nur wenn je wirkliches Zeitanschauen stattfände, könnte man sagen, dafs alles Nichtanschauliche an ihr so lange unbewufst bleiben müsse, als dieser Zustand anhält.

Dafs die Folgerungsweise „das Seiende sei stets im Raume“ auch bei Gegenwartsurteilen Anlafs zur Bethätigung findet, und hier um so mehr, als prädikatives Geschehen, selbst wenn abstrakter Natur, dennoch die Vorstellung eines dasselbe umfassenden realen Raumteiles mit sich führt (desjenigen nämlich, mit welchem es durch sein Subjekt oder sonst irgendwie verknüpft ist[1]): all dies ist eine richtige Beobachtung Guyaus (S. 39—40, 70—75), aus welcher sich ihm ergab, dafs der Vergangenheitsraum nichts als ein hinter uns befindlich gedachter Gegenwartsraum (der reale) sei. Das Vergehende würde also quasi seinen ihm schon in der Gegenwart anhaftenden Raum in die Vergangenheit mit sich fortnehmen. („Le temps passé est un fragment de l'espace transporté en nous“, S. 39.)

Das Prädikat von Unwiederbringlichkeit, augenfällig aus diesem Glauben an eine räumlich beschaffene Vergangenheit hervorgegangen, bringt für den Subjektivisten nichts anderes, als den Umstand zum Ausdruck und zwar in naiv volkstümlicher Fassung, dafs Erinnerungen unverlöschbar sind. Denn dies ist der einzige Grund, warum ein dem A in jeder Hinsicht ähnliches zweites Ereignis (A′) als zweites gelten mufs; m. a. W., dafs sich nichts Gethane ungeschehen machen läfst.

Wem nämlich die Vergangenheit ein hinter unserer Sinnesfläche befindlicher geheimnisvoller Raum und das Vergangene ein Seiendes ist, der thut ganz recht, wenn er den Umstand, welcher der Unwiederbringlichkeits-Hypothese zum Ausgangspunkt diente (dafs nämlich bei noch so peinlich genauer Wiedergabe [= A′] einer vergangenen Handlung [= A] sich die letztgenannte nicht ungeschehen machen läfst), in der Weise schildert: „was einmal in den Vergangenheitsraum hineingeraten ist, läfst sich nicht mehr hervorholen“; denn

[1]) Selbst aus lauter Abstraktis aufgebauten Sätzen (z. B. „diese Schlufsfolgerung ist unrichtig“) gesellt sich die Vorstellung eines Wo hinzu: desjenigen Raumes nämlich, welcher mir Gelegenheit zu dem betreffenden Satze geboten hat und folglich als „die konstatierte Thatsache enthaltend“ kann angesehen werden. Es ist dies für unser Beispiel derjenige Raum, wo (= in oder an welchem) ich jene „unrichtige Schlufsfolgerung“ las oder hörte. Dieselbe ist mir dort, wo ich sie bemerkte.

wenn ihm eine derartige Entleerung dieses Raumes gelänge, wäre sein Bestreben, A′ als erste und einzige Handlung anerkannt zu sehen, erreicht. Ist hingegen Vergangenheit nichts als ein Gedankenprodukt, ein Abstraktum, und das Vergangene blofs ein durch unser Erinnerungsvermögen erzieltes, gänzlich wesenloses Gedankenbild, so mufs für den soeben erwähnten „Umstand" jene andere Erklärungsart herbeigezogen werden: „Erinnerungen sind nicht verlöschbar"; denn nur, wenn sie es wären, d. h. wenn niemandem in der Welt eine Erinnerung an A bliebe (ähnlich Guyau, S. 119), auch sich der Mangel einer solchen (etwa angesichts gewisser, in der Gegenwart nachweisbarer Konsequenzen und Anzeichen eines gewesenen A) nicht als blofser Zufall resp. Verhinderung darstellte, würde und müfste A′ als erste Handlung gelten („les deux actes . . . se fondront dans le même tout" sagt Guyau).

Zu bemerken, dafs dieses volkstümliche Zeitphilosophem auch deshalb besondere Beachtung verdient, weil eine hinlänglich grelle Herausschattierung der eben in ihm so reichlich enthaltenen Überreste einer lebhaft bildlichen Anschauungsweise uns den hauptsächlichsten Behelf liefert für Festlegung einer Zwischenstufe des Zeitvorstellens, welche zwischen der keimhaften ersten und der weiter unten zu schildernden heutigen in der Mitte lag.

Mit der Ausbildung des erinnerungsweise Festgehaltenen zu dem eines Vergangenen geht dann die sprachliche Loslösung der Perfektivform vom Intensivum Hand in Hand, welcher Vorgang, besonders wo er bis zu Festsetzung unterschiedlicher Wortgestalten für beide Verbalformen vorgeschritten ist, den Ursprung des Perfektausdrucks gänzlich vergessen macht. Dem Sprechenden bedeutet das Urteil Typus „A fuit B" nun nicht mehr: „zu A gehört ein Prädikat B, ähnlich denen von intensiver Art", sondern „zu A gehört ein Prädikat B und zwar ein verborgen, im Hintergrunde existierendes". Auch in den Umschreibungen mit haben (im Germanischen und Sanskrit) mufs nun letzteres Verbum seine

ursprüngliche Bedeutung einbüfsen, zum blofsen Hilfszeitwort herabsinken und sich der metaphorische Charakter solcher Perfektsausdrücke verlöschen.

Der Bopp-Pott'schen Ansicht (§ 515, vergl. oben S. 63 bis 64) — wonach das Intensivum schon ursprünglich als Vertreter eines gesteigerten Seins gegolten habe und zum Perfektum nur infolge Ähnlichkeit des Vergangenen mit derartigem Sein geworden wäre — möge an dieser Stelle entgegengehalten werden, dafs der Begriff eines gesteigerten Seins für „ursprünglich" jedenfalls zu kunstgerecht erscheint, und es viel natürlicher ist, den thatsächlichen Unterschied zwischen vergangener und gegenwärtiger Handlung (das Mangelgefühl) als ersten Vorwurf bei Benennung des Vergangenen anzunehmen, um so mehr, als jenes metaphysisch geartete Seinsprädikat nur durch Weiterverfolgung des eben durch das Mangelgefühl angeregten, d. h. in die Richtung abstrakter Gedankenbildungen hingelenkten Denkens zustande kommen konnte.

Die geschilderte Fortschrittsstufe ist noch nicht die letzte. Der Gebildete, der sich heute eines Vergangenheitsurteils bedient, denkt gewifs keine Wohnräume für das „vergangen" erklärte Ereignis hinzu und macht sich überhaupt keine Skrupel über dessen Wosein, sondern will seinen Ausspruch einfach in dem Sinne aufgefafst wissen, das Behauptete gehöre in den Bereich der Wahrheit, sei Mitglied des Weltlaufs und nicht blofse Phantasie. Man bedenke, was betont sein will, wenn es heifst: „Es war soeben mein Freund N. hier". —

b) Betreffs der Zukunftsurteile mufs bemerkt werden, dafs bei ihnen jene Ursache eines Raumhinzudenkens, welche bei den Urteilen über Vergangenes vorlag (nämlich das Bestreben nach Erklärung des betreffenden objektiven Hergangs, = Verschwinden), nicht besteht, da Zukunftsurteilen kein objektives Geschehen zu Grunde liegt, sondern sie blofse Möglichkeiten ausdrücken. Den individuellen Neigungen bleibt also hier betreffs der Hinzudichtungen freier Spielraum, und sie dürften nur durch den Umstand einige Zügelung erfahren

und zur Annahme des reellen, statt eines eingebildeten Ausgangsraumes für das Zukünftige hingelenkt werden, dafs letzteres thatsächlich von gewissen reellen Raumteilen ausgeht, sich irgendwie und -wo in solchen vorbereitet oder mit ihnen zusammenhängt; weshalb ein Hinzudenken dieser Räumlichkeiten statt eines geheimnisvollen Aufbewahrungsortes, „Schofses" der Zukunft, empfehlenswerter erscheint. Jedenfalls bleibt die schon oben erwähnte Regel auch hier bestehen, dafs die Ausmalung des blofs Vorgestellten als eines Räumlichen und Körperlichen mit lebhafter, detaillierter Vergegenwärtigung desselben Hand in Hand geht, und da dies bei Erinnerlichem ganz natürlich, bei Erwartetem jedoch nur in aufregungsvollen Seelenlagen der Fall ist, so sieht man, wie wenig Anlafs übrig bleibt, Raumvorstellungen an zukünftige Ereignisse zu knüpfen.

Die Verblassung der Hilfszeitwörter, die so weit vorschritt, dafs in Fällen, wo dieselben in voller ursprünglicher Bedeutung genommen werden sollen, andere Redewendungen nötig wurden,[1]) diese Verblassung, sage ich, gilt wie oben als Anzeichen vorgeschrittener Entwicklung der betreffenden Urteilsform und deren zu Grunde liegender Apperceptionsprozesse.

[1]) Z. B. je parlerai bedeutet eigentlich „ich habe zu (= soll) sprechen", heute jedoch so ausschliefslich „ich werde sprechen", dafs, wenn ersterer Sinn beabsichtigt wird, es heifsen mufs: j'ai à parler.

c) Das Gegenwartsurteil, bekanntlich das älteste von allen, ist heute nach erfolgter Ausbildung der andern beiden Urteilsformen auch nicht mehr jener unmittelbare Sprachreflex interessanter Darbietungen, der es war, sondern Sache der Auswahl (wohl einer längst eingeübten), da nunmehr die Möglichkeit einer irrtümlichen Anwendung zweier anderer Urteile vorliegt, wenn auch nicht die Wahrscheinlichkeit einer solchen Verwechslung (wegen errungener Sprachgewandtheit und des grofsen Unterschieds zwischen Empfundenem und Vorgestelltem).

Der Unterschied zwischen der Gefühlsbetonung des blofsen Vorstellens und des wirklichen Empfindens scheint mir zu deutlich, als dafs

ich mit Waitz (S. 590) die Verwertung dieses Kriteriums bei Auswahl eines der drei Zeitprädikate für den Lernenden zu schwierig halten sollte und zugäbe, der Gegenwartsbegriff bedürfe zu seiner Festsetzung der Dauervorstellung.

Charakteristisch in ihrer Unrichtigkeit ist die laienhafte Antwort auf die wohl als komisch empfundene Frage: „warum man Gegenwärtiges nicht vergangen nennt?“ nämlich: „ich sehe ja, dafs es ist und nicht war“ — ein Umstand, der sich doch gewifs nicht sehen läfst!

Bei aller „Auswahl“ bleibt jedoch das zeitliche Gepräge des Gegenwartsurteils auch heute noch ein geringes, eben weil dieses Urteil naturgemäfs bei interessanten Erscheinungen Platz findet, allwo das Hineinversenken in den qualitativen Teil des Dargebotenen die Mitvorstellung eines Jetzt oder gar der Dauer nicht recht aufkommen läfst.

Mit dem Umstande, dafs ein geistiges Vertieftsein dem Auftauchen zeitlicher Vorstellungen ungünstig ist, hängt wohl auch jene von Locke (S. 189) bemerkte und für seine Theorie ausgebeutete Thatsache zusammen, dafs in Vertiefung, d. h. mit Festhalten einer Vorstellung verbrachte Zeitabschnitte uns gemeiniglich kürzer vorkommen, als sie sind. Dasselbe findet sich auch bei Herbart (VI, S. 145—146), Eyfferth (S. 81) u. a. erwähnt und je nach ihrer Zeittheorie verschiedenartig erklärt. Waitz' Beanspruchung des Langweilegefühls für die Erzeugung von Zeitvorstellungen läfst einen ähnlichen Gedanken erkennen.

Vergangenes fesselt im allgemeinen weniger, ist also der Annahme zeitlicher Prädikate günstiger, als die Gegenwart.

Dafs übrigens auch reproduzierte Vorstellungsreihen ihren zeitlichen Charakter, wenigstens den Anschein ihrer Successivität einzubüfsen vermögen, belegte Volkmann mit dem Beispiele der „römischen Könige“ (S. 16), bei deren memorierter Reihenfolge die einzelnen Glieder nicht durch die entsprechenden Zeitintervalle gesondert vorgestellt werden. (Dies hat wohl seinen Grund an den mangelhaften Schulbüchern, die dem Schüler ihre eigene Skizzenhaftigkeit, d. h. dafs es in den geschilderten Zeiträumen noch viel mehr Ereignisse gab, nicht gehörig zum Bewufstsein bringen.) Spinoza erklärt sich diesen Umstand ganz richtig aus unserer Unfähigkeit, Intervallengröfsen über ein gewisses Mafs hinaus zu erfassen. („— temporis distantiam non nisi usque ad certum quendam limitem possumus distincte imaginari: hoc est ... objecta, quorum existendi tempus longiore a praesenti intervallo abesse imaginamur, quam quod distincte imaginari solemus, omnia aeque longe a praesenti distare imaginamur et ad unum quasi temporis momentum referimus.“ — Eth. IV, def. 6.)

Die Ursache der gewifs schon mehrerseits bemerkten Thatsache, dafs man weniger geneigt ist, Gegenwartsurteilen

das Wort und die Vorstellung „Jetzt“ miteinzuverflechten, als Vergangenheitsurteile mit „einst“, „damals“ etc. zu begleiten, mag unter anderem auch in dem liegen, dafs die punkthafte Gegenwart im Vergleiche zur linienähnlichen Vergangenheit eine nähere Bezeichnung des Wann der behaupteten Handlung überflüssig erscheinen läfst. Die Ansicht, man begleite alle seine Vorstellungen mit der der Zeit, ist mehrerseits mit Recht bestritten worden, und beruht auf einer Verwechslung mit dem Umstande, dafs alle Vorstellungen in der Zeit sind, wenigstens als solche gelten müssen. Nur die Fähigkeit, Zeit überall hinzuzudenken, kann dem Gebildeten nicht abgestritten werden, läfst ihn jedoch in Fällen der Aufregung und Vertiefung oft genug im Stich.

Auf den Fortfall alles Zeitbewufstseins im Schlafe und wenn man „keine Acht hat auf die seine Seele durchziehenden Vorstellungen“ (Locke, S. 189) hat bereits Aristoteles (IV, cap. 11) hingewiesen. Dafs gewisse Dinge nicht zeitlich vorgestellt werden, findet sich bei ihm in der Fassung, dieselben „seien nicht in der Zeit“ (cap. 12). Solche wären diejenigen, welchen „weder Bewegung noch Ruhe zukommt“ (man bedenke, dafs bei ihm *χρόνος*, als *κινήσεώς τι πάθος ἢ ἕξις ἀριθμός γε ὤν* (cap. 14) nur auf Bewegbares, d. h. auf alles Räumliche geht), also erstens gewisse abstrakte Prinzipien, sogen. ewige Wahrheiten, wie solche als „sub specie aeternitatis“ (Simpl., 184: „im Aeon befindlich“) aufzufassend, auch Spinoza (Eth. II, prop. 44) unter das Zeitlose rechnete, Damascius hingegen, als *παγχρόνια* [= ewig = durch alle Zeiten hindurch bestehend], folglich *πολυχρονιώτατα* (in der allermeisten Zeit seiend), jedenfalls für *ἔγχρονα* (Simpl., ib.) anerkannt wissen wollte. Zweitens sei unzeitlich laut Aristoteles dasjenige, „dessen Gegenteil immer ist“ (cap. 12), nämlich das Absurde, „z. B. eine Quadratdiagonale ($= \sqrt{2}$), die mit der Seite ($= 1$) dieses Quadrats commensurabel wäre“. Die Begründung des Stagiriten („Ewiges wie Absurdes seien deshalb aufser der Zeit, weil selbe die ersteren nicht zu umfassen vermöge“) klingt doch wenigstens ernsthafter, so schwächlich sie ist, als die Phantasmagorien Hegels, wonach die Aufserzeitlichkeit des „frei für sich existierenden abstrakten Begriffs Ich = Ich“ von seiner „absoluten Negativität und Freiheit“, d. h. von seiner Anpassung an die ebenfalls „negative“ Natur aller Zeit herrühren soll, welch letztere dem Begriffe deshalb nichts anhaben (nicht seine „Macht“ werden, ihn nicht vergehen lassen) könne (§ 258). — Taines Kollektivbezeichnung für alles unzeitlich Gedachte: nämlich „Produkte unserer Phantasie“ (S. 57) begreift auch die von Aristoteles erwähnten Gebiete in sich (jedes wissenschaftliche Grundprinzip ist ein — rechtfertigungsfähiges — Phantasieprodukt) und ist obendrein erschöpfender. — Eine gegenteilige Ansicht scheint in J. H. Fichte ihren Vertreter gefunden zu haben, indem er im Anschlufs an Kants unaufhebbare Zeit (s. w. u.) be-

hauptete, „ein raumzeitliches und zugleich bewufstes Wesen könne gar nicht umhin, auch das Bild seiner Raumzeitlichkeit stetig vor sich zu haben; diese Bilder seien unserem Bewufstsein unauflöslich und unwiderstehlich angeheftet“ (Psych., 152) — eine Äufserung, die gleichzeitig gegen die zeitgenetischen Theorien gerichtet sein will.

2. Der Begriff des Nacheinander.

Nacheinander erlangte Eindrücke speichern sich in dem imaginären Vergangenheitsraume nicht einfach auf, sondern werden in ihm geordnet als Nacheinander vorgestellt.

Behufs Erklärung der Entstehungsart dieser Vorstellung mufs man von der einfachsten Sachlage ausgehen, bezw. die möglichst leichteste Urteilsform auswählen, in die das erwähnte Zeitprädikat eingeht. Als solche bietet sich der Ausspruch dar: „A war vor B“, oder: „B ist nach A“, wo B als gegenwärtig gelten möge, — ein Umstand, der psychologisch ausgedrückt lautet: „der Zuschauer empfängt die Empfindung B und erinnert sich hierbei an eine vergangene Empfindung A“. Es ist dies, wie ersichtlich, genau die nämliche Situation, aus welcher auf früherem Bildungsgrade das einfache Vergangenheitsurteil „es war ein A“ entsprungen ist, und welche nun von der höher entwickelten Versuchsperson einem anderen Menschen mitgeteilt werden soll. Dafs unser Gewährsmann, eine Person von jedenfalls noch sehr primitivem Bildungsgrad, sich hierbei der einzig exakten Darstellungsweise für die mitzuteilende Sachlage, nämlich der psychologischen Beschreibung („stelle Dir vor, ich besitze A nur als Andenken, B hingegen als Empfindung“), nicht bedient, und anderseits, dafs er die rein räumliche Vorstellung eines vor und nach (= nahe)[1]) seiner Erzählung de facto einverflicht, kann niemanden befremden; ersteres, weil unserem Versuchsmedium eine psychologische Betrachtungsart doch gewifs noch ferne liegt, und auch das zweite nicht, weil ein Hang zu räumlicher Auffassung des Vergangenen — soviel wenigstens — bei ihm schon früher beansprucht wurde.

[1]) Dafs das vor und nach ursprünglich räumliche Prädikate sind, liest man bereits bei Aristoteles (*τὸ δὲ δὴ πρότερον καὶ ὕστερον ἐν τόπῳ πρῶτόν ἐστιν*, IV, cap. 11), und dafs sie aufser der räumlichen und zeit-

lichen nicht noch eine dritte Bedeutung („connexum tempori") haben, betonte Plotin („aut enim prius posteriusque secundum locum quis accipit aut certe non locale, . . . sed temporale accipiendum", cap. 8), welch' letzterer anderseits das „prius posteriusque habere" für etwas Höheres zu halten scheint, als das „in tempore versari", indem er ersteres dem „motus intelligibilis" zuerkennt, letzteres hingegen abstreitet (cap. 12).

Das Vorkommen des gegenwärtigen B im Ausspruche „A war vor B" und Nichtvorkommen desselben in dem einfachen Vergangenheitsurteil „A war" kann zur Erläuterung jenes vor dienen und widerlegt gleichzeitig die nahe liegende Deutungsart, dieses Umstandswort sei dort, oder in elliptischen Ausdrücken, wie vordem, vormals, vorher, im Sinne eines vor mir, vor meinen Augen zu verstehen, als bedeute beispielsweise der Satz „vorher war A" etwa „vor Augen hatte ich A" — ein Sinn, der den zu schildernden Sachverhalt immerhin recht gut wiedergeben würde. Auch werden dann leicht eventuelle Bedenklichkeiten behoben, wie das Vergangene (A), sonst nachweislich „hinter mir seiend" vorgestellt, nun auf einmal „vorne befindlich" (= vor) gedacht werden könne. Die Worte „war vor B" beweisen nämlich ganz deutlich, dafs die Ortsbestimmung des A, um die sich's im besprochenen Ausdrucke handelt, von dem Punkte B, dem Gegenwartsinhalt, ausgehe, welcher bei obigem „vorher" nur weggelassen ist, und die Perfektivform „war" (nicht „ist") zeigt speciell, dafs nicht der gegenwärtige Aufenthaltsort dieser Erinnerungsvorstellung A, sondern der Ort der entsprechenden Empfindung A angegeben werden wollte. Aus all dem läfst sich entnehmen, dafs den eingangs fixierten beiden Aussprüchen die phantastische Vorstellung einer Laufbahn zu Grunde liegt, auf welcher die Eindrücke, quasi bewegliche Körper, räumlich hintereinander geordnet an unsere Sinnesfläche herangefahren kämen, um in den hinter derselben angenommenen Vergangenheitsraum zu gelangen. Alle vertünchten Nebengedanken recht grell herausschattiert, wird speciell das erste Urteil („A war vor B") lauten: „A befindet sich jetzt an der Stelle, die sich für selbes natürlicherweise ergiebt, wenn ihr bedenkt, dafs es auf der Einlaufsbahn mit

einem Vorsprunge vor dem B dahertrieb". Da es vor B war, so ist es jetzt bereits am Zielpunkte, im Hinterraum. — Es ist dies eine Leseart, die erstlich dem Umstande Rechnung tragen will, dafs jenes vor (ein rein räumliches Verhältniswort) nur durch metaphorische Deutung zu zeitlichem Sinne gelangt sei, und anderseits den Zweck des fraglichen Ausspruchs vor Augen behält, bestehend darin, den rein psychischen Sachverhalt gleichzeitig erfolgter Apperception von Empfindung und Erinnerungsbild mitzuteilen.

Nun liegt wohl klar am Tage, dafs die hierzu erwählte Ausdrucksweise, ebenso wie die andere: „B befinde sich nahe bei (= nach) A" ein wenn auch scharfsinniger, doch gänzlich mifslungener Nachbildungsversuch des obwaltenden Sachverhaltes ist. Der Sprecher mag räumliche Ordnungen drehen und wenden, wie er will, sie werden sich doch niemals zu zeitlichen Verhältnissen umwandeln, und niemals wird sich durch Schilderung äufserer Verhältnisse ein seelischer Zustand wiedergeben lassen, dessen Bild sich im gegenwärtigen Falle bei dem Angesprochenen ja auch nur dadurch wiedererzeugt, dafs er die Thatsache seines Zusehens bei einem solchen Wettlaufe mit hinzudenkt.

Taines Erklärungsweise (S. 53, 233) des „rejet en arrière" mit ihrem stark physikalischen Zuschnitt, wonach die fragliche „répulsion" (ein „total de répulsions", also quasi Kräfteresultante) aus dem Gegensatze („contradiction") zwischen Sinneseindruck und Erinnerungsbild hervorgegangen wäre — einem Gegensatze, der am Berührungspunkt des Vergangenen mit der Gegenwart am geringsten und an den anderen beiden Endpunkten am gröfsten sei — diese nicht einmal gehörig durchgeführte Darstellung, bei welcher wohl nur die Richtungswahl für die Verlegung des Erinnerungsbildes (wann „vor" und wann „nach" gesagt wird) das Haupterklärungsziel gebildet hat, verrät deutlich, dafs der Verfasser die zeitliche Bedeutung der Worte vor und nach nicht als eine blofse metaphorische Verwendungsweise dieser Worte ansah. Ähnliches, nämlich die vergangenen Eindrücke wirklich irgendwo, in gewissen Lagen zueinander befindlich vorgestellt zu haben, läfst sich auch aus Spencers Definition („eine bestimmte Zeit ist nichts anderes, als eine Lagebeziehung zwischen zwei bestimmten Zuständen in der Reihe der Bewufstseinszustände", ferner: „Zeit im allgemeinen ... ist das Abstraktum aus allen Beziehungen der Lage zwischen aufeinander folgenden Bewufstseinszuständen", § 337) entnehmen, und liegt klar am Tage bei seinem Landsmann Locke, der „den Abstand (sic!) zwischen ... der Erscheinung zweier Vorstellungen in der Seele „Dauer" nennt (S. 188).

Wir wollen nun auch B entschwunden sein lassen, d. h. an die Frage herantreten, auf welche Weise der Mensch zwei vergangene Eindrücke in die Ordnung eines Nacheinander einzustellen erlernt — eine Errungenschaft, deren selbstverständlichste Vorbedingung sein wird: fähig zu sein, das Vergangene als ein vor, vor dem, d. h. vermittelst des obenerwähnten Bahn-Phantasmas vorzustellen. Ein naheliegender (u. a. von Eyfferth, S. 14, acceptierter) Lösungsvorschlag wäre folgender: Daſs A vor dem B war, weiſs ich dadurch, daſs ich mich nicht nur an die zwei Eindrücke selbst, sondern auch an den Nebenumstand erinnere, B in dem Seelenzustande eines Rückerinnerns an A empfangen zu haben. M. a. W.: Man erlernt zwei nacheinander erhaltene vergangene Eindrücke als solche vorzustellen, indem man sich der Art und Weise ihrer Erfassung durch uns selbst erinnert, und nennt dann immer denjenigen Eindruck den späteren, bei dessen Ankunft man den anderen nur als Erinnerungsbild weiſs gehabt zu haben. — Hierauf sei erwidert: Das Erinnern an stattgehabtes Erinnern, wie es hier beansprucht wird, ist ein viel zu schwieriger Gedankenprozeſs für das junge Kind, welches doch auch schon fähig ist, die Reihenfolge zweier Eindrücke richtig wiederzugeben. Anderseits freilich ist dieser Gedankenprozeſs bedeutend erleichtert, wenn das Zurückdenken an A in einem Vergangenheitsurteil („A war vor B“) bei Eintritt und in Gegenwart des B ausgesprochen wurde, da hiermit der nachherigen Rückerinnerung statt eines ungreifbaren Seelenzustandes ein reeller Gehörseindruck als Gegenstand dargeboten wäre. Die gesuchte Einordnung der vergangenen Eindrücke A und B entstünde nun sozusagen von selber, da man nur vorauszusetzen braucht, die Versuchsperson behalte ihr Urteil „A war vor diesem B“ noch aufrecht nach Verschwinden des B, was nur natürlich ist, da dieses Verschwinden der Wahrheit jenes Urteils keinen Abbruch thun kann.

Eine zweite Erklärungsart lautet: Die Klarheitsgrade unserer Erinnerungsbilder richten sich nach deren Alter, d. h. ergeben eine Reihe, welche mit dem geringsten Grade, dem

des frühest erworbenen, also zeitlich ältesten Erinnerungsbildes anhebt und dem höchsten Ausmafse von Klarheit — der Jüngstvergangenheit — endigt. Man braucht also blofs die betreffenden Klarheitsgrade miteinander zu vergleichen, wenn man um die Reihenfolge zweier vergangener Vorstellungen, M und N, befragt wird. — Dieser Ansicht (aus HERBART'schen Angaben [VI, S. 124] zusammengestellt)[1]) läfst sich vor allem die Bemerkung SPINOZAS (s. o.) entgegenhalten, dafs über einen gewissen Punkt hinaus alle Erinnerungsbilder, die unserer frühesten Kindheit und vollends das nicht Erlebte, z. B. die römischen Könige (s. o.), gleich dunkel erscheinen; die angebliche Gradabstufung sich somit nur auf ein gewisses, bezüglich seiner Ausdehnung nicht näher bestimmbares, jedenfalls aber neueres Vorstellungsgebiet beschränkt. Sodann ist nicht zu übersehen, dafs die Klarheitsunterschiede unserer Vorstellungen keineswegs blofs durch deren Alter, sondern auch durch die Aufmerksamkeit bedingt ist, mit der sie seinerzeit (als Empfindungsdata) erfafst wurden, — so zwar, dafs ihre ursprüngliche Klarheitsabstufung durch diesen zweiten Faktor ins gerade Gegenteil kann verkehrt werden. Es müfste deshalb die verlangte Einstellung in das zeitliche Nacheinander stets falsch ausfallen, sobald sichs um die einer uninteressanten neueren Vorstellung (B) nebst einer interessanten älteren (A) handelt, — eine Verirrung, die als stabil doch nirgends nachgewiesen ist. Hierzu kommt noch, dafs durch die erwähnte „Vergleichung" (ein wegen qualitativer Verschiedenartigkeit der betreffenden Vorstellungen A und B an und für sich schon sehr prekäres Unternehmen) das ursprüngliche Klarheitsverhältnis der fraglichen Erinnerungsbilder erheblich gestört würde, da während dieses Denkaktes stets die jeweilig im Blickpunkte des Bewufstseins verweilende der zwei Vorstellungen klarer erscheinen müfste.

[1]) Vorgebildet bereits bei SPINOZA: „imago rei futurae vel praeteritae ... caeteris paribus debilior est imagine rei praesentis" (Eth. IV, prop. 9). Auch heifst es hier, es wäre Jüngstvergangenes und Nächstzukünftiges darum interessanter, als Entfernteres, weil dieselben eben der Gegenwart ähnlicher seien („aliquid imaginamur, quod rei praesentiam minus secludit", IV, prop. 10).

Taines Behauptung, die n-te Vorstellung würde, wenn sie uns in Begleitung der (n — 1)-ten und der (n + 1)-ten im Gedanken auftaucht, deshalb zwischen die beiden letzteren verlegt, weil sie durch den gröfseren Druck („elle est refoulée par“ . . ., S. 233) der (n + 1)-ten an deren Anfangspunkt und durch die geringere Strebung der (n — 1)-ten an deren Endpunkt geheftet würde — diese Erklärung ist eine ziemlich oberflächliche Anwendungsart der bereits entsprechend diskreditierten vorstellungsmechanischen Theorie Herbarts.

Herbarts eigene Ansicht, die Vorstellung des Zwischen (Lehrb., 75, des Mittleren, VI, S. 262), wie solche bei jeglichem der vier (nicht zwei, wie Kant!) parallelen Kontinua: Raum, Zeit, Zahl und Grad in Anwendung kommt, könne an jedem derselben infolge der abgestuften Ordnung, in welcher die Reihenelemente der betreffenden Kontinua erscheinen, selbständig entstanden sein (d. h. dieses Zwischen sei bei den letzteren drei Kontinua nicht blofs raum-metaphorischer Natur): diese Ansicht ist jedenfalls etwas bedenklich, da das fragliche Dazwischensein nur bei der Raumform von anschaulicher Natur ist, bei den anderen Reihen hingegen abstrakt gedanklicher Art (bestehend in „dem Umstande“, dafs das Element [n + 2] von n aus nur durch [n + 1] erreichbar sei), so dafs es sehr unwahrscheinlich klingt, es hätte den sprachbildenden Menschengeist ein so luftig unfafsbarer „Umstand“ je mit solcher Lebhaftigkeit ergreifen können, als zur Erschaffung von Benennungen nötig ist. Diese Herbartsche Meinung hängt übrigens innigst mit seiner Zeit-Linientheorie (s. u.) zusammen.

Eine dritte, u. a. von Leibniz (bei Baumann, II, S. 93) befürwortete Ansicht wäre die, welche unser Bewufstsein von kausaler Zusammengehörigkeit der vorliegenden zwei Vorstellungen für ihre Einordnung in das Nacheinander zu verwerten suchte („vor nennt man, was als Ursache, nach, was als Wirkung sich darstellt“) — welche Behauptung sich auf die thatsächlich vorhandene, wenn auch unhaltbare Meinung stützt, dafs die Ursache ihrer Wirkung stets vorhergehe, d. h. dafs eine „Ursache ohne Wirkung“ (Herbart, IV, § 299) auch nur einen Augenblick lang möglich sei.

Kant läfst im Gegenteil die Zeitvorstellung die Lehrmeisterin für das Verhältnis von Kausalität sein („nonnisi temporis respectu opitulante, quid sit prius, quidnam posterius, sive causatum, edoceri mens potest“, M. P., S. 107).

Diese Erklärungsweise erhält eine schätzenswerte Unterstützung an der Thatsache, dafs die richtige Einordnung bei Daten, die sich als kausal zusammenhängend erkennen lassen, leichter gelingt, als bei unzusammenhängenden. (Die Reihenfolge weltgeschichtlicher Begebenheiten prägt sich dem Ge-

dächtnisse eher ein, als die gesehener Nebelbilder im Panorama.) Bei Annahme dieser Ansicht müfste man jedoch die gänzlich unwahrscheinliche Behauptung wagen, dafs die richtige Einfügung zweier Erinnerungsbilder nicht eher, als nach Erkenntnis der kausalen Zusammengehörigkeit der entsprechenden Empfindungsdata, sowie nach Aneignung der oben gerügten Kausalitätstheorie erfolgen könne, — eine Erkenntnis, die, beiläufig bemerkt, wieder auf gar keine andere Weise, als durch öftere Erfahrung des betreffenden Nacheinander-Auftretens konnte erlangt werden. (Bekanntes Hume'sches Prinzip, prägnant bei Volkmann: „Jede Kausalreihe war ursprünglich Zeitreihe, jede Zeitreihe kann Kausalreihe werden". S. 32.) Der naheliegende Vorwurf eines Zirkels („wie könne der Begriff von Kausalität einen Lehrbehelf für das Nacheinander abgeben, wenn er selber nur aus dem Nacheinander gebildet wurde?") ist ungerechtfertigt, da die zwei Begriffe Kausalität und Nacheinander sich in späteren Lebensjahren voneinander straff abscheiden, indem der Ursprung des ersteren gänzlich in Vergessenheit gerät, weshalb die Möglichkeit, aus erkannter Kausalität irgendwo auf das Nacheinander zu schliefsen, nicht bestritten werden darf.

Dafs die Auswahl der Prädikate „vergangen" und „gegenwärtig" für irgend eine Erscheinung (sinnverwandt mit den Worten vor und nach) nicht durch Veranschlagung der Rangstufe dieser Erscheinung in der Kausalreihe (ob sie Ursache oder Wirkung ist?) sich vollziehe, sondern diese Auswahl sich lediglich nach Mafsgabe der Wirkungsweise dieser Erscheinung auf unser Erfassungsvermögen (ob gefühlt oder blofs vorgestellt wird?) entscheide, hat u. a. Lotze (150—151) treffend nachgewiesen. — Die Verwandtschaft von Kausalitäts- und Zeitvorstellung, sowie jene Ungleichzeitigkeit von Ursache und Wirkung liegt in der Schopenhauer'schen Stelle (III, S. 167 u. a.) ausgesprochen: Zeit sei „das einfache, nur das Wesentliche enthaltende Schema . . . des Satzes vom zureichenden Grunde", — d. h. von der Kausalreihe nur durch Mangel aller Erzeugungskraft zwischen ihren Gliedern verschieden. Viel zutreffender ist die Wundt'sche Vergleichung: „Die Zeitanschauung erfafst die Regelmäfsigkeit des Geschehens von ihrer Aufsenseite, indem sie die Gegenstände unseres Erkennens in einer bestimmten Ordnung aufzeigt . . . Der Substanz- und der Kausalbegriff wollen beide aus dem inneren Wesen der Dinge die nämliche Regelmäfsigkeit des Geschehens begreiflich machen". (Log. I, S. 437.)

Bei Guyau (S. 36) findet sich die durch seine zeitgenetische Grundanschauung (s. o.) nahegelegte Abart der obigen (dritten) Kausalitätshypothese, dafs für Bestimmung der Reihenfolge vergangener Handlungen der Umstand mafsgebend sei, ob sie sich als Zweck oder als Mittel darstellen. Was Mittel ist, müsse stets früher stattgefunden haben, als wozu es das Mittel ist, — ein Sachverhalt, welcher sich als innere Logik der Thatsachen hinstellen lasse und, wenn richtig erfafst, den besten Leitfaden zu jener angestrebten Einordnung abgebe. („Il y a dans la vie une certaine logique, et c'est cette logique qui permet le souvenir.") Die anthropomorphistische Urgestalt des Begriffspaares Ursache und Wirkung (Ursache = anfangs nur „la force musculaire", Wirkung = „l'intention", S. 33) und die Thatsache, dafs die Erkenntnis von dessen innerstem Wesen, als einer blofsen „gewohnten" Succession, späteren wissenschaftlichen Analysen entstammt (S. 34), enthält allerdings gute Widerlegungsgründe wider die mehr oder weniger nativistisch gefärbten Beanspruchungen des Zeitbegriffs als fundamentalster („constitutif") Vorstellung, — berechtigt jedoch keineswegs zu der umgekehrten Behauptung des französischen Verfassers, wonach nämlich die Zeitvorstellung geradezu aus jenem anthropomorphistisch gefafsten Kausalitätsgedanken hervorgegangen wäre. Nur soviel ist durch seine verdienstlichen Klarlegungen erwiesen, als wir im Texte betonten, dafs nämlich die Kausalitätsvorstellung von der der Zeit thatsächlich strenge genug geschieden ist, um sie vorwurfsfrei als Leitfaden für zeitliche Einordnungen in Beschlag nehmen zu dürfen. — Auch findet sich in seiner mehr geistreich essayhaften, als wissenschaftlich systematischen Darstellung das Lokalisationsproblem, wie solches uns hier beschäftigt, von dem allgemeineren einer Zeitvorstellungsgenese nicht streng genug geschieden, und in einem Atem nebst den eigentlichen Lokalisationshilfen noch ein paar Erfordernisse erwähnt (nämlich gehörige Ähnlichkeit und Verschiedenartigkeit der Eindrücke, ferner deren Anschlufs an irgendwelche objektive Raumteile), die unter den „conditions de la mémoire et de l'idée du temps" (S. 47) immerhin ihre richtige Stelle dürften gefunden haben, für das eigentliche Lokalisationsproblem jedoch entschieden unerheblich sind.

Als Endergebnis all dieser Erwägungen wollen wir den Satz hinstellen: wo sich mehrere Wege zur Erlangung einer Kenntnis eröffnen, wie hier, läfst der menschliche Verstand höchst wahrscheinlich keinen unbenützt. Demgemäfs müssen wir die Ansprüche auf Ausschliefslichkeit, wie sie obigen Erklärungsvorschlägen zu Grunde lagen, zurückweisen. Für jede der erwähnten drei Methoden lassen sich Fälle anführen, wo sie unanwendbar wird, weshalb der Lernende in solchen mit Erfolg zu einer der beiden anderen greifen mag. Augenscheinlich dürfte übrigens der erste der drei Lokalisationsbehelfe (mit der angeführten Modifikation) auf weitestem

Gebiete brauchbar sein, weshalb ich für wahrscheinlich halte, daſs die meisten unserer Einordnungen ins Nacheinander in der Weise entstanden sind, daſs B, solange es noch Empfindung, d. h. gegenwärtig war, mit dem Prädikate „Nach A“ belegt wurde, welches ihm dann auch als Vorstellung, d. h. nachdem es zur Vergangenheit wurde, belassen blieb. Noch mag nachholend erwähnt werden, daſs auch die Vorstellung von Gleichzeitigkeit dem Lernenden hier zu statten kommt, in Fällen nämlich, wo er das Nacheinander der Data A und B aus dem ihm schon geläufigen Nacheinander A und C vermittelst der gleichfalls bewuſsten Gleichzeitigkeit zwischen B und C erschlieſst. Z. B.: Angenommen, ich habe die Reihenfolge zweier deutscher Reichstage zur Zeit der Reformation vergessen, wisse jedoch, daſs auf dem, wo die Augsburgische Konfession überreicht wurde (= B = 1530, den 24. Juni), Luther als Geächteter abwesend war (= C), so ergiebt sich mir, daſs ein Reichstag, wo die Achterklärung erfolgte (der von Worms = A = 1521, den 26. Mai), früher muſs stattgefunden haben. — Die Thatsache, daſs Erwachsene auch die Reihenfolge längst erlebter unzusammenhängender Eindrücke, z. B. Nebelbilder, richtig anzugeben wissen — ein Problem, welches augenscheinlich auſserhalb des Anwendungsgebietes der drei erwähnten Methoden liegt —, beweist noch nicht für die Mangelhaftigkeit unserer Anführungen. Denn die (erste) Lösung der erwähnten Aufgabe erfordert bekanntlich einiges Nachsinnen, und es frägt sich nur, was derjenige eigentlich denke, der über die Frage dahinbrütet und im Buche seiner Erinnerungen blättert. Es läſst sich kaum was anderes antworten, als: er sucht kausale Zusammenhänge auf, die ihn vermittelst erinnerlicher Gleichzeitigkeiten (begleitende Nebenumstände der Schaustellung) zum Ziele führen mögen.

Unsere „Nebenumstände“ sind wesentlich nichts anderes, als die Guyau (S. 66—67) -Ribot'schen „points de repère“, worunter ein bezüglich seines Abstandes von der Gegenwart bekanntes „évènement“ oder „état de conscience“ zu verstehen ist, welch beide für Lokalisation eines mit ihnen verknüpften anderweitigen Ereignisses zum Ausgangspunkt dienen. Laut Guyau eignen sich zu diesem Behufe nur räumliche Bilder.

Meiner Ansicht nach ist das Nacheinander ein rein psychologisches und kein metaphysisches Problem, da sich nämlich über die Thatsache, dafs die Darbietungen des Weltlaufs einander ablösen, gar nicht weiter philosophieren (vergl. Spencer, § 374: „das Verhältnis der Folge . . . übersteigt jede Analyse"), ja sich diesbezüglich nicht einmal eine in Philosophie einschlägige Frage erfinden läfst (warum und wann gegebene Komplexionen zunichte werden, geht bekanntlich die Physik an). Wohl aber kann gefragt und auch zufriedenstellend beantwortet werden, in welcher Weise der menschliche Verstand zur Vorstellung eines Nacheinander gelange, — ein zum mindesten ebenso erheblicher Punkt, wie jene Einteilung der „Folgen", die Spencer (ib.) als hier einzig mögliche Geistesarbeit zulassen wollte und versuchte. Das Wesen des fraglichen Problems ist gelöst, wenn die Entstehung eines zweigliedrigen Nacheinanders beleuchtet wurde, da das mehrgliedrige einfach durch erfolgte Hinzufügungen bei Fortsetzung der bereits begonnenen Vorstellungsweise erklärlich ist.

Anläufe, die unbestimmte Dunkelheit des Nacheinander, wie sie dem zu konkreter Fragestellung noch nicht gelangten Laien vorschwebt, durch metaphysische Erörterungen zu beheben, an denen es in der Philosophie niemals gefehlt hat, erachte ich auch, abgesehen von der Hinfälligkeit der hierbei zu Tage geförderten Resultate (nichtssagende Ausdrücke, wie „Zeit ist eine Ordnung, Form, etwas sui generis" etc.), für ein verfehltes Unternehmen.

3. Die Vervollkommnung der Zeitmessung.

Der Bildungstrieb, den der Mensch bei der Vervollkommnung einiger Zeitkategorien bethätigt hatte, bleibt gewifs auch gegenüber anderen Bestandstücken dieses Vorstellungskomplexes nicht müfsig, weshalb wir einen so ziemlich gleichmäfsig in allen Teilen weiterschreitenden Ausbildungsgang der Zeitvorstellung als wahrscheinlich annehmen, von dem der Messungsprozefs natürlich nicht ausgeschlossen bleiben konnte.

Zu besserem Verständnis der nachfolgenden Schilderungen und zur Kennzeichnung des Standpunktes, von welchem aus

wir das Zeitmessen betrachten, sei hier folgendes erwähnt: Zeitmessung ist Arbeit, zu der sich der Mensch aus wirksameren Bestimmungsgründen dürfte entschlossen haben, als beispielsweise die Aussicht wäre, hierdurch ein an und für sich ja höchst uninteressantes Wie viel? der verflossenen Momente zu erkunden. Und die Frage, was den naiven Menschen bestimmen konnte, die Zeit zu messen, erscheint um so schwieriger, als der natürlichste Zweck aller Raummessungen — für bevorstehende Arbeitsleistungen dessen Gröfse zu ermitteln — hierher nicht pafst, da nur ein bereits unverwertbarer Teil der Zeit, die Vergangenheit, gemessen werden kann. Wer meint, es wäre der gesuchte Bestimmungsgrund in dem unserer alltäglichen Erkundigungen nach der Uhr (wie viel Uhr es ist?) enthalten, folglich durch Lösung der Frage, warum wir die Uhr zu wissen wünschen? zu entziffern: der möge bedenken, dafs selbst der nächstliegende, im Gebiete des Praktischen zu suchende Zweck solcher Erkundigungen — nämlich behufs Überschlags über noch ausführbare Leistungen den Abstand des gegenwärtigen Zeitpunktes von irgendwelchem Termin zu erfahren — eine bereits vorgeschrittenere, an Zeitmessung gewöhnte, mit dem durchschnittlichen Zeitbedarf seiner Leistungen vertraute Individualität voraussetzt, woraus folgt, dafs diese ganze Sache für unsere Angelegenheit völlig wertlos ist.

Der primitivste Beweggrund des Zeitmessens ergiebt sich jedoch von selber, wenn man bedenkt, dafs die Definition alles Messens, nämlich „Nachbildung eines stetigen Ganzen aus diskreten Teilen“ zu sein, auch auf Zeitmessung passen mufs. Denn hieraus ist ersichtlich, dafs 1.) der ursprüngliche Gegenstand dieser Verrichtung nur ein dauerhafter Eindruck (A) sein konnte, und das Mafsmittel eine zufällig mit diesem gleichzeitig ablaufende diskrete Eindrucksreihe (a, b, c . . .),[1])

[1]) Dieser Umstand enthält wohl die beste Abweisung für das oft gehörte Vexirwort, Zeit sei überhaupt unmefsbar, da Vergangenheit und Zukunft nicht zu erreichen [Augustinus: „nicht existierend“, cap. 16, 21] und die Gegenwart ein blofser Augenblick sei.

und 2.) dafs der Zweck auch dieses Messens kein anderer ist, als die Aufstellung einer Gleichung [A = a + b + c + . . . + m], sein Beweggrund somit nur: Bestrebnis nach jenem rein ästhetischen Wohlgefallen, welches uns bemerkte Gleichförmigkeiten an sonst Verschiedentlichem gewähren.

Die augustinische Bemerkung (cap. 27) — auch eine „dahinschwindende Gegenwart" (was schliefslich auf unseren dauerhaften Eindruck herauskommt) sei unmefsbar, da sich ihre Länge doch erst bei Eintritt ihres Endpunktes angeben läfst, und sie sich dann, weil zum Vergangenen (= Nichtexistierenden) geworden, erst recht nicht messen lasse — diese Bemerkung vergifst, dafs der Mefsprozefs doch ganz gut ohne vorhergängige Kenntnis seines Ergebnisses (wozu denn dann messen?!) gleichzeitig mit Eintritt des A begonnen werden kann und das Resultat sich gleichzeitig mit dem Aufhören A's aussprechen läfst. Die fernere Behauptung (ib.), es werde niemals der Eindruck selber, sondern nur das stets gegenwärtige Andenken eines Vergangenen gemessen (hierzu der Beleg: eine Pause lasse sich mit dem vorhergegangenen Klange nur dadurch gleichlang schätzen, weil letzterer während der Pause aus dem Gedächtnisse nachgesungen wurde), dieser nicht einmal eingehend durchgeführte Einfall scheint dem Verfasser durch Analogie entstanden zu sein, nämlich im Vertrauen auf psychische Momente, deren Herbeiziehung ihm bereits aus anderen Verlegenheiten (z. B. wo das Vergangene zu suchen sei) geholfen hat. — Dafs ein Sextus Empiricus sich die gute Gelegenheit einer Ausbeute der hier obwaltenden Schwierigkeiten im Sinne seines Nihilismus nicht entgehen lassen konnte, ist selbstverständlich. Er behauptet (Pyrrh. III): Die Zeit sei weder unteilbar, da sie doch in 3 Teile (Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft) zerlegt wird, noch teilbar, weil sie nicht wie sonstiges Teilbare (*ὅταν δακτύλῳ πῆχυν μετρῶμεν*) durch mehrmalige Auftragung eines Teiles zwischen ihre beiden Grenzen abgemessen werden könne. — Die Descartes-Spinoza'sche Bezeichnung der Zeit als „auxilium imaginationis", welches „oritur ad durationem . . . determinandam, ut quoad fieri potest, eam facile imaginemur" (Spinoza, Ep., ähnlich Descartes, Pr. I, 55), sowie die Behauptung Eyffferths („was . . . an der Zeit gemessen wird, das ist nur Dauer oder Intensität", S. 103) verraten eine der unserigen ähnliche Ansicht über das ursprüngliche Zeitmessungsobjekt, während Locke (§ 17) die successive Eindrucksreihe selber für den ursprünglichen Mefsgegenstand gehalten haben dürfte. Die oben betonte Gleichzeitigkeit zwischen Messungsobjekt und Mafs, sowie dafs letzteres ein ganzer Prozefs sein müsse, ist hinwiederum auch von ihm anerkannt. („Es kann . . . nur ein solches Mafs für die Zeit gebraucht werden, was die ganze Länge ihrer Dauer durch wiederkehrende feste Perioden in gleiche Teile teilt." Ib. Ähnlich Eyffferth, S. 102.) Bei Waitz (S. 595—598) findet sich dasselbe in umhüllter Weise ausgesprochen, dort, wo der Verfasser auf die Gleichartigkeit der Entstehungsbedingungen von Zeitmessung mit denen des Begriffs „während" hinweist.

Dafs Zeitmessung zunächst entstünde, „wenn das erwartete Quantum einer Wahrnehmung dem sinnlich gegebenen nicht entspricht, sondern ein beträchtliches Mifsverhältnis zwischen beiden sich findet“ (Waitz, S. 596), kann schon darum nicht richtig sein, weil der Eindruck doch erst durch stattgehabte Messung den Charakter eines Quantums annimmt. Die Wundtsche Behauptung: „Wenn . . . es Zeit gab, so mufste doch diese Zeit auf irgend eine Weise gemessen werden. Eine Zeit ohne Mafs ist ebenso undenkbar, wie ein Raum ohne Ausdehnung“ (M. Th., S. 28) enthält ebensowenig eine Darlegung der Beweggründe des Zeitmessens, wie die geistvollen Ausführungen Guyaus (S. 70 ff.) und die sehr summarisch gehaltenen Herbarts (VI, S. 310) und Volkmanns (S. 29) über diesen Gegenstand.

Die Parallele zwischen Raum- und Zeitmessung ist im Sinne jenes mathematischen Grundgesetzes, wonach Flächen nur durch Flächen, Körper durch Körper etc. mefsbar sind, soweit durchzuführen, dafs die erwähnte Mafsreihe (a, b, c, d) als Summe kleiner Dauerstücke (von a bis b, b bis c etc.) gelten mufs und nicht als blofser Inbegriff vieler punkthafter Augenblicke. Anderseits besteht ein augenfälliger und höchst wesentlicher Unterschied zwischen Raum- und Zeitmessung darin, dafs erstere vermittelst einer einzigen, nur mehrmals aufzutragenden Mafseinheit ausführbar ist, während bei letzterer die nochmalige Benützung des selbigen Mafsstückes a ausgeschlossen bleibt.

Aus Besagtem ergiebt sich als primitivste Uhr ein Musikinstrument, vermittelst dessen eine Eindrucksreihe a, b, c, wenn mit dem Eintritte A's nicht ohnedies schon mitgegeben, dargestellt werden kann. Die Unbequemlichkeit einer solchen Mafsmethode, wo nämlich die Einheiten nur aus dem Gedächtnisse addiert werden konnten, ist zu fühlbar, als dafs sich ihre Anwendung über die natürliche Dauer einer Vorstufe zu vollkommenerer Auswahl dürfte ausgedehnt haben.

Dafs Bewegung nur eines der vielen möglichen Zeitmafse sei, da „ein beständiges periodisches Auftreten oder ein Wechseln in den Vorstellungen in anscheinend gleichen Zeitabständen, wenn sie beständig und allgemein zu beobachten wären, ebensogut die Zeitabschnitte erkennbar gemacht haben würden, als die jetzt gebräuchlichen Mafse“, wufste schon Locke (S. 195).

Der Bestimmungsgrund unserer Entscheidung für Bewegungsprozesse zu fraglichem Behufe dürfte nicht einfach in der allwärtigen Augenfälligkeit dieser Prozesse, speciell der

Himmelsbewegungen, zu suchen sein (wie Condillac, III, chap. 7, § 3, haben wollte), sondern nicht am geringsten auch in der Entdeckung, dafs sich bei Anwendung dieses Mafsmittels eine augenscheinliche Gleichheit der Mafseinheiten (eine wesentliche und als Abkürzung jedenfalls später entstandene Erleichterung für den Apperceptionsprozefs, da $A = n \cdot a$ das Unbekannte [A] auf ein einziges Bekannte [a] zurückführt, während $A = a + b + c + \ldots m$ deren mehrere beansprucht) viel leichter erzielen, d. h. gleichen Zeitteilen entsprechende Stücke sich abheben lassen, als bei der vorher erwähnten Mefsweise.

Die ausschliefsliche Bevorzugung gleichmäfsiger Bewegungen zum Zwecke des Zeitmessens wurde in der Weise erklärt, dafs man eine durch Zeitsinn (s. u.) bewirkte Kenntnis gleicher Zeitintervalle bei der Menschheit vorhergehen liefs und dann annahm, man habe sich für jene Bewegungssorte auf Grund des Befundes entschieden, dafs bei ihr auf die gleichen Zeitabstände überall gleiche Wegstrecken fallen. Diese Ansicht,[1]) von Wundt mit dem Bemerken unterstützt: „ohne das unmittelbare Erkennen gleicher Zeitteile wären wir niemals imstande gewesen, objektive Zeitmafse zu schaffen, denn jeder Antrieb, nach solchen zu suchen, hätte gefehlt“ (Log., S. 437), vereint sich mir schwer mit dem schier grenzenlosen Uralter der Bewegungsverwertung für Zeitmessung neben dem schwierigen, also jedenfalls späteren Entstehen eines halbwegs zuverlässigen Zeitsinnes. Die Verlegenheit des Psychologen, die bei freien Intervallschätzungen mitwirkenden subjektiven Behelfe des Individuums zu ermitteln (s. u.) deckt sich in diesem Falle mit einer ähnlichen Schwierigkeit für das Individuum selber, sich solche zu erfinden. Kaum dürfte im nächsten Bereiche liegen und schon dem naiven Menschen erreichbar sein, was der Seelenforseher nur so schwer zu entziffern vermag.

[1]) Sie ist von Locke ausgegangen, der behauptete, die Gleichheit successiver Intervalle sei anfänglich „nach dem Zug der Gedanken“ beurteilt worden, der in dem fraglichen Abschnitt die Seele durchlaufen hatte. (S. 197. Siehe hierüber bei „Zeitsinn“.) Horwicz (II, 2. Th., S. 139)

meint im Rhythmus das erste und natürlichste Zeitmafs gefunden zu haben, da derselbe jenes „mittlere Mafs von Wechsel und Regelmäfsigkeit" enthalte, welches „zur Ermöglichung einer Vergleichung", wie das Zeitmessen eine ist, notwendig sei. Aus dem Umstande jedoch, dafs der Rhythmus jene Eintrittsbedingungen eines Zeitmessens enthält, wie auch wir sie mit anderen Worten festsetzten, indem er zu einer Identifikation seiner gröfseren Intervalle mit der Summe seiner kleineren Anlafs bietet (ein Umstand, welchen VOLKMANN [S. 34] mit dem geistvollen Ausdrucke wiedergab: der Rhythmus sei sein eigenes Zeitmafs) — aus diesem Umstande, sage ich, folgt blofs, dafs der Rhythmus der natürlichste Gegenstand eines Zeitmessens sei, und keineswegs, dafs er das ursprünglichste Mafsmittel wäre. Die „natürlichen Rhythmen des Herzschlags, . . . die regelmäfsige Pendelbewegung des Gehens, . . . der Wechsel von Wachen und Schlaf, ferner das stetige leise Sausen und Rauschen im Ohr" (ähnlich bei SPENCER, § 91) — all diese „dem Naturmenschen sich aufdrängenden Rhythmen", ohne die er „niemals jene gröfseren Zeitmafse zu handhaben würde gelernt haben", sind eben nur als Vorstufe jener schwierigeren „Handhabung" notwendig, indem sie unmittelbarere Bethätigungsobjekte seiner Mefslust sind.

Wer bedenkt, dafs sich gröbere Abweichungen von der Gleichmäfsigkeit schon dem blofsen aufmerksamen Zusehen durch Veränderungen des Bewegungsbildes zu erkennen geben (Zusammenfliefsen bei sehr schneller Bewegung, zitternde Punkte und Linien beim Langsamerwerden), so dafs der Fortfall all solcher Nebenerscheinungen und ein stetes Gleichbleiben des Bewegungsbildes zwischen gewissen Grenzen für eine Gewährleistung der objektiven Gleichmäfsigkeit der Bewegung angesehen werden kann, der wird unserer Vermutung Raum geben, dafs gerade dieses im Vergleiche zum WUNDT'schen bedeutend leichter zu erringende Kriterium bei Ausscheidung der ungeeigneten Bewegungssorten zur Verwendung kam. Dafs sich nun unsere Auswahl für eine Bewegung (die scheinbare der Sonne um die Erde) entschied, an der selbst die genaueste wissenschaftliche Kontrolle kaum einige Ungleichmäfsigkeit zu entdecken vermochte, erklärt sich jedenfalls durch die Auffälligkeit dieser Bewegung (s. o.) — ein für die Menschheit glücklicher Umstand, da ihr nur für gröbere Geschwindigkeitsänderungen empfänglicher „Zeitsinn" sich leicht mit minder gleichmäfsigen Bewegungsarten, als die Erdachsendrehung eine ist, hätte begnügen können. Jedenfalls war es nicht die Kenntnis der Gleichmäfsigkeit jener Erdbewegung,

sondern nur deren Anschein nebst ihrer Augenfälligkeit, was die Menschheit zur Auswahl derselben bestimmte, — ein Punkt, auf den (nebst der Unmöglichkeit, die Gleichheit successiver Intervalle streng zu beweisen, „da zwei Zeitfolgen nie aufeinander gelegt werden könnten“[1])) zuerst Locke (S. 196—198) hinwies.

Ähnliches bei Herbart (VI, S. 310). Auch Volkmann sagt, es seien Erscheinungen zu Zeitmafsen auserkoren worden, „welche uns eine strenge Gleichmäfsigkeit in der Aufeinanderfolge der Empfindungen erwarten lassen“ (S. 29). Laut Wundt war es „unser Vertrauen in die Gesetzmäfsigkeit der Naturerscheinungen“ (Log., S. 437), was uns zur Annahme objektiver Zeitmafse bewog.

Riehl (Der philosophische Kriticismus, II, 1) hat den in Ermangelung eines exakten Mafsstabes blofs voraussetzungshaften Charakter des absoluten Gleichförmigkeitsprädikates („Homogeneität“) der Zeit gleichfalls eingesehen. Wenn er jedoch meint, den Entstehungsgrund für diese Voraussetzung in unserer „Reflexion auf die Identität der Bewufstseinsform in der Zeit“ (S. 125) gefunden zu haben, so liegt hierin sein bereits oben (S. 290) besprochener Irrtum zu Grunde vom Dauerbegriff als Grundlage des Successionsbegriffes. Auch hat Riehl es unterlassen, das Sprunghafte der dem Zeitlernenden zugemuteten Folgerung: „mein Bewufstsein ist gleichförmig, folglich ist es auch die Zeit“ (die belangreichste Stelle des Verfassers lautet: „Die Reflexion auf das Moment [= der Gleichförmigkeit] des Bewufstseins in der Zeit, das Denken der Zeit also, bringt in die Kontinuität absolute Gleichförmigkeit hinein“, ib.) durch Angabe von Vermittlungsgliedern glaubhafter zu machen.

[1]) Guyau (S. 73) und Liebmann (S. 93) nennen die Messung der Zeit deshalb eine indirekte. Da ferner diese Unmöglichkeit genau dieselbe bleibt, ob man nun die mathematische Zeit Newtons, wie Euler (S. 332) will, für wirklich vorhanden hinnimmt, oder aber die Zeitvorstellung mit dem Subjektivisten durch den Anblick der „changements“ von Körpern entstanden sein läfst, so erscheint der Wert jener „exakteren“ Definition von der Gleichheit zweier Zeiten — wie solche sich bei ersterer Annahme angeblich erzielen läfst und bei letzterer wegen Unbestimmbarkeit eines Körpers mit wirklich gleichmäfsigem Veränderungsablauf unmöglich werden soll — zum mindesten etwas fraglich, ebenso wie die Empfehlung, die dem Euler'schen Objektivismus aus dieser Definitionsüberlegenheit angeblich erwächst.

Auch war der Umstand, dafs die Erdachsendrehung nicht eine blofse, jedermann leicht bemerkbare Begleiterscheinung unserer Handlungen ist, sondern — als Ursache unseres Wachseins und Schlafens — geradezu die Vorbedingung all unseres Handelns abgiebt, mit diesem also objektiv und aufs Innigste verknüpft ist, gewifs mit ein Bestimmungsgrund bei

der erwähnten Auswahl, ebenso wie auch deren Unzugänglichkeit für menschliche Störungen (Eyfferth, S. 103). Hierbei kommt noch zu bemerken, dafs Bewegung, weil zum Zeitmessen geeignet, doch nicht ausschliefslich wegen desselben, d. h. um gleiche Dauerstücke am bequemsten abheben zu können, braucht auserkoren worden zu sein. Sie ist vielmehr als ein, und zwar als der bequemst darstellbare Fall jener Succession von Eindrücken (solche sind hier die jeweiligen Positionen des Beweglichen, ebensoviele Bilder, charakterisiert durch Deckung verschiedener Hintergrundstücke) anzusehen, welche zur Anwendung zeitlicher Begriffe — und ein solches ist doch das Messen — ebenso notwendig sind, wie zu deren Entstehen (vergl. Wundt, Log., S. 435). Nur die Ausschliefsung aller ungleichmäfsigen Bewegungen mufs direkt aus Mefszwecken erfolgt sein, da sich hierfür kein anderer Grund ausfindig machen läfst, als die Bestrebnis, gleiche Ereignismengen (in der Sprache des Entwickelten: „gleiche Zeitstücke") vermittelst gleich langer Wegstücke auszudrücken.

Die Thatsache, dafs Zeit durch Bewegung gemessen wird, darf keineswegs gegen jene Behauptung gekehrt werden, auch Bewegung, wenigstens eine Seite derselben, würde mit der Zeit gemessen, wie dies unter Bestreitung einer angeblich stratonischen Behauptung von Seiten des Sextus Empiricus geschah. Dieses gegenseitige Mafsverhältnis zwischen Zeit und Bewegung (von Aristoteles als Beleg für seine Definition „Zeit = Zahl" angesprochen, „indem bei der Zahl und dem Zählbaren eine ähnliche Gegenseitigkeit vorliege" [cap. 12]) wurde speciell von Locke (XIV, § 22) recht ungerechtfertigterweise (s. Leibniz' Kritik) bestritten, weil „sich ein richtiges Mafs der Bewegung auch auf deren Raum und die Mafse des Beweglichen erstrecken müsse". Des Sextus' Einwurf ist besser und lautet: „es diene bewufstermafsen stets das Anschaulichere (folglich Bewegung und Ruhe) als Erfassungsmittel für das minder Anschauliche (die Zeit) und nicht das letztere für jenes" (*ληφθείη δ' ἂν οὐκ ἐκ τοῦ δυσθεωρήτου τὸ εὐθεώρητον ἀλλ' ἀνάπαλιν*, 177—180). — Ebenso wenig darf anderseits die letzterwähnte Rolle der Zeit, nämlich „motus leges secundum temporis mensuram . . . determinare", gegenüber unserer Hypothese vom Abstammen der Zeit aus Bewegungsvorgängen geltend gemacht werden, wie dies von Kant geschah (M. P., S. 102), da eine Vorstellung uns recht gut durch eine Erscheinung kann zugekommen sein, deren exakte Auffassung erst mit Hilfe dieser Vorstellung möglich ist. Aristoteles hat den Umstand, dafs die Vorstellung der Bewegungseigenschaften „schnell" und „langsam" die der Zeit voraussetze (*τὸ . . . βραδὺ*

καὶ ταχὺ χρόνῳ ὥρισται, cap. 10), blofs gegen Identifizierungsversuche der Zeit mit Bewegung (Definitionen, wie „Zeit = Bewegung") in die Wagschale geworfen.

Wenn schon Zeit und Bewegung, so dürfen wohl auch Zeit und Raum für ihr gegenseitiges Mafs erklärt werden, insofern einesteils die Stunde durch ein gewisses, vom Uhrzeiger durchlaufenes Raumstück gemessen wird, und anderseits, wie SPENCER (§ 336) bemerkte, die räumliche Entfernung zweier Orte in Stunden (nämlich Marsches, ein gewöhnliches Längenmafs der schweizer Bergführer) kann ausgedrückt werden. Das Vorkommen der letzteren Mafsmethode bei den „anciens Hébreux" und bei wilden Völkern berechtigt keineswegs zu der Annahme, es sei dieselbe noch vor der heute viel gebräuchlicheren umgekehrten Mefsweise (der Zeit vermittelst des Raumes) entstanden, — eine Annahme SPENCERS, welcher GUYAU (S. 72—73) sehr treffend den Umstand entgegenhält, dafs die ursprüngliche Bedeutung der Dauerbezeichnungen in den Sprachen eine rein räumliche sei (s. u.) und deshalb nicht sowohl die Raummessung und -vorstellung aus der zeitlichen, sondern vielmehr diese letztere aus jener hervorgegangen sei. (Dafs SPENCER hier und auch sonst gemeint hätte: „que la notion du temps [= die gesamte Zeitvorstellung] ait vraiment précédé celle de l'espace", wogegen GUYAU mehreren Ortes lebhaft ankämpft, beruht auf einem Mifsverständnisse.)

Trotzdem das Prinzip, die Zeit vermittelst diskreter successiver Eindrücke zu messen, auch bei der Messung mittelst Erdachsendrehung gewahrt bleibt, insofern auch hierbei nur die einzelnen Positionen des Beweglichen das eigentlich Messende abgeben,[1]) so ist die Überlegenheit dieser Mafsmethode über die früher (s. o.) erwähnte doch offenbar, da nun die höchst unbequeme Bemüfsigung, die abgelaufene Anzahl der Mafseindrücke im Gedächtnis zu behalten, bezw. dieselben stetig zu verfolgen, umgangen ist, und anderseits der Zeitunterscheidung an der verwendeten Mafsreihe keine Grenzen gesetzt sind, indem sich die Bewegungsreihe durch blofse Geistesanstrengung interpolieren (innerhalb zweier Situationen mehrere einschalten, unterscheiden) läfst, wodurch nun auch kleinere Dauerstücke mefsbar werden.

[1]) PLOTINS naive Bemerkung, Zeit würde deshalb mittelst Bewegung und nicht mittelst dauerhafter Eindrücke gemessen, weil es leichter anzugeben sei, wie lange sich ein Körper bewegt habe, als wie lange er ruhte („planius patere potest, quantum aliquid motum fuerit, quam quantum steterit", cap. 12), wird sich im Sinne des Obigen leicht berichtigen lassen.

Auch wird durch die nunmehrige Maſsmethode ermöglicht, die Frage nach dem Wie lang? eines Eindruckes in sehr bequemer Weise, nämlich durch Benennung des mittlerweilen abgelaufenen scheinbaren Sonnenwegsstückes zu beantworten, eine Antwort, welche die Anzahl der innerhalb der angegebenen Grenzen zu unterscheidenden Zwischenpositionen, sowie überhaupt die Herausgreifung solcher dem Gutdünken des Fragenden anheimstellt. Bei Bestimmung der Abschnittslängen dieser zeitmessenden Erdbewegung war ihre Kreisähnlichkeit maſsgebend, infolge deren sich als erstes und natürlichstes Teilungsprodukt Wegstücke von der Länge einer ganzen Umdrehung (der Tag) ergaben.

Daſs die Kreisähnlichkeit der erwählten Bewegung nur einfach mit in den Kauf genommen und — weil zur Tauglichkeit eines Zeitmaſses keineswegs erforderlich — bei der Auswahl nicht angestrebt wurde, hat Aristoteles nicht zugegeben, indem er für die Festsetzung jenes kreisförmigen Maſsmittels die recht dürftige Erklärung beibrachte: „eine derartige Bewegung lasse ihre Zahl (= die Zeit) besser, als jede sonstige, hervortreten“ (*ὅτι ὁ ἀριθμὸς ὁ ταύτης*, nämlich *κυκλοφορίας, γνωριμώτατος*, cap. 14). Die lebhaften Betonungen des „Periodischen“ der Maſsbewegung bei Locke (§ 18—21), Horwicz (II, 2. T., S. 139 ff.) und Wundt (Log., S. 435) scheinen auf eine ähnliche Wertschätzung jener Kreisförmigkeit hinzudeuten.

Bei der Weitereinteilung scheint die geometrische Form besagter Abschnitte auſser Betracht geblieben zu sein, infolge der wohlbegründeten Bestrebnis, sich einer fortwährenden, nicht einmal ausführbaren Sonnenbeobachtung zu entziehen, weshalb neue Bewegungsarten auserwählt resp. dargestellt werden muſsten, deren Ursprungsquelle nunmehr für die Länge eines Abschnittes innerhalb des „Tag“-es maſsgebend wurde. (Weder der 10-, noch der 12-, noch der 24stündige Tag beruht auf dem Prinzipe der Kreisteilung, denn die Stundenlänge hängt einfach nur mit den Herstellungsbedingungen der verwendeten Uhren — ob Klepsydra-, Sand- oder Pendeluhr — zusammen. Anderseits muſsten nun absichtlich kreisförmige Bewegungen geschaffen werden, weil andernfalls das Zifferblatt unendlich lang sein müſste.) Daſs darum der Gebrauch von Uhren noch keine Emancipation des Menschen von der

lebensregelnden Himmelsbewegung bedeutet, sondern nur etwa einem Vorgange, wie Einführung der Scheidemünze zur Umwechslung gröfseren und eigentlichen Geldes gleichkommt, liegt klar, wenn man bedenkt, dafs das schliefsliche Regulativ unserer Zeitmessungen die Sonnenuhr ist, und anderseits, dafs alle den „Tag“ übersteigenden gröfseren Zeitstücke (Wochen, Monate, Jahre) wiederum Himmelsbewegungsabschnitte vorstellen. Dafs letztere, nämlich die Mond- sowie die Erdumlaufszeit, unter sich und mit der Dauer einer Erdachsendrehung inkommensurabel sind, ist bekannt.

Fragen der Geschichtswissenschaft.

I. Darstellende und begriffliche Geschichte.

Von **Paul Barth**, Leipzig.

Inhalt.

Below über das Verhältnis der Geschichte zur Systematik und zur Kausalität. Die Kausalkette in der Darstellung der Ereignisse oft unterbrochen, wie in der Kunst. Diese Unterbrechung beruht nur auf mangelhafter Kenntnis. Stammlers Dualismus ist nicht kantisch. Die Geschichte, wie sie Below meint, ist „darstellende" Geschichte. — Das Allgemeine zeigt empirische Gleichförmigkeiten. Diese sind auf kausale Gesetze zurückführbar, und zwar auf psychologische. Eine besondere „historische" Psychologie giebt es nicht. Lamprecht meint mit seiner Art der Geschichte dieses Streben nach Gleichförmigkeiten und Gesetzen. Ihr bester Name ist „begriffliche" Geschichte. Beide Arten sind unentbehrlich.

An das Erscheinen der ersten 5 Bände der „Deutschen Geschichte" von K. Lamprecht, eines Werkes, das manche bisher im Hintergrunde gewesene Seiten der Vergangenheit in den Vordergrund zu stellen sucht, hat sich zwischen Lamprecht und einigen anderen Historikern eine lebhafte Polemik angeschlossen, die zuerst allerlei Einzelheiten der Darstellung Lamprechts zum Gegenstande hatte, später aber sich zu einer allgemeinen Erörterung der Aufgaben und Methoden der Geschichtswissenschaft erweitert hat. Über die erste Phase des Streites, die die Einzelheiten betrifft, steht mir kein Urteil zu, auch nicht über die Gründe der persönlichen Gereiztheit, mit welcher der Streit geführt wird. Nur an die zweite Phase, die Behandlung der prinzipiellen Fragen, die ja zugleich Fragen der Erkenntnistheorie sind, möchte ich im folgenden anknüpfen.

Als die letzten Zusammenfassungen der beiderseitigen Anschauungen liegen zwei Abhandlungen vor,[1]) von denen

[1]) G. von Below, Die neue historische Methode. In der Historischen Zeitschrift (begründet von H. von Sybel). Bd. 81 (neue

ich zunächst diejenige Belows, des Gegners Lamprechts, beleuchten will. Ihre wesentlichen Sätze sind die folgenden:

1. Über das Verhältnis der Geschichtswissenschaft zur Systematik im allgemeinen und im besonderen zur „naturwissenschaftlichen Systematik“: „Die Geschichtswissenschaft bestreitet immer die Allgemeingültigkeit der Systeme, der Begriffe“ (S. 241). [Die Geschichte lehrt,] „dafs es unzulässig ist, für die menschliche Entwicklung feste Naturgesetze zu dekretieren“ (S. 242). „Der Historiker darf, wenn er richtig sehen will, sich nicht der Brille des Naturforschers bedienen; er hat ja seine eigenen Augen (dasselbe Gleichnis auf S. 248, wo nur zum Naturforscher noch der Philosoph hinzugefügt wird). Und sein Beruf wird es eben voraussichtlich immer bleiben, gegen die Konstruktionen der Systematiker Einspruch zu erheben“ (S. 243). „Wer einem socialen Ideal, wer überhaupt einem Ideal huldigt, der protestiert gegen den lähmenden Gedanken einer rein gesetzmäfsigen Entwicklung“ (S. 245).

2. Über die Geltung der Kausalität: „Dieser Glaube [an die unbedingte Gültigkeit des Kausalitätsgesetzes] wird stark angefochten“ (S. 246). „Wir brauchen uns indessen als Historiker mit der Frage der Geltung des Kausalitätsgesetzes nicht aufzuhalten. Denn es ist noch nie gelungen, seine ausnahmslose Geltung auf dem Gebiete der Geisteswissenschaften nachzuweisen, und es wird auch nie gelingen, das Kausalitätsgesetz hier selbst nur in annähernder Reinheit durchzuführen, am wenigsten auf dem Gebiete der Geschichte“ (S. 246—247). „Dafs die Historiker gut thun, ihre Methode von der naturgesetzlich begründeten Psychologie frei zu halten, heben auch die Philosophen Windelband und Dilthey hervor“ (S. 248, Anm. 1). „Wir gestehen gern, dafs wir nicht alles erklären können. Wir beanspruchen es gar nicht. Es erscheint uns im Gegenteil von der höchsten Wichtigkeit, dafs wir die Unerklärbarkeit konstatieren müssen. Die Persönlich-

Folge 45), Heft 2, München und Leipzig 1898, S. 193—273. Dagegen: K. Lamprecht, Die historische Methode des Herrn von Below, eine Kritik. Berlin, R. Gärtner (H. Heyfelder) 1899, 50 S.

keit ist in der That ein Rätsel“ (S. 249). Und S. 265 wird Stammlers Spott über die „magische Kraft“ des Kausalitätsgesetzes mit Zustimmung erwähnt. (In dem Abschnitte des Buches von Stammler, aus dem das Citat stammt, wird der Beweis versucht, dafs das Kausalitätsgesetz auf menschliche Zwecke, die durch Wahlhandlungen erreicht werden, keine Anwendung finde.)

Es ist offenbar, dafs Below mit dieser Methodologie das Gebiet der Wissenschaft zum Teile verläfst. Wer darauf verzichtet, die Kausalität überall nachzuweisen, wer die Persönlichkeit für ein Rätsel hält, der unterbricht das wissenschaftliche Denken, der betrachtet die Dinge, mit Schopenhauer zu reden, unabhängig vom Satze des Grundes, er betrachtet sie ähnlich wie der Künstler und der Beschauer eines Kunstwerks. Die ästhetische Betrachtung geht auf den Inhalt der Vorstellungen, nicht auf ihre rationale Verknüpfung. Die Wissenschaft wird immer der Schwerkraft und alles dessen, was daraus folgt, eingedenk sein, der Künstler aber und der ästhetische Betrachter nehmen keinen Anstofs daran, dafs die Sixtinische Madonna über den Wolken schwebt. Und wie die Kunst nicht das einzelne Ereignis unter die allgemeine Formel, das Gesetz, zu bringen braucht, so braucht sie auch nicht das einzelne Objekt blofs nach seinen allgemeinen, der ganzen Gattung gemeinsamen Merkmalen darzustellen, sie kann nicht blofs, sie mufs sogar auch die individuellen Merkmale als solche betrachten und hat nicht nötig, zu erklären, warum sie in diesem besonderen Falle so und nicht anders sich verhalten.

Ursprünglich ist alle Geschichte Kunst gewesen. Denn sie ist ursprünglich identisch mit der Sage und dem volkstümlichen Epos. In diesen beiden Urformen der Geschichte ist die Wirklichkeit noch vermischt mit demjenigen, was die Phantasie hinzufügt. Allmählich tritt, wenigstens bei den Griechen, eine Trennung ein, die Wirklichkeit wird Gegenstand der erzählenden Prosa, des Logos (bei den Logographen), wofür später der Name „Historie“ aufkommt, was hingegen die

Phantasie hinzufügt, fällt der Dichtung (ποίησις) anheim. Doch ist wohl im Bewufstsein der Alten — Polybios vielleicht ausgenommen — die Geschichte niemals toto genere von der Kunst getrennt worden. Aristoteles unterscheidet zwar in seiner „Poetik" die Geschichte von der Dichtkunst, aber gerade diese Gegenüberstellung zeigt, dafs sie ihm, wenn auch entgegengesetzt, doch wohl zu einer und derselben Gattung gehören. Diese Gattung dürfte wohl die Kunst sein. In seinem Systeme der Wissenschaften wenigstens findet die Geschichte keine Erwähnung. Wenn er in seiner Politik (2. Buch, 2. Kap.) sagt, dafs man auch auf die lange Zeit und die vielen Jahre [der Vergangenheit] achten müsse, so meint er hier nach dem Zusammenhange nicht die Geschichte der Ereignisse, sondern der Verfassungen. Und fast alle Geschichtsschreiber des Altertums haben in ihre Werke kunstvolle Reden eingeflochten, die nicht gehalten worden sind, sondern nur in dem Zusammenhange der Dinge, in dem sie stehen, hätten gehalten werden können, die also nicht das Wirkliche, sondern das nur Mögliche, aber zugleich ästhetisch Wertvolle darstellen.

Erst in der Renaissance beginnt man die Geschichte zu den Wissenschaften zu rechnen. Bacon ist wohl unter den Philosophen der erste, der die Geschichte scharf von der Kunst scheidet, indem er drei verschiedene Weltbilder annimmt: ein gedächtnismäfsiges (historia), ein phantasiemäfsiges (poesis), ein vernunftmäfsiges (philosophia).[1]) Die historia aber umfafst viel mehr als heute. Sie ist sowohl historia naturalis als auch civilis. Bei Bacon also steht die Menschengeschichte auf gleicher Stufe mit der beschreibenden Naturwissenschaft. Sie ist endgültig von der Kunst getrennt, kaum ein Philosoph — wenn man von der Gegenwart absieht — hat sie wieder unter den Begriff der Kunst zurückgebracht, nur innerhalb der Wissenschaft wechselt sie ihre Stellung, bis endlich nach mancherlei Anregungen von Hume und Condorcet Saint-Simon

[1]) Vergl. R. Mayr, Die philosophische Geschichtsauffassung der Neuzeit, I, Wien 1877, S. 93.

sie, ebenso wie die Politik, der Wissenschaft, die er allein als solche anerkennt, der Physik, nahezubringen fordert.[1])

Indessen eine Auffassung und Behandlung der Geschichte, die sie der Kunst nähert, hat auch heute noch zweifellos ihre Berechtigung. Die Wissenschaft geht auf das Allgemeine, ihre Ziele sind der Begriff und das Gesetz, die viel weniger enthalten, als das Konkrete, Einzelne. Das Ziel der Kunst aber ist gerade das Konkrete, Einzelne, in dem das Allgemeine auch enthalten, aber um das Besondere vermehrt ist. Darum sagt z. B. der römische Dichter lieber „Falernum" statt des allgemeineren „vinum", spricht Schiller nicht bloſs abstrakt von der „Menschheit Leiden", sondern fügt sofort Laokoon als einen der Leidenden hinzu, darum sind in der bildenden Kunst Allegorien, d. h. Gestalten, die nicht ein Einzelwesen, sondern einen allgemeinen Begriff bedeuten, kalt, soweit sie nicht zugleich persönliche Eigenschaften haben, ohne Wirkung, sie gehören nicht zu den Objekten, die die Kunst zu schaffen hat. Der Unterschied zwischen den Künsten und der Geschichte ist nur der, daſs die Künste ein mögliches Konkretum darstellen dürfen, die Geschichte aber ein wirklich gewesenes, und zwar so, wie es wirklich gewesen ist. Auch in ihrem Konkretum darf das Allgemeine, das ihm mit anderen gleichartigen Konkretis gemeinsam ist, nicht fehlen, aber es darf nicht isoliert hervortreten, es muſs mit dem Besonderen verbunden sein.

Mit Recht hat B. Croce[2]) auf dieses Streben der Geschichte nach der Darstellung des Einzelnen aufmerksam gemacht. Mit Recht hat er ferner hervorgehoben, daſs es auch andere Objekte gebe, die eine künstlerische, das Einzelne treu wiedergebende Darstellung verlangen, z. B. die Landschaft, so daſs der Geograph zuerst ein Künstler sein müsse, ehe er wissenschaftlich arbeite, viele, wie Alexander von

[1]) Vergl. meine „Philosophie der Geschichte als Sociologie", I, Leipzig 1897, S. 18 ff.

[2]) Il concetto della storia ridotto sul concetto generale dell' arte, 2. edizione, Roma 1896.

Humboldt, auch wirklich Künstler gewesen seien.[1]) (Croce hätte hinzufügen können, dafs es sich beim Geologen umgekehrt verhält, dafs er zuerst das allgemeine Aussehen einer Landschaft einer vergangenen geologischen Periode erschliefsen mufs, dann aber eine individuelle Landschaft künstlerisch darstellen kann.) Wenn E. Bernheim[2]) gegen diese Gleichstellung der geschichtlichen mit der künstlerischen Darstellung einwendet, die Geschichte habe ein Anrecht auf den vollen Titel einer Wissenschaft, da „sie uns ein in sich zusammenhängendes, einheitliches und gesichertes Wissen vermittelt", so treffen eben zwei der von Bernheim ihr gegebenen Prädikate auf die geschichtliche Darstellung, wie sie Croce meint und wie sie in den weitaus meisten Fällen wirklich ist, nicht zu. Diese Darstellung kann wohl ein gesichertes Wissen geben, vorausgesetzt, dafs die Zeugnisse für das Dargestellte in genügender Anzahl vorhanden und nach allen Regeln der Kritik gesichtet und verwertet worden sind. In sich zusammenhängend und einheitlich aber wird es nur in beschränktem Mafse, fast nie in seinem ganzen Umfange sein. Denn einheitlich und zusammenhängend wird eine Summe von Wahrnehmungen nur durch stetige strenge Anwendung der Kategorien des Verstandes, und zwar, wo es sich, wie in der Geschichte, um Zustände und Ereignisse handelt, durch den Gebrauch der Kategorie der Kausalität. Nur dadurch werden, mit Kant zu reden, Wahrnehmungsurteile zu Erfahrungsurteilen, d. h. zu Bestandteilen eines einheitlichen, zusammenhängenden Systems. Und nur die Erfahrung in diesem Sinne ist Wissenschaft.

Und in diesem strengen Sinne ist die allgemein übliche geschichtliche Darstellung keine Wissenschaft. Denn sie kann gar keinen ganz einheitlichen, fortlaufenden Zusammenhang geben. Da sie auf Einzelnes geht, so mufs sie fortwährend neue Momente einführen, die im Vorausgegangenen, im Vorher-

[1]) A. a. o. S. 89.

[2]) Lehrbuch der historischen Methode, 2. Aufl., Leipzig 1894, S. 111 und 599.

erzählten nicht ihre Ursache haben. Aus einem dunklen, unerkennbaren Hintergrunde treten ihr die neuen Ereignisse hervor; das Auftreten Napoleons z. B. ist doch ein Moment, das in den vorausgegangenen Ereignissen nicht begründet ist. Die Verhältnisse, wie sie nach der Reaktion des Thermidor in Paris lagen, sind nicht die Ursache, dafs er ein energischer Mann war. Sie sind nur die Ursache, dafs er seinen energischen Willen entfalten konnte. Dieser Wille selbst ist das Ergebnis der Natur seiner Heimat, des Charakters seines Volkes, des Charakters und der Lebensführung einer langen ihm voraufgehenden Ahnenreihe, wie sie Taine, der eben eine neue, möglichst kausale Betrachtung einführen wollte, zum Teile verfolgt hat, wie sie aber der Historiker im Sinne Belows meist gar nicht verfolgen will. Der letztere wird einfach Napoleons starken Willen als ein neues, nicht weiter erklärbares, aber fortan wirkendes Stück zu den bisherigen Bestandteilen der Wirklichkeit hinzunehmen. Ähnlich verhält es sich für diese Art der Geschichtsdarstellung mit dem Hunneneinfall, mit dem Wirken Karls des Grossen und überhaupt mit unzähligen Ereignissen und Persönlichkeiten, die sich nicht aus dem Vorausgegangenen ableiten lassen, wie ja auch Below erklärt: „die Persönlichkeit ist ein Rätsel!“

Diese Ereignisse und Persönlichkeiten treten also in die Welt so unberechenbar ein, wie der Eingriff des Schicksals in der Schicksalstragödie, der ebenfalls aufserhalb des kausalen Zusammenhanges der irdischen Handlungen steht, der sich diesen Zusammenhang nur unterwirft, aber nicht, wie jedes irdische Geschehen, selbst ihm unterworfen ist. Die Wissenschaft jedoch kennt kein aus reiner, überirdischer Höhe eingreifendes Schicksal, sie kennt nur Ereignisse, deren Ursachen genau so wie die Ursachen der erklärten Ereignisse vorhanden, aber aus irgend einem Grunde unserem unvollkommenen Wissen noch verborgen sind. Sie kennt nur unerklärte, nicht unerklärbare Ereignisse. „In mundo non datur fatum“ ist nach Kant eine ebenso fundamentale Wahrheit für jede Wissenschaft (nicht blofs für die Naturwissenschaft), wie die drei

anderen: in mundo [nicht bloſs in natura!] non datur hiatus, non datur saltus, non datur casus.[1]) Und insofern, als die geschichtliche Darstellung die Unterbrechung der Kausalreihe zuläſst, weil sie jeden Augenblick neue Wirkungsweisen alter Kräfte und neue Kräfte annehmen muſs und darf, ist ihre Methode gleich der der Kunst.

Sie unterscheidet sich freilich von der Kunst insofern, als sie sich nur auf eine wirkliche, nicht auf eine mögliche Vergangenheit richtet, auch nicht, wie die Kunst, ihre Gebilde überhaupt ohne zeitliches und örtliches Datum hinstellen darf. Aber für die erkenntnistheoretische Struktur ihres Verfahrens macht dies keinen prinzipiellen Unterschied, ebenso wie die Mathematik ihr prinzipielles Verfahren beibehält, gleichviel, ob sie eine in der Natur vorkommende Kurve (etwa die Parabel) oder eine rein konstruierte, bisher weder in der Natur, noch im Laboratorium geschaute behandelt.

Es kommt hier eben in erster Linie auf den erkenntnistheoretischen Typus an. Und dieser ist, in der Kunst sowohl wie in der bloſs darstellenden Geschichte, nicht das Streben nach einem streng geschlossenen Systeme, sondern die möglichste Annäherung an ein Maximum. Für die Geschichte heiſst dieses Maximum die vergangene Wirklichkeit schlechthin, für die Kunst, wenn sie naturalistisch ist, die gegenwärtige oder vergangene typische Möglichkeit, wenn sie idealistisch ist, die nach irgendwelchen ästhetischen oder ethischen Forderungen gesteigerte Wirklichkeit. Und beide, die Wissenschaft wie die Kunst, können sich ihrem Ziele nur annähern, nie es ganz erreichen. Von der Kunst ist es wohl anerkannt, daſs sie ein unendliches Streben darstellt, der Idealismus nach dem Schönen, der Naturalismus nach der vollkommenen Treue der Wiedergabe des Typischen. Aber auch die Geschichte kann sich der Treue der Wiedergabe des Wirklichen nur nähern. Auch das Wirkliche ist nach Wundt[2]) ein Grenzbegriff.

[1]) Kritik der reinen Vernunft, herausg. von Kehrbach, S. 213.
[2]) System der Philosophie, 1. Aufl., S. 161, 2. Aufl., S. 154.

Was Bernheim zur wissenschaftlichen Thätigkeit der Geschichte rechnet, die Kritik und die Hermeneutik, das wäre — in einem System der Wissenschaften — nicht zur Geschichtswissenschaft, sondern zur Erkenntnistheorie und zwar zur Methodenlehre zu rechnen, die für alle Gebiete, für die Naturwissenschaften, die Geschichte, auch für die Kunst, gleichviel ob sie das Typische oder das Ideale will, die Verfahrungsweisen zu bestimmen hat. Dafs dies Verfahren der Kunst, ihre Technik, noch nicht zur Methodenlehre gerechnet wird, ist ein Mangel; sie gehört prinzipiell unter sie; wie sicherlich auch die Methodenlehre der auf die Naturwissenschaft gegründeten Technik, wie sie Reuleaux[1]) versucht hat, unter die Methodenlehre zu rechnen ist. Die Erkenntnistheorie sollte sich nicht allein auf die Erkenntnis des Wirklichen, sondern mehr als bisher auch auf die Erkenntnis des Möglichen richten. Und wenn die Kritik und die Hermeneutik ihr Werk gethan haben, so ist noch nichts weiter vorhanden, als einzelne Thatsachen, von innerem Zusammenhange ist in jene Thatsachen selbst nichts eingegangen. Der Historiker ist dann erst da angelangt, wo der Naturforscher und der Geograph oft (wenn auch keineswegs immer) ohne wissenschaftliche Vorarbeit schon von Anfang an sind, nämlich bei seinem Materiale. Dieses Material besteht nicht in den Urkunden, Büchern, Inschriften, überhaupt in den Zeugnissen der Vergangenheit, sondern in den auf Grund der Zeugnisse erschlossenen Thatsachen. Und erst an diesen beginnt nun die specifische Arbeit des Geschichtsschreibers, sei es, dafs er sie blofs im Zusammenhange darstellen, sei es, dafs er aus ihnen weitere, allgemeinere Wahrheiten erschliefsen will. Geschichtsforschung ist doch nur die Vorstufe der Geschichtsschreibung, nicht diese selbst, so wenig wie die Erlernung des Mikroskopierens oder die Anwendung der Mikroskopierkunst, wie fein und gewandt sie auch sei, schon Darstellung des Baues einer Pflanze oder eines Tieres ist.

---

[1]) Theoretische Kinematik, Braunschweig 1875.

Aber wenn so der darstellende Historiker wie der Künstler die durch alle Ereignisse der Welt durchgehende Kausalität ignorieren darf, so darf er nicht behaupten, dass sie nicht existiere. Und hierin scheint Below zu irren. Er scheint die Kausalität als eine Färbung der Dinge zu betrachten, die nur dem Philosophen und dem Naturforscher infolge ihrer besonderen „Brille" erscheine, dem Historiker aber gar nicht notwendig zu erscheinen brauche. Indessen die Kausalität ist nicht ein künstliches Werkzeug, wie die Brille, sie bleibt jedem Menschen fremd, wenn er bloss anschaut, auch dem Naturforscher und dem Philosophen, und sie drängt sich jedem, auch dem Historiker notwendig auf, wenn er denkt. Sie ist auch nicht ein „Glaube", sondern die notwendige Voraussetzung des Denkens, sie gehört bei vielen Philosophen zu den „logischen Axiomen". Sobald der Historiker denkt, sobald er Wissenschaft treiben will, muss er alles in strenger kausaler Verknüpfung sehen, oder wo diese Verknüpfung eine Lücke hat, einen Mangel der Wissenschaft zugeben.

Wenn Stammler[1]) meint, das Gesetz der Kausalität gelte nur für Erscheinungen, „vorliegende", also schon vergangene Handlungen, „woraus sich als sicher ergiebt, dafs unser Gesetz auf die Vorstellung von künftigen nur möglichen Handlungen und auf den Gedanken einer Wahl zwischen ihnen überhaupt noch keine Anwendung finden kann", und wenn er, von dem Subjektiven zum Objektiven übergehend, hinzufügt: „Der Inhalt dieser eben genannten Vorstellungen bedeutet das grade Gegenteil von dem Inhalt derjenigen, den [soll heissen: die] wir als Erscheinungen fassen können", so ist das seine, aber keineswegs wie er meint, indem er sich streng an Kant halten will, Kants Ansicht. Er giebt keine Stelle an, wo Kant dergleichen gelehrt habe, und er wird auch nirgends eine finden. Nur als sittlich wollendes Wesen ist der Mensch frei von der allgemein herrschenden Kausalität, nicht einmal als wollendes Wesen schlechthin; denn Akte der Willkür oder des Begehrungsvermögens, die blofs natürlich, nicht vernünftig sind, unterliegen ihr nach Kant ebenso, wie jedes Naturereignis. Als denkendes Wesen aber muss der Mensch nach Kant alles, Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges, auch seine und seiner Mitmenschen Handlungen nach dem Gesetze der Kausalität zusammenfassen, er kann ihm im Denken nicht entgehen, so wenig, als er über seinen Schatten springen kann. Wenn vor der Zukunft, so wie es sich Stammler

[1]) Wirtschaft und Recht nach der materialistischen Geschichtsauffassung, Leipzig 1896, S. 363.

vorstellt, die Kette der Kausalität abbräche, wie könnte KANT da die oben angeführten Gesetze aussprechen: „in mundo non datur saltus, non datur hiatus, non datur casus?“ KANT sagt vielmehr ausdrücklich:[1]) „der Verstand kann von dieser [der Natur] nur erkennen, was da ist oder gewesen ist, oder sein wird [nicht was sein soll]“, ordnet also den Gesetzen des Verstandes die Zukunft nicht minder als die Gegenwart und die Vergangenheit unter.

STAMMLERS Dualismus ist ein ganz anderer als der, den KANT lehrt. Und zwar ist der erstere ein solcher, dafs er jede Geisteswissenschaft unmöglich macht. Wenn die Kausalität für die Natur gilt, aber nicht für die menschlichen Handlungen, so sind eben die letzteren frei, es giebt keine Erklärung einer That im Sinne einer Subsumtion unter eine allgemeine Regel, es ist vielmehr dann alles regellos, es giebt dann aber auch keine Pädagogik und keine Politik, die beide auf eine Technik der Lenkung des Willens ausgehen und wie jede Technik, ein gesetzmäfsiges Verhalten ihres Materials wie ihrer Werkzeuge voraussetzen. Einen solchen, Geisteswissenschaft und Geistesführung zerstörenden Dualismus hat KANT nie gelehrt. Der betrachtende Mensch kann nie von der Denkform der Kausalität sich befreien, der sittlich wollende freilich kann die Kausalreihe durchbrechen.

Jeder hat nach KANT seinen intelligiblen und seinen empirischen Charakter. Der letztere ist Erscheinung, als solche für den denkenden Zuschauer — sowohl für einen Fremden, als für den Träger des Charakters, so weit er sich selbst betrachtet — den Naturgesetzen unterworfen, die häufig gar keine Unterbrechung erleiden, bisweilen aber durch die Eigenschaft des intelligiblen Charakters, selbst Anfang einer Reihe von Wirkungen zu sein, die in der äusseren und der inneren Natur nicht verursacht sind, einer gewissen Störung ausgesetzt sind. Der denkende Beobachter mufs dann eben das Sittengesetz als einen besonderen Modus der Verursachung von Handlungen anerkennen, und wenn er nach KANT dieses selbst auch nicht erklären, aus irgend welchen Bedingungen ableiten kann, es doch als eine unter gewissen Voraussetzungen wirkende Kraft in seine Rechnung aufnehmen. Ähnlich, wie etwa ein Physiker elektrische Experimente macht, die durch einen in der Nähe befindlichen Magneten modifiziert werden.

Auch dies freilich ist ein Dualismus, und ihn mufs die von KANT ausgehende, aber nicht bei ihm stehen bleibende Wissenschaft zu überwinden suchen, anstatt da, wo KANT

[1]) Kritik der reinen Vernunft, herausg. von KEHRBACH, S. 438.

schon Einheit und Konsequenz erreicht hatte, einen neuen Dualismus zu schaffen. Wenn KANT den wollenden Menschen so sehr von allen anderen Erscheinungen trennt, dafs er von ihm sagt, er könne Ursache werden, ohne Wirkung gewesen zu sein, er könne eine Kausalreihe selbständig beginnen, so müssen freilich starke Thatsachen vorliegen, um diesen besonnenen Denker zur Annahme einer solchen Diskontinuität zu bringen. Und diese Thatsachen sind die der eigentümlichen Natur der psychischen Kausalität. SCHOPENHAUER hat mit Recht darauf hingewiesen, dafs in der unbelebten Natur der Satz gilt: „der Grad der Wirkung ist gleich dem Grade der Ursache", oder wie man es jetzt ausdrückt: „die Wirkung ist der Ursache äquivalent". In der belebten Welt, in der Physiologie fand er diese Äquivalenz nicht. Der Begriff der Auslösung hat nach ihm es ermöglicht, sie auch darin noch durchzuführen. Am allerentferntesten von der Äquivalenz schien ihm die Kausalität des menschlichen Handelns. Und darin hat er für alle Ewigkeit recht.

Das menschliche Handeln ist von so komplicierten Bedingungen abhängig, dafs an eine Vergleichbarkeit eines Willensaktes des Menschen mit dem äufseren Reize, der auf ihn eindringt, selten noch zu denken ist, die Beziehung zwischen Reiz und Handlung oder — allgemeiner ausgedrückt — zwischen Reiz und Reaktion sich vielmehr desto weiter von der Äquivalenz entfernt, je mehr bewufste Wahl auf den Reiz folgt. Am nächsten werden jener Äquivalenz noch die Triebhandlungen sein, wenn man sie mit Hilfe des Begriffs der Auslösung deutet, am entferntesten aber diejenigen, die auf einem bestimmten, erworbenen Charakter beruhen. Die Triebhandlungen beruhen auf Reizen, auf einzelnen Empfindungen oder Vorstellungen, z. B. das Tanzen auf der erregenden Kraft gewisser Gehörsempfindungen, die Charakterhandlungen aber auf abstrakten Grundsätzen. Empfindungen jedoch und Vorstellungen unterliegen dem Gesetze der Ermüdung, sie können im Laufe der Zeit sich abstumpfen und ihren Einfluſs auf den Willen verlieren. Grundsätze hingegen, z. B. der Vorsatz, nie Böses mit Bösem zu vergelten, steigern durch Wiederholung ihren Einfluſs, die Gewöhnung befestigt ihre Kraft, anstatt sie zu vermindern, so dafs sie allerdings ein ganz anderes Verhältnis zum menschlichen Willen zeigen, als der Reiz der Empfindungen und der Vorstellungen. Auch bei den Grundsätzen ist die Mitwirkung des Gefühls (besonders bei erhabenen, „grofsen" Geboten) nicht ganz ausgeschlossen, aber sie tritt doch hinter der Macht der Gewöhnung und der logischen Konsequenz so sehr zurück, dafs es schliefslich verständlich ist, warum KANT die sittlichen Grundsätze aus dem Naturzusammenhange heraushob. Nur hätte er diese Heraushebung

lediglich auf die specifische Art der Wirkung der Grundsätze des Charakters gründen sollen, nicht auf eine vermeintliche völlige Zusammenhangslosigkeit mit dem übrigen Seelenleben, aus dem doch der Charakter schliefslich sich aufgebaut hat.

Aber wenn auch die Gleichheit von Ursache und Wirkung im Gebiete der menschlichen Handlungen aufhört, so hört doch damit nicht die Kausalität selbst auf. Nur die naturwissenschaftliche Kausalität endet hier; und, soweit in seiner Betonung des Unterschieds der Geschichte von den Naturwissenschaften Below dies meint, ist er im Rechte. Auf der Gleichheit von Ursache und Wirkung und auf der Meſsbarkeit der Erscheinungen beruht die Fähigkeit der Naturwissenschaften, in vielen Gebieten den Eintritt gewisser Veränderungen auf Tag und Stunde, in manchen sogar auf Minute und Sekunde vorauszusagen, und die Möglichkeit, die Gröſse dieser Veränderungen genau zu bestimmen, kurz die sogenannte „Exaktheit", die man nach gewöhnlichem, aber unberechtigtem Sprachgebrauche nur da findet, wo es quantitative, nicht bloſs qualitative Gesetze giebt.

Dieser Grad wissenschaftlicher Erkenntnis ist nun freilich für die Handlungen Einzelner oder ganzer Gruppen von Menschen, die nach Below und nach der bisher vorwiegenden Richtung den Gegenstand der Geschichte bilden, ganz unerreichbar. Die besondere Beschaffenheit der psychischen Kausalität läſst, wie wir gesehen haben, keine Vorausberechnung auf Tag und Stunde zu, so daſs wir z. B. nicht wissen, ob und wann das christliche Kreuz wieder über der Hagia Sophia in Konstantinopel sich erheben wird, und ebensowenig erklären können, warum ein bestimmtes Ereignis, z. B. die Ermordung Wallensteins, gerade an diesem bestimmten Tage, dem 25. Februar 1634, eintrat. So können wir niemals die Glieder einer geschichtlichen Kausalreihe quantitativ genau bestimmen. Oft aber fehlt uns die stetige Kausalreihe überhaupt. Von mancher Handlung wissen wir die Ursache, die Summe der Motive gar nicht. Und wenn wir sie erschlieſsen wollen, so machen wir den Schluſs von der Wirkung auf die Ursache, der nach einer sehr alten logischen Regel sehr unsicher ist. Denn eine

Ursache kann nur eine bestimmte Wirkung haben, aber eine Wirkung, ein Ereignis, kann sehr verschiedenen Ursachen entsprungen sein. Das Herzklopfen z. B. ist ein Symptom, eine Wirkung, die aus sehr verschiedenen Ursachen, sehr verschiedenen pathologischen Zuständen entstanden sein kann. Es kann in konstanter Nervosität, in vorübergehender Erregung, in einer Vergiftung, in einem Herzklappenfehler oder in anderen Verhältnissen seinen Ursprung haben.

Immer also, wenn es sich um Darstellung geschichtlicher Ereignisse, die doch schliefslich nur menschliche Thaten sind, handelt, wird man sich mit einer ähnlichen Darstellung begnügen müssen, wie die Kunst: mit einer Wiedergabe des Einzelnen, in der die Kausalkette oft abbricht, oder nur nach unsicheren Analogien fortgeführt wird, die ferner mit allgemeinen Begriffen an ihren Gegenstand herantritt, aber die besonderen Züge desselben der Anschaulichkeit wegen sorgfältig verzeichnet, ohne dafs sie nötig hat bei jedem dieser Züge das Warum seines Erscheinens zu erklären. Als ein mustergiltiges Beispiel dieser Art anschaulicher geschichtlicher Darstellung sei etwa die „französische Revolution" Carlyles genannt.

Da indessen die Geschichte, wie oben bemerkt, ein anderes Maximum hat, dem sie sich zu nähern strebt, als die Kunst, nämlich die Wirklichkeit schlechthin, während die naturalistische Kunst dem möglichen, durchschnittlichen, die idealistische dem möglichen, aber qualitativ gesteigerten Leben nachstrebt, so ist es verständlich, wenn Bernheim[1]) die Geschichte mit der Kunst nicht vermengt wissen will. Sie fallen zwar in der Erkenntnistheorie unter dieselbe Gattung, die Geisteserzeugnisse, die nur teilweise den Begriff der Kausalität anwenden, aber sie sind specifisch verschieden. Die Geschichte darf nichts verrücken, weder Inneres noch Äusseres, die Kunst darf Äufseres ändern, sie kann Namen, Orte, Datierung verändern, wenn nur die innere Wahrheit erhalten bleibt.

[1]) Lehrbuch der historischen Methode, 2. Aufl., Leipzig 1894, S. 100 ff.

Darum ist es wohl besser, die Geschichte, wie sie Below im Auge hat, und die grofse Mehrzahl der geschichtlichen Werke sie geben, „darstellende Geschichte“ zu nennen. Ähnlich wie Herbart[1]) denjenigen Vortrag des Lehrers, der weiter nichts bezweckt als die sinnliche Anschauung zu ersetzen, so zu sprechen, dafs der Schüler das Beschriebene zu sehen und zu hören glaube, den blofs darstellenden Unterricht nennt, von dem er den an das Denken sich wendenden als analytischen oder synthetischen unterscheidet.

Ohne Zweifel hat die „darstellende“ Geschichte Vorzüge. Sie befriedigt, so weit es möglich ist, das Bedürfnis nach Anschauung, das nicht blofs bei dem naiven, sondern auch bei dem entwickelten Menschen ein sehr hohes ist. Wir möchten alle gerne Zuschauer der bedeutungsvollen Thaten und Ereignisse der Vergangenheit sein. Aufserdem ist die Darstellung grofser Persönlichkeiten von pädagogischem Werte und desto wirksamer, je mehr anschauliche Einzelheiten sie einfügt.

Aber für das Denken ist die Geschichte als blofse, wenn auch noch so künstlerische Darstellung immer und ewig ungenügend. Wer denkt, will im Wechsel das Beständige sehen, den „ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht“, also das den Erscheinungen Gemeinsame, die allgemeinen Wahrheiten. Solcher bedarf auch der Politiker, nicht einer Thatsache von beschränkter Dauer, sondern stets gültiger, allgemeiner Sätze, mit deren Hilfe er aus der Gegenwart seine Schlüsse auf die Zukunft ziehen kann. Und auch Below kann sich dieses Verlangens nicht entschlagen. Er meint, der Nutzen der historischen Betrachtung sei sehr positiver Natur (S. 243), und führt als positiv. nützlich zwei „allgemeine Wahrheiten“ an: 1. den Gedanken der historischen Rechtsschule, dafs das Recht Produkt des Volksgeistes sei, der aber seine Einschränkung finde durch „die Ranke'sche Entdeckung von dem Einflufs der auswärtigen Verhältnisse auf die inneren Vorgänge

[1]) Allgemeine Pädagogik, 2. Buch, 5. Kap., I. Umrifs pädagogischer Vorlesungen, § 107 ff.

der Staaten"; 2. „die Anschauung von der tiefgreifenden Bedeutung der Persönlichkeit", die ebenfalls der von der historischen Rechtsschule und der Romantik ausgegangenen Hochschätzung des Volksgeistes zur Einschränkung diene.

Schon Lamprecht hat in seiner Gegenschrift (S. 24) mit Recht bemerkt, dafs mit diesen „allgemeinen Wahrheiten" das Gebiet der Geschichte der Thaten und Ereignisse überschritten sei. Below wird darauf vielleicht einwenden, dafs er blofs von allgemeinen Wahrheiten als Zusammenfassungen dessen, was vielen Einzelerscheinungen gemeinsam sei, nicht von Gesetzen gesprochen habe. Und nur wo Gesetze gelten, da sei auch Kausalität.

Indessen dieser Einwand ist nicht stichhaltig. Wenn Below den Ranke'schen Satz anerkennt, dafs die auswärtigen Verhältnisse Einfluſs auf die inneren Vorgänge der Staaten haben, so giebt er zu, dafs hier gewisse Ursachen immer und notwendig gewisse Wirkungen haben, d. h. die Kausalität in ihren beiden specifischen erkenntnistheoretischen Merkmalen, der Allgemeinheit und der Notwendigkeit, vorhanden ist. Damit ist nicht gesagt, dafs die Wirkungen jener Ursachen immer sichtbar werden müssen, sie können ja durch irgendwelche anderen Mächte dieser Sichtbarkeit beraubt werden und im Zustande blofser Spannkräfte bleiben. Vorhanden müssen sie aber jedenfalls sein, sonst wäre eben jene Wahrheit vom Einflusse der auswärtigen Verhältnisse keine „allgemeine" und für Folgerungen, für „positiven Nutzen" nichts mit ihr anzufangen. Und ebenso wenig hätte sie irgendwelche logische Kraft, wenn sie nicht auf Notwendigkeit beruhte.

Nun ist es aber unmöglich, auf einem Gebiete, wie es die Geschichte ist, das erfahrungsgemäfs in allen seinen Teilen zusammenhängt, hier die Kausalität gelten, dort aber nicht gelten lassen zu wollen. Denn in einem so zusammenhängenden Gebiete steht alles schliefslich in Wechselwirkung. Diese ist, sobald man die Kausalität anerkennt und, wie die Wissenschaft es notwendig thun mufs, für die Welt der Erfahrung,

sowohl die physische als auch die geistige, die Endlichkeit annimmt, eine notwendige Folgerung. Sie ist bei KANT ein wesentliches Element der Wirklichkeit, wobei er nur darin irrt, dafs er sie nicht aus der Kausalität ableitet, sondern als selbständige, neue Kategorie neben sie stellt. Und sie ist bei einem nur von der Erfahrung ausgehenden Denker, wie SPENCER, sogar eine in stetem Wachstum begriffene Erscheinung. Denn zu seinem Begriffe der Evolution gehört auch die stetig zunehmende Abhängigkeit aller Elemente des Seienden voneinander und ihre zunehmende Wirkung aufeinander. Jedes kleine oder grofse Moment der Geschichte mufs also, da es sich nicht in eine Unendlichkeit zerstreuen kann, in seiner zeitlichen und räumlichen kausalen Fortwirkung schliefslich mit jedem anderen Momente einmal zusammenkommen, mit ihm sich vereinigen oder interferieren. Ist also die Kausalität an einem Punkte aufgehoben, so giebt es auch keine Sicherheit ihrer Geltung für alle anderen Punkte. Herrscht in den übrigen Beziehungen der Geschichte keine regelmäfsige Kausalität, so ist es auch notwendig, dafs diese Unregelmäfsigkeit in die Beziehung der äufseren zu den inneren Verhältnissen der Staaten übergreife und die nach RANKE vorhandene Regelmäfsigkeit dieser Beziehung vernichte. Nun scheint ja auch BELOW nur zu sagen, die Kausalität sei vielleicht vorhanden, aber nicht erkennbar. Wenigstens S. 239, Anm. erklärt er, er leugne nur, dafs es wahrnehmbare Gesetze der Geschichte gebe. „Denn es läfst sich ja nicht beweisen, dafs der Charakter der Notwendigkeit bei den geschichtlichen Ereignissen absolut ausgeschlossen ist.“ Aber anderswo scheint ihm wieder der Ausschlufs dieser Notwendigkeit als das Richtige. So S. 245: „Wer einem ‚socialen Ideal‘, wer überhaupt einem Ideal huldigt, der protestiert gegen den lähmenden Gedanken einer rein gesetzmäfsigen Entwicklung“. Es ist wohl der STAMMLER'sche Dualismus, der hier zu Grunde liegt, von dem oben nachgewiesen wurde, dafs er ein anderer als der KANT'sche ist, aber er ist logisch unhaltbar. Wird die Kausalität in einem Teile der Geschichte aufgegeben, so ist

sie auch in den übrigen Teilen zerstört. Giebt es, mit KANT zu reden, einen „Hiatus", eine Lücke im Zusammenhange der Welt, so giebt es keine Kausalität. Und es wäre sehr leicht an KANT anknüpfend nachzuweisen, dafs ohne Kausalität nicht blofs die Ordnung der objektiven Welt, sondern auch die des Denkens aufhören würde, dafs schon in der Anerkennung der Gesetze der Association der Vorstellungen die Kausalität vorausgesetzt wird, dafs ohne sie eine sehr einfache Leistung des Denkens, die Erwartung, also erst recht jedes kunstmäfsige Denken unmöglich wäre, dafs die Kausalität also im Wesen des Denkens (der Synthesis des Bewufstseins oder der synthetischen Einheit des Bewufstseins, wie KANT sagt) begründet ist. Und sie läfst darum keinen Hiatus zu.

Und gerade, wer „einem Ideal huldigt", der bedarf für seinen Glauben einer durchgehenden Kausalität, also auch durchgehender Gesetzmäfsigkeit, ähnlich wie oben erinnert wurde, dafs der Pädagog und der Politiker den Determinismus des Willens voraussetzen. Denn wenn in der Geschichte die Kausalkette jeden Augenblick abbrechen kann, dann ist es, wie streng auch ihr bisheriger Verlauf die Richtung auf den Idealzustand innegehalten habe, doch nicht sicher, dafs sie schliefslich zu diesem führe. Die Richtung kann ja jeden Augenblick umschlagen. Dann ist auch keiner sicher, dafs seine eigene Thätigkeit zur Erreichung des Idealzustandes irgend etwas beitragen könne. Denn ihre Nachwirkung kann ja in dem allgemeinen, teils vorwärts, teils rückwärts wogenden Chaos untergehen. Wer aber mit vielen Denkern, Philosophen wie Historikern, glaubt und mit dem Dichter TENNYSON[1]) sagt:

„Yet I doubt not, through the ages one increasing purpose runs,
And the thoughts of men are widened with the process of the suns",

und wer mit GOETHE denkt: „Die vernünftige Welt ist als ein grofses unsterbliches Individuum zu betrachten, welches unaufhaltsam das Notwendige bewirkt und dadurch sich sogar über das Zufällige zum Herrn erhebt",[2]) der ist Idealist,

[1]) In Locksley Hall.

[2]) Dieser an einen bekannten Ausspruch AUGUSTINS und PASCALS

weil er die Überzeugung hat, dafs sein eigenes Thun sich in einen grofsen forttragenden Strom einordnet, nicht in irgendwelchen gesetzlosen Zufälligkeiten versandet.

Und so weist alles darauf hin: Wer einmal einige allgemeine Wahrheiten erkannt und anerkannt hat, der wird auch weiter suchen und suchen müssen, der setzt damit die allgemein gültige Kausalität und die gesetzmäfsige Entwicklung voraus, der ergiebt sich — nach Belows Ausdrucke — der „naturwissenschaftlichen Auffassung" der Geschichte.

Es ist eine sehr einleuchtende Wahrheit, an die Below (S. 232) mit Simmel erinnert, dafs es wegen der Komplexität aller geschichtlichen Erscheinungen keine einheitliche Formel für die gesamte geschichtliche Entwicklung geben kann. Nicht einmal Comte hat dies angenommen,[1]) obgleich bei ihm, der von den Naturwissenschaften herkam, dies erklärlich gewesen wäre. Der denkende Betrachter der Geschichte wird noch mehr zugeben, er wird sogar einräumen, dafs man zunächst — eben wegen der Vielfältigkeit der überall mitwirkenden Ursachen — von eigentlich kausalen Gesetzen absehen, dafs man aber die von J. St. Mill[2]) und allen Philosophen nach ihm sogenannten empirischen Gesetze oder noch besser empirischen Gleichförmigkeiten zu finden streben müsse.

Wo aber sind diese Gleichförmigkeiten zu suchen? — Die an die Sociologie anknüpfenden Historiker haben mit Recht gefunden, dafs der einzelne Mensch nur zum Teile individuell ist, dafs die Elemente seines Bewufstseins zum andern Teile in der herrschenden Weltanschauung, in der er lebt, begründet sind. So unterscheidet Lacombe[3]) am Menschen dreierlei: 1. den allgemeinen Menschen, den Menschen als Naturwesen, d. h. alle diejenigen Merkmale, die Sache der allgemeinen Biologie (der Anthropologie und Psychologie) sind;

anklingende Satz Goethes ist citiert bei W. Dilthey, Einleitung in die Geisteswissenschaften, I, Leipzig 1883, S. 66.

[1]) Vergl. mein oben genanntes Buch, S. 33 ff.

[2]) Logik, Buch III, 5. Kap., § 8 und 22. Kap.

[3]) L'histoire comme science, Paris 1894. Vergl. mein oben genanntes Buch, S. 79 ff.

2. den singulären Menschen, der bestimmte individuelle Merkmale trägt; 3. den temporären oder historischen Menschen, der nicht nur allgemein menschliche, ewige, auch nicht nur singuläre, nur einmal vorhandene Züge aufweist, sondern solche, die den Menschen eines bestimmten Gebiets und einer bestimmten Epoche gemeinsam, die für ihren Zeitabschnitt typisch sind. Und dieselbe Dreiheit der Merkmale unterscheidet er an jeder einzigen menschlichen Handlung und an jedem geschichtlichen Ereignis, das ja aus einer oder aus mehreren menschlichen Handlungen besteht.

Es ist nun offenbar, dafs das Singuläre, bei jedem Verschiedene, beständig Wechselnde nicht auf einer beständigen Ursache, sondern auf einem beständig veränderlichen Zusammenwirken vieler Ursachen beruht, dafs dieses Zusammenwirken so mannigfaltig wie die Individuen selbst ist und wegen der oben erwähnten Komplikation der psychischen Kausalität, von sehr wenigen genau bekannten Persönlichkeiten abgesehen, sich unserer Erkenntnis entzieht, dafs aber dasjenige, was an Personen und an Ereignissen typisch ist, was sich an allen oder den meisten Personen eines Landes eine geschichtliche Periode hindurch wiederholt, auf einer alle betreffenden und zugleich dauernden und, weil so oft und in so vielen wirksam, nicht verborgen bleibenden Ursache beruht, nämlich auf einer bestimmten, allgemein verbreiteten Weltanschauung oder einer Einrichtung, die teils aus dieser Weltanschauung, teils aus den einer bestimmten Klasse oder einem ganzen Volke gemeinsamen Bedürfnissen hervorgegangen ist. — Solche Weltanschauungen und Einrichtungen sind, weil Ursachen so vieler Handlungen, auch besonders wichtig. Der denkende Betrachter der Geschichte wird sie darum herausheben und in möglichst bestimmten Ausdrücken definieren. Wenn er bei anderen Völkern in gewissen Epochen ähnliche Einrichtungen und ähnliche Weltanschauungen findet, so wird er eine Gleichförmigkeit, d. h. ein empirisches Gesetz aufstellen können, dafs in dieser und jener Periode der Geschichte eines Volkes sich dieser oder jener Inhalt der Religion und diese oder jene

Einrichtung findet. Es ist dies, wie gesagt, zunächst nur ein empirisches Gesetz, eine Gleichförmigkeit, aber keineswegs wertlos, da es zur Vereinheitlichung des Wissens dient. Je gröfser die Zahl der Stufen des Völkerlebens ist, durch die hindurch sich die Gleichförmigkeit der Entwicklung nachweisen läfst, desto mehr dient sie der Vereinheitlichung des Wissens, desto mehr erlaubt sie auch Analogieschlüsse von der Entwicklung eines vorausgeeilten Volkes auf ein anderes, das langsamer gegangen ist, Analogieschlüsse, die desto richtiger sein werden, wenn sie neben den Gleichheiten auch die Verschiedenheiten der jedesmaligen Lagen in Rechnung ziehen, desto mehr giebt die Gleichförmigkeit den „positiven Nutzen", den Below erwähnt und sehr betont.

Nach Windelband,[1]) dem Below (S. 239) beistimmt, sind es freilich „nur ein paar triviale Allgemeinheiten, die sich nur mit der sorgfältigen Zergliederung ihrer zahlreichen Ausnahmen entschuldigen lassen", was bei solchem Streben herauskommt. Aus dem Zusammenhange, in dem diese Worte stehen, geht hervor, dafs Windelband dabei an die „sogenannte Geschichtsphilosophie des Positivismus", also an Comte gedacht hat. Ich will hier nicht über den Wert dieser Geschichtsphilosophie rechten, weil es, wie hoch oder wie niedrig dieser sei, nicht billig ist, die Sociologie, die bei Comte mit der Geschichtsphilosophie identisch ist, endgültig nach ihren ersten Anfängen zu beurteilen. Hätte Windelband an die allgemeinen Wahrheiten gedacht, die, durch Comte angeregt, die späteren Sociologen von ihm bis zur Gegenwart, etwa bis B. Kidd, nach sehr breiter Induktion teils gefunden haben, teils aus den Thatsachen hätten entnehmen können, z. B. an die extensiv und intensiv wachsende Autonomie der Persönlichkeit, wie sie in unserem ganzen Kulturkreise seit dem Erwachen der Persönlichkeit, d. h. seit dem Ende der Gentilverfassung, sich in der Rechtsgeschichte deutlich offenbart,[2])

[1]) Geschichte u. Naturwissenschaft, Rektoratsrede, Strafsburg 1894, S. 21.

[2]) Vergl. H. S. Maine, Ancient Law, am Ende des 5. Kap. Auch meine Abhandlung: Die Frage des sittlichen Fortschritts der Menschheit, in der Vierteljahrsschrift für wissenschaftl. Philosophie, XXIII, S. 82 ff.

an den überall bei den geschichtlichen Völkern nachweisbaren oder erschliefsbaren Gang der Religion vom Geisterglauben durch den Animismus, den naturalistischen Polytheismus, die Gesetzesreligion bis zur Religion der Gesinnung, an die nachweisbare stetige Zunahme des Mitleids, die wahrscheinlich auch die Zunahme der Mitfreude einschliefst,[1]) an die steigende Vergeistigung und Verinnerlichung des künstlerischen Schaffens, wie sie trotz vielen vorübergehenden Rückfällen in der Kunstgeschichte sich darstellt und schon der Hegel'schen Unterscheidung der symbolischen, der klassischen und der romantischen Kunst als Thatsachenkern zu Grunde liegt, — wenn Windelband alle diese Entwicklungstendenzen und so manches andere, was die nicht blofs in den Naturwissenschaften, etwa in der vergleichenden Anatomie, sondern auch in der Geschichte sehr mächtige vergleichende Methode gefunden hat, seiner Beachtung gewürdigt hätte, so wäre sein Urteil über die von der Sociologie ermöglichten Allgemeinheiten sicherlich anders ausgefallen. Wer die angeführten geschichtlichen Bewegungsrichtungen unbefangen betrachtet, wird ihre Auffindung nicht für trivial halten. Auch nicht für praktisch bedeutungslos. Sie ist nach beiden Seiten, nach der praktischen wie nach der theoretischen, mindestens ebenso wichtig, wie jene obenerwähnte „wissenschaftliche Entdeckung allerersten Ranges" von Ranke (über den Einfluſs der auswärtigen Verhältnisse auf die inneren Vorgänge der Staaten), die nach Below „alle Entdeckungen der Nationalökonomen und Sociologen, von den modernen Geschichtsklitterern gar nicht zu reden, bei weitem hinter sich läſst" (S. 240).

Und ärmlich dürfen ja die Allgemeinheiten nicht sein, denn sie sind es ja, von denen Below „positiven Nutzen" erwartet. Sie sind in der That diejenigen Ergebnisse der Geschichte, aus denen der Politiker seine Schlüsse auf die Zukunft ziehen kann. Solche Schlüsse sind, wie oben bemerkt, solange es sich um empirische Gesetze handelt, blofs Analogieschlüsse, aber auch solche sind für das Leben wertvoll.

[1]) Vergl. meine vorstehend genannte Abhandlung S. 96—99.

Z. B. „Ich werde sterben", dieser Schlufs ist, wenn man die Erfahrung der Menschheit in Rechnung zieht, ein Induktionsschlufs, beruhend auf der seit Jahrtausenden gemachten Beobachtung, dafs die Menschen gestorben sind. Dem Obersatz dieses Induktionsschlusses hat man sogar ganz allgemeine Form gegeben: „Alle Menschen sind sterblich", obgleich er nur ein empirisches, nicht ein Kausalgesetz ist. Denn die chemischen Ursachen der Sterblichkeit sind unbekannt. Wir haben für jenen Obersatz nur einen Erkenntnis-, nicht einen Realgrund. Für des Einzelnen Beobachtung aber, wenn man unmittelbare Wahrnehmung verlangt, ist der Schlufs „ich werde sterben" nur ein Analogieschlufs. Denn aus unmittelbarer Wahrnehmung kennt jeder nur wenige Todesfälle. Was man aber aus nur wenigen Fällen schliefst, ist ein Analogieschlufs. Und so liegen überhaupt unserem privaten Thun und Lassen neben anderen Arten der Folgerung auch unzählige Analogieschlüsse zu Grunde. Es sind also auch blofse Analogieschlüsse keineswegs zu verachten.

Aber freilich noch wertvoller als empirische Gesetze sind die Kausalgesetze. Sie geben eben die konstant wirkenden Ursachen, die hinter den Erscheinungen liegen, sie geben ihren Wirkungsmodus, einige wenige einfache Momente, aus deren Zusammenwirken die komplizierteren empirischen Gesetze abzuleiten sind. Und so wird auch die Geschichte nach den Ursachen ihrer empirisch festgestellten Gleichförmigkeiten suchen. Die Ursachen aber der menschlichen Handlungen sind die Zustände und die Vorgänge in den menschlichen Seelen. Und so mufs die Geschichte, die nach Gesetzen sucht, notwendig die Psychologie zur Hilfswissenschaft nehmen.

Hier tritt uns nun die oft wiederholte Behauptung entgegen, auch so, wenn sie Zustände psychologisch erklären wolle, komme die Geschichte doch zu keinem „naturwissenschaftlichen Verfahren", denn sie könne die jetzt herrschende „naturwissenschaftlich begründete" Psychologie nicht brauchen, sie bedürfe vielmehr einer besonderen „historischen" Psychologie.

Diese Ansicht ist mit dem Versuche einer Beweisführung von W. Dilthey[1]) aufgestellt, von anderen als blofse Behauptung ausgesprochen worden. Aber was Dilthey gegen die „erklärende" Psychologie einwendet, die bei ihm mit der

[1]) In dem oben angeführten Werke S. 40 ff. Auch in einer Abhandlung in den Berichten der Berliner Akademie der Wissenschaften 1894, II, S. 1313 ff.: Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie.

„naturwissenschaftlichen“ gleichbedeutend ist, das wird teils ohne weiteres von dieser anerkannt,[1]) giebt also keinen Grund für eine neue Wissenschaft ab, teils ist es unzutreffend. Wenn Dilthey durch die seiner „historischen“ Psychologie gegebenen Beiwörter „beschreibend und zergliedernd“ den komplexen Charakter jeder geschichtlichen Erscheinung bezeichnen will, der die in den Naturwissenschaften bisweilen mögliche Erklärung aus einem einzigen Prinzip nicht zulasse, so wird die heutige „naturwissenschaftliche“ Psychologie dies ohne weiteres zugeben. Was aber den von Dilthey gegen sie gleichfalls behaupteten Gebrauch allzu vieler Hypothesen betrifft, so hat H. Ebbinghaus[2]) diesen Vorwurf genügend entkräftet. Die gegenwärtige induktiv und, so weit möglich, experimentell arbeitende Psychologie hat weniger Hypothesen, als die psychologischen Systeme der Vergangenheit, deren einem ihre Gegner doch anhängen müssen.

Was man mit Recht historische Psychologie nennt, unterscheidet sich von der allgemeinen wissenschaftlichen Psychologie nicht anders, als die Meteorologie von der Physik. Es ist einfach eine Anwendung der allgemeinen Wissenschaft, um aus ihren Gesetzen komplexe Erscheinungen zu erklären. Wie es aber niemandem einfallen wird, aus einer Anwendung der Physik, der Meteorologie, eine besondere Art der Physik zu machen, so sollte auch niemand aus einer Anwendung der Psychologie eine besondere Art der Psychologie machen wollen.

Nicht dafs man ohne weiteres die physikalischen Gesetze auf die Erscheinungen des Wetters übertragen könnte. Auch hier bedarf es neuer Induktion, vielleicht neuer, im Laboratorium nicht vorkommender Untersuchungsarbeiten. Das Dove'sche Gesetz der Winddrehung ist nicht durch Deduktion aus bekannten physikalischen Gesetzen, sondern aus den beobachteten Thatsachen gefunden worden. Aber es ist, nachdem es als empirisches Gesetz gefunden war, nach den all-

[1]) Vergl. Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane, Bd. IX, S. 180—184.

[2]) A. a. O. S. 201 ff.

gemeineren Gesetzen der Physik aus der Mechanik der Luftströmungen und der Erddrehung erklärt worden. Kein Meteorologe wird sich seine besondere „Physik" machen, sondern sich durch das Studium der allgemeinen Physik für sein besonderes Fach vorbereiten.

Und genau so verhält es sich mit der Anwendung der Psychologie auf die Geschichte. Der künftige wissenschaftliche Historiker wird Psychologie studieren, und zwar die einzige, die es giebt, nicht eine vermeintliche „historische", von der immerfort gesprochen wird, aus der aber noch keiner ihrer Sachwalter eine etwa der wissenschaftlichen Psychologie nicht bekannte oder nicht zugängliche Wahrheit gelehrt hat.

Der Psychologe wird natürlich — und das ist einer der den Anwälten der „historischen Psychologie" vorschwebenden Unterschiede, ihr logischer Beweggrund — nicht vergessen, daſs die seelischen Vorgänge einen anderen Charakter annehmen, wenn sie nicht mehr individuell, sondern einer Menge, vielleicht einer bestimmt abgegrenzten Menge, einem Volke oder einer Staatsgemeinde innerhalb eines Volkes, oder einem anderen gröſseren Kreise gemeinsam sind. E. de Roberty[1]) hat, um die Annahme eines besonderen socialen „Psychismus" im Gegensatze zum seelischen Einzelleben zu stützen, darauf aufmerksam gemacht, daſs ein Wassertropfen ein anderes physikalisches Verhalten aufweist als eine Wassermasse; er hätte mit noch gröſserem Rechte darauf hinweisen können, daſs Wasser in feinen Röhren, sogenannten Kapillarröhren, sogar bis zu einem gewissen Grade von der Schwerkraft unabhängig ist und Eigenschaften zeigt, die es in weiteren Röhren durchaus nicht hat. Aber die auffällige Thatsache der Kapillarattraktion begründet durchaus keine besondere Art der Physik, sondern sie wird schlieſslich den allgemein anerkannten physikalischen Begriffen und Gesetzen untergeordnet.

Ebenso zeigen seelische Prozesse und Zustände, die der Menge gemeinsam sind, andere Erscheinungen als diejenigen,

[1]) L'idée de l'évolution et l'hypothèse du psychisme social in der Revue philosophique, Vol. 46 (1898), No. 7, S. 1—18.

die auf den Einzelnen beschränkt sind. Sind es Vorstellungen über objektive oder sittliche Verhältnisse, so haben sie eben dadurch, dafs sie vielen gemeinsam sind, schon eine gröfsere Überzeugungskraft, die der Vorstellung eines Individuums fehlt. Führen die gemeinsamen Vorstellungen zu Handlungen, so haben diese Handlungen eine viel stärkere Suggestionskraft, weil sie öfter wiederholt werden, als die eines Einzelnen; sie werden, solange nicht die allmählich gegen den Reiz sich geltend machende Ermüdung und Abstumpfung wirkt, viel kräftiger zur Nachahmung anregen, als was nur von Einem geschieht. Sie sind darum die Handlungen, die Macht gewinnen, die das Leben des Volkes ausmachen und gestalten, die „historischen" Handlungen. Und jede Vorstellung eines Einzelnen ist nur so weit historisch, als sie allgemeine Anerkennung findet und dadurch nicht blofs seine, sondern auch der anderen Handlungen bestimmt. Freilich streben alle Vorstellungen, alle Ideen danach, sich zu jener allgemeinen Anerkennung durchzusetzen; es giebt einen Kampf der Ideen ums Dasein, d. h. um Anerkennung, aber nur wenige siegen, und nur diese erwerben den auszeichnenden Charakter, Geschichte zu machen, geschichtlich zu sein. Diejenigen Vorstellungen, die im Privatgebrauche bleiben, sind nicht geschichtlich, sie können ja vielleicht später dazu gelangen; solange sie aber nur in einem Einzelnen leben, gehören sie nicht in die Geschichte, sondern in die allgemeine Psychologie, und zwar in denjenigen Teil, der die Möglichkeiten individueller Kombination der Seelenvorgänge untersucht. Und ebenso wie mit den Vorstellungen verhält es sich mit den Gefühlen und Willensakten.

Aber die Thatsache, dafs es eine besondere, ausgezeichnete Art von Vorstellungen und Gefühlen giebt, die geschichtlichen, begründet keine besondere Psychologie. Es läfst sich ja der besondere Charakter der geschichtlichen Vorstellungen und Gefühle durchaus mit den Mitteln der am Individuum beobachtenden wissenschaftlichen Psychologie analysieren und begreifen. Die Begriffe der Suggestion, der Abhängigkeit

der Empfindung und des Gefühls von der Dauer,[1]) die Begriffe der Übung, der Ermüdung und Abstumpfung, alle diese und andere genügen eine geschichtliche Bewegung zu erklären, wie die im kleinen Laboratorium gewonnenen Ergebnisse genügen, um die grofse Naturerscheinung eines Gewitters zu begreifen.

Wer einmal psychologisch gründlich gearbeitet hat, der hat damit auch eine Vorbildung für die Erkenntnis grofser geschichtlicher Erscheinungen gewonnen. Und umgekehrt, wer geschichtliche Erscheinungen beobachtet hat, der wird gewisse Gleichförmigkeiten, empirische Gesetze finden, deren letzte Erklärung ihm nur die Psychologie giebt. Betrachten wir ein Beispiel des letzten Falles.

Jedem denkenden Historiker ist gewifs oft genug die Thatsache aufgefallen, dafs zum Teil die Erscheinungen des äufseren Lebens, die Politik und die Wirtschaft, noch mehr aber, sogar fast ausnahmslos diejenigen des inneren Lebens, der Philosophie, der Künste, der Wissenschaft, auch der Religion — innerhalb eines bestimmten Kulturkreises — in ihrer Abfolge sich in Kontrasten bewegen, dafs eine Richtung herrscht, eine ihr entgegengesetzte auftritt, zuerst unbeachtet bleibt, aber gerade durch ihren Gegensatz bei Einigen desto stärkeren Eindruck macht, bis sie allmählich alle gewinnt und der alten Richtung gegenüber sich durchsetzt, um ihrerseits zu herrschen. Dies ist zunächst ein empirisches Gesetz, eine blofse Gleichförmigkeit. Indem aber W. Wundt die wirkende Ursache, die auch in der individuellen Psychologie wirkende „Kontrastverstärkung“ aufwies,[2]) war er berechtigt, dieses „Gesetz der historischen Kontraste“ als ein kausales zu betrachten und es den andern beiden von ihm formulierten historischen Gesetzen, dem der historischen Resultanten und dem der historischen Relationen, an die Seite zu stellen. Nebenbei bemerkt, — diese „historischen Gesetze“ Wundts sind so

[1]) Vergl. W. Wundt, Grundzüge der physiologischen Psychologie, 4. Aufl., Leipzig 1893, I, S. 576. O. Külpe, Grundrifs der Psychologie, Leipzig 1893, S. 236.

[2]) Logik, 2. Aufl., II, 2, S. 282 ff. und 413 ff.

allgemein, so sehr psychologisch zugleich, weil sie eben kausale, nicht empirische Gesetze sein wollen und darum, wie oben erwähnt, auf die konstante Ursache aller Geschichte, auf die menschliche Seele zurückgehen müssen.

Man kann ja nun das Gesetz (oder Prinzip) der Kontrastverstärkung alltäglich an seiner eigenen Seele erfahren. Eine niedrige Temperatur, in die wir plötzlich eintreten, wird sehr lebhaft gefühlt, wenn wir aus einer höheren kommen, während sie nach einiger Übergangszeit ganz indifferent ist. Jede Süfsigkeit wirkt um so mehr, je bitterer der vorher gekostete Gegenstand war. Aber noch intimer, noch viel anschaulicher wird derjenige das Gesetz der Kontrastverstärkung kennen lernen, der es im Laboratorium studiert. Er wird die eigentümliche Wirkung des Kontrastes alltäglich auf allen Sinnesgebieten, bei den Farben, von denen die kontrastierenden sich gegenseitig heben, bei den Tönen, sowohl wenn es sich um Schallstärken als auch wenn es sich um Beurteilung der Tonhöhe handelt, beim Geschmacke, beim Geruche, beim Tastsinne, beim Zeitsinne und ebenso wie bei den Empfindungen auch bei den Gefühlen erfahren und von der Wichtigkeit des Kontrastes ein noch viel lebendigeres Bild als der bloſse Gelegenheitspsychologe erlangen.

Und so wird der experimentelle Psychologe im Mikrokosmos seiner Werkstatt ausgerüstet für das Verständnis des Makrokosmos der Geschichte. Denn das Gesetz der Kontrastverstärkung spielt in diesem eine groſse Rolle. Es erklärt uns allerlei Abweichungen von der zu erwartenden, weil schliesslich allein dauerhaften, richtigen Mitte, wie sie in der Geschichte infolge der Ablenkung des sachlichen Denkens durch das Gefühl regelmäſsig vorkommen, sich in der Wissenschaft in Zukunft vielleicht vermindern, im Leben aber (trotz Spencers Ideal eines Gleichgewichtszustandes) ihren Schauplatz nur von der äuſseren Welt mehr in die innere verlegen werden.

In der griechischen Philosophie z. B. ist der Kynismus allein aus dem psychologischen Gegensatze gegen den Eudämonismus des Sokrates und Plato und den Hedonimus der Kyrenaiker zu erklären. Und zwar war

es eben mehr die psychologische Wirkung, die der Begriff der Bedürfnislosigkeit hervorrief, als die äufsere Lage, was viele zum Kynismus trieb. Die Kyniker sind keineswegs alle arm, sondern manche sehr wohlhabend.[1]) Noch wichtiger aber ist das Prinzip der verstärkenden Kontrastwirkung für die Erklärung der intensivsten geistigen Bewegung, die es bisher gegeben hat, der Ausbreitung des Christentums. Der tiefe Eindruck, den es auf die Menschen der römischen Kaiserzeit machte, ist nur zu verstehen aus dem vollen Gegensatze, in den es zu ihrer Weltanschauung trat. Dem orthodoxen Judentume gegenüber setzte es eine Bewegung fort, die schon lange bestand, die dem Gesetze und dem Opfer die Tugend und zwar besonders die Gerechtigkeit entgegen stellte. Die Lehre der Evangelien und des Paulus betont dem Gesetze gegenüber die Gesinnung. Noch mehr aber als zum Judentume tritt sie zum Römertume in Widerspruch. Gegen das „regere imperio populos" und „debellare superbos", das Virgil als Mission der Römer preist, heifst es: „Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Erdreich besitzen". Gegen den Kaiser Caligula, der sich Jupiter Latiaris nannte, und die anderen Cäsaren, die nach ihrem Tode göttlich verehrt wurden: „Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heifsen." Gegen den Materialismus und die Genufssucht des Römertums, gegen sein „rem augere": „Sammelt euch Schätze, die weder Motten noch Rost fressen," und Empfehlung der Askese (Matthäus 19, 12). Gegen die Verachtung des Armen, der nach römischer Anschauung immer ruchlos sein mufs, nie z. B. die Wahrheit schwur[2]): „Es ist leichter, dafs ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, als dafs ein Reicher ins Reich Gottes komme." Vergl. auch 1. Kor. 1, 28: „Das Unedle vor der Welt und das Verachtete hat Gott erwählt." Gegen die hellenische Hochschätzung des Forschens und Wissens (Aristoteles: *ἡ θεωρία τὸ ἥδιστον καὶ ἄριστον*): „Was thöricht ist vor der Welt, das hat Gott erwählt, dafs er die Weisen zu Schanden mache" (1. Kor. 1, 27). Vergl. auch 1. Kor. 3, 19. Auch gegen die Geringschätzung der Kinder, wie sie sich in der von Augustus vergeblich bekämpften römischen Neigung zur Ehelosigkeit offenbart, nicht minder in der unbeschränkten patria potestas, die dem Vater erlaubt, das Kind auszusetzen, zu töten oder dreimal zu verkaufen, die Hochschätzung der Kinder, wie sie Matthäus 19, 14, Marcus 10, 14—16 und Lucas 18, 16 u. 17 ausgesprochen wird. Gegen die römische Todesfurcht, wie sie uns z. B. bei Horaz entgegentritt: „Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg!" Gegen den römischen Kultus der Gewalt, die auch vor der religiösen Überzeugung der Unterworfenen nicht Halt machte, der Glaube an die Macht der Ideen, Abneigung sogar gegen diejenige Gewalt, die nicht das Gute, sondern das Schlechte unterdrücken will: „Widerstrebet nicht dem Übel!" „Was schwach ist vor der Welt, das hat Gott erwählt, dafs er zu Schanden mache, was stark ist" (1. Kor. 1, 27). So also eine völlige „Umwertung aller Werte", wie Nietzsche mit Recht sagt, aber zugleich durch den

[1]) Vergl. E. Zeller, Die Philosophie der Griechen, 4. Aufl., II, 1, Leipzig 1889, S. 317.

[2]) Vergl. Juvenalis, Satirae III, 144 ff.

Widerspruch eindrucksvoll. Wenn man die verstärkende Kontrastwirkung nicht in Rechnung zieht, so steht man vor der Geschichte der ersten christlichen Jahrhunderte wie vor einem Rätsel.

Und so wie hier das Prinzip der verstärkenden Kontrastwirkung, so wird die wissenschaftliche Geschichte auch andere psychologische Gesetze, z. B. das Gesetz der schöpferischen Synthese und das des Wachstums der psychischen Energie[1]) heranziehen, um die durch Induktion gefundenen, bloſs empirischen Gesetze in kausale zu verwandeln. Es giebt also neben der darstellenden noch eine zweite Geschichtsschreibung, die nicht das Einzelne, Vorübergehende, sondern das Allgemeine, Zuständliche im Auge hat, seine Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten im Wechsel der Zeiten und der Völker bestimmt und möglichst kausal zu verknüpfen sucht. Wie die darstellende Geschichte der Kunst, so ist diese zweite in ihrer erkenntnistheoretischen Struktur der beschreibenden und erklärenden Wissenschaft gleich. Indessen wäre es zu ihrer Kennzeichnung ungenügend, diese zweite Art beschreibend und erklärend zu nennen. Denn die darstellende Geschichte beschreibt und erklärt auch, nämlich die einzelnen Ereignisse und die geschichtlichen Thaten. Auch „wissenschaftliche Geschichte“ ist kein empfehlenswerter Name, da er auf die darstellende den Schein werfen könnte, daſs sie unwissenschaftlich sei. So ist es am besten, sie „begriffliche Geschichte“ zu nennen. In dem Beiwort „begrifflich“ liegt beides: daſs sie auf das Allgemeine, nicht auf das Einzelne ausgeht, und daſs sie nach Möglichkeit eine Verbindung unter den Begriffen, ein System zu geben sucht. Da es bei ihr sich immer um die Formen der Gesellschaft und die verschiedenen Seiten des socialen Lebens handeln wird, so wäre es sachlich noch treffender, sie „sociologische Geschichte“ zu nennen. Indessen der erkenntnistheoretische Gegensatz zu der anderen Art, der doch wichtig ist, wird durch das Beiwort „begrifflich“ besser bezeichnet.

---

[1]) Vergl. W. Wundt, Logik, 2. Aufl., II, 2, S. 267 ff. und 276 ff.

Diese begriffliche Geschichte ist es, die Lamprecht in seinen programmatischen Schriften immer im Auge hat. Er stellt sie (S. 48 ff.) als Wissenschaft schlechthin der anderen Art der Geschichte, als der Kunst gegenüber. Sein Programm ist zweifellos so berechtigt, wie das menschliche Denken überhaupt. Mit Recht gründet er es auf die Natur des Urteils. Denn wenn wir auch Einzelurteile fällen, von wissenschaftlichem Werte sind nur die allgemeinen, so dafs es einen Logiker giebt, K. Kroman,[1]) der die Einzelurteile aus der Wissenschaft überhaupt ausschliefst.

Nur eine Ergänzung ist zu Lamprechts Ausführungen nötig. Er unterscheidet nicht genügend zwischen empirischen und kausalen Gesetzen. Dieser Unterschied schwebt ihm nur unbestimmt vor, wenn er meint (S. 19), dafs „von dem schlechthin Individuellen eine unendliche kontinuierliche Stufenfolge hinaufführt zu dem erfahrungsmäfsig ausnahmslos Generellen". Die empirischen Gesetze bilden eben für die Erkenntnis die Mittelglieder zwischen den Einzelthatsachen und den Kausalgesetzen. Mit dieser Unterscheidung der empirischen und der kausalen Gesetze erledigt sich auch die Frage der Differenz zwischen „Entwickelung und gesetzmäfsiger Entwickelung", die Lamprecht (S. 26 ff.) berührt. Beruht eine Entwickelung auf einem empirischen Gesetze, ist sie blofs ein bei mehreren Völkern nachgewiesenes Nacheinander, dann ist sie weniger gewifs als eine solche, die auf ein psychologisches kausales Gesetz zurückgeführt ist. Nur die letztere ist eine gesetzmäfsige im strengsten Sinne.

Wie Lamprecht in der „Deutschen Geschichte" sein Programm ausgeführt hat, ist hier nicht die Frage und müfste aufser Betracht bleiben, selbst wenn es nicht über meine Zuständigkeit hinausginge. In der Konstruktion seines Ideals der Geschichtsschreibung ist er einheitlicher und folgerichtiger als Below. Auch Below wäre folgerichtig und unanfechtbar, wenn er das Wesen der Kausalität schärfer erfafst und an

[1]) Kurzgefafste Logik und Psychologie, deutsch von F. Bendixen, Leipzig 1890, S. 1.

der darstellenden Geschichte mit bewufster Beschränkung festgehalten hätte. Indem er aber durch die „allgemeinen Wahrheiten“ von „sehr positivem Nutzen“ der anderen Richtung Zugeständnisse macht, gerät er ins Schwanken. Dieses Schwanken zeigt, dafs man die darstellende Geschichte als sein Ideal anerkennen, der begrifflichen aber doch nicht entbehren kann.

Vielmehr sind beide Arten der Geschichte, sowohl die darstellende wie die begriffliche, gleich notwendig. Sie ergänzen sich genau so wie Anschauung und Denken. Und wie nach Kant Anschauungen ohne Begriffe blind, Begriffe ohne Anschauungen leer sind, so ergeben erst beide Arten zusammen die Erkenntnis der Vergangenheit. Das Verhältnis ist nicht gleich, aber ähnlich, wie das zwischen den beschreibenden und den erklärenden Naturwissenschaften. Der beschreibende Naturforscher richtet sich, wie der darstellende Historiker, zunächst auf die Thatsachen und möchte nichts als ihr reiner Spiegel oder, wenn notwendig, ihr Mikroskop mit achromatischer Linse sein. Aber dazu wäre nur ein Gott imstande; der Mensch mufs mit Begriffen an die Dinge herangehen, nach denen er einzelne Merkmale als wichtigere vor der Fülle der anderen, als der weniger wichtigen, bevorzugt. Wer etwa die Pflanzen beschreiben will, der mufs gewisse bei allen in abgestufter Mannigfaltigkeit vorkommende Merkmale zu Grunde legen und nach ihnen eine Systematik aufstellen, mit der er die unbegrenzte Menge der Erscheinungen bewältigt, wie z. B. Linné die Zahl und die Form der Staubgefäfse und die Gestalt des Stempels zu Grundlagen seiner Systematik gewählt hat. Diese Auswahl jedoch der wesentlichen Merkmale kann nicht geschehen ohne Rücksicht auf ihren physiologischen Wert, bedeutet also eine Anleihe bei einer erklärenden Naturwissenschaft, der Pflanzenphysiologie. Und umgekehrt wird natürlich diese den Ergebnissen der beschreibenden Wissenschaft volle Beachtung schenken, da sie ihr Material liefern und Fragen stellen.

So sind beide Arten der Geschichte jedem Forscher unentbehrlich. Ein Rangstreit zwischen ihnen wäre ebenso ver-

kehrt und ebenso überflüssig, wie etwa ein Rangstreit zwischen Kunst und Wissenschaft. Freilich der Philosophie als dem Streben nach allgemeiner, darum begrifflicher Erkenntnis, wird die begriffliche Geschichte näher sein als die darstellende. In diesem Sinne schrieb ich in einem der Philosophie(!) der Geschichte gewidmeten Buche: „Lamprechts Ansicht hat so sehr die Kraft der Wahrheit für sich, dafs ihre Gegner kaum noch sich zu verteidigen vermögen, dagegen Annäherungen an sie sich unwillkürlich aufdrängen". Unter den Gegnern meinte ich diejenigen, die nur die darstellende Geschichte anerkennen wollen. Dafs diese unwillkürlich bei Gelegenheit in die andere Art übergehen, hat Below selbst in seiner Abhandlung, vielleicht wider Willen, bewiesen.

Below meint (S. 245): „Eine wahre Verflachung der historischen Betrachtung bewirkt die naturwissenschaftliche Auffassung". Die naturwissenschaftliche, die mit dem naturwissenschaftlichen Kausalbegriffe arbeitet, ganz gewifs, da er hier unberechtigt ist, wie oben erwiesen wurde. Und selbst die wissenschaftliche Auffassung, deren Notwendigkeit ich zu erhärten suchte, kann zur Verflachung führen. Die Verallgemeinerung ist ein Velociped des Erkennens, das auf rauhem, zackigem, mannigfach gestaltetem oder auf schlüpfrigem Boden leicht zu Unfällen führt. Aber genau ebenso kann die Auffassung, die Below verteidigt, zur Verflachuug führen, zu gedankenloser und nutzloser Anhäufung von Einzelheiten.

Überhaupt, die begriffliche Art der Geschichte „naturwissenschaftlich" zu nennen, ist falsch. Ihre Methoden sind allerdings naturwissenschaftlich, wie diejenigen jeder Wissenschaft. Aber ihre Begriffe sind nicht naturwissenschaftlich, wenigstens bei keinem Forscher, der sich an die moderne Psychologie hält. Diese weifs wohl, dafs für die Welt des Geistes, der sich in der Geschichte offenbart, vor allem nicht derselbe Begriff der Kausalität gilt, den die Naturwissenschaft teils als gültig nachgewiesen hat, teils, wo es noch nicht gelungen ist, doch — bei aller Anerkennung der Ungleichheit der Qualität der Vorgänge für die Anschauung — als gültig nach-

zuweisen strebt, nämlich den, der die quantitative Gleichheit von Ursache und Wirkung einschliefst, dafs auch andere Begriffe der Naturwissenschaft nur für die untermenschliche Welt gelten, z. B. der Kampf ums Dasein mit rein physischen Mitteln, Fortschritt durch natürliche Zuchtwahl allein, Allmacht der physischen Umgebung u. s. w. Wenn man also nicht etwa jede Wissenschaft überhaupt Naturwissenschaft nennen will, so hat es keinen Sinn, die begriffliche Geschichte so zu nennen.[1]) Sie hat ja ein anderes Stoffgebiet, als die Naturwissenschaft, und das macht die Selbständigkeit der Geschichte aus, für die Below fürchtet, nicht die Methode, die ihr mit anderen Wissenschaften gemeinsam sein mufs. Ein Muster der begrifflichen Geschichte hat H. Taine in seinen Origines de la France contemporaine gegeben. Nichts beleuchtet den Gegensatz beider Arten der Geschichtsschreibung besser, als sein Verhältnis zu Carlyle. Dieser giebt beides, die alte Regierung wie die Revolution, in Einzelbildern: Krankheit und Tod Ludwigs XV., Aufsteigen der Montgolfière, die Petition in Hieroglyphen vom Jahre 1775 u. s. w. Taine hingegen giebt begriffliche Darstellung der Zustände, der Sitten, der Art der Regierung, der Lebensansichten mit Statistik und Psychologie, Eigennamen und Einzelfälle aber nur zur gelegentlichen Veranschaulichung des Allgemeinen. Dafs Taine eine „Verflachung der historischen Betrachtung" bewirkt habe, kann ich durchaus nicht finden. Wer es behauptet, der nenne erst einen Geschichtsschreiber, der das ancien régime so vor Augen führt, wie Taine. Toqueville hat nur Vorarbeiten geliefert.

Kaum einem bedeutenden Geschichtsschreiber ist jemals die begriffliche Geschichte, die wie jedes System von Begriffen notwendig zu einer Geschichtsphilosophie führt, fremd gewesen. Jeder ist mit einer geschichtsphilosophischen Anschauung an die Erscheinungen herangetreten und hat — oft

[1]) Vergl. über die schliefsliche Identität wissenschaftlicher und naturwissenschaftlicher Methoden (nicht Begriffe!) auch F. Brentano, Die Zukunft der Philosophie, Wien 1893, S. 24 ff.

mehr instinktiv als bewufst — das ausgewählt, was im Lichte seiner Anschauung bedeutend war. Ja, wie oben bemerkt, eine reine Beschreibung ohne zu Grunde liegendes Begriffssystem ist unmöglich. Die Anwälte der begrifflichen Geschichte — zu denen, weil sie allein nicht blofse Kenntnisse, sondern Erkenntnisse giebt, die Philosophen notwendigerweise immer gehören müssen, ohne die Unentbehrlichkeit der darstellenden leugnen zu wollen — wünschen schliefslich nur, dafs das, was bisher mehr unbewufst geschehen ist, künftig mit mehr Bewufstsein, mit mehr philosophischer Besinnung geschehe. Und wie die philosophische Besinnung, nach langer Verachtung der Philosophie, durch Helmholtz wieder zu Ehren gebracht, der deutschen Naturwissenschaft nichts geschadet hat, so wird sie auch sicherlich der deutschen Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung keineswegs zum Schaden gereichen.

Die instinktive Rücksicht auf die Forderungen der begrifflichen Geschichte, die die bisherige Geschichtsschreibung genommen hat, habe ich auch in meinem oben angeführten Buche genügend anerkannt. Es heifst dort S. 217: „Der Einzelne als solcher ist nicht Gegenstand der Geschichte, sondern der Naturgeschichte. Thatsächlich hat die bisherige Geschichtsschreibung auch instinktiv dies erkannt. Denn ein Individuum, das weder typisch noch führend war, ist ihr nie ein würdiger Gegenstand gewesen". Wenn Below (a. a. O. S. 223 in der Anmerkung) mir zum Vorwurfe macht, dafs ich M. Lehmanns Ansichten von der Bedeutung des Einzelnen nach dem in der Zeitschrift für Kulturgeschichte, 1894, erschienenen Referate wiedergebe, so kann ich diesen Vorwurf durchaus nicht als berechtigt anerkennen. Woher soll ich denn wissen, dafs M. Lehmann jenes Referat nicht anerkennt? Wenn es falsch ist, so hatte er doch vom Jahre 1894, wo es erschien, bis zum Jahre 1897, wo ich es benutzt habe, Zeit, es zu berichtigen. Dies ist aber sogar bis zum Sommer 1898 nicht geschehen, obgleich Lamprecht in der „Zukunft" vom 7. November 1896 und zum zweitenmale in der vom 5. März 1898 es in die öffentliche Diskussion gezogen hatte. Denn auch Below sagt von jenem Referate blofs (S. 221): „Ob es zuverlässig ist, mufs dahingestellt bleiben". Was würde wohl Below einem Kritiker antworten, der ihm mit dergleichen Vorhaltungen käme? Aufserdem ist Lehmann nicht der einzige „Individualist", es kommen noch diejenigen hinzu, die von Bourdeau angeführt werden. S. 201, Anm. 1, habe ich auf ihn verwiesen. Wenn ferner Below in meinem Buche Savigny, überhaupt die historische Rechtsschule, die romantische Schule, von neueren Merkel, Schmoller, Ed. Meyer, Hinneberg, Buchholz vermifst, auch Sybel und Droysen nicht gewürdigt findet, so erlaube ich mir, ihn auf mein Vorwort hinzuweisen, in dem es heifst:

„In der Geschichtsphilosophie, die gemäfs ihrer bisherigen Trennung von der Sociologie meist einseitige Ansichten der Geschichte hervorgebracht hat, habe ich nur die letzten Theorien, die heute noch lebendig sind, zusammengestellt". Also Savigny und die historische Rechtsschule, selbst wenn sie eine eigene tiefere Geschichtsphilosophie darstellten, was nicht der Fall ist, zu behandeln, war gar nicht meine Aufgabe. Denn ich wollte mich ja auf die Gegenwart beschränken. Woraus erschliefst also Below meine Unkenntnis Savignys? Ebenso wenig war es meine Aufgabe, die anderen genannten Autoren alle durchzugehen, da sie keine ausgeführte einseitige Geschichtsphilosophie, wie sie allein in mein Thema fiel, vertreten. Dafs sie hier und da eine geschichtsphilosophische Bemerkung machen, mag sein; der Vollständigkeit wegen werde ich, wenn ich die Frage der individualistischen oder kollektivistischen Aufgabe der Geschichte noch einmal bespreche, auch ihre etwaigen Beiträge dazu heranziehen. Dafs ich etwas Wesentliches übersehen habe, bestreite ich. Der Streit Schäfers und Gotheins z. B., der die wesentlichste Divergenz der deutschen Geschichtsschreiber darstellt, ist genau berichtet. Droysen will in seiner „Historik" gar keine Geschichtsphilosophie, sondern eine „Methodologie" geben. Rankes Ideen werden nicht blofs nach „Lamprechts Rezept" dargestellt, sondern ebenso sehr nach dem von O. Lorenz, was Below übersehen zu haben scheint. Lorenz ist dreimal citiert. Übrigens habe ich einen Unterschied in den beiden Darstellungen nicht entdecken können. Es scheint also, als ob auch Lorenz bei Ranke über die „Ideen" nicht das gefunden habe, was nach Below seine wahre Meinung ist. Und so werde ich allerdings künftig bei Ranke selbst Belehrung suchen.

Wenn übrigens Below fragt: „Wie kann nur ein Philosoph bei Lamprecht in die Schule gehen?" so ist dies eine arge petitio principii. Denn woher weifs denn Below, dafs ich bei Lamprecht in die Schule gegangen bin? Meine Ansicht über die Aufgaben der Geschichte habe ich schon im Herbste 1893 vorgetragen, ehe ich mit Lamprecht ein Wort gesprochen und etwas anderes als sein „Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter" gelesen hatte. Ich bin also genau ebenso bei Lamprecht in die Schule gegangen, wie Below selbst, der (vergl. S. 269) dieses Werk ebenfalls studiert hat und sich teilweise anerkennend darüber ausspricht. Lamprecht ist in demselben Mafse mein Mentor gewesen, wie seiner, und wie ich Below selbst (in Bezug auf seine von Lamprecht abweichende Ansicht über die Frage der Entstehung der Landesherrschaft) künftig gerne zum Mentor nehmen, d. h. zur Belehrung über jene Frage berücksichtigen werde. Meine Übereinstimmung mit Lamprecht über die Aufgabe der begrifflichen Geschichte ist durchaus das Ergebnis meines eigenen Nachdenkens und der logischen Notwendigkeit des von Lamprecht konstruierten Ideals der Geschichtsschreibung. In manchen Einzelfragen, z. B. in der Auffassung des Begriffes „Kultur", weiche ich von ihm ab (vergl. S. 254 ff. meines Buches). Ebenso wenig habe ich mich seiner Annahme eines strengen Parallelismus der Veränderungen der geistigen und der materiellen Kultur, den er anscheinend für allgemein hält, irgendwo angeschlossen.

Wenn endlich Below (S. 228) sagt: „Die Art, wie Barth a. a. O. S. 216 ff. die individualistische Geschichtsauffassung bekämpft, wird ihm und Lamprecht wenig Anhänger gewinnen. Interessant ist es, dafs er sich veranlafst sieht, mehr für als gegen die Bedeutung der Persönlichkeit im geschichtlichen Verlaufe zu sprechen", so klingt dies, als ob in meinen Ausführungen ein Widerspruch enthalten wäre, und ich, unachtsam genug, gar nicht merkte, dafs ich mich selbst erwürge. Indessen meine Auffassung ist durchaus ohne Widerspruch. Aufgabe der geschichtlichen Wissenschaft sind die Thaten, Leiden und Ideen der Massen. Wie viel aber davon der „grofse Mann" verursacht, das ist die Frage. Lamprecht, wie Taine und andere, nahm blofs seine graduelle Verschiedenheit von den anderen an; ich suchte zu erweisen, dafs diese notwendig auch zur qualitativen Verschiedenheit führe. Damit ist noch nicht gesagt, dafs die grofsen Männer als Einzelne Gegenstand der Geschichte werden. Denn die Aufgaben werden ihnen von dem Leben der Massen, der Gesellschaft gestellt, sie können, wie E. Meyer bei Below (S. 221) sagt, nur „erfassen, was in den gegebenen Verhältnissen erreichbar ist". Also um die Ausgangspunkte ihres Wirkens zu erkennen, mufs man jedenfalls die allgemeinen Zustände ins Auge fassen. Mithin ordnet sich das Wirken selbst des Gröfsten in den ganzen geschichtlichen Verlauf ein, und die Reihe, die er vorfindet, die Ergebnisse der Arbeit von hunderten von Generationen, ist jedenfalls länger, als das Stück, das er, mag er noch so genial sein, in der kurzen Zeit seines Lebens hinzufügen kann. — Also von einem Widerspruche ist gar keine Rede. Indessen mufs ich anerkennen, dafs Below meine Bemerkungen, die sich auf das Verhältnis des „grofsen Mannes" zu seiner Umgebung beziehen, gelesen hat, während L. Stein[1]) sie nicht gelesen hat und infolgedessen schreibt: „Die Rolle der ästhetischen Anschauung, auf welche Paul Barth das geschichtliche Individuum beschränken möchte, wird seiner Bedeutung nicht entfernt gerecht". Wenn man ihn wörtlich versteht, so habe ich behauptet, dafs das Individuum nichts weiter zu thun habe, als ästhetisch anzuschauen, die Weltgeschichte also ein mit Liebhabern angefüllter Kunstsalon sei. Aber dies ist nur falsches Deutsch von Stein. Er meint offenbar, nur für die ästhetische Betrachtung habe nach meiner Ansicht der Einzelmensch, auch der „grofse Mann", eine Bedeutung. Das habe ich nirgends gesagt, auch nicht S. 6, die er anführt. Stein lese gefälligst S. 2 und S. 217 ff. Dann wird sich etwas anderes ergeben.

[1]) Wesen und Aufgabe der Sociologie, Berlin 1898, S. 22.

I.
Besprechungen.

Schulze, Johann, weil. kgl. preufs. Hofprediger in Königsberg, Erläuterungen zu Kants Kritik der reinen Vernunft. Im Gewande der Gegenwart herausg. von Rob. C. Hafferberg. Jena und Leipzig, O. Rafsmann, 1898. 223 S.

Die neue Herausgabe der im Buchhandel selten gewordenen „Erläuterungen" mufs der Kantforschung eine willkommene Gabe sein. Joh. Schulze war ein guter Bekannter Kants und wurde von diesem selbst wiederholt zu der Abfassung eines Kommentars der Vernunftkritik ermuntert. Über die ursprünglich als Recension geplante und später zur vorliegenden Schrift erweiterte Inhaltsangabe der Kr. d. r. V. urteilte Kant in einem Briefe an den befreundeten Prediger wie folgt: „Es macht mir ungemein viel Vergnügen, Sie an meinem Versuche mit Hand anlegen zu sehen, vornehmlich aber die Allgemeinheit der Übersicht, mit der Sie allenthalben das Wichtigste und Zweckmäfsigste auszuheben und die Richtigkeit, mit welcher Sie meinen Sinn zu treffen gewufst. Dieses letztere tröstet mich vorzüglich für die Kränkung, fast von niemand verstanden worden zu sein" u. s. w. Der Wert der Schrift ist also durch keinen Geringeren als Kant selber verbürgt, und das allein macht es nicht nur zum Bedürfnis, sondern geradezu zur Pflicht, dieselbe den Forschern leicht zugänglich zu machen.

Schulzes „Erläuterungen" sind der Sache nach durchaus nicht veraltet oder durch neuere Darstellungen in gleichem Rahmen überholt. Der erste Abschnitt „Versuch einer deutlichen Anzeige des Inhalts der Kr. d. r. V." leistet mustergiltig, was der Verf. bezweckt, nämlich den wesentlichen Gedankengang der Kritik, welchen Kants dunkle und schwierige Ausdrucksweise für so viele Leser der damaligen wie der heutigen Zeit bis zur Unkenntlichkeit beschattete, durch möglichste Sparsamkeit im Gebrauch der termini technici fliefsend und faslich vorzutragen. Und das ist keine Kleinigkeit! Selbst die schwierigsten Partien des Werkes gewinnen durch die glatte, durchsichtige und dabei niemals oberflächliche Darstellung Schulzes an Verständlichkeit. So ist ganz meisterhaft die

knappe und klare Wiedergabe der sogen. subjektiven Deduktion der Kategorien (S. 34 ff.), der verzwickten Beweise für die Analogien der Erfahrung (S. 53 ff.), der Unterscheidung der Dinge in Phänomene und Noumene (S. 66 ff.), der schwierigen Lösung der dritten Antinomie (S. 121 ff.); auch die Zusammenfassung der Endergebnisse der gesamten Kritik ist in ihrer Kürze vortrefflich. Eine wesentliche Aussetzung wüfste ich nur bei der Reproduktion der kritischen Raum- und Zeitlehre zu machen, in welcher die Apodikticität der mathematischen Sätze mit unter den Beweisen für die Apriorität, der synthetische Charakter derselben aber unter den Beweisen für die Anschaulichkeit von Raum und Zeit fungieren. Das aber ist ganz unkantisch. Die Apodikticität der Mathematik ist nicht Voraussetzung, sondern Ergebnis der Apriorität von Zeit und Raum, kann also nicht zum Beweise dieser Apriorität in der transcendentalen Ästhetik herangezogen werden. Den synthetischen Charakter der mathematischen Urteile teilen aber nach Kant auch die Grundsätze der reinen Naturwissenschaft, deren Medium die Stammbegriffe des Verstandes sind. Die Synthese kann also ebenso wenig als Argument für die Anschaulichkeit, wie die Apodikticität für die Apriorität von Raum und Zeit im Sinne Kants verwendet werden. Von den „Winken zur näheren Prüfung“ der Kr. d. r. V., welche der zweite Abschnitt des Werkes giebt, ist gar mancher auch heute noch beherzigenswert. Am erfreulichsten aber ist mir an der Schrift die ganz untendenziöse Darstellung gewesen; sie sucht wirklich nur Kants Meinung zu geben, ohne Bevorzugung irgend eines der in der Kr. d. r. V. (zur Einheit, wie ihre Freunde, zum Chaos, wie ihre Feinde meinen) zusammenlaufenden Fäden. Ein Muster dieser Parteilosigkeit ist die sonst sich selten dieses Vorzugs erfreuende Darstellung der Kant'schen Lehre vom Ding an sich.

Nach alledem bedeutet die neue Herausgabe der Schulze'schen „Erläuterungen“ eine verdienstvolle That für die Wissenschaft. Das „neue Gewand“, in dem H. sie hat erscheinen lassen, besteht (Selbstanzeige des Werks, Kantstudien, Bd. III, Heft I, II, S. 205) in der Modernisierung der Orthographie, einiger veralteter Ausdrücke und dem am Schlusse beigegebenen Inhaltsverzeichnisse.

Leipzig. Raoul Richter.

Willareth, Otto, Die Lehre vom Übel bei Leibniz, seiner Schule in Deutschland, und bei Kant. Strafsburg, C. J. Goeller. 149 S.

Die historisch-kritische Skizze gliedert sich in zwei Hauptabschnitte; der erste Teil (S. 3—92) handelt von der Lehre vom Übel und den Problemen der Theodicee bei Leibniz, Wolff, den genuinen Leibniz-Wolffianern, deren Gegnern, bei Lessing und Herder, der zweite Teil (S. 93—143) ist einzig der Darstellung und Weiterbildung der betreffenden Lehren bei Kant gewidmet.

Nach einer kurzen Erörterung des Standes der Frage vor Leibniz prüft Verf. die Theodicee und die Erklärung des Übels im Leibniz'schen Systeme und gelangt zu dem Ergebnis, dafs sich Leibniz durch den dog-

matischen Ontologismus und die Befolgung der rein deduktiven Methode den Weg zu einer erfolgreichen Theodicee selbst versperrt habe: „mehr als einmal hat er sich ins Unkontrollierbare, Übersinnliche zurückziehen müssen, wohin ihm sein Gegner mit seinen Einwendungen nicht folgen kann, ohne selbst die Basis exakter Beweisführung zu verlassen, aber in den transcendenten Aufstellungen von Leibniz können wir jedenfalls nur geistreiche Hypothesen, keine Lösungen sehen“ (S. 29). Das nämliche Urteil trifft auch Wolff und die genuinen Leibniz-Wolffianer: „sie zehren allesamt von der Theodicee und es dürfte schwer halten, wenigstens in unserem Problem, neue originale Gedanken nachzuweisen“ (S. 30). Wolffs Ansichten werden erörtert, sowie die der Wolffianer Thüming, Bilfinger, Baumgarten, Reimarus, Meier und Mendelssohn, und die Ansichten von der Lockerung der apriorischen ontologischen Fundamente in der Wolffschen Schule betont. Die Einsicht, dafs eine Theodicee nur auf moralischer (nicht auf metaphysischer) Basis möglich sei, beginnt zu dämmern (S. 53). Darauf werden bei den Gegnern des Wolffianismus, unter denen in dankenswerter Weise auch die weniger bekannten herangezogen werden (aufser Buddeus, Ridiger, Crusius auch Männer wie Pfaff, Jerusalem, Werdermann u. a.), diese Hindeutungen auf Kant weiter verfolgt, aber im ganzen doch das Urteil gefällt, dafs sie nur gegen die Ergebnisse des Leibnizschen Systems sich wandten, dagegen die Prinzipien als richtig stehen liefsen (S. 56). Der Besprechung von Lessings und Herders Ansichten ist ein besonderer Abschnitt gewidmet. Lessing ersetzt die mifslungene metaphysische Theodicee des Leibniz durch die historisch-philosophische der Entwicklung und Erziehung. Aber auch er führt den Nachweis nicht induktiv, sondern dogmatisch und deduktiv (S. 82 ff.); und Herder, obwohl Kants Schüler, ist gleichfalls auf dem vorkritischen Standpunkt stehen geblieben.

Erst Kant durchschaut völlig die prinzipiellen Ursachen von dem Mifslingen aller bisherigen Versuche einer Theodicee. Verf. pflichtet nun Kant in all den negativen Ergebnissen bei, zu denen dessen Schrift „über das Mifslingen aller philosophischen Versuche in der Theodicee“ gelangte Auch in dem positiven Ergebnisse steht der Verf. zu Kant, dafs das Übel nur ethisch zu rechtfertigen sei (nachdem er das malum metaphysicum und physicum aus einer konsequenten Weltanschauung ausgeschieden, so dafs nur das malum morale übrig bleibt, cf. die interessanten Auseinandersetzungen S. 113—116). Das Übel ist demnach eine Aufgabe für den Menschen, das Sittliche gegen das Natürliche, reine Vernunftgesetze gegen die natürlichen Triebe durchzusetzen. Diese kritisch-moralische Theodicee, deren Grundlagen Kant aber in allzu abgeschlossener und starrer Form entwickelt, soll ihre Ergänzung erfahren durch die von Lessing und Herder inaugurierte historische Theodicee, deren induktive Bestätigung der Zukunft als Aufgabe überlassen bleibt.

Die Schrift Willareths ist anregend geschrieben und bringt (hauptsächlich im I. Hauptteil) manch interessantes Material. Mit den Ansichten des Verf. sich auseinanderzusetzen (der allzuviel Standpunkte vereinigen möchte) würde den Umfang eines Referats überschreiten.

Leipzig. Raoul Richter.

Menzel, Adolph, Wandlungen in der Staatslehre Spinozas. Stuttgart, Cotta, 1898. 38 S.

Die Schrift macht es sich zur Aufgabe, die bisher so gut wie unbeachtet gebliebenen Entwicklungsstadien in Spinozas Ansichten vom Staate zu beleuchten. Die Hauptquellen für die Kenntnis der Spinozaschen Staatslehre sind bekanntlich der Tr. theol.-pol. und der Tr. politicus des Philosophen. Letzterer ist um mindestens zwölf Jahre später abgefafst, als jener. Menzel möchte nun die Wandlungen zeigen, welche sich in einigen staatsphilosophischen Ansichten Spinozas zwischen den beiden Hauptdarstellungen der Staatslehre vollzogen haben, und ihre Ursachen erforschen. Das Ergebnis ist kurz folgendes: Über die Entstehung des Staates lehrt der tr. theol.-pol., dafs der Staat einem Vertrage seine Entstehung verdanke; dafs er den Sieg der Vernunft über die Affekte bedeute. Im tr. pol. führt dagegen der Naturtrieb und der Affekt zur Staatenbildung, das juristisch-konstruktive Element der Vertragstheorie tritt hinter das realistisch-psychologische Element zurück (S. 9). In der früheren Abhandlung ist die Demokratie der Musterstaat; in der späteren, allerdings auf diesem Punkte unvollendeten, zeigt Spinoza eine Vorliebe für die Aristokratie. Die rechtsphilosophischen Argumente werden durch rein politische ersetzt (S. 12). Auch die Grenzen der Freiheitsrechte des Einzelnen (religiöse Ansichten) sind im politischen Tr. enger gezogen, als im theol.-politischen. Nachdem der Verf. in einem besonderen Abschnitte: „Spinoza und Rousseau" die religion civile des letzteren als in Spinozas politischem Tr. vorgebildet nachzuweisen gesucht hat, geht er an die innere Begründung der Wandlungen in Spinozas Staatslehre: Der theol.-pol. Tr. atmet den Geist des Milieus der Kollegianten und Mennoniten, in deren Kreisen Spinoza ja viel verkehrte (S. 32). Die Bekanntschaft mit Jan de Witt und besonders die Katastrophe von dessen Ermordung sollen in Spinozas Staatslehre die realistische Wendung bewirkt haben (S. 37). Dies der Inhalt der anregenden kleinen Schrift.

Leipzig. Raoul Richter.

Wagner, Dr. **Friedrich,** Freiheit und Gesetzmäfsigkeit in den menschlichen Willensakten. Eine philosophische Abhandlung. Tübingen, H. Laupp, 1898. 115 S.

Das Problem, welches der Schrift zu Grunde liegt, soll nicht die Frage sein, ob der menschliche Wille frei ist oder nicht, sondern diese: „wie der Mensch die Welt ansieht, wenn er sich frei glaubt, und wie er sie auffafst, wenn er sich die Freiheit abspricht" (S. 1). Dadurch aber, dafs der Verf. auf die letztere alles Licht, auf erstere allen Schatten fallen läfst, wird der parteilose Standpunkt zu Gunsten einer Apologie des Determinismus aufgegeben. Auch für den Deterministen giebt es eine Freiheit, wenn auch nur eine relative; die Thätigkeitstriebe im Menschen sind die Basis dieser Freiheit, wie allen sittlichen Wertes. Denn bei ihnen wirkt nicht, wie bei den „Genufstrieben", ein Lustgefühl als Motiv (dieses tritt nur als accidentielle Wirkung hinzu), sie sind nichts als

„reiner zweckloser Drang" (S. 76), Thätigkeit ist ihr Selbstzweck. Die höchste Kraftäufserung aber des Thätigkeitstriebes ist die Begeisterung, bei welcher der Wille „in der Erregung selbst unmittelbar seine gröfste Befriedigung hat" (S. 30). Daher beruht die Sittlichkeit für den Deterministen nicht in der Unterdrückung oder Überwindung des natürlichen Trieblebens, sondern in der prinzipiellen Bevorzugung der schöpferischen Affekte. Von diesem Standpunkte aus wird dann die übliche Polemik eröffnet gegen KANTS scharfe Scheidung von Sinnlichkeit und Sittlichkeit, FICHTES Steigerung dieser Lehre, SCHOPENHAUERS Mitleidsmoral, die christliche Askese, AUGUSTINS Lehre von der Gnade (Kap. III). Endlich am Schlufs der Schrift wird noch einmal die „positive" Moral auf Kosten der lebensfeindlichen, negativen in allen Tonarten herausgestrichen, und dieser nur das etwas gezwungen klingende Verdienst gelassen, „den verschütteten Born der edelsten Naturtriebe, nämlich der begeisterungsfähigen Thatkraft, in versunkenen Menschen und Geschlechtern wieder zu öffnen" (Kap. IV). Die Schrift bringt nichts, was nicht von originalen Denkern mit gröfserer Wucht und Bestimmtheit bereits gesagt wäre. Denn dafs bei der Aufstellung des Thätigkeitstriebes, bei welchem die Lust nicht Selbstzweck ist, des ARISTOTELES Lehre von der ἐνέργεια und der ἡδονὴ ὡς ἐπιγιγνομενόν τι τέλος nicht mit einem Worte gedacht wird, dafs bei der Wertung der Begeisterung als des obersten Affektes der admiratio DESCARTES', bei der Förderung der aktiven Triebe der actiones SPINOZAS keine Erwähnung geschieht, macht diese Gedanken noch nicht zur originalen Entdeckung des Verfassers.

Leipzig. RAOUL RICHTER.

Giefsler, C. M., Die Atmung im Dienste der vorstellenden Thätigkeit. Leipzig, Pfeffer, 1898. 32 S.

Das allein Wertvolle in dieser kleinen Abhandlung ist der Hinweis darauf, dafs im allgemeinen bei sinnlicher Aufmerksamkeit die Zeit der Inspiration eine gröfsere Klarheit, die Zeit der Exspiration eine entschiedenere Deutlichkeit des Objektes darzustellen scheint. Ob dieses in der That in genügender Weise der Fall ist, müfste durch multiple pneumatographische Registrierung und momentane oder kontinuierliche Registrierung sorgfältiger untersucht werden. Sollte sich dies einigermafsen bestätigen, so würde man in der Anstrengung der Innervation bei der Inspiration und ihren entsprechenden Folgeempfindungen die Ursache einer Verteilung der Aufmerksamkeit während der Inspiration sehen, während die normale, relativ leichtere Exspiration als blofses Nachlassen der Muskeln keine solche Verteilung der sinnlichen Aufmerksamkeit mit sich führte. Freilich müfsten dann bei entsprechender Modifikation der Atmung, z. B. langsamerer, schnellerer, vor allem aber tieferer Atmung sich auch entsprechende Folgeerscheinungen im Sinne dieser Auffassung zeigen. Aufserdem wäre gerade die multiple Atmungsregistrierung erforderlich, um sich über die sämtlichen Änderungen auf dem Laufenden zu erhalten, und die Erscheinungen müfsten auch individuell variieren, also bei bedeutender vitaler Kapacität sich erheblich in ihrem Einflusse verringern.

Wenn Verf. diese Beobachtung jedoch mit den Aufmerksamkeitsschwankungen überhaupt zusammenbringt, so ist er hierin weniger glücklich. Da bei der Untersuchung derselben noch niemals genügend der Einfluſs der Abstumpfung als wachsende und zunächst nur durch Vermehrung der Intensität der Aufmerksamkeit einigermaſsen zu kompensierende, vielleicht auch durch völligen Nachlaſs der Aufmerksamkeit wieder mehr oder weniger zu vermindernde Herabsetzung berücksichtigt wurde, ferner nicht der Einfluſs der Langeweile und Unlust infolge der Monotonie des Reizes und das Herandrängen und Wirken lustvollerer, komplexerer Vorstellungen, ja bereits der bloſsen Associationen aus irgendwelchen Gründen unterschieden wurde, schlieſslich lediglich in einer der zahlreichen hierauf bezüglichen Arbeiten (und nicht analytisch und kritisch genug) die gleichzeitigen Änderungen der Atmung, und noch niemals diejenigen des Blutdruckes registriert wurden, kann man über die Ursachen derselben noch sehr zweifelhaft sein. Die im einzelnen Falle sehr komplicierten Verhältnisse der Atmungsinnervationen mit den durch sie verursachten Änderungen der Muskelempfindungen, um es kurz so auszudrücken, und der Gemeinempfindungen (was hier ebenfalls nur eine Abkürzung des Ausdrucks sein soll) geben sehr wahrscheinlich zu einem erheblichen Teile die Möglichkeit der Ablenkung und somit zur Abschwächung der Vorstellung bezw. Empfindung her. Die aus den Tabellen einiger Versuche z. B. bei Marbe sich ergebenden gröſseren Schwankungsperioden hinsichtlich der Zeiten des Beibleibens mögen vielleicht auch mit den Traube-Hering'schen Schwankungen zusammenhängen, doch ist ohne genauere Untersuchung schon hier keineswegs zu entscheiden, ob stärkerer Blutdruck das Beibehalten der Vorstellung begünstigen würde oder gerade umgekehrt durch Begünstigung von Association dasselbe stören würde. Noch unsicherer liegen die Verhältnisse hinsichtlich der Änderungen innerhalb der einzelnen Atmungsperioden, die Verf., wie seiner Zeit Lehmann, in einseitiger Weise allein für die Schwankungen verantwortlich machen will. Ob hier die Änderung der Vasokonstriktion der Einatmung und die zunehmende Dilatation der Ausatmung entsprechende Wirkungen haben können, muſs dahingestellt bleiben. Bei geringerer Blutfülle des Gehirns müſste sich dies einigermaſsen bestimmt zeigen, ebenso aber bei nur physiologischer Beeinflussung der Kreislaufverhältnisse. Wenn Verf. nun gar eindeutige Erklärungen des Eintrittes verschiedener Atemtypen, als Verflachung, Beschleunigung, Verlangsamung, Vertiefung, geben will und in ihnen bestimmte Zweckmäſsigkeiten sieht, so setzt dies natürlich den sicheren Eintritt derselben in Wirklichkeit voraus. In Wirklichkeit hat man aber augenscheinlich folgende fünf Ursachen der Atemänderung als wirksam anzusehen: erstens irradiatorische, also gegenüber bestimmten Zwecken sozusagen zufällige, d. h. disparate Ursachen, zweitens kompensierende, also rein physiologisch zu starke Wirkungen herabsetzende Ursachen, drittens im Sinne unmittelbarer psychischer Zwecke, z. B. für die Absicht des Lauschens günstige Wirkungen, viertens willkürliche und nur zum Teil unwillkürliche reaktorische Wirkungen, z. B. tiefe Ausatmung nach langem Lauschen, also nur sehr mittelbar anderweitige Wirkungen kompensierende und daher nicht unmittelbar zweckmäſsige Erscheinungen,

fünftens reproduktive Wirkungen, welche, wie überhaupt die verschiedenen Fälle, im Hinblick auf das unmittelbar Beabsichtigte schädlich sein können und gegebene Zwecke vereiteln mögen, also z. B. aus blofser Irradiation heraus oder als Kompensierung in irgendwelcher Hinsicht, aber bei den primären Fällen Wirkungen erzielend, die in dem gegebenen Falle möglicherweise nicht in Betracht kommen oder den Erfolg geradezu aufheben. Dieser Erfolg kann natürlich ein unmittelbarer oder aber ein aufserdem gewünschter sein. Ähnliches gilt von den Änderungen im Kreislaufsystem selbst, dessen Verhältnisse aber ebenfalls bei der Atmung in Betracht kommen. Hier, wie man nur zu leicht geneigt ist, Zweckmäfsigkeiten anzunehmen, oder, um eine andere Einseitigkeit der Auffassung anzugeben, hier, wie kürzlich R. Angell und Thompson, lediglich Wirkungen und Gegenwirkungen als Ausgleichungen anzunehmen, ist in gleicher Weise durchaus einseitig. In Wirklichkeit liegt die Sachlage viel verwickelter, zumal da hier umgekehrt die Beziehung zur Atmung ihre Geltung hat oder doch möglicherweise haben kann. Immerhin ist die Untersuchung gerade an den Aufmerksamkeitsverhältnissen hier insofern noch am günstigsten, als bei Einwirkung anderer Reize die Aussagen und daher auch die Analyse der Verhältnisse besonders erschwert sind, und sonst auch leicht andere Faktoren, sachlich sekundärer Art, eher hinzutreten und sogar in den Vordergrund treten können. Daher sind Untersuchungen gerade dieser Verhältnisse zunächst noch am wünschenswertesten. Hauptsache ist aber, wie überhaupt bei jeder Untersuchung der Aufmerksamkeitsverhältnisse, besonders tüchtige und geschulte Versuchspersonen und umsichtige Analyse der besonderen Verhältnisse, soweit dies natürlich überhaupt möglich ist. In dieser Weise mögen auch die hier vom Verf. berührten und stark vergewaltigten Fragen einmal gründlich experimentell untersucht werden.

Leipzig. P. Mentz.

Dwelshauvers, G., Nouvelles Notes de Psychologie Expérimentale. Extrait de Revue de l'Université de Bruxelles. 1898—1899, Tome IV. Bruxelles, 1898. 295 S.

Erste Versuchsgruppe: Die Reaktionsversuche des Verf. leiden an irrtümlicher Auffassung der beiden Hauptarten der Reaktion und sind daher auch in ihrer Polemik unnütz. Ebenso wie die bezüglichen Versuche von Cattell, Flournoy, Baldwin, Angell und Moore stehen auch sie nicht einer prinzipiellen Unterscheidung von mehr reflektorischer und mehr apperceptorischer Reaktionsart inhaltlich entgegen. Sie stellen vielmehr nach den Erfahrungen des Referenten lediglich Sonderfälle besonderer Verteilung der Aufmerksamkeit bezw. individueller Einübung dar. Als letztere haben sie ein gewisses, aber natürlich beschränktes Recht. Es ist auch dem Referenten kaum zweifelhaft, dafs sie sich je nach den Bedingungen gegenseitig ineinander überführen lassen, vorausgesetzt, dafs die Anweisung dazu genau genug und die betreffenden Versuchspersonen auch psychologisch geschickt genug dazu sind.

Zweite Versuchsgruppe: Mittelst chronographischer Registrierung wurden die Wechsel der Auffassung der perspektivisch doppeldeutigen Figuren, wie Schema des aufgeschlagenen Buches, Tetraëder u. s. w., bei andauernder Fixation festgestellt und gemessen. Die Perioden des Gleichbleibens waren durchschnittlich länger bei Anwendung intensiverer Aufmerksamkeit oder bei gleichzeitigem Klopfen eines Rhythmus (mit dem Telegraphentaster) von 0,5 bis 0,7 Sekunden Zwischenzeit. Hierbei wurden freilich auch die mittleren Variationen länger. Die Intensität des begünstigenden Klopfrhythmus ist vom Verf. leider nicht gemessen worden. In derselben Weise wurden das Wiederauftauchen und Verschwinden bei möglichst andauernder Reproduktion einer abgestumpften Pyramide und des Erinnerungsbildes der Venus von Milo untersucht. Eine Unterscheidung zwischen visuellen, taktilen und motorischen Elementen der Reproduktion wurde hierbei nicht versucht. Es hätte sich dies auch registrieren lassen. Auch die gleichzeitigen Atmungs- und Blutdruckperioden wurden nicht registriert, was immerhin wichtig gewesen wäre, da Versuche an den vorliegenden Aufgaben bisher nicht angestellt worden sind.

Dritte Versuchsgruppe: Möglichst schnelles Zählen bezw. Benennen der fortlaufenden Buchstaben eines Textes in normaler bezw. umgekehrter Lage ergab bei chronographischer Registrierung der Vollendung je einer Gruppe zu zehn als durchschnittliche Reaktionszeit für den einzelnen Buchstaben nach der Berechnungsweise des Verf. 0,3 bis 0.4 Sekunden. Im Ganzen lagen die Werte zwischen 0,2 und 0,8 Sekunden. Die Reaktion des Abschliefsens einer Gruppe hat aber jedenfalls irgendwie mitgewirkt. Aufser der Forderung richtigen Abschlusses und der involvierten, keinen Buchstaben zu vergessen, haben möglicherweise auch der Sinn der Worte und die Neigung zu Reproduktionen hemmend mitgewirkt. Auf alle Fälle hat man diese Reaktionen mehr oder minder als apperceptorische anzusehen. Da aufser den genannten hemmenden Momenten auch wie bei jeder Häufung von Reaktionen zu Reaktionsketten fortschreitende Übung und Automatismus und andererseits Abstumpfung, Nachlafs der Reproduktionen und Ermüdung sich geltend machen können, so wäre die Scheidung der erhaltenen Zahlen nach der Zeitfolge wichtig gewesen, sowie die weitere Fortführung der Reihen. Naheliegend ist auch, dafs Versuche mit kleineren oder gröfseren Gruppen des Abschlusses etwas andere Werte ergeben. Entsprechende Versuche hätten über die Art des Zusammenfassens und Reagierens nähere Auskunft geben können. Unerläfslich aber vor allem wäre es gewesen, die Reproduktion möglichst auszuschalten und auch Versuche mit sinnlosen Buchstabenreihen zu machen. Ein Hinweis hierauf fehlt völlig.

Vierte Versuchsgruppe: Leere und ausgefüllte Intervalle zwischen 2 und 5 Sekunden, geklopft mittelst des Telegraphentasters, ergaben bei Reproduktion in derselben Art (auf ein gegebenes Signal hin) ausnahmslos zu grofse Längen. Zunächst könnte man geneigt sein, die bekannte Überschätzung sehr kurzer Intervalle als die Ursache hiervon anzusehen. Würde man die Thätigkeit der Reproduktion selbst als Mitbedingung der Zeitschätzung ansehen, so würde (nach den bisherigen Versuchen wenigstens) das Entgegengesetzte zu erwarten sein. Indessen ist eine Verzögerung sehr wahrscheinlich durch die Forderung der Richtigkeit und der Re-

produktion überhaupt veranlafst worden. Augenscheinlich kam es der Versuchsperson darauf an, vor allem richtige Relativität zu erzielen, also eine proportionale Wiedergabe des Gegebenen zu liefern, denn die Forderung des Rhythmus schliefst eine Beziehung in sich. Daher wäre es notwendig gewesen, einmal Reproduktionen zu fordern mit möglichst richtigem Gesamttempo, ungeachtet der Zahl der Einzelfehler, sodann solche mit möglichster Richtigkeit in den Einzelheiten und nur proportionalem Gesamttempo, schliefslich solche mit ebenfalls möglichst umfangreicher Richtigkeit in den Einzelheiten, jedoch diesmal unbekümmert um gelegentliche Verzögerung durch Besinnen oder gelegentliche Unrichtigkeit dieser oder jener Einzelheit. Will man überhaupt die Forderung der Gesamtrichtigkeit und der Einzelrichtigkeit zugleich erfüllen, so wird es doch meist nur ein Mischergebnis unbestimmter Herkunft und unsicherer psychologischer Beurteilung geben. Daher ist hier eben die weitere Scheidung und weitere Untersuchung unerläfslich, und man sollte hier den Einzelheiten noch genauer nachgehen. Hinsichtlich der Versuche der Reproduktion der geklopften Rhythmen von vokalen und instrumentalen Musikstücken ist nur noch zu bemerken, dafs sich, anscheinend mit zunehmender Schwierigkeit, eine zunehmende Anähnlichung der reproduzierten Elemente zeigte, zunehmend mit der Zahl der Wiederholungen. Auch die Unter- bezw. Überschätzung der Zahl und der Zeitdauer der Bestandteile erhöhte sich durchschnittlich bei erneuter Reproduktion. Um jedoch über deren primäre Ursachen etwas aussagen zu können, dazu sind die Versuche zu wenig zahlreich gewesen.

Fünfte Versuchsgruppe: Versuche der Reproduktion des 20 Sekunden lang exponierten Kupferstiches „Melancholie" von Dürer durch Beschreibung zeigten als Hauptgruppen der Art der Auffassung bezw. der Individuen: erstens Zusammenhangslosigkeit und Langsamkeit der Auffassung, beides hier augenscheinlich in bestimmtem Zusammenhange, zweitens objektives Erfassen der Einzelheiten bis zu gewissen Grenzen hin, drittens Streben nach Vereinheitlichung und Gruppieren in der Auffassung. Zweckmäfsiger hätte man zuerst nur eine geringe Zeit gegeben und sofort die Beschreibung liefern lassen, dann eine vielleicht gleiche Zeit gegeben (als Summation der Exposition) und wiederum die Beschreibung fordern sollen, dann ebenfalls eine blofse Zusatzzeit und so fort, um sich über den Verlauf des Erfassens genauer zu orientieren. Die Wiederholung der Reproduktion (nur als Beschreibung, man hätte auch die Mafsverhältnisse berücksichtigen können u. dergl.) nach 8 Tagen ohne erneute Exposition zeigte häufigen, äufserlich geradezu auffallenden Gebrauch der früheren Wortverbindungen, aufserdem aber, was psychologisch bedeutend wichtiger ist, eine zweifellose Zunahme der subjektiven Sicherheit des Behauptens, auch hinsichtlich gerade der nur teilweise und der völlig irrig erfafsten oder wiedergegebenen Einzelheiten. Dafs diese auch anderweitig aus extremeren Fällen des Lebens bekannte Thatsache von bedeutender Wichtigkeit ist für die Beurteilung von Zeugenaussagen in den verschiedenen Stadien von Prozessen, hebt Verf. zu Recht hervor. Im Ganzen läfst, trotz der vielfach sehr sinnreichen Versuchsaufgaben, wie oben gezeigt, die theoretische Verarbeitung erheblich zu wünschen übrig.

Leipzig. P. Mentz.

Sommer, R., Lehrbuch der psycho-pathologischen Untersuchungs-Methoden. Berlin und Wien, Urban und Schwarzenberg, 1899. 399 S. Mit 86 Abbildungen.

Es ist selbstverständlich, dafs man in der Praxis die theoretische und die praktische Aufgabe der Psychiatrie nicht immer in gleichem Mafse berücksichtigen kann. Nichtsdestoweniger ist ein stärkeres Auseinanderfallen, eine erhebliche Trennung beider aus naheliegenden Gründen doch nach Möglichkeit zu vermeiden. Es ist daher immerhin zweckentsprechend, wenn Verf. diese naturgemäfse Doppelaufgabe der Psychiatrie, soweit als es irgend angängig ist, also bis zu gewissen Grenzen hin, möglichst zugleich erfüllt wissen will. Dies kann einigermafsen erreicht werden durch systematische Anwendung erprobter gleicher Reize, Fragestellungen und Versuchsanordnungen in möglichst praktischer nnd auch theoretisch wichtiger Auswahl. Bei vielen Gelegenheiten wird sich diese systematische und zugleich praktisch beschränkte Anwendung der Methode der „gleichen Reize" in erster Linie durch die schnelle und sichere Fixierung des Protokolls mit Hilfe eines Vordrucks augenscheinlich als nützlich erweisen. Sie gestattet durch Anwendung auf dasselbe Individuum zu verschiedenen Zeiten und aufserdem auf die allerverschiedensten Fälle und Krankheitstypen einerseits eine bequeme Vergleichbarkeit, andererseits das Verfolgen der verschiedenen Stadien der Erkrankung und daher auch unter der Voraussetzung der Lösung der theoretischen oder der Deutbarkeit der praktischen Einzelheiten eine frühzeitige und sichere Prognose.

Die Anwendung dieser planmäfsig fixierten Untersuchungsweise, so sehr sie ihre naturgemäfsen Schranken besitzt, giebt in der That häufig wertvolle Winke und Handhaben für die Prognose und Diagnose, vorausgesetzt, dafs die Sachlage auch hier niemals zu leicht genommen wird. Eine verhältnismäfsig beschränkte Anzahl zweckmäfsig ausgewählter Fragen, wie sie z. B. Verf. nach seiner Erfahrung giebt, kann nicht nur sofortige Auskunft über die Verhältnisse der Orientiertheit des Kranken in gewissem Umfange geben, sondern häufig auch bereits Materialien zur Beurteilung der Stimmungen, der Reproduktionsfähigkeit, der Sinnestäuschungen und der Illusionen als häufig ganz brauchbaren Nebenerfolg. Diese weiteren Untersuchungsrichtungen lassen sich wieder in paralleler Weise genauer in Angriff nehmen, bei Sprachstörungen wird man z. B. zu dem ausführlichen Untersuchungsschema von Rieger in Würzburg greifen, und so erhält man im analytischen Fortschreiten das zur Beurteilung notwendige Material. In zahlreichen Fällen wird sich diese Methode zweifellos in eine Fülle theoretischer Einzeluntersuchungen auflösen. Bei Gelegenheit der Illusionen hebt übrigens Verf. mit Recht hervor, dafs in Theorie und Praxis häufig Hallucinationen der Patienten angenommen werden, wo es sich in Wirklichkeit nur um Illusionen durch Überwiegen der Assimilation und äufserlich vorhandene Reize oder schliefslich, wie man hinzufügen mag, um besondere Labilität gewisser Reproduktionen oder aus verschiedenen Ursachen heraus übertriebene Ausdrucksweise der Kranken handelt.

Was die notwendigen Versuchsanordnungen betrifft, so giebt Verf. z. B. einen durchaus zweckmäfsig zusammengestellten Apparat zur Untersuchung der Pupillenform und -weite bei genauer Variierung der Lichtstärke als Reiz des einfallenden Lichtes. Die Verwendung zu verschiedenen Zeiten liegt nahe. Durch einen Apparat mit Äquilibrierung des Unterschenkels erhält man ferner eine in diesem Umfange noch nicht gekannte Fülle von Arten des Kniesehnenreflexes, welcher hier durch die Äquilibrierung künstlich modifiziert und in erster Linie in seiner Wirkung verlängert ist und je nach Zeitpunkt und Art des Eingreifens nahe liegender, hemmender oder verstärkender Innervationen zu verschiedenen Zeiten oder bei verschiedenen Individuen verschiedene Kurven giebt. In ganz ähnlicher Weise wie Kniesehnenreflex mögen Fufsklonus und Zitterbewegung (letztere z. B. bei Epileptischen, Hysterischen, Alkoholisten) durch dreidimensionale Registrierung aufgenommen werden, und zwar zunächst für den Fufs oder auch für den Arm. Zur Messung klinischer Reaktionszeiten wird eine weitere, in den Einzelheiten bereits bekannte Apparatzusammenstellung gegeben. Die Kontrollen des Chronoskopes von Hipp sind freilich insoweit hier nicht exakt, als der Fallapparat nur Öffnung bis Schlufs mifst, während sämtliche gegebenen Anordnungen das Gegenteil erfordern. Daher ist hier Anwendung des Kontrollhammers oder eine entsprechende Abänderung des Fallapparates unerläfslich. Kraepelin hat das letztere mit Erfolg angewendet. Nebenschaltung würde das störende Hinzutreten bezw. Wegfallen eines zweiten Stromkreises nach sich ziehen und aufserdem etwas gröfsere Schwierigkeit der Versuche bewirken.

Zum Photographieren des Gesichtsausdruckes, der Haltung, der Gesten der Kranken wendet Verf. Tageslicht, vermehrt um den erforderlichen Betrag von hinzukommendem Magnesiumlicht, an. Die Abwesenheit besonderer Lenkung, Künstlichkeit, Ortsänderung ist ja sachlich notwendig. Besonderes Augenmerk ist der begrifflich noch immer schwankenden und in der That nur einen vorläufigen Sammelbegriff darstellenden Gruppe der katatonischen Erscheinungen zugewendet. Durch die gegebenen Methoden ist in der That zu erwarten, dafs gerade hier wie in anderen zweifelhaften Fällen der Deutung Theorie und Praxis vielfach gefördert werden können. Wenn auch das vom Verf. Dargebotene, wie aus diesen wenigen Proben bereits ersichtlich ist, bei weitem noch kein eigentliches „Lehrbuch" darstellt, obgleich dies der Titel verspricht — denn dazu ist es vielfach noch zu individuell ausgewählt, noch nicht allseitig praktisch durchgeprüft, auch hinsichtlich der Mitteilung anderweitiger Methoden viel zu beschränkt —, so werden doch sowohl Psychiater als praktische und theoretische Psychologen, letztere insbesondere aus dem Thatsachenmaterial der letzten hundert Seiten (Associationen u. s. w.), manche Anregung erhalten können. Hemmend ist natürlich auch, dafs sich in Wirklichkeit theoretische Interessen und klinische Erfordernisse nie werden völlig unter einen Hut bringen lassen.

Leipzig. P. Mentz.

Groos, Karl, Die Spiele der Menschen. Jena, Verlag von Gustav Fischer, 1899. IV und 538 S.

Schon das vor drei Jahren veröffentlichte Werk des Verfassers über die Spiele der Tiere erwies sich als glücklicher Griff, der eine bislang wenig beachtete und doch der Beachtung werte Reihe von Erscheinungen unserem Verständnis näher rückte. Welche Goldader aber Karl Groos bei der Untersuchung der Welt der Spiele angeschlagen hat, zeigt erst das vorliegende Buch, das naturgemäfs einen ungleich weiteren Gesichts- und Interessenkreis umspannt als sein Vorgänger und auf bleibende Bedeutung Anspruch hat. Seinen Inhalt bildet eine psychologische Beschreibung der wichtigsten menschlichen Spiele, an die sich eine Reihe theoretischer Erörterungen anknüpft. Das Spiel wird dabei kontrastiert mit der „ernsthaften" Bethätigung eines Triebes, ohne dafs jedoch diese ihrerseits definiert wird. Andererseits definiert Groos (S. 7 u. 493) das Spiel als eine Beschäftigung, die lediglich um ihrer selbst willen, wegen der damit verknüpften Lust, ausgeübt wird — eine Definition, mit der es sich freilich kaum vereinigen läfst, wenn er auch für den sexuellen Trieb zwischen einer spielenden und ernsthaften Bethätigung unterscheidet, da auch für die letztere das Kriterium des ausschliefslichen Selbstzweckes wenigstens vielfach zutrifft. Ein allgemein gültiges Unterscheidungsmerkmal läfst sich vielleicht überhaupt nur auf objektivem Boden angeben, sofern nämlich bleibende Wirkungen in direkter Form nur von der ernsthaften Thätigkeit ausgehen oder ausgehen können, von der spielenden aber nur in indirekter Form, in dieser freilich, da das Spiel meist erziehend wirkt, häufig in hohem Mafse.

Die Spiele in diesem Sinne sind nicht auf die Kindheit beschränkt, sondern es gehören zu ihnen auch manche Thätigkeiten der Erwachsenen, sowohl bei den Naturvölkern wie bei uns. Auch die Befriedigung der elementaren ästhetischen Anlagen gehört hierher, der Genufs an denjenigen ästhetischen Erscheinungen, welche, wie z. B. der Rhythmus oder die einfachsten optischen Formen und Gestalten, zu ihrer Erzeugung keine besonderen künstlerischen Leistungen erfordern. Spiel in diesem Sinne ist die Befriedigung jedes menschlichen Instinktes oder ursprünglichen menschlichen Bedürfnisses — der Verf. zieht den letzteren Ausdruck vor, weil die hier in Betracht kommenden Willensregungen von viel generellerem und veränderlicherem Inhalte sind als die an bestimmte Reize gebundenen Äufserungen der mit der körperlichen Organisation eng verknüpften tierischen Triebe —. Das Buch bildet demnach einen Beitrag zur Psychologie des menschlichen Wollens. Es stellt ein reiches Material von — zumeist fremden, gelegentlich auch eigenen — Beobachtungen und Thatsachen aus der Psychologie des Kindes, der Naturvölker, des täglichen Lebens und gelegentlich auch aus derjenigen der Tiere und der experimentellen Psychologie zusammen — die Hilfsmittel dieser letzteren könnten beiläufig wohl für manche hier behandelten Probleme noch verwertet werden — und ordnet sie nach ihrer inneren Verwandtschaft. Es ist also eine Inventarisierung der gesamten ursprünglichen Bedürfnisse, welche der Verf. unternimmt. Dafs die Klassifikation der letzteren, wie

sie Groos vornimmt, wohl nur als eine vorläufige gelten kann, thut der Bedeutung des Buches keinen Abbruch. Auch im einzelnen wird man ihr gegenüber öfter zu prüfen haben, ob alle hier unterschiedenen Bedürfnisse wirklich primär sind. Es ist z. B. eine sehr wichtige, noch der Untersuchung bedürftige Frage, ob der von Groos neben dem Geselligkeits- und dem Mitteilungstrieb als dritter unterschiedene sociale Trieb der Einfügung und Unterordnung unter die Normen einer Gemeinsamkeit wirklich ein Anrecht auf eine selbständige Zählung hat oder ob es sich hier etwa nur einerseits um eine den allgemeinen Zusammenhang zwischen Bewegungsvorstellung und Bewegung verstärkende Verengung des Bewufstseins handelt, wie sie der Einfluſs der leitenden imponierenden Persönlichkeit zuwege bringt, und andererseits um Regungen des Selbstgefühles und der Eitelkeit, welche durch die freiwillige Unterordnung Anerkennung zu finden hoffen.

Aus der Fülle der Einzelbetrachtungen erwähnen wir nur zwei Punkte. Die Betrachtung der Spiele, welche sich um Sinneseindrücke drehen, führt den Verf. zu dem allgemeinen Satz (S. 495), daſs erstens jeder Sinnesreiz schlechtweg, zweitens jeder starke und drittens jeder angenehme Sinnesreiz gefällt. Und die Nachahmung erklärt er für eine gemischte Erscheinung, bei der eine Reihe angeborener Bedürfnisse sowie Belehrungen durch die Erfahrung mit dem ursprünglichen Zusammenhang zwischen sensorischen und motorischen Vorgängen, genauer zwischen Bewegungsvorstellungen und Bewegungen, zusammenwirken — ein Problem, für dessen Aufhellung vielleicht experimentelle Untersuchungen von Nutzen wären.

Der allgemeine Gewinn der Arbeit entspringt der Methode der Vergleichung, welche sich bei dem Verfahren des Verf. von selbst ergiebt. Er kann nicht überall blank und baar aufgezählt werden, sondern vielfach handelt es sich nur um Anregungen, welche der selbständige Leser aus dem reichen Material und seiner Zusammenstellung schöpfen wird. Es kommen dabei nicht nur dem Umkreis der menschlichen Spiele selbst angehörende Vorgänge in Betracht, sondern auch gewisse andere Erscheinungen, zu denen die menschlichen Spiele im Verhältnis primitiver Vorläufer oder besonders einfacher Beispiele stehen. Allerdings muſs man dabei äuſsere Ähnlichkeit und innere Übereinstimmung, sowie Vergleichung und Erklärung auseinanderhalten. In dieser Beziehung scheinen uns z. B. die Versuche des Verf., das ästhetische Problem durch eine Wanderung durch die Welt der Spiele aufzuhellen — ursprünglich das Hauptmotiv für die Abfassung des Werkes —, verschieden beurteilt werden zu müssen. Die Zurückverfolgung der ästhetischen Elementarvorgänge, der Freude am Rhythmus und den einfachsten Farben und Formen bis zum kindlichen Spiel ist gewiſs lehrreich, wennschon auch hier die Frage nicht ganz abzuweisen wäre, ob es sich in beiden Fällen auch wirklich um dieselben Bewuſstseinsvorgänge handelt. Besonders beachtenswert erscheint uns hier der Hinweis des Verf. auf die bewuſstseinsverengende, hypnotische Wirkung des Rhythmus, wodurch er einen günstigen Boden schafft für die intensivere Gefühlswirkung anderweitiger Reize. Wer aus der ethnographischen Litteratur weiſs, wie allgemein der Rhythmus von den Priestern

der Naturvölker benutzt wird, um sich in einen Zustand der Hypnose und Ekstase zu versetzen, dem wird diese Auffassung besonders einleuchten. Wenn dagegen Groos den Vorgang der Einfühlung oder inneren Nachahmung durch eine voraufgehende Erörterung der Spiele der äufseren Nachahmung unserem Verständnis näher zu rücken hofft, so würden dazu angesichts der tiefen Kluft, die beide Reihen von Vorgängen voneinander trennt, doch wohl erst weitere Untersuchungen nötig sein. Und wenn der Verf. die Illusion beim künstlerischen Genufs durch diejenige des Kindes bei seinem Spiel aufzuhellen versucht, so ist — ganz abgesehen von der Frage, ob beide Vorgänge wirklich wesensgleich sind — doch auch die kindliche Illusion ein viel zu komplexer und selbst der Zergliederung und Aufklärung bedürftiger Vorgang, als dafs unser Verständnis durch diese Zusammenstellung erheblich gefördert würde.

Sehr beachtenswert erscheinen uns dagegen gewisse Folgerungen, die der Verf. mehrfach (S. 57, 112, 386, 402, 406, 455) für die Entstehung von Kulturgütern zieht. So sehr man nämlich im allgemeinen für sie angesichts der trägen, indolenten Natur des primitiven Menschen nach praktischen, naheliegenden (z. B. mythologischen) Beweggründen sich umzusehen Anlafs hat, so ist doch nach dem hier beigebrachten Material auch die Heranziehung des einfachen Spieltriebes nicht überall abzuweisen.

Zum Schlufs ein Wort über einen allgemeinen Eindruck, den uns eine Wanderung durch die Welt der Spiele hinterläfst. Zeugen schon die „Spiele der Tiere" von einem Reichtum an Lebensäufserungen, hinter dem der Ernstgehalt ihres Lebens im allgemeinen zurücksteht, so erhalten wir für den Menschen mit doppelter Stärke denselben Eindruck eines Mifsverhältnisses zwischen Blüte und Frucht, zwischen dem Reichtum der ursprünglichen Anlage und der Armut des eigentlichen Kulturbesitzes. Zu einem Teil erklärt sich dies Mifsverhältnifs offenbar aus der indolenten, sich schwer zum systematischen Ernst aufraffenden Natur des Menschen, zum andern aber aus dem harten Wesen der menschlichen Kultur, welche dem Reichtum des menschlichen Geistes nur eine beschränkte Zahl fester Formen zur Verfügung stellt und alles, was sich nicht in sie hineinpressen läfst, unbarmherzig opfert.

Berlin. A. Vierkandt.

Gomperz, Dr. **H.**, Zur Kritik des Hedonismus. Wien, 1898. 121 S.

In dieser äufserst lesenswerten und gedankenreichen kleinen Schrift wird Schritt für Schritt der Hedonismus in allen seinen Formen besprochen. Man sieht, dafs er ein Standpunkt ist, dem der Verf. die eingehendste Betrachtung geschenkt, dem er selbst vielleicht angehört hat. Wenn die letztere Vermutung richtig sein sollte, so haben wir hier ein Absageschreiben vor uns. Zunächst wird die Frage rein psychologisch gestellt: ist es richtig, dafs unsere Handlungen durch Lust oder Vermeidung von Unlust motiviert sind? Dabei stellt es sich heraus, dafs zwar die Lust- und Unlustgefühle als die zeitlich frühesten beim Individuum zu fassen

sind (es wäre hier vielleicht auf Ziegler „Das Gefühl“ zu verweisen gewesen), dafs aber jeder weitere Schritt im Seelenleben des Menschen ihn über diese erste Stufe hinausführt und dafs die einzelnen fein skizzierten Entwicklungsstufen nicht nur keinen Zuwachs an dieser Gefühlsqualität bringen, sondern diese sogar dauernd in den Hintergrund drängen, bis die Rücksicht auf Lust oder Unlust sich als ein ganz verschwindendes Element in dem psychologischen Gesamtbild darstellt. Gern hätte Ref. dem Verf. den Beweisgang, dafs auch hier die Ontogenese der Phylogenese entspricht, erlassen. Wir können derartige psychologische Beobachtungen bei niedriger stehenden Menschen und vollends bei Tieren nur mit Hilfe einer in rückschreitender Richtung immer gewagteren Analogie anstellen, und die vollständig richtigen Beobachtungen beim Menschen sichern diesem Teil auch ohne die entwicklungstheoretischen Excurse volle Zustimmung.

Mit dieser Feststellung aber ist die Entscheidung über den ethischen Hedonismus noch durchaus nicht gefallen. Es könnte ganz gut sein, dafs Lust nicht immer erstrebt wird, wohl aber erstrebt werden soll, und dafs also der ethische Hedonismus trotz mangelnder psychologischer Legitimation durchaus berechtigt ist, als ethische Werttheorie aufzutreten. Dies kann der Hedonismus in zwei Formen thun. Als individueller Hedonismus, der das Wohl des einzelnen Individuums in dem Maximum von Lust, dem Minimum von Unlust sieht. Dieser aber sieht sich dazu gedrängt, systematisch jeden Fortschritt des Individuums, der nur durch Aufsuchen und Überwinden von Leid möglich ist, zu negieren, und ist also als durchweg entwicklungsfeindlich aufzufassen. Und zwar mufs ihm folgerichtig jeder Schritt auf der Lebensbahn als eine Abkehr von der Lust, mithin als Irrweg erscheinen, wie denn auch Hegesias im Altertum aus der Schule des Aristippos hervorging.

Die andere Form, in der der Hedonismus als ethische Theorie auftreten kann, ist der Utilitarismus, der nicht das Glück des Einzelnen, sondern „das gröfste Glück der gröfsten Anzahl“ als Richtschnur des Handelns aufstellt. Mit der begeisterten Schilderung der Persönlichkeit und der Lehre Benthams, die diesen Abschnitt eröffnet, kann ich mich vollständig einverstanden erklären. Nur hätte doch mit einigen Worten darauf hingewiesen werden müssen, dafs auch für Bentham die Basis des Utilitarismus der Hedonismus war. Wenn bei der Beförderung des Wohls Aller das Individuum etwa leer ausgehen sollte [freilich nach Bentham ein casus irrealis], so hätte das Individuum gar keine Veranlassung, dieses Wohl zu befördern. Diesen Schritt zur Annahme einer Lust aus Menschenliebe selbst hat erst Mill gemacht, und somit richtet sich auch die feinsinnige Kritik des Verf., worin er zeigt, dafs die Menschenliebe in keiner der drei von ihm angenommenen Formen sich utilitarisch werten läfst, mehr gegen Mill als gegen Bentham. Endlich folgt eine gleichfalls sehr treffende Zurückweisung von Spencers Verquickung des Evolutionismus und Utilitarismus, die in der richtigen, aber manche Ausführung des Verf. selbst treffenden Auseinandersetzung gipfelt, dafs wir aus der Entwicklung einer Erscheinung durchaus nicht auf ihren Wert schliefsen dürfen, das heifst also, dafs der Evolutionismus nie eine Basis für den Utilitarismus abgeben kann.

Auch die bei Bentham so stark hervortretende Anwendung des Utilitarismus auf juristische und sociale Fragen wird als nicht zutreffend nachgewiesen. Nicht, weil eine Körperverletzung Unlust bringt, wird sie bestraft, sondern weil die Staatsgemeinschaft nicht will, dafs sie geschehe — und sie kann gelegentlich Dinge wollen, die Unlust bringen, Dinge nicht wollen, die Lust bringen. Die Zwecke der Gesellschaft sind utilitarisch nicht zu ergründen, ihre Prinzipien liegen zum grofsen Teil auf ganz anderem Gebiet.

Darf Ref. einen Wunsch äufsern, so wäre es der, dafs manche gewagte Terminologien unterblieben wären. Das Streben nach Herrschaft über die Natur „physiokratisch" zu nennen, geht doch wohl etymologisch wie historisch nicht an. Und wenn das Streben nach der Wissenschaft, nach Bethätigung im Staat, Lösung socialer Aufgaben unter dem Namen der „ästhetischen" Zwecke zusammengefafst wird, so ist dies auch nicht als glücklich zu bezeichnen. Störend wirkt auch als Substantiv „das Nachhinein".

Das soll uns aber die Freude an der schönen kleinen Schrift nicht verderben. Vorzüglich wird ihre Tendenz in dem Motto zusammengefafst, das an Angelus Silesius anklingt, das aber Ref. nicht zu identifizieren vermochte:

„Wollt' ich dem Leid entrinnen,
Wie sollt' ich Lust gewinnen?
Gott lenkt durch Lust und Leid
Die Welt in Ewigkeit."

Heidelberg. P. Hensel.

II.

Philosophische Zeitschriften.

Archiv für Geschichte der Philosophie (Berlin, Reimer).

Bd. 12, Heft 3.

Anna Tumarkin, Das Associationsprinzip in der Geschichte der Ästhetik.
Joh. Zmavc, Die Prinzipien der Moral bei Thomas von Aquin.
K. Praechter, Zu Kleanthes Frgm. 91 Pears.
G. L. Duprat, La Théorie du πνεῦμα chez Aristote. Jahresbericht über die nachkantische Philosophie von W. Dilthey, A. Heubaum und A. Schmekel (Schluſs). III von W. Dilthey, IV von A. Heubaum. — Neueste Erscheinungen.

Kantstudien (Hamburg und Leipzig, Voſs).

Bd. III, Heft 4.

E. König, Die Unterscheidung von reiner und angewandter Mathematik bei Kant.
Van der Wyck, Kant in Holland. I. Du Marchie van Voorthuysen's Kant.
W. B. Waterman, The Ethics of Kants Lectures on the Philosophical Theory of Religion.
R. Weinmann, Wundt über naiven und kritischen Realismus.
F. Sommerland, Mainländers Kantkritik. — Litteraturbericht. — Recensionen. — Selbstanzeigen. — Bibliographische Notizen. — Zeitschriftenschau. — Sonstige neu eingegangene Schriften. — Mitteilungen. — Varia.

Bd. IV, Heft 1. (Von nun an Berlin, Reuther und Reichard.)

F. Paulsen, Kant der Philosoph des Protestantismus.
M. Wentscher, War Kant Pessimist? I.
H. Vaihinger, Eine französische Kontroverse über Kants Ansicht vom Kriege.
F. Medicus, Zu Kants Philosophie der Geschichte mit besonderer Rücksicht auf K. Lamprecht.
A. Neumann, Lichtenberg als Philosoph und seine Beziehungen zu Kant.
A. Döring, Kants Lehre vom höchsten Gut.
P. v. Lind, Das Kantbild des Fürsten von Pleſs. — Recensionen. — Selbstanzeigen. — Litteraturbericht. — Bibliographische Notizen. — Zeitschriftenschau. — Mitteilungen. — Varia.

Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik (Leipzig, Pfeffer).

Bd. 113, Heft 2.

J. Volkelt, Zur Psychologie der ästhetischen Beseelung.
R. Falckenberg, H. Lotzes Brief an Eduard Zeller.
Fr. Jodl, J. G. Fichte als Socialpolitiker.
E. Adickes, Philosophie, Metaphysik und Einzelwissenschaften (im Anschluſs an Wundts „System der Philosophie").
E. König, Hartmanns Kategorienlehre.
Koppelmann, Erwiderung. — Recensionen. — Notizen. — Neu eingegangene Schriften. — Aus Zeitschriften.

Bd. 114, Heft 1.

L. Busse, Leib und Seele.
H. Brömse, Die Realität der Zeit.
W. Lutoslawski, Über Lotzes Begriff der metaphysischen Einheit aller Dinge.
E. König, Ed. von Hartmanns Kategorienlehre. (Schluſs.) — Notizen. — Neu eingegangene Schriften. — Bibliographie. — Aus Zeitschriften.

Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane (Leipzig, J. A. Barth).

Bd. 20, Heft 4 u. 5.

K. Zindler, Über räumliche Abbildungen des Kontinuums der Farbenempfindungen und seine mathematische Behandlung.
W. Thorner, Ein neuer stabiler Augenspiegel mit reflexlosem Bilde.
Chas. B. Morrey, Die Präcision der Blickbewegung und der Lokalisation an der Netzhautperipherie.
W. Uhthoff, Ein Beitrag zur kongenitalen Farbenblindheit.
W. v. Zehender, Die Form des Himmelsgewölbes und das Gröſsererscheinen der Gestirne am Horizont. — Besprechungen.

Zeitschrift für Philosophie und Pädagogik (Langensalza, Beyer & Söhne).

VI. Jahrg., Heft 2.

M. Lobsien, Über den Ursprung der Sprache.
Prof. O. Willmann, Der Neukantianismus gegen Herbarts Pädagogik.
Jos. Geyser, Die psychologischen Grundlagen des Lehrens. (Schluſs.) — Mitteilungen. — Besprechungen. — Aus der Fachpresse.

VI. Jahrg., Heft 3.

M. Lobsien, Über den Ursprung der Sprache. (Schluſs.)
Susanna Rubinstein, Ed. von Hartmanns Schöpfungslehre.
F. Hollkamm, Einige Bemerkungen zu Hiltys „Glück".
C. Ziegler, Das Würzburger Schuldrama. — Mitteilungen. — Besprechungen. — Aus der Fachpresse.

VI. Jahrg., Heft 4.

Herbart, Pestalozzi und — Herr Professor Paul Natorp.
I. O. Flügel, Zur Psychologie.
II. K. Just, Zur Ethik.
III. W. Rein, Zur Pädagogik. — Mitteilungen. — Besprechungen. — Aus der Fachpresse.

The Philosophical Review (New York and London, The Macmillan Company).

Vol. VIII, No. 3.

J. G. Schurman, Kants A Priori Elements of Understanding.
Is. O. Winslow, A Defence of Realism.
Hiralal Haldar, The Conception of the Absolute.
E. Adickes, German Philosophical Literature (1896—1898), I. — Discussions. — Reviews of Books. — Summaries of Articles. — Notices of New Books. — Notes.

The Psychological Review (New York and London, The Macmillan Company).

Vol. VI, No. 3.

Ch. H. Judd, A Study of Geometrical Illusions.
Wesley Mills, The Nature of Animal Intelligence and the Methods of Investigating St.
E. A. Kirkpatrick, The Development of Voluntary Movement.
Edw. Thorndike, The Instinctive Reaction of Young Chicks. — Discussions. — Psychological Literature. — New Books.

Hierzu gehörig:

Series of Monograph Supplements.

Vol. II, No. 5.

The Emotion of Joy by George van Ness Dearborn, A. M., M. D.

The American Journal of Psychology (Worcester, Mass. Orpha).

Vol. X, No. 1.

Kline, The Migratory Impulse vs. Love of Home.
Gamble, The Applicability of Webers Law to Smell.
Major, Minor Studies from the Psychological Laboratory of Cornell University. — Psychological Literature. — Correspondence. — Notes and News. — Books Received.

Revue Néo-Scolastique (Louvain, Institut supérieur de Philosophie).

6. Jahrg., No. 2.

J. Halleux, Le problème philosophique de l'ordre social.
C. Piat, La valeur morale de la science d'après Socrate.
L. Noël, La conscience de l'acte libre et les objections de M. Fouillée.
D. Mercier, „Ecco l'allarme", Un cri d'alarme.
M. de Wulf, La Synthèse scolastique (suite et fin). — Mélanges et Documents. — Bulletins Bibliographiques. — Comptes rendus. — Revue des Périodiques.

The Metaphysical Magazine (New York, The Metaphysical Publishing Company).

Vol. IX, No. 5.

A. Wilder, Life Eternal.
Wake, C. Staniland, The Philosophy of Education.
Viola, Thine own shall come to Thee. (Poem.)
B. Winchester, The Study of Metaphysics.
H. E. Orcutt, Is the Devil dead? (Concluded.)
H. S. Bogardus, The Evolution of Consciousness.
Eva Best, Children of the King. (An Allegory.) II.
E. A. Pittsinger, Come into the Heavenly Silence. (Poem.) — The World of Thought, with Editorial Comment. — Notices.

Vol. IX, No. 6.

Quaestor Vitae, The dual unity of mind.
B. F. Mills, The doctrine of election.
P. Avenel, A technical analysis of thought and its faculties.
A. Wilder, Life eternal.
H. N. Bullard, Genius.
J. A. Edgerton, Only dreaming.
E. Best, Children of the King. — The world of thought, with Editorial Comment.

III.

Bibliographie.

I. Geschichte der Philosophie.

Abhandlungen zur Philosophie u. ihrer Geschichte. Herausg. von B. Erdmann. 10. Heft: Freytag, W., Die Substanzenlehre Lockes. (VII, 74 S.) Halle, Niemeyer. M. 2,—.

Bender, Wilh., Mythologie und Metaphysik. Grundlinien einer Geschichte der Weltanschauungen. 1. Bd. Die Entstehungen der Weltanschauungen im griech. Altertum. (VII, 288 S.) Stuttgart, Frommann. M. 4,—.

Hartmann, Ed. v., Ausgewählte Werke. XI. Bd. Geschichte der Metaphysik. 1. Tl. Bis Kant. (XIV, 588 S.) Berlin, Haacke. M. 12,—.

Keller, Ludw., Die Akademien der Platoniker im Altertum. Nebst Beiträgen zur Geschichte des Platonismus in den christlichen Zeiten. (25 S.) Berlin, Gärtner. M. —,75.

Schaefer, Frdr., Georg Christoph Lichtenberg als Psychologe u. Menschenkenner. Eine krit. Untersuchung u. ein Versuch zur Grundlegung einer „Empirischen Charakterpsychologie". (52 S. mit 3 Tafeln.) Leipzig, Dieterich. M. 1,—.

Schultze, Fritz, Stammbaum der Philosophie. Tabellarisch-schematischer Grundrifs der Geschichte der Philosophie von den Griechen bis zur Gegenwart. 2. Aufl. (30 Taf. mit XVI S. Text.) Leipzig, Haacke. M. 8,—; geb. M. 10,—.

Wartenberg, M., Kants Theorie der Kausalität, mit besonderer Berücksichtigung der Grundprinzipien seiner Theorie der Erfahrung. Eine historisch-krit. Untersuchung zur Erkenntnistheorie. (VIII, 294 S.) Leipzig, Haacke. M. 6,—.

Windelband, W., Die Geschichte der neueren Philosophie in ihrem Zusammenhange mit der allgem. Kultur u. den besonderen Wissenschaften dargestellt. 2 Bde. 2. Aufl. 1. Von der Renaissance bis Kant. (VIII, 591 S.) — 2. Von Kant bis Hegel und Herbart. (Die Blütezeit der deutschen Philosophie.) (VII, 408 S.) Leipzig, Breitkopf & Härtel. à M. 9,—; geb. M. 10,50.

II. Logik und Erkenntnistheorie.

Frimmel, Thdr. v., Philosophische Schriften. I. Zur Erkenntnistheorie. (36 S.) Wien, Gerold & Co. M. 1,—.

Gutberlet, Const., Lehrbuch der Philosophie. 4. Bd. Logik und Erkenntnistheorie. II. Aufl. (XII, 314 S.) Münster, Theifsing. M. 3,60.

III. Allgemeine Philosophie und Metaphysik.

Benz, Frdr., Ewig oder zeitlich? Eine philosoph. Abhandlung. 2. Aufl. (47 S.) Zürich, Schmidt. M. —,60.

Gonzáles, de Arintero, F. J. T., La evolución y la filosofia. (195 p.) Madrid. M. 4,—.

Henne am Rhyn, Otto, Anti-Zarathustra. Gedanken über Friedrich Nietzsches Hauptwerke. (XV, 160 S.) Altenburg, Tittel. M. 3,—.

Hofmann, Karl, Das Rätsel des Lebens und die Versuche, es zu deuten. Rede. (44 S.) Graz, Leuschner & Lubensky. M. 1,60.

James, Wilh., Der Wille zum Glauben und andere populärphilosophische Essays. Deutsch von Th. Lorenz. Mit einem Geleitwort von Fr. Paulsen. (XX, 196 S.) Stuttgart, Frommann. M. 3,—.

Kühnemann, Eug., Grundlehren der Philosophie. Studien über Vorsokratiker, Sokrates und Plato. (XIII, 478 S.) Berlin, Spemann. M. 7,—.

Lichtenberger, Henri, Die Philosophie Friedrich Nietzsches. Eingeleitet und übers. von Elisab. Förster-Nietzsche. (LXIX, 216 S.) Dresden, Reifsner. M. 4,—; geb. M. 4,70.

Lutoslawski, Wincenty, Seelenmacht. Abrifs einer zeitgemäfsen Weltanschauung. (XVI, 301 S.) Leipzig, Engelmann. M. 9,—; geb. M. 10,—.

IV. Psychologie und Sprachwissenschaft.

Braunschweiger, D., Die Lehre von der Aufmerksamkeit in der Psychologie des 18. Jahrhunderts. (VIII, 176 S.) Leipzig, Haacke. M. 3,60.

Fuller, H. H., The art of memory: being a comprehensive and practical system of memory culture. (481 p.) St. Paul, Minn. National Publishing Co. Doll. 3,—.

Gutberlet, Const., Der Kampf um die Seele. Vorträge über die brennenden Fragen der modernen Psychologie. (VIII, 501 S.) Mainz, Kirchheim. M. 7,—; geb. M. 8,50.

Martin, Lillie, J. und **Müller, G.,** Zur Analyse der Unterschiedsempfindlichkeit. Experimentelle Beiträge. (VI, 233 S.) Leipzig, Barth. M. 7,50.

Menault, L., L'Intelligence des animaux. (234 p.) Paris, Hachette et Cie. fr. 2,—.

Möbius, P. J., Über Schopenhauer. (III, 264 S. mit 12 Bildnissen.) Leipzig, Barth. M. 4,50; geb. bar M. 5,50.

Szczepanski, C. v., Das Gemütsleben und seine Pflege. Vortrag. (20 S.) Darmstadt, Bergstraesser. M. —,25.

V. Ethik und Rechtsphilosophie.

Haring, Joh., Der Rechts- und Gesetzesbegriff in der katholischen Ethik und modernen Jurisprudenz. (VII, 111 S.) Graz, Moser. M. 1,80.

Lühr, Karl, Untersuchung der Zeitfrage: Ist eine religionslose Moral möglich? (III, 61 S.) Berlin, Schwetschke & Sohn. M. 1,—.

Marcus, Ernst, Die exakte Aufdeckung des Fundaments der Sittlichkeit und Religion und die Konstruktion der Welt aus den Elementen des Kant. Eine Erhebung der Kritik der reinen und prakt. Vernunft zum Range der Naturwissenschaft. (XXXI, 240 u. 161 S.) Leipzig, Haacke. M. 8,—.

VI. Ästhetik.

Azbel, L'esthétique nouvelle (althéïque). Le Beau et sa Loi. 80 figures d'idée. (352 p.) Paris, Robert et Cie. fr. 7,50.

Haeckel, Ernst, Kunst-Formen in der Natur. (In 5 Lfgn.) 1. Lfg. (3 S. u. 10 z. T. farb. Taf. mit je 1 Bl. Text.) Leipzig, Bibliograph. Institut. M. 3,—.

Henderson, W. Ja., The orchestra and orchestral music. (238 p.) New York, Scribners Sons. Doll. 1,25.

Huneker, Ja., Mezzotints in modern music: Brahms, Tschaikowsky, Chopin, Richard Strauſs, Liszt and Wagner. (318 p.) New York, Scribners Sons. Doll. 1,50.

VII. Philosophie der Gesellschaft und der Geschichte.

Bernstein, Ed., Die Voraussetzungen des Socialismus und die Aufgaben der Socialdemokratie. (X, 188 S.) Stuttgart, Dietz Nachf. M. 2,—.

Chamberlain, Houston Stewart, Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts. (Das XIX. Jahrhnndert, Bd. 1.) Erste Lfg. (320 S.) München, Verlagsanstalt Bruckmann. M. 6,—.

Coste, A., Les Principes d'une sociologie objective. (245 p.) Paris, Alcan. fr. 3,75.

Jentsch, Karl, Rodbertus. (259 S.) Stuttgart, Frommann. M. 3,—; geb. M. 3,80.

Le Bon, Gustave, Psychologie du Socialisme. (X, 496 p.) Paris, Alcan. fr. 7,50.

Liszt, Frz. v., Das Verbrechen als social-pathologische Erscheinung. Vortrag. (27 S.) Dresden, von Zahn & Jaensch. M. 1,—.

Naudet, Notre Devoir social. (XV, 295 p.) Paris, Flammarion. fr. 3,50.

Patten, Simon, Nelson, The development of English thought: a study in economic interpretation of history. (415 p.) New York, Macmillan Co. Doll. 3,—.

VIII. Religionsphilosophie und Theosophie.

Besant, Annie, Karma. Übersetzung. (III, 82 S.) Leipzig, Grieben. M. 1,20; geb. M. 1,80.

Curtin, Jeremiah, Creation myths of primitive America in relation to the religious history and mental development of mankind. (532 p.) Boston, Little, Brown & Co. 2 Doll. 50 c.

Didio, Ch., Der sittliche Gottesbeweis. (XVIII, 230 S.) Würzburg, Göbel. M. 2,30.

Foerster, Erich, Das Christentum der Zeitgenossen. Eine Studie. [Aus: „Zeitschrift für Theologie und Kirche".] (96 S.) Freiburg i. B., Mohr. M. 1,50.

Köhler, Herm., Socialistische Irrlehren von der Entstehung des Christentums u. ihre Widerlegung. (IV, 272 S.) Leipzig, Hinrichs. M. 4,40; geb. M. 5,40.

Lorimer, George C., Christianity and the Social State. (508 p.) London, Baptist Tract and Book Soc. 7 sh. 6 d.

Lüdemann, H., Die Vorherrschaft des Geistes. Religionsphilosophische u. erkenntnistheoret. Aperçus. (VII, 96 S.) Berlin, Eichblatt. M. 2,—.

Malwert, Science et religion, avec 156 fig. (230 p.) Paris, Société d'Editions. 2 fr. 50 c.

Mikalowitch, Nikolai, Die Gottwerdung des Menschen. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der Menschheit. (116 S.) Chicago. M. 2,—.

Sinnet, A. P., Die esoterische Lehre oder Geheimbuddhismus. Aus dem Engl. 2. Aufl. (XXVII, 295 S.) Leipzig, Grieben. M. 4,—; geb. M. 5,—.

Wagner, G., Die heidnischen Kulturreligionen u. der Fetischismus. Ein Beitrag zur vergleichenden Religionsgeschichte. (VII, 127 S.) Heidelberg, Winter. M. 2,40.

Weerts, Joh. Heinr. Thdr., Vergleichende Untersuchung der Religionsphilosophie Kants und Fichtes. (32 S.) Norden. M. 1,—.

IX. Naturphilosophie.

Allen, Grant, Flashlights on nature. With 150 Illust. by Frederick Enock. (320 p.) London, Newnes. 6 sh.

Braun, Ferd., Über physikalische Forschungsart. Rede. (31 S.) Strafsburg, Heitz. M. —,80.

Fechner, Gust. Thdr., Nanna oder Über das Seelenleben der Pflanzen. 2. Aufl. Mit einer Einleitung v. Kurt Lafswitz. (XIX, 301 S.) Hamburg, Vofs. Geb. M. 6,—.

Frommel, Otto, Das Verhältnis von mechanischer und teleologischer Naturerklärung bei Kant und Lotze. (68 S.) Erlangen, Bläsing. M. 1,20.

Haeckel, Ernst, The Last Link. Our Present Knowledge of the Descent of Man. With Notes and Biographical Sketches by Hans Gadow. (164 p.) London, Black. 2 sh. 6 d.

— Der Monismus als Band zwischen Religion und Wissenschaft. Glaubensbekenntnis e. Naturforschers. Vortrag. 8. Aufl. (46 S.) Bonn, Straufs. M. 1,60.

Prel, Carl du, Die Magie als Naturwissenschaft. 1. Tl. Die magische Physik. (XII, 201 S.) Jena, Costenoble. M. 5,—; geb. M. 6,50.

Preufs, Wilh. H., Geist und Stoff. Erläuterungen des Verhältnisses zwischen Welt und Mensch nach dem Zeugnis der Organismen. 2. Aufl. (VII, 302 S.) Oldenburg, Schulze. M. 4,—.

Sterne, Carus, Werden und Vergehen. Eine Entwicklungsgeschichte des Naturganzen in gemeinverständl. Fassung. 4. Aufl. (In 20 Heften.) 1. Heft. (S. 1—64 m. Abbild. u. 3 Taf.) Berlin, Borntraeger. M. 1,—.

Stögermayr, F. Ph., Materialistisch-hypothetische Sätze und Frklärung des Wesens und der Kraftäufserungen des elektrischen Fluidums. 2 Bde. Mit 88 Abbild. (XII, 200 u. VI, 231 S.) Wien, Hartleben. M. 3,—; geb. M. 4,—.

Staub, J. B., Die thatsächliche Widerlegung der Newton'schen Hypothese von der allgem. Anziehungskraft durch den naturgemäfsen Ersatz derselben als Grundlage e. neuen monistischen Weltanschauung. (20 S.) Leipzig, Gracklauer. M. —,75.

Thomson, J. Arthur, The Science of Life. An Outline of the History of Biology and its Recent Advances. (X, 246 p.) London, Blackie. 2 sh. 6 d.

X. Allgemeine Pädagogik.

Blow, Susan E., Letters to a mother or the philosophy of Froebel. (311 p.) New York, Appleton. Doll. 1,50.

Eslander, J., L'Education au point de vue sociologique. (336 p.) Paris, Le Soudier. 5 fr.

Nerrlich, Paul, Ein Nachwort zum Dogma vom klassischen Altertum. 9 Briefe an Julius Schvarcz. (76 S.) Leipzig, Hirschfeld. M. 2,—.

Pöhnert, Karl, Joh. Matth. Gesner und sein Verhältnis zum Philantropinismus und Neuhumanismus. Ein Beitrag zur Geschichte der Pädagogik im XVIII. Jahrh. (VI, 129 S.) Leipzig, Gräfe. M. 2,—.

Ausgangspunkte zu einer Theorie der Zeitvorstellung.

Von **Eugen Posch**, Budapest.

(Vierter Artikel.)

Inhalt.

Entstehung und Bedeutung der „leeren" Zeit. Ausdehnungsgebiet der Zeitvorstellung. Warum man die Dinge in der Zeit befindlich vorstellt, und warum man nur an eine Zeitreihe glaubt. Das Liniensymbol. Das Stetigkeitsprädikat. Die unendliche Zeit. Der Begriff „Zeit" ist Schlufsleistung und nicht Anfangspunkt des Zeitkategorien ersinnenden Denkens. — Sprachliche Belege für die empiristische Theorie.

4. Der Begriff „Zeit" und seine Prädikate.

Zur Einsicht der Entstehungsumstände des Begriffs „Zeit", einer Kette, wird uns das Verständnis ihrer Glieder, der Intervalle, hinüberleiten. Etymologisch würde „Intervall" irgend ein dazwischen liegendes Leeres, folglich „leere Zeit" bedeuten und wäre ein rein empirischer, d. h. durch stattgehabtes „Ablesen vom Gegebenen" erklärbarer Begriff, falls nur leere Zeit überhaupt vorhanden und die Zeit nicht stets mit irgendwelchen, wenn auch unbemerkten, Eindrücken erfüllt wäre.

Dafs es leere Zeit nicht giebt („les instants hors des choses ne sont rien") und falls es welche gäbe, unbemerkbar bliebe, findet sich bei Leibniz (Ep. V, 27; Ep. III, 4—6, an Clarke), jedoch ohne dafs die hieraus zu Gunsten des Subjektivismus erwachsende Empfehlung (die des Prinzips: Zeit ist blofser Gedanke) irgend beherzigt würde. Ähnliche Behauptungen bei Hume (S. 90—91), I. H. Fichte (Beitr. S. 141—142), Dühring (S. 69), Liebmann (S. 90—110), Wundt (Log. S. 432) u. a.

Da nun Begriffe eines nachweislich Nichtvorhandenen niemals im obigen Sinne empirisch, d. h. blofse Wiederspiegelungen empfangener Eindrücke sein können, so müssen die in ihnen enthaltenen Umbildungen — im gegebenen Falle die Leerheitsvorstellung — auf ihre Ursache hin erforscht werden. Dieselbe dürfte in der Thatsache zu suchen sein, dafs die Zeit auch viel uninteressante, wenigstens uns ad hoc nicht fesselnde Erfüllungen enthält, folglich nicht nur uns selbst manchmal leer erscheint, sondern auch anderen gegenüber, deren Aufmerksamkeit von dem Inhalte ab- und auf das blofse Gröfsenmoment (bei Dauervergleichungen) hingelenkt werden soll, sehr zweckmäfsig als „leer" bezeichnet wird. Das Intervall ist also ursprünglich ein als nichtvorhanden geltender dauerhafter Eindruck oder ein diesem gleichwertiges dauerhaftes Geschehen, und die Zeit nichts anderes, als eine Reihe successiver Intervalle.

Die Herbart'sche Erzeugungsweise der Leerheitsvorstellung aus Pausen, wie solche in der Rede oder Musik, wenn sie ins Stocken geraten, vorkommen (VI, S. 143—144), weicht vom Prinzipe der unserigen nicht ab, sondern unterscheidet sich von derselben nur in betreff des hierbei übergangenen thatsächlichen Zeitinhalts, als welchen Herbart jene Weiterführungen der Rede oder Melodie erwähnt, wie sie dem Zuhörer während Stockungen gemeiniglich zu entschlüpfen pflegen. Nun ist jedoch die Vernachlässigung eines von uns selbst beigesteuerten Zeitinhalts — ein hierdurch erfolgendes „Verlöschen der Reproduktionen", infolge dessen „nichts, als die Form derselben, das Nacheinander noch merklich bleibt" — viel weniger wahrscheinlich, als die Aufserachtlassung eines uninteressanten auswärts Gegebenen, wie solches an den zahlreichen Gesichts- und sonstigen Eindrücken vorliegt, welche uns bei Pausen doch von allen Seiten zuströmen. Auch beweisen die häufigen Fälle von Langweile („leerer Zeit"), welche ohne Musik- oder Redestockungen eingetreten sind, jedenfalls gegen die Unentbehrlichkeit der von Herbart für die Leerheitsvorstellung beanspruchten Vorkommnisse.

Da es jedoch für Entstehung der Leerheitsvorstellung nur auf jenes Vernachlässigen des thatsächlichen Zeitinhaltes ankommt, so mufs man alle Lebenslagen, in denen dieses eintreten kann, als geeignete Ausgangspunkte für die fragliche Vorstellung anerkennen; denn viele Wege führen nach dem Rom der menschlichen Erkenntnis. Dies bezieht sich aufser der Herbart'schen auch auf die Volkmann'sche Darstellung, wo ein quantitativ gleiches Gefühl des Überdrusses zu besagtem Zwecke herbeigezogen wird, wie solches infolge zu langer Dauer bei den verschiedenartigsten, anfangs gar nicht uninteressanten Darbietungen zu entstehen pflegt, und eine

„Zusammenfassung der qualitativ verschiedenen Gegenwarten in denselben Gesamteindruck", sowie „Hemmung der wechselnden Qualitäten untereinander" (S. 27) bewirken soll. Dafs Pausen eigentlich nur durch unser, mit dem Weltlaufe nicht schritthaltendes Denken (= Ungeduld) zu „Pausen", d. h. bemerkbar, und hiermit zum Ausgangspunkte der Zeitvorstellung wurden, findet sich in eleganter Fassung bei Waitz (S. 586).

Die Ähnlichkeit der „leeren Zeit" mit der Leerheit der mathematischen Formeln und sonstiger Begriffsschemen (vergl. Wundt, Log. S. 432, Spencer, §§ 73 und 104), allwo doch auch nur die Zulässigkeit was immer für welchen Inhalts, statt eines gewissen, sich unvermeidlich aufdrängenden bezeichnet werden will, und keineswegs der Glaube an faktische Leerheit erweckt wird, wenigstens es nicht werden soll — diese Ähnlichkeit bringt aufser der obigen Volkmann'schen und der nur ganz andeutungsweisen Wundt'schen noch die Stiedenroth'sche Darstellung (S. 261) zum Ausdruck, wo die „leere Zeit", d. h. die Zufälligkeit ihres eben gegebenen Inhalts durch die Vergleichung meines Lebensabschnittes (A, a, b, c, B) mit einem beliebigen fremden (A, d, c, f, B) gewonnen wird. Jedenfalls ist dies nicht die bequeme Heerstrafse, sondern ein gewifs nur selten betretener Seitenweg zur fraglichen Vorstellung. (Laut Volkmann [S. 33] selbst das nicht.) Die Horwicz'sche Äufserung (1. Hälfte, S. 141), „das Bewufstsein der Zeit" [so allgemein!] käme „dadurch zutande, dafs zahlreiche Empfindungsreihen nebeneinander ablaufen, unter denen eine als Hauptreihe sich mit den anderen vergleicht" — halte ich nur für eine undeutlichere Fassungsweise des Stiedenroth'schen Gedankens.

Den Begriff des Zeitraumes, der sich von dem des Intervalls doch gewifs in Nichts unterscheidet, läfst Herbart aus Vorstellungsreihen hervorgehen, die man sich eingeübt hat, „mit gleicher Geläufigkeit rückwärts wie vorwärts zu durchlaufen" (Lehrb. 175). Wem bekannt ist, dafs solcherlei Reihen bei Herbart zur Darstellung der Raumform dienen, wird zugeben, dafs er hier, in Verkennung des rein metaphorischen Charakters der fraglichen Zeitbenennung, meinte, etwas wie Verschmelzung von Zeit und Raum vor sich zu haben, und deshalb glaubte, auch die für die letztere Vorstellung nötigen Veranstaltungen herbeiziehen zu müssen.

Warum das Gefühl der leeren Zeit unangenehm ist, meint der letzterwähnte Denker im Sinne seiner vorstellungsmechanischen Theorie durch den Umstand erklärt zu haben, dafs dieses Gefühl „aus Reproduktionen von entgegengesetzter Art entsteht, die sich, eben indem sie ins Bewufstsein fortwährend vordringen, gegenseitig Gewalt anthun" (VI, S. 145). Ihm hat hier sein Bestreben nach allseitiger Durchführung seiner Spannungs-Hypothese die Einsicht jener ganz nahe gelegenen Wahrheit verkümmert, dafs das fragliche Gefühl hier einfach durch Unzufriedenheit mit dem thatsächlich dargebotenen und vom erhofften verschiedenen Inhalte entsteht. Die Ledigkeit, nämlich erfolgte Loslösung, von allem bestimmten Inhalte ist für den Begriff der Zeit jedenfalls charakteristisch, ein Moment, welches an Begriffsbildungen, wo sie mit Erdumdrehungen identifiziert wird,[1]) noch nicht klar zu Tage tritt, und anderseits, wo fest gewurzelt, leicht zur unhaltbaren Voraussetzung einer frei von allem Inhalte vorhandenen Zeit führen kann.

[1]) Hierher gehört z. B. Plato (cap. 10—11), wo der γεννήσας πατὴρ „ποιεῖ" (sic!) die Zeit, indem er die Planeten in ihre gehörigen Orte einstellt, „ἵνα γεννηθῇ χρόνος", — Ausdrücke, die eine offenbare, auch jetzt noch häufige Verwechslung der Zeit mit ihrem Mafse erkennen lassen, wie solche beispielsweise von Wundt (M. Th. S. 27) gerügt worden ist. Eine Gegenbemerkung des Aristoteles s. w. u.

Im Eifer, die Zeit leer und recht abstrakt zu denken, d. h. ein über alle Unregelmäfsigkeiten äufserer Verläufe erhabenes Idealbild von Gleichmäfsigkeit zu entwerfen, wird die Thatsache, dafs diese Begriffsbildung ein blofses Denkgebot ist, vergessen, wodurch dann jenes unabhängig zu Denkende zu einem unabhängig Seienden wird („weil ich sie leer denken mufs, so ist sie gewifs leer"), d. h. es entsteht der Glaube an die Existenz des geschilderten Idealbildes. So bei Euler (s. u.), auch bei Newton (cit. bei Liebmann S. 87), wo das Vorhandensein eines „tempus absolutum, verum et mathematicum", welches „in se et natura sua absque relatione ad externum quodvis aequabiliter fluit" und nur vom „vulgus" mit den — stets ungenauen — Zeitmafsmitteln identifiziert werde, betont ist. (Wurde von Clarke gegen Leibniz geltend gemacht.)

Der Leibniz'sche Hinweis auf die Unregelmäfsigkeit unseres Gedankenverlaufs im Vergleiche zur absolut gleichmäfsig dahinfliefsenden Zeit, welch letztere Locke aus ersterem abzuleiten unternahm, war angesichts des Mangels jeder Erklärung bei dem englischen Denker für das Zustandekommen exakterer Zeitformen („Weiterausbildung!") wohl am Platze, enthält jedoch keinen Grund für Ablehnung der ganzen Locke'schen Hypothese. Vollends verraten die Bemerkungen, Zeitvorstellung würde durch den Gedankenlauf höchstens „erweckt", keineswegs „hervorgebracht" (ferner, „wenn es auch nichts Gleichmäfsiges in der Natur gäbe, so würde die Zeit dann doch bestimmt sein" . . . ., § 15), einen auch bei Leibniz festgewurzelten Glauben an die Realität des leeren Zeitschemas. — Die ähnliche Meinung liegt dem viel umstrittenen Ausspruche Kants zu Grunde, man könne „in Ansehung der Erscheinungen überhaupt die Zeit selbsten nicht aufheben, ob man zwar ganz wohl die Erscheinungen aus der Zeit wegnehmen kann" (Kr. S. 58, ähnlich Prol. S. 33; vergl. auch das oft erwähnte „Vorhergehen, Zugrundeliegen" der Zeit) — ein Umstand, welcher nebst anderen (s. u.) von dem Königsberger Philosophen mit Verkennung des lediglich durch Abstraktion entstandenen begrifflichen Wesens dieser „Leerheit" für ein apriorisches Vorhandensein der Zeitvorstellung und gegen den „empirischen Ursprung" derselben zu Felde geführt wird (s. w. u.).

Dieser Kant'schen Anschauungsweise ist die Lotze (156) -Wundt' (Log. S. 432) -sche Bemerkung entgegenzuhalten, dafs die leere Zeit, in welcher „durch den Eintritt bestimmter Vorstellungen einzelne Punkte markiert werden", nichts als eine durch Vermittlung der Stetigkeits- und Linienvorstellungen erzielte Fortbildungsstufe des zeitlichen Vorstellens ist, charakterisiert dadurch, dafs das Zeitbewufstsein hier eine Umkehrung erfahren hat, indem nunmehr die Inhaltsteile, d. h. eben dasjenige den Anschein einer nachträglichen Zuthat annimmt, was zur Erzeugung der angeblich a priori zu Grunde liegenden Zeitform selber notwendig war,

folglich eben primärer Natur ist. Dafs bei dem Bestreben, dem oben erwähnten Denkgebote nachzukommen, uns doch immer nur „une image des sensations à l'état vague et confus" entsteht, hat Fouillée (S. XXIV) bemerkt und für die Nachträglichkeit dieses „leeren" Zeitbildes der Kantschen Theorie gegenüber geltend gemacht.

Dafs Zeit so gut wie ihr Element, das Intervall, soweit es sich um die populäre Vorstellung handelt, ein blofses Phantasiegebilde ist, immerhin ein nützliches, selbst unentbehrliches, braucht wohl dem für Geisterspuk unempfänglichen Sohne des XIX. Jahrhunderts nicht erst beteuert zu werden.

Der Vorschlag des Damascius, zweierlei Arten des Seins anzunehmen und der Zeit, sowie auch der Bewegung (statt ihnen jegliche Realität abzustreiten) jene Seinsweise zuzuerkennen, welche durch fortwährendes Entstehen und Vergehen gekennzeichnet sei (*ἡ κίνησις καὶ ὁ χρόνος οὐκ ἔστιν ἀνυπόστατα, ἀλλ' ἐν τῷ γίνεσθαι τὸ εἶναι ἔχει· τὸ δὲ γίνεσθαι οὐ τὸ μὴ εἶναι ἁπλῶς ἐστιν, ἀλλὰ τὸ ἄλλοτε ἐν ἄλλῳ μέρει τοῦ εἶναι ὑφίστασθαι*, Simpl. 184) — dieser Vorschlag, sage ich, liefse sich wohl betreffs der Bewegung annehmen, deren Realität durch ein nachweisliches Subjekt dieses Prozesses selbst (der bewegte Körper) gewährleistet ist, aber nicht in Bezug auf die Zeit, wo ein ähnlich reales Subjekt für das Prädikat des Verfliefsens nicht vorliegt.

Auch wird die Bemüfsigung, die Zeit als vollkommen inhaltsleer, „absolut gleichmäfsig fliefsend" vorzustellen, uns nach obigen Ausführungen über das Intervall keineswegs mehr zu Forschungen nach einer der exakten Zeitvorstellung genau entsprechenden Weltthatsache, deren Abbild sie wäre, anregen, sondern höchstens eine ausführlichere Untersuchung über den Entstehungsgang besagter Vorstellung und deren verschiedene Prädikate wünschenswert erscheinen lassen.

Zeit ist kein absichtlich gebildeter technischer Begriff, sondern ein natürliches Ergebnis, quasi ein Niederschlag der auch nichtwissenschaftlichen Denkthätigkeit, allerdings präciser gefafst und strenger durchgebildet im Kopfe des geschulten Mathematikers (vergl. die Ausführungen Newtons oben). Dafs Vergleichungen verschieden dauerhafter, nämlich zusammen ein-, aber nicht zusammen austretender Eindrücke der Ursprungsquell ihrer Erzeugung waren, braucht nach obigem vielleicht nicht besonders betont zu werden;[1]) wohl aber mag hervorgehoben sein, dafs das Bewufstwerden des (auch innerhalb des Intervalles stattfindenden) Vergehens der natürlichste

Anlafs zur Ausgestaltung einer Vorstellung gewesen sein mufste, die eben nicht nur „leer" ist, sondern auch das Prädikat der Successivität enthält.

[1]) Locke bemerkt wohl an einer Stelle, der Gedankenzug, „aus dessen Selbstwahrnehmung unser Begriff von Dauer und Zeit herkommt" (§§ 3, 4; vergl. Descartes, Ep. 6:[1]) „prius . . et posterius durationis cuiuscunque mihi innotescit per prius et posterius durationis successivae, quam in cogitatione mea, cui res aliae coexistunt, deprehendo"), werde u. a. auch „durch äufsere Gegenstände veranlafst, welche die Sinne erregen" (XIV, § 27), — scheint jedoch so wenig, wie sein berühmter Vorgänger, die Unwahrscheinlichkeit einer Zeitausbildung aus blofs innerlichen Phantasiebildern erkannt zu haben. Hume läfst den Begriff der Zeit wenigstens „von der Succession unserer Vorstellungen aller Art abgeleitet" sein, „von Begriffen sowohl, als von Impressionen, und zwar von letzteren, sie mögen durch Sinne oder durch Reflexion entstanden sein" (S. 82), wohingegen Condillac schon klar erkennt, die „idée de la durée" sei „d'abord produite par la succession des impressions" (I, chap. 4, § 15) — eine Ansicht, die den Herbart'schen und ähnlichen Darstellungen stillschweigend zu Grunde liegt und bei Spencer ausdrücklich befürwortet wird, da sich die Zeit von äufseren Eindrücken leichter „dissociiere" (§ 91), als von inneren, somit auf ersterem Wege eher gewonnen werden könne.

Der Umstand, dafs Zeit, dieses blofse Schema (der allgemeine Begriff) jener tausendfältigen, durch Vergehen gekennzeichneten Weltvorgänge, einen Namen erhalten hat, während sonstige Eindrucksniederschläge, jene allgemeinen Schemen, wie sie die äufseren Objekte in uns hinterliefsen, unbenannt bleiben, erklärt sich durch die ursprünglich konkrete Grundbedeutung der verschiedenen Sprachausdrücke für Zeit, welche Grundbedeutung einesteils ein interessantes Streiflicht auf die Entstehungsweise dieser Vorstellung wirft und deren allmählich erfolgte Abklärung von materialem Zubehör darthut, anderseits erkennen läfst, dafs hier keineswegs die befremdliche Thatsache einer volkstümlich gewordenen Benennung blofser Gedankenschemen vorliegt. Die Ursache des Glaubens an die Realität der Zeit, beziehungsweise der Grund der Unbeliebtheit unserer gegenteiligen Ansicht, wird wohl am ehesten in jener für ein mangelhaftes Abstraktionsvermögen charakteristischen Begriffsbildung zu suchen sein, wo nämlich

[1]) „R. D. Epistolae omnes." Ed. Knoch, Frankfurt a. M. 1692 (s. Pars II; ep. 4 u. 6).

der Begriff „Zeit“ noch nicht streng genug von den ihm associierten wirklich realen Messungsvorgängen und all deren materialem Zubehör (bewegter Körper, zurückgelegte Wegstrecke) losgetrennt ist, weshalb eine Leugnung der Zeitrealität als Anzweiflung jener, der Zeit selbst untergeschobenen Vorgänge gefühlt wird.

Dies läfst sich, abgesehen von den Bestimmungsgründen des Plato-Plotin'schen Standpunktes, für die Haltung des nach-kantischen Idealismus behaupten. Wenn Hegel gegenüber den Kant'schen Fixierungen einer leeren Zeit versichert, die Zeit sei „selbst das Werden, Entstehen und Vergehen, das seiende Abstrahieren, der alles gebärende und seine Geburten zerstörende Kronos“ (§ 258), so enthält dies neben der richtigen Ansicht von Nachträglichkeit der Leerheitsvorstellung eine höchst ungerechtfertigterweise gegen den Subjektivismus gemünzte Gleichstellung von Zeit mit den ihr zu Grunde liegenden physischen Prozessen. Die Trendelenburg'schen „bestimmten Stadien des Ablaufs“, an welche sich angeblich alles organische Leben bindet und welche die objektive Realität der Zeit beweisen sollen (S. 164), sind wohl auch nichts anderes, als Reihen gewisser Ereignisse (Metamorphosen), welche der Organismus zu durchwandeln hat, um zu einer gewissen Existenzform zu gelangen. Eine ähnliche Begriffsverwirrung liegt in dem oben citierten Ausspruche I. H. Fichtes und in den weiter unten anzuführenden Stellen Ulricis, Hartmanns und Lotzes.

Diese Verwechslung der Zeit mit ihrem Inhalte scheint auch den gemeinüblichen Übertragungen der Prädikate „gegenwärtig, vergangen und zukünftig“ von Ereignissen auf die Zeit selber (d. h. Ausdrücken wie „gegenwärtige, vergangene und zukünftige Zeit“) zu Grunde zu liegen.

Ähnlich denkt Herbart (IV, § 288). Was jedoch das der Zeit beigelegte Fliefsen anbelangt, welches der letztere gleichfalls vom Zeitinhalte herzuleiten scheint, so dürfte dieses Prädikat, zumal es doch nur bei einer sehr eng begrenzten Klasse von Zeitinhalten in eigentlichem Sinne benutzt werden konnte, viel eher infolge jener Ausbreitungs- und Stromesvorstellung entstanden sein, von welcher w. u. (Eine Handlung, die nicht in Fortbewegung von Flüssigkeiten besteht, „fliefsend“ zu nennen, ist nicht weniger eine Metapher, als der Ausdruck „fliefsende Zeit“.) Ferner Dühring: „Das sogenannte Fliefsen der Zeit läfst sich nur als Grundgestalt von realen Unterschiedssetzungen in der Beschaffenheit der Vorgänge denken“ (S. 69). Auch I. H. Fichte: „Jene endlos sich aufhebenden Jetzt . . . sind nichts an sich, sie sind nur die . . . Momente des Verharrens der absoluten Wirklichkeit, . . . die Abschattung der absoluten Realität“ (Beitr. S. 141—142 und 170).

Die Thatsache, dafs 1.) alles in der Zeit befindlich vorgestellt wird, beruht auf der Fähigkeit des Erwachsenen, den

allermeisten Erscheinungen der Aufsenwelt und später auch denen seines Inneren einen Zeitlauf hinzuzudenken, — einer Fähigkeit, die dort, wo sie uns im Stiche läfst (Fälle grofser Aufregung oder Vertiefung), durch das Gefühl der Ähnlichkeit jener aufregenden Ereignisse mit zeitlich vorgestellten ersetzt wird.

Aristoteles meint den Umstand, dafs die Zeit ἐν παντὶ δοκεῖ εἶναι (IV, cap. 14) aus der Bewegbarkeit sämtlicher Dinge, ihrer Eignung und Bezüglichkeit zur Bewegung, deren πάθος ἢ ἕξις (ἀριθμός γε ὤν) die Zeit sei, erklärt zu haben. Plotins Antwort auf die Frage: „quomodo tempus est ubique?" lautet: weil „anima, vita illa (= die den Zeitfluſs gebärende Weltseele) a nullo . . . abest", cap. 12. (Könnte mit der Änderung von illa in haec [= das menschliche Denkvermögen] unterschrieben werden.) Locke scheint die bloſse Thatsache der Gleichzeitigkeit äufserer Dinge mit unserem zeiterzeugenden Gedankenprozesse für einen hinlänglichen Erklärungsgrund unserer Ausbreitung der Zeitvorstellung auf alles Äufsere gehalten zu haben. (S.: „Wir nennen unser Dasein oder den Fortgang unseres Daseins oder eines anderen Dinges nach dem Mafse der Folge der Vorstellungen in unserer Seele die Dauer von uns oder von einem anderen Dinge, was mit unserem Denken gleichzeitig da ist." XIV, § 3.) Seine Bemerkung, dafs die Zeitvorstellung, wenn einmal durch die „Wahrnehmung der Folge und Zahl unserer eigenen Gedanken" erlangt, dann auch „auf Dinge anwendbar sei, die bestehen, während man nicht denkt", eventuell auch schläft (XIV, § 5), wurde von Berkeleys Übersetzer Ueberweg treffend gegen des letzteren Schlufsfolgerung (XCVIII) geltend gemacht, die Seele müfste „immer denken", „wenn die Dauer eines endlichen Geistes nach der Zahl der Ideen oder der Handlungen abgeschätzt werden mufs, die einander in eben diesem Geiste oder Gemüte folgen" (ib.).

Kant vergleicht in „M. P." das Sichausdehnen der Zeit auf alles Gegebene mit der vielseitigen Gültigkeit allgemeiner Begriffe (sie soll hierdurch „universali atque rationali conceptui magis appropinquare", als der Raum [S. 107]; ähnlich Leibniz), während in der „Kr." (S. 61) dieser Punkt einfach mit der Bemerkung abgethan ist: die Zeit sei „die unmittelbare Bedingung der inneren Erscheinungen (unserer Seele) und eben dadurch mittelbar auch der äufseren Erscheinungen", folglich von ausgedehnterer Anwendbarkeit, als der Raum, welcher nur auf äufsere Erscheinungen geht. Das Wort „mittelbar" will hier wohl nur die Gleichwertigkeit des Empfundenen mit dem bloſs Vorgestellten, d. h. den Vorstellungscharakter des ersteren kennzeichnen. Horwicz läfst die Zeitvorstellung zuerst nur „auf das eigene Ich", aus welchem er sie ableitete, „gerichtet und beschränkt" sein, und wagt die unbewiesene Behauptung, sie werde von hier zunächst auf unsere Reflexbewegungen, sonach auf die beweglichen Körperteile, und schliefslich „in dem Entwicklungsstadium, das wir Projektion nennen", auf äufsere Gegenstände übertragen (S. 136). Spencers gegenteilige Ansicht bezüglich des Ausgangspunktes unserer

Zeitvorstellung s. o. (S. 390). Volkmann erklärt sich die Übertragung derselben auf Gedankengebilde durch die Beleuchtungskraft fixierender Aufmerksamkeit, welche (ähnlich wie das Empfinden im Vergleiche zu blofsem Erinnern) den Klarheitsgrad ihres Gegenstandes — der fixierten Vorstellung — zu steigern und dieselbe hierdurch zum Beziehungspunkt für dunklere, d. h. zum Gegenwärtigen zu stempeln vermöge. (Ähnlich Guyau [S. 44]: „Pourquoi, si ce n'est par ce que le sentiment du passé nous est donné par l'effacement des souvenirs?") Der Umstand, dafs nun einem Erinnerungsbilde Gegenwärtigkeit beigemessen wird, soll den „Anschein" erzeugen, „als wäre die Vorstellung eine gegenwärtige und vergangene zugleich" (S. 16), und aus diesem Konflikte uns die Betrachtung herausführen, es sei doch nur „in der Reproduktion gegenwärtig, was als Empfindung vergangen ist". Auf diese Weise kämen wir dazu, „das Nacheinander von den Vorstellungen auf das Vorstellen zu übertragen". Ich denke, der besagte „Anschein" entstehe in Wirklichkeit niemals — höchstens im Gehirne des über die Zeit nachgrübelnden Psychologen. Auch halte ich jene Beleuchtungskraft der Fixierung nicht stark genug, um eine Ähnlichkeit ihres Gegenstandes mit Empfundenem wahrnehmen zu lassen, und meine deshalb, nicht das mit Aufmerksamkeit Ergriffene überhaupt sei das nächste Anwendungsgebiet der Zeitvorstellung im Bereiche des Gedanklichen, sondern die Ausdrücke für geistiges Thun und Lassen unseres Ichs (ich denke, glaube, befürchte, bezweifle, will etc.), und zwar, weil dieselben den äufseren ähnlich reelle Thatsachen zu bezeichnen scheinen; — wohingegen impersonelle Gedankengebilde, d. h. Reproduktionen objektiver Verhältnisse, wie solche den Forscher beschäftigen, bei hallucinationsfreien Köpfen niemals Gegenwärtigkeitsglauben erzeugen. Die auch von Volkmann zugestandene Ledigkeit wissenschaftlicher Prinzipien von zeitlichen Nebengedanken (s. o. S. 302) mag als Beleg hierfür gelten.

Dafs alles 2.) in (nicht unter, mit, neben) der Zeit vorgestellt wird — eine Thatsache, die, beiläufig bemerkt, auf die Kant'sche Begriffsbildung einer alles befassenden „Form" von Einflufs gewesen sein mag —, beruht wohl auf der allverbreiteten Identifizierung der Zeit mit einem die Welt durchfliefsenden Strome; eine Metapher, die den soeben erwähnten Umstand, dafs ihrer Berührung nichts entgeht, sehr geschickt zum Ausdruck bringt.

Aristoteles' schwankende Ausdrucksweise läfst seine Meinung, ob das Verhältnis des in der Zeit Seins konkret (wörtlich) oder blofs abstrakt (metaphorisch) zu denken sei, nicht klar erkennen. Zuerst heifst es (IV, cap. 12): *τὸ ἐν χρόνῳ εἶναι* sei nichts als *τὸ μετρεῖσθαι τῷ χρόνῳ*, und das fragliche Verhältnis dem Inbegriffensein (auch *περιέχειν*) des Paaren, Unpaaren und der Einheit in der Zahl gleichzustellen. Später jedoch verleitet ihn die Erwägung, dafs in jener Redensart doch mehr als blofses Zugleichsein der Zeit mit den Dingen ausgedrückt ist (*φανερὸν . . . ὅτι*

οὐκ ἔστι τὸ ἐν χρόνῳ εἶναι τὸ εἶναι ὅτε ὁ χρόνος ἐστίν), zu Zugeständnissen in der Richtung des Objektivismus, indem er nun behauptet, es finde wirkliches περιέχειν statt, welches wohl auch seine Rückwirkungen auf das Umfangene ausübe (καὶ πάσχει δή τι ὑπὸ τοῦ χρόνου, nämlich das ἐν χρόνῳ ὄν), und zwar eine zerstörende (im Sinne des „tempus edax rerum"), wie dies aus dem Zusammenhange der Zeit mit der Bewegung (einem Prozesse, welcher bekanntlich das Bestehende hinwegfegt, ἡ . . . κίνησις ἐξίστησι τὸ ὑπάρχον) erklärlich sei. Der moderne Psychologe wird, statt anderweitiger Beispiele für das fragliche halb abstrakte Verhältnis, lieber Erklärungsgründe suchen für das Entstehen jener urwüchsigen Vorstellung von wirklich konkreter Darinnenbefindlichkeit, wie dieselbe betreffs des Zeit-„inhalt"-es (sic!) im stets objektivistisch gesinnten Laienbewufstsein vorhanden ist.

Ulrici sagt: „Sofern das allgemeine Nacheinander der Dinge jeden einzelnen Zeitpunkt und damit alle einzelnen Dinge in sich befafst, kann man . . . . sagen, dafs alle einzelnen Dinge in der Zeit seien" (§ 31). Zugegeben, was Kant mit gutem Grunde bestritt und hier in verhüllter Weise behauptet wird, dafs das Enthaltensein der einzelnen Augenblicke im gesamten Zeitflufs dem Inbegriffensein des Individuellen im allgemeinen gleichzustellen und hieraus zu verstehen sei, so entbehrt man noch immer einer Erklärung für den ferneren Umstand, dafs die „einzelnen Dinge" gleichfalls in (und nicht auf, bei, unter) den einzelnen Zeitpunkten befindlich gedacht werden. Die Baumann'sche Darlegung, es entstünde „der Anschein, als ob alles in der Zeit sei" (II, S. 666), dadurch, dafs alles, was überhaupt einer Zeitvorstellung unterliegt, „mit ihr verglichen oder nach ihr und mit ihr bestimmt werden kann", erklärt das Zustandekommen der charakteristischen Vorstellung dieses darinnen sichtlich nicht, und wäre höchstens dann befriedigend, wenn die fragliche Redensart lautete: „die Dinge sind mit der Zeit" (vergl. Aristoteles oben). Eine lebhafte Schilderung der Stromvorstellung samt aller Ungereimtheiten, die sich bei folgerichtiger Festhaltung und Durchführung derselben ergeben, findet man bei Lotze (138—140).

Cohens verständnisvoll erwählte Anführungen wider die Herbart (V, S. 505—507) -Trendelenburg'sche (I, S. 166) Gleichstellung der Kant-schen „Form" (aus der Definition: „die Zeit ist nichts anderes, als die Form des inneren Sinnes, d. i. des Anschauens unserer selbst und unseres inneren Zustandes", Kr. S. 60) mit einem „Gefäfse aus starrem Gufs, in welches die Sinne ihren Inhalt hineinschütten", beweisen nur, Kant habe die Zeit nicht „als eine Sache" behandeln wollen, aber keineswegs, was der Zielpunkt der Cohen'schen Widerlegungen (S. 147—156) ist, Kant sei von der irrtümlichen Voraussetzung frei geblieben, es wäre das Verhalten der Zeitvorstellung zu den sinnlichen Daten ähnlich dem eines Gefäfses zu seinem Inhalte. Schon der Ausdruck „worinnen" in dem auch von Cohen citierten Satze Kants: „da das, worinnen sich die Empfindungen allein ordnen und in gewisse Form gestellt werden können, nicht selbst wiederum Empfindung sein kann" etc. (Kr. S. 49), macht das Vorwalten jenes Bildes bei Kant wahrscheinlich, und noch viel mehr der Umstand, dafs sich dieser Vergleich für das fragliche Verhalten dem Leser der

Kant'schen aprioristischen Zeittheorie sozusagen von selber aufdrängt. Auch Volkmann (S. 29) sieht Kant vom „Scheine" befangen, „als wäre die leere Zeit das prius der vollen", und ist geneigt, sich die Kant'sche Lehrmeinung aus dessen einseitiger Veranschlagung des Umstands zu erklären, dafs „bei ausgebildetem Zeitvorstellen die volle Zeitreihe mit der leeren gemessen, diese also jener entgegengebracht wird".

Das dritte Moment, dafs alles 3.) in der Zeit (d. h. in einem einzigen Zeitflusse) befindlich gedacht und für die vielen gleichzeitigen Weltbegebenheiten nicht parallele Zeitreihen angenommen werden, erklärt sich aus dem fest gewordenen Begriffe der Gleichzeitigkeit, d. h. aus dem Vermögen, die qualitativ verschiedensten gleichzeitigen Erscheinungen, qua wirklich empfunden, unter dem gemeinschaftlichen Prädikate der Gegenwärtigkeit „verwandt" aufzufassen. Die letztere Erwägung scheint mir leichter zu sein, folglich auch eher unternommen, als die Ausbildung einer abstrakten Zeitreihe, weshalb ich für unwahrscheinlich halte, es habe vor Festsetzung unserer einheitlichen Zeitreihe ein Zustand stattgefunden, da an mehrere, parallel nebeneinander herlaufende Zeiten geglaubt wurde.

Letztere Annahme findet sich bei Schelling, verquickt mit einer eigentümlichen Deutungsweise des Ausdrucks „alle Zeit ist subjektiv", nämlich: sie sei „eine innere, die jedes Ding in sich selbst hat, nicht aufser sich". Weil aber jedes einzelne Ding andere Dinge vor und aufser sich habe, so könne alsdann seine Zeit mit der Zeit anderer Dinge verglichen werden, da es doch nur eine eigene subjektive Zeit hat. Dadurch entstünde dann das Abstraktum Zeit (Stuttg. Priv. S. 431). Bei Eyfferth (S. 113 u. a.) finden sich soviel „subjektive" Parallelzeiten, als es Bewufstseine zu deren Ausgestaltung giebt (obzwar die doch alle dasselbe ausgestalten, wenigstens sollen!), und soviele objektive Zeitreihen, als es Träger zusammenhängender Erscheinungsreihen, nämlich Dinge an sich giebt. (Über die „objektive Zeit" w. u.) Die Verschmelzung der vielen objektiven zu einer gemeinsamen Zeit geschähe, falls sich ein gemeinsamer Grund für alle Dinge an sich ergäbe (= Gott); und die Verschmelzung der subjektiven, falls ein „allwissendes Subjekt" (wieder = Gott) alle individuellen Zeiten in sich vereinige (S. 111—114).

Eine vom Gesichtspunkte systematischen Denkens jedenfalls löbliche Zugabe Riehls zu der von ihm vertretenen Baumann'schen Zeitkonstruktionsweise (s. o. S. 288) aus der Bewufstseinskonstanz ist das Unternehmen, die Zeiteigentümlichkeiten sämtlich aus (sogar für) Bewufstseinseigenschaften zu erklären. So wird beispielsweise die Einheit des Bewufstseins herangezogen, um die erfolgte Verschmelzung parallel ablaufend gedachter Zeitreihen in eine Zeit begreiflich zu machen. („Da wir . . . . die Vor-

stellung dieser Zeiten notwendig zur Einheit des Bewufstseins bringen müssen, so würden die Zeiten subjektiv doch nur Eine Zeit bilden." S. 126.) Riehl, der früher (s. o. S. 318) gewisse Zeiteigentümlichkeiten aus dem Zeitlernenden selbst als bekannt vorausgesetzten Eigenschaften seines Bewufstseins erklärt hatte, scheint hier die blofse, dem Lernenden nicht notwendigerweise bewufste Thatsache der Einheit seines Selbstbewufstseins für Ausgestaltung des fraglichen Zeitprädikates hinreichend zu halten. Nun ist es jedoch vom Standpunkte der Erfahrung aus eine sehr gewagte Voraussetzung, es werde eine thatsächliche Einrichtung meines psychischen Vermögens mir irgend ein besonderes Prädikat für eine Ausgeburt desselben in den Mund legen, und noch dazu ein solches, welches mit einer wissenschaftlichen Schilderung dieser Einrichtung gerade gleich lautet. Die Erklärungsart Riehls scheint mir ähnlich, als wenn jemand die Ursache der Kreisförmigkeit des Horizonts nicht in der Kreisbewegung, sondern in der Kugelform unserer Augen meinte gefunden zu haben.

Volkmanns sinnige Bemerkung, dafs „mein Leben, meine Zeit alle dem, was ich eine Zeit nannte, den Anknüpfungspunkt darbietet" (S. 17), ist gewifs wahr; dafs jedoch dieser Anknüpfungspunkt nicht allsogleich aufgesucht und gefunden würde, sobald unerlebte Vorstellungsreihen (a . . . z), die sich dem Überdenken darbieten, als Zeitreihen, folglich der erlebten Reihe A . . . Z ähnlich gedacht werden, und dafs die verschiedenen „Zeitreihen" anfangs „untereinander aufser aller Beziehung stünden, miteinander nichts gemein" hätten (S. 16), scheint mir um so unwahrscheinlicher, als dieses wohl bedeutete, etwas in der Zeit abgelaufen zu denken, ohne vor Augen zu haben, dafs es entweder gleichzeitig mit oder vor, eventuell nach meiner Reihe A . . . Z abgelaufen sein mufs.

Ein mehr im wissenschaftlichen, als im alltäglichen Verstandesgebrauch eingebürgertes Symbol der Zeit ist die gerade Linie, passend für Bezeichnung derselben wegen des beiden Gebilden gemeinschaftlichen Momentes der Stetigkeit und der einzigen, nämlich Längendimension, unpassend jedoch wegen der zur Ausdrückung der Successivität unfähigen, räumlich-simultanen Natur der Linie. Die Frage, ob die erwähnten Linienprädikate der Zeit im eigentlichen oder nur im übertragenen Sinne gebühren, entscheidet sich für das Längenprädikat in letzterem Sinne, da dasselbe den körperlichen Dingen als ureigentümlich zugesprochen werden mufs, falls die gerade Linie, dieses irrtümlicherweise objektiv gegeben geltende Abstraktum, eigentlich ein seiner übrigen Dimensionen verlustig gedachter Körper ist (d. h. durch Abscheidung der übrigen zwei Dimensionen von einem geraden Körper, z. B. Stange, entstanden), und daher dem Sprach-

gebrauch entgegen nicht Eigner des Längenprädikates ist („die Linie hat Länge, ist lang"), sondern nur dessen andere Benennungsweise. (Man bedenke, dafs die festgehaltene einzige Dimension stets Länge heifst und niemals Breite oder Tiefe. Nur breite oder nur tiefe Gebilde kennt die Geometrie nicht, wohl aber nur lange.) Die Übertragung des Längenprädikats oder, was hiernach dasselbe ist, des Linienbildes auf die Zeit erscheint insofern zulässig, als Länge oder Linie durch „Anreihung von Punkten in stets der nämlichen Weise" entstanden gedacht (wohl mehr phantasiert, als gedacht!) werden kann, — und die Zeit, wo gruppiert auftretende Darbietungen stets in einen Zeitmoment einbegriffen werden, auch aus einartiger Anreihung ausdehnungsloser, somit punktähnlicher Eindrücke zustande gekommen ist. Ob jedoch für die Ausbildung des Liniensymbols für die Zeit wirklich dieses, aus der Entstehungsweise beider Gebilde hervorgängige Moment bestimmend war, und nicht vielmehr die stete Verwendung von Weglängen bei Zeitmessung jenes Vergleichungsbild befestigte und eine irrtümliche Übertragung des Längenprädikates vom Mafse (dem Sonnenwege) auf das Gemessene (die Zeit) veranlafst habe, bleibt dahingestellt.

Zur letzteren Annahme scheint sich Guyau zu bekennen, wenn er behauptet, die fragliche Linie „représente au fond la ligne suivie par le soleil et les astres dans leur perpétuelle evolution" (S. 72).

Der Eyffferth'sche Gedanke von der Zeitbreite (s. o. S. 203) findet sich bereits bei Kant (M. P. S. 102), wo gegenüber der Linie die Fläche als Zeitsymbol bevorzugt wird, indem sie auch die Newton'sche „Ubiquität" der Zeit (die Ausdehnbarkeit des nämlichen Augenblicks auf eine Vielheit von Darbietungen) zum Ausdruck bringe. Kants aus dem Liniensymbol gezogene Schlüsse s. o. (S. 70). — Herbart (IV, §§ 247—249, 289) hat die Ähnlichkeitspunkte zwischen der Zeit und der geometrischen Linie scharf hervorgehoben zum Beweise seiner paradoxen Ansicht, die Zeit sei eigentlich und nicht eine blofs im übertragenen Sinne sogenannte Linie (IV, § 141). Wenn er jedoch meint, die Zeitelemente wären, weil ausdehnungslos, wirkliche Punkte, reihten sich wahrhaftig an- und nebeneinander, so dafs ein wirkliches „Zwischen" entstünde, wodurch dann jedes Element „Ort und Stelle" erhalte, ja durch die gleichartige Anreihungsweise der Zeitpunkte sogar wirkliche Geradheit der Zeitlinie entstehe, und sie sich von der geometrischen nur durch ihren Mangel an Stetigkeit (daher „Starrheit", weil ursprünglich diskret) unterscheide, so weisen wir dem gegenüber auf die Thatsache hin, dafs eine Gleichstellung, wie deren die

Sprache so viele enthält, dem unbefangenen Menschenverstande stets für metaphorisch gilt, sobald sich die Ähnlichkeit zwischen den Vergleichungsgliedern auf minder anschauliche Punkte erstreckt, als die Unähnlichkeit. Der Mangel an Räumlichkeit aber, wie solcher bei dem einen Teile der hier gegenübergestellten Dinge vorliegt, wird jedenfalls als ein viel zu wesentliches Moment gefühlt, als dafs man drüber hinwegsehen und sich entschliefsen könnte, einer so unnatürlichen Gleichstellung: „Zeit = Linie", wenn nicht allegorisch zu nehmend, beizupflichten.

Laut Wundt (Log. S. 432) entsteht das Liniensymbol, diese „Versinnlichung einer . . . leeren Zeit", nach erfolgter Festsetzung des Begriffs ihrer Stetigkeit, und bei Lotze ist die linienförmige Zeit, „als unendliches Ganze mit ihren beiden entgegengesetzten Ausdehnungen gefafst, ein Versuch, durch Bilder, welche vom Raume entlehnt sind, einem Gedanken Anschaulichkeit zu geben, welchen wir über die innere Abhängigkeit der einzelnen Inhaltsteile des Geschehens (= Kausalität s. u.) hegen" (149). Diese Entlehnung, d. h. die Thatsache, dafs unsere Zeitvorstellungen auch sonst reichlich mit räumlichen durchzogen sind und durch solche vertreten werden (man denke an die Redensart „eine Tagereise weit", wo Zeitliches räumlich ausgedrückt wird), ist laut Spencer nichts als eine Äufserung jener auch von anderwärts her bekannten menschlichen Fähigkeit, successiv Erhaltenes zu verschmelzen und als Einheit zu reproduzieren. „Wir sehen . . . . (§ 336), dafs die Reihe von Bewufstseinszuständen, welche durch ‚eine Tagereise' angedeutet wird, sich zu einem Bewufstsein von den durchmessenen koexistierenden Lagen zusammenzuordnen vermag, ... ein thatsächlich einfacher Bewufstseinszustand, welcher im Denken und Sprechen die ganze Reihe der durch ihn repräsentierten Zustände verdrängt hat". Da sichs hier um Unterschiebung einer fremdartigen Reihe für die zeitliche, folglich um ein Verlöschen des eigentümlichen Charakters der letzteren handelt, und keineswegs blofs schnellere, vielleicht simultane Reproduktion des successiv Erhaltenen vorliegt, wie solches durch das hier angesprochene Phänomen der Übung allerdings erzielt werden kann, so wird man zugeben, dafs die obige Erklärung für das Zustandekommen solcher Zeitverräumlichung ungenügend und dieselbe kein blofses Übungsphänomen, sondern eben Ideenassociation ist, zumal jene Zugesellung räumlicher Vorstellungen nicht ausschliefslich bei Reproduktionen von Reihen, sondern auch bei Erfassung einheitlicher Erinnerungsbilder (s. o. „Vergangenheitsraum") vorkommt.

Guyau würde sagen, Zeit wird deshalb räumlich ausgedrückt, weil sie uns ursprünglich mit dem Raume verschmolzen, nämlich nur quasi die vierte Dimension (S. 71) desselben war. Hegels (§ 259) dreidimensionale Zeit mit den drei Zeitphasen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft als „Dimensionen" ist nichts als eine höchst plumpe Zusammenwürfelung zweier Dinge, die, wie Raumdimensionen und Zeitphasen, wahrhaftig gar nichts, als ihre zufällige Dreifältigkeit, miteinander gemein haben. Gegen Anwendung des Begriffs „Dimension" auf die Zeit hat sich u. a. auch Schmitz-Dumont (S. 17—18) in seiner (bezüglich der Zeit sehr wortkargen) Schrift erklärt.

Dafs auch das Prädikat von Stetigkeit eines derjenigen ist, welches die Zeitvorstellung erst in vorgeschritteneren Stadien ihrer Ausbildung annimmt, und keineswegs an und für sich mit derselben einhergehe, ist eine Errungenschaft der HERBART'schen Forschung (III, § 140—142, IV, § 243, VI, S. 129)[1]) gegenüber den KANT'schen Aufstellungen, wichtig durch die wesentliche Förderung, die sie der psychogenetischen Einsicht angedeihen liefs durch die nunmehr erschlossene Möglichkeit, eine Zeiteigenschaft vorläufig zu ignorieren, welche der Hypothese von agglomerativer Entstehungsweise der Zeitvorstellung stets hinderlich entgegenstand.

[1]) Eine annähernde Erkenntnis dieses Umstandes ist auch, aufser in den LOCKE'schen und HUME'schen Ausführungen, in der CONDILLAC'schen Stelle enthalten, die Zeitreihe sei ursprünglich nur so lang, wie die Summe ihrer Elemente, der successiven Empfindungen. („Si l'on suppose, que la mémoire peut rappeler à la statue distinctement jusqu'à quatre, cinq, six manières d'être, elle distinguera en conséquence quatre, cinq, six instants dans sa durée." I, chap. 4, § 11.)

Für die Thatsache ursprünglicher Diskontinuierlichkeit der Zeitreihe spricht der Umstand, dafs ihre einander ablösenden Inhaltsteile anfangs nicht für dauerhaft (ausgedehnt), sondern nur für seiend (vorhanden) gelten, woraus sich als primitivste Zeitvorstellung eine Reihe einander ablösender Empfindungskomplexe ergiebt, deren jedes Element, weil von dem Beteiligten nur als Position eines bestimmten Quales aufgefafst, von seiten eines geometrie-gewandten Beurteilers solcher Auffassung durch blofse Punkte ausgedrückt werden müfste. Dies soll demnach keineswegs bedeuten, es würde ein bis zu der erwähnten Stufe zeitlicher Vorstellungen gelangtes Kind sich denken können: „meine Zeit ist diskret", sondern nur, dafs es eine denkt, die faktisch diskret ist. Nachträglichkeit des Stetigkeitsprädikats bedeutet keineswegs, dafs vorher je sein Entgegengesetztes wäre verfochten worden.

WAITZ' treffender Bemerkung, es könne „die Frage, ob sich zwischen die Zeitpunkte etwas einschieben lasse oder nicht, . . . von dem Kinde noch gar nicht aufgeworfen werden" (S. 587), und die Zeit würde deshalb zu Anfang weder kontinuierlich, noch diskontinuierlich vorgestellt, schliefsen wir uns vollinhaltlich an.

Erst mit Eintritt der Fähigkeit, das einheitlich Dargebotene durch gedankliche Entgegenstellungen in Abschnitte zu zerlegen, kann die Voraussetzung der Teilbarkeit der durch gelegentliche Teilung erhaltenen Stücke Platz gegriffen haben, — einer Eigenschaft, die für das Prädikat der Stetigkeit wohl wesentlich ist, deren Vorstellung jedoch bezüglich ihres Entstehungsganges ziemlich schwer zu erklären ist. Dafs das fragliche Prädikat nicht auf empirischem Wege, d. h. durch die Wahrnehmung stets unbehinderter Teilung entstanden sein kann, beweist schon die gerade gegenteilige Thatsache eines Zeitminimums, laut welcher der Mensch unfähig ist, bei Intervallen unter $0{,}002^{II}$, eventuell selbst $0{,}16^{II}$ (Wundt, Ph. Ps. S. 331—332;[1]) Herbart [VI, S. 309] nimmt aufs Geratewohl $1—60^{II}$ an) ein „Früher" von einem „Später" zu unterscheiden. Es liegt also hier eine Anhänglichkeit des Menschenverstandes an ein Zeitprädikat vor, dem die Erfahrung widerstreitet, und welches sich bei seiner allseitigen Verbreitung gleichwohl kaum als Hirngespinst aburteilen läfst. — Die Erkenntnis, dafs sich unser beschränktes Teilungsvermögen vermittelst geeigneter Vorrichtungen (wie der Schulz-Lissajous'sche Apparat, durch den die Zeitsekunde in 400000 Teile zerlegt werden kann) erweitern lasse, darf wohl auch nicht als Entstehungsursache des Glaubens an endlose Teilbarkeit der Zeit angeführt werden, zumal dergleichen Vorrichtungen dem griechischen Zeitalter, wo jener Glaube sich bereits nachweisen läfst, noch unbekannt waren, und anderseits, weil ja selbst die vollkommenste Teilungsmaschine Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit hat.

Dafs die subjektive Eignung zur Trennung kleiner Zeiträume mit der Stärke des Reproduktionsvermögens zunehme, läfst sich ohne die weitschweifigen, vorstellungsmechanischen Nachweise Herbarts (VI, S. 146—147) einfach schon daraus erschliefsen, dafs zu beiden eine Fähigkeit zu schneller, scharfer Auffassung und zu Selbstanstrengung erforderlich ist.

---

[1]) Hier hat sich die bemerkenswerte Thatsache ergeben, dafs für Eindrücke, die alle dem nämlichen Sinnesorgane gelten, das Scheidungsintervall ohne Gefahr des Verschwimmens viel kleiner gewählt werden kann, als wenn die Eindrücke alternativ zwei Sinneswerkzeuge beschäftigen.

Die Ausflucht, als wäre das in Rede stehende Prädikat von dem Symbole der Zeit, der geraden Linie, auf sie selber übertragen worden und bei letzterer nur in ähnlichem Sinne, wie für die Linie, aufrechterhalten (nicht in jenem exakteren, dafs in allen Zeitintervallen eine Ausscheidung vergangener, gegenwärtiger und zukünftiger Teile möglich sei), eine solche Ausflucht, sage ich, löst keine der obwaltenden Schwierigkeiten, sondern wälzt sie nur auf ein anderes Feld ab, wo sie ebenso bestehen.

Je gewisser es erscheint, dafs nicht die Einsicht in unendliche Teilbarkeit der Zeit die Entstehungsursache des Stetigkeitsprädikats gewesen ist, um so notwendiger wird es, uns nach einer anderen Eigenschaft stetiger Gebilde umzusehen, deren Erfassung vielleicht zum Ausgangspunkt des fraglichen Prädikats wird dienen können. Als solche bietet sich die Thatsache dar, dafs stetige Gebilde nicht aus anderwärtigen Elementen, sondern sozusagen nur aus sich selber bestehen, d. h. selbst elementarer Natur sind. Dem laienhaften Bewufstsein, das den inneren Aufbau der Zeitreihe durch Anreihung erinnerlicher Sinneseindrücke nicht kennt, gilt dieselbe nur „aus sich selber, aus lauter Zeit“ bestehend, und es verwandelt sich die Unkenntnis ihrer Elemente in den positiven Ausdruck, dafs es hier Baustücke, vom Ganzen verschieden benannte, überhaupt nicht giebt. An diese Voraussetzung kann sich nun sehr leicht die bloſse Schlufsfolgerung geknüpft haben, dafs die Zeit, als ein nicht zusammengesetztes, folglich stetiges Gebilde, auch jene andere Eigenschaft stetiger Dinge besitze, welche mit denselben bewufstermafsen verknüpft ist, nämlich die unendliche Teilbarkeit. Der Umstand, dafs die Zeitreihe für den ihres Aufbaues kundigen Psychologen das Stetigkeitsprädikat mehr oder weniger einbüfst und ihm mehr nur in Gestalt eines Bewufstseins, sie für stetig hinnehmen zu sollen, vorschwebt, mag als Beleg unserer Ansicht dienen. Nach all diesem erledigt sich die oben beregte Frage, betreffend den eigentlichen oder übertragenen Sinn des Beiwortes „stetig“ für

die Zeitreihe, in der Richtung, dafs selbes allerdings im eigentlichen Sinne der Zeit beigelegt wurde, falls „stetig" nichts anderes bedeutet, als „nicht zusammengesetzt", bei welcher Entscheidung der Umstand, dafs sichs hier um ein unräumliches Gebilde handelt, unberücksichtigt bleiben konnte.

Das die Zeit der Zahl gegenüber charakterisierende Merkmal von Stetigkeit wurde zuerst von STRATO wider die ARISTOTELES'sche Zeitdefinition geltend gemacht: *ὁ μὲν ἀριθμὸς διωρισμένον ποσόν, ἡ δὲ κίνησις καὶ ὁ χρόνος συνεχής* (Simpl. 187). — LOCKE war sich klar bewufst, dafs die Thatsache eines Zeitminimums (= „Augenblick"), nämlich dafs es einen Zeitteil giebt, „in dem man keine Folge bemerkt", weil „die Seele in solchen nur eine Vorstellung aufnimmt und keine weiter" (XIV, § 10), noch keineswegs für die (später von HUME so sehr befürwortete) zeitatomistische Ansicht beweise, als wären nämlich „die gröfseren Vorstellungen von . . . Dauer" einfach durch „Wiederholung" jener „unteilbaren Einheit oder Vorstellung" entstanden, zumal man ja überhaupt „keine solche unteilbare Vorstellung gewinnen" könne (XV, § 9). Hiermit sind die physische und die blofs logische Möglichkeit der Teilung voneinander scharf geschieden und klar erkannt, dafs die Hypothese einer den Körpern gleich aus Atomen (unteilbaren Zeitstücken) aufgebauten Zeit besserer Unterstützungen bedürfte, als die Thatsache unserer Unfähigkeit eine ist, über gewisse Grenzen hinaus weiterzuteilen. HUMES Ausführungen enthalten solche Unterstützungen nicht. Denn: 1.) dafs bei Leugnung von Zeitatomen das Vorhandensein einer unendlichen Menge Teile in einem Zeitstücke von endlicher Länge zugegeben werden müfste (S. 72—76), gilt insofern nicht, als zur Möglichkeit einer Teilung keineswegs ein der Trennung vorhergängiges Bestehen, Bereitliegen jener Teile notwendig ist, dieselben vielmehr erst durch die Scheidung zu individueller Existenz gelangend gedacht werden können. Nicht nur aus drei Stücken Aufgebautes, sondern jedes individuelle Ganze läfst sich in drei Teile zerschneiden. 2.) Dafs alles Vorhandene der Zahl ähnlich, somit infolge der Wirklichkeit seiner Einheiten bestehend sei, welch letztere bei Behauptung ihrer Teilbarkeit illusorisch würden, d. h. sie zu blofsen Komplexionen herabsänken, — diese Anschauung läfst sich auf die Zeit schon wegen ihrer Unwirklichkeit nicht anwenden und ist auch sonst unrichtig, weil Einheiten niemals durch blofse Teilbarkeit, sondern nur durch faktische Geteiltheit zu Komplexionen werden.[1]) 3.) Des weiteren heifst es: wer die kleinen, successiven Zeitteile „Augenblicke" und diese doch teilbar nennt, müsse deren Teilungsprodukte wider alle Natur der Zeit für gleichzeitig erklären, da er sie andernfalls, seinem Sprachgebrauche gemäfs, selber „Augenblicke" heifsen müfste. Wir antworten: kleinst geltende

[1]) Diese beiden Argumente, von HUME eigentlich zur Unterstützung der raumatomistischen Lehre hingestellt, sind auf Grund seiner Bemerkung (S. 75), sie könnten auch auf die Zeit ausgedehnt werden, von mir auf diese übertragen worden.

Zeitteile für geteilt, d. h. aus Teilen bestehend zu erklären, ist ein Widerspruch; sie teilbar zu nennen jedoch schon deshalb erlaubt, weil uns technische Errungenschaften (Chronoskop) unsere bishin „kleinst möglichen" Zeitstücke schon öfter als noch weiter zerlegbar erwiesen haben. 4.) Die Gleichheit zweier Zeiten — heifst es weiter zur Empfehlung der benannten Hypothese — läfst sich nur bei Annahme einer endlichen Menge in ihnen enthaltener Teile befriedigend definieren; nämlich: „gleich sind zwei Zeiten, die die gleiche Menge Augenblicke enthalten"[1]) (S. 102—108). Wir erwidern: Mit dieser Definition wäre nur dann etwas gewonnen, wenn sich gemäfs der ihr zu Grunde liegenden Zeitanschauung wirklich stets eine unumstöfsliche Anzahl in einem Stücke enthaltener Zeitteile nachweisen liefse. 5.) „Die Vorstellungsfähigkeit ist nicht unendlich; folglich kann kein Begriff . . . der Dauer aus einer unendlichen Anzahl von Teilen oder kleineren Begriffen bestehen, sondern er mufs aus einer endlichen Anzahl, und zwar einfacher, unteilbarer Teile zusammengesetzt sein: Es ist also möglich, dafs . . . Zeit diesem Begriffe gemäfs existiere" (S. 91). „Möglich" wohl, aber der Behauptung, dafs jedes meiner thatsächlich als Einheit erfafsten Zeitbaustücke geteilt werden könne, liegt nichts im Wege.

Eine scharfe Unterscheidung von Teilbarkeit und Geteiltheit, wie solche bei Hume vernachlässigt erscheint, versetzte Dühring in die Lage, das Prädikat unendlicher Teilbarkeit der Zeit mit der Ansicht zu vereinen, dafs „für die getrennten Realitäten, welche in der Zeit als unterscheidbare Akte aufeinanderfolgen, . . . die Bestimmtheit der Zahl das durch bloíse logische Einsicht gesicherte Naturgesetz" (S. 64) sei. — Herbarts Ansicht über die Entstehungsbedingungen des Stetigkeitsprädikates, beziehungsweise über die Bedingungen des Zurücktretens einer punktreihenhaften Zeitanschauung lautet: man müsse vorher die Inkongruenz jener Linien bemerkt haben, welche bei Anblick verschiedener Bewegungsgeschwindigkeiten als deren Abbild in unserem Kopfe zurückbleiben (IV, § 291). Dies scheint mir ein zu schwieriger Lehrbehelf für ein so gangbares Prädikat. — Bei Volkmann (S. 34) ist die Stetigkeit ein Prädikat der in späteren Entwicklungsstufen für objektiv geltenden Zeit, und entsteht durch den Glauben an ein Weiterfliefsen der letzteren, auch während unser zeitmessendes Denken aussetzt, indem nämlich die hierdurch entstandenen Pausen stets mit dem leeren Zeitflusse erfüllt gedacht werden. Ich glaube, ein Weiterfliefsen während gewisser Pausen genügt für die Stetigkeit noch keineswegs, da dies Prädikat vielmehr einen Mangel jedweder Unterbrechung ausdrückt. — Wundts Ansicht, das fragliche Prädikat sei aus der Erwägung hervorgegangen, dafs ein gegebenes Intervall durch „jeden beliebigen anderen und anders verteilten Verlauf von Vorstellungen" (Log. S. 432) hätte erfüllt sein können, läuft sichtlich auf die Herbartsche hinaus. Zu bemerken wäre, dafs das Bewufstsein, es hätte die Stelle der in einem gegebenen Verlaufe vorwaltenden Pausen bei einem anderen

[1]) Ist von Hume gleichfalls nur bezüglich des Raumes und der Linie behauptet und wurde von mir, wegen einer Anspielung auf die Zeit (S. 107) und weil er letztere sicherlich auch für eine Linie hielt, auf die Zeit übertragen.

Verlaufe getrost durch Inhaltliches erfüllt sein können, und vice versa, nur mit Hilfe jenes Zwischengedankens zum Stetigkeitsprädikate hinführt, es lasse sich zu jedem Intervalle ein Divisor finden, insofern das Mafsintervall unbeschadet seines zeitlichen Charakters nach Bedarf verkleinert werden könne. — Baumanns Äufserung: „wenn irgendwo, so ist bei der Zeit das Kontinuierliche ein Wesentliches in ihrem Begriff“ (II, S. 666), zusammengehalten mit seiner Versäumnis einer Erörterung der Begriffe Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft, deren genaue Geschiedenheit im Bewufstsein eben einen Herbart (IV, § 243) zur Annahme ursprünglicher Diskontinuierlichkeit der Zeitreihe veranlafst hat, — dieses alles scheint mir auf eine der Herbart'schen Grundanschauung entgegengesetzte Ansicht des erwähnten Verfassers hinzudeuten.

Riehl behauptet konsequenterweise, dafs „die Vorstellung der Stetigkeit . . . aus der Permanenz des Bewufstseins in der Auffassung des Nacheinander abzuleiten“ sei (S. 124). Der Verfasser scheint Kontinuität und unendliche Teilbarkeit der Zeit für zwei verschiedene Dinge zu halten, da uns nämlich die nähere Erklärung dessen, wie und weshalb diese Übertragung einer Bewufstseinseigenschaft auf die Zeit stattfinde, an anderer Stelle (S. 125) geboten wird. Unendliche Teilbarkeit solle eingesehen werden, weil „zwischen zwei so nahe als man will gedachten Vorgängen immer noch die Einheit des Bewufstseins interpoliert werden kann und mufs“. Von allem anderen (ähnlichen Einwänden, wie w. u.) abgesehen, steht nun ganz fest, dafs, wer den fraglichen Begriff durch fortgesetzte Interpolation zu erlangen unternimmt, nicht die „Einheit seines Bewufstseins“, sondern irgend einen vorgestellten Eindruck, eventuell blofsen Taktstrich in den ungeteilt vorliegenden Zeitflufs einschiebt.

Eyffenths langatmige Ausführungen, in denen gelegentlich auch der Herbart'sche Gedanke, Kontinuierlichkeit sei kein „konstituierendes Merkmal“ (S. 32) der Zeit, eine Stelle findet, bieten statt einer Erklärung der Entstehungsart dieses Prädikates nur recht überflüssige Empfehlungen, die Zeit nur ja gewifs für kontinuierlich hinzunehmen. Die Beanspruchung von Dingen an sich, welche durch ihr freundliches „Zusammenhalten der sonst unvermeidlich auseinanderfallenden Erscheinungen“ Kontinuierlichkeit (fragt nur nicht wie?) erzeugen sollen, ist ein erbarmenswerter Hilferuf an den Deus ex machina und obendrein eine Bekundung höchst herbartswidrig objektivistischer Denkungsart; die Versicherung (S. 35) wiederum, auch die menschliche „Auffassung“ bringe die fragliche Kontinuität zustande, ist eine ganz unbefriedigende Abfertigung unserer eben auf das Wie dieses Zustandebringens gerichteten Frage. Etwas ganz Barockes in diesem Genre hat aber Hegel geboten, wo die Stetigkeit der Zeit (im Sinne von Gleichartigkeit der kleinsten Teile mit dem Ganzen) der undifferenzierten Verfassung organischer Keime gleichgestellt, d. h. von einer angeblich keimhaften Natur der Zeit hergeleitet wird, bestehend darin, dafs sie als „abstrakt sich auf sich beziehende Negativität“ in dieser Abstraktion „noch keinen reellen Unterschied“ (§ 258) aufweist.

Dafs die Punktmäfsigkeit der Gegenwart eine mit Hilfe des soeben besprochenen Teilungsvorgangs entstandene Vor-

stellung sei, braucht wohl kaum versichert zu werden. Da Teilung so lange stattfinden kann, als überhaupt Ausgedehntes vorliegt, so folgt, dafs jedwedes, wie immer kurzes Dauerstück in eine Reihe succedierender Intervalle aufgelöst werden kann, wodurch dann der Begriff „Gegenwart" seiner ursprünglichen Bedeutung entrückt wird, indem nun nach erfolgter Auflösung ein beträchtlich kürzeres Dauerstück für ihn eintreten mufs. Das Bewufstsein nun, dafs jedwede, wie immer kurze Ausdehnung, die man der Gegenwart beilegen mag, eine dergleichen Selbstwiderlegung (Zurücknahme der ursprünglichen Gegenwartsbenennung und Übertragung derselben auf noch kürzeres) zur Folge haben müfste — m. a. W. die Überzeugung, dafs Gegenwart eigentlich nie kurz genug angenommen werden könne —, führt zu dem Entschlusse, ihr überhaupt jedwede Ausdehnung abzusprechen, was — mit Bezug auf ihre Zugehörigkeit zur linienhaften Zeit — in Gestalt jener Versicherung geschieht, sie sei ein „Punkt".

Volkmann (S. 34) läfst dieses Punkt-Prädikat in ähnlicher Weise entstehen, durch das Bewufstsein nämlich, dafs die Zeit, wenn bereits als objektiv gedacht, „in jenen Pausen nicht stille steht, während welcher unser Zeitvorstellen" aussetzt. Vergl. noch oben (S. 192) Leibniz.

Die Unendlichkeit ergiebt sich gleichfalls als ein später hinzugekommenes Prädikat, wenn man den Hervorgang der Zeit aus erlebten Eindrucksreihen nicht vergifst. Streng gefafst bedeutet Unendlichkeit nichts anderes, als dafs die Anzahl der gegebenen Momente für die Ausführbarkeit fernerer Hinzufügungen gleichgültig ist. Die Möglichkeit, einem gegebenen Zeitmomente zwei andere, ein vorhergängiges und ein nachfolgendes, hinzuzudenken, bleibt ungeschmälert, wenn nicht ein, sondern Millionen Momente vorliegen. Aus dem jedenfalls betonungswerten rein mathematischen Charakter des Unendlichkeitsbegriffes folgt, dafs der letztere, mit erschlossener Einsicht in das mathematische Axiom vom unbehinderten Addieren, auch bei der Zeit erstehen mufste, falls nur deren Ausbildung bis zur Erkenntnis des Einheitencharakters ihrer Momente vorgeschritten ist. Die Begriffsverwirrung, als bedeute die thatsächliche Unendlichkeit der Zeitreihe eine ähn-

liche Eigentümlichkeit des Weltlaufs — ein auch von Dühring (S. 27—28) gerügter Irrtum, entstanden durch Nichtberücksichtigung auch leer hinzudenkbarer Zeitmomente — ist wohl mit an jenem Heiligenschein samt Weihrauchwolke schuld, mit denen dieses höchst harmlose, trocken mathematische Zeitprädikat von seiten erbauungsbedürftiger Gemüter stets umgeben und zu religiösen Anknüpfungen ausgebeutet wurde. Der übrigens unleugbaren Empfindung eines Unterschieds zwischen Unendlichkeit der Zeit- und der der Zahlenreihe (wonach erstere von selber weiter fliefsen, letztere hingegen nur beliebig fortsetzbar sein soll) liegt Verkennung des rein menschlichen Gemachtseins der Zeit und ihrer hieraus hervorgängigen Ähnlichkeit mit der Zahlenreihe zu Grunde.

Noch ist erwähnenswert, dafs vom Standpunkte unseres Subjektivismus, dem die Zeit keine objektive Weltingredienz, sondern nur menschliches Vorstellungsgebilde ist, selbst eine Bestreitung von deren Unendlichkeit — in dem Sinne nämlich, als wäre eine Zeit immer gewesen und werde stets sein — durchführbar ist, indem behauptet werden darf, dafs Zeit, als aufsen nirgends und niemals vorhanden, nur so alt wie ihre Vorstellung ist, folglich mit dem ersten Erscheinen zeitlicher Begriffe im Gehirne irgendwelcher Urmenschen begonnen habe und mit Untergang des letzten solcher Begriffe fähigen Gehirnes aufhören werde. Eine Vorstellung, die bei exakter Ausgestaltung das Prädikat von Unendlichkeit annimmt, uns somit zu Einverleibung auch jener Kindheitsperioden in sie selber (den Zeitfluſs) befähigt, welche Perioden wir, solange sie gegenwärtig, d. h. wir Kinder waren, keineswegs „in der Zeit befindlich“ denken konnten: eine solche Vorstellung braucht, wie leicht ersichtlich, keineswegs von unendlichem Alter zu sein.

Vergl. Riehl (S. 126): „Es ist . . . . nicht denknotwendig . . . ., auch vor irgend einen Anfangszustand, sondern nur mit ihm zugleich die Einheit des Bewufstseins zu setzen. Nachdem aber einmal der Anfangszustand in Rücksicht auf einen folgenden als Anfang appercipiert, d. i. die Vorstellung der Folge erzeugt worden ist, kann die blofse Zeitform allerdings in Gedanken auch über den Anfangspunkt hinaus erstreckt werden“.

Das Bewufstsein der Unendlichkeit der Zeit, wenigstens a parte post, liegt bereits der platonischen Stelle zu Grunde, sie sei ein *κατ' ἀριθμὸν λοῦσα αἰώνιος εἰκών* (cap. 10 = Abbild der Ewigkeit). Gegen die „vereinzelte" Ansicht Platos, sie sei erst *ἅμα . . . τῷ οὐρανῷ* entstanden, machte Aristoteles geltend, der Anfangsmoment einer a parte ante endlich gedachten Zeit sei doch auch ein Jetzt (*τὸ . . . ἔσχατον τοῦ . . . χρόνου ἕν τινι τῶν νῦν ἔσται*, VIII, cap. 1), folglich eine *μεσότης τις*, mit welch einer stets ein vor und nach verbunden sein müsse. Sextus Empiricus hat, gemäfs seinem Grundsatze absolutester Allesleugnung, der Zeit nicht nur die Unendlichkeit, sondern auch deren Gegenteil, die Endlichkeit, abgestritten, indem er behauptete: 1.) die Zeit könne weder unendlich lang sein, da zwei ihrer Bestandteile (Vergangenheit, Zukunft) gar nicht existieren und der dritte, die Gegenwart, punkthaft, folglich ausdehnungslos sei (ähnliches bei Augustinus, cap. 15); auch sei sie nicht endlich lang, da dies zur widerspruchsvollen Annahme einer Zeit führte, wo es noch keine Zeit gab, und zu einer, wo es schon keine mehr geben werde; 2.) sie sei nicht entstanden und vergänglich (*γεννητός . . . καὶ φθαρτός*), da sich für sie keine wirklich seiende Ursprungsquelle angeben lasse, insofern die Zukunft, aus deren allmählichem Eintritt und Vergehen sie angeblich entstünde, selber nicht existiert, und anderseits die gegenwärtige Zeit in der Zukunft oder eventuell in der Vergangenheit nur bei Inbegriffenheit derselben in einer der letztbenannten beiden, also wenn Gegenwart selbst zu Zukunft oder Vergangenheit würde, entstehen könnte. Auch sei die Zeit nicht ewig und unverwüstlich (*ἀγέννητος καὶ ἄφθαρτος*), zumal ja einer ihrer Teile bereits vernichtet und der andere noch nicht vorhanden sei. (Der grofse Leugner übersieht hier offenbar die Identität der Zeitprädikate 1. und 2.)

Die von Plato angebahnte und im Neoplatonismus kulminierende Entgegensetzung von Zeit und Ewigkeit (*αἰών* eigentlich = unendliche Dauer), wobei die letztere eine zeitgebärende Kraft und überhaupt vornehmere (geradezu himmlische) Heimatszuständigkeit zuerkannt erhielt, hatte dem Unendlichkeitsprädikat gewifs mit zu seinem selbst in neueren Darstellungen bemerklichen Schleier von Heiligkeit verholfen, der erst von Lockes mutigem Finger zerstreut wurde. So hat z. B. Spinoza dem durch spätere Einwirkungen nicht gestörten Einzelwesen nur „unbestimmte Dauer" (indefinita existendi continuatio, Eth., Pars II, def. 5) beizulegen sich entschlossen, wo doch aus dem Trägheitsprinzipe entschieden ewige Dauer desselben folgt — offenbar, weil er die letztere nur dem Weltganzen als vornehmerem Gegenstande zukömmlich hielt (s. auch: „nec aeternitas tempore definiri, nec ullam ad tempus relationem habere potest", VIII, prop. 23), wie Baumann (I, S. 179) richtig bemerkte. Anderseits hat der letztbenannte Verfasser Lockes Ausspruch vom naturgemäfsen, ohne überirdische Hilfe (durch „dieselben Mittel und Quellen, welche zu der Vorstellung der Zeit [und der Unendlichkeit der Zahl, § 30] führen", nämlich durch „Hinzusetzung einer Zeitlänge zur anderen im Gedanken, so oft man will", XIV, § 27; ähnlich Herbart V, S. 506) erfolgten Entstehen der Ewigkeitsvorstellung auf die blofs „astronomisch gedachte" Ewigkeit (so wie Condillac auf „une durée vague" II, chap. 8, § 27)

beschränken wollen, und behauptet, „die Ewigkeit der menschlichen Seele und vollends die Ewigkeit Gottes“ (sic!) lasse „sich nur vergleichsweise so bestimmen“ und müsse „aus dem Begriff der Dauer als der Fortsetzung der Existenz entwickelt werden“ und werde „so nach der verschiedenen Art zu existieren je ihr eigentümliches Gepräge erhalten“ (I, S. 399). Wenn ein Denker vergifst, dafs die evident zeitliche Natur der Ewigkeitsvorstellung durch den Gegenstand, auf den sie angewandt wird, nicht alteriert werden kann, so ist daran wohl jene mittelalterliche Neigung schuld, gewisse „heilige“ Dinge, nachdem man ihnen überhaupt Raum gab, mit lauter superlativischen, „von allem Irdischen verschieden“ sein sollenden Eigenschaften auszustatten, — was freilich nicht zu wundern ist bei einem Schriftsteller, der es in seiner pietistischen Anhänglichkeit bis zu Gefühlsschilderungen Gottes (II, S. 660) brachte.

Die Leibniz'sche Erwiderung auf die Ausführungen Lockes (nämlich: „Um den Begriff der Ewigkeit“ zu erhalten, müsse man „bedenken, dafs derselbe Grund“ [d. h. ein ewig dauerndes Gegebene] „immer bleibt, um [in der Hinzufügung] weiter zu gehen“) ist wohl gerechtfertigt angesichts dessen, dafs letzterem an einer (von Leibniz nicht erwähnten) Stelle (XIV, § 31) für Entstehung der Ewigkeitsvorstellung das blofse „Vermögen“ genügte, „Vorstellungen von Zeitlängen . . ., so oft man will, in Gedanken zu wiederholen und aneinanderzulegen“. Jedoch ist diese Erwiderung gleichfalls von einigem verkappten Ingrimm getragen ob der allzunatürlichen Darstellungsweise des englischen Denkers, wie aus der von Locke ganz unverdienten Zurechtweisung hervorgeht, „die Sinne allein“ könnten „nicht genügen, um die Bildung dieser Begriffe zu bewerkstelligen“ (XIV, § 27), und auch hervorguckt aus dem Bestreben Leibniz', die von dem Naturalisten verunglimpfte „Ewigkeit“ an dieser Stelle durch die Versicherung zu entschädigen, sie (= das Absolute) nähme in der Wirklichkeit stets die erste Stelle ein (= Unbegrenztes vor der Grenze) und nur im menschlichen Gehirne, welches stets vom Relativen auszugehen gezwungen ist, die zweite. (Wurde von I. H. Fichte [Beitr. S. 63—64] noch überboten.) Ebenso hat auch Kant dem Schrankenlosen Priorität vor dem Beschränkten im menschlichen Verstande eingeräumt, wenn er sich das Unendlichkeitsprädikat, unbekümmert um das Verhalten des kindlichen Denkens — was Herbart [VI, S. 115 u. 307] ihm vorwarf —, als der Zeit ursprünglich anhaftend dachte und behauptete, es bedeute „nichts weiter, als dafs alle bestimmte Gröfse der Zeit nur durch Einschränkungen einer einigen zum Grunde liegenden Zeit möglich sei“. (Kr. 59; vergl. oben S. 69.) Jenen von Leibniz geforderten „Grund, immer weiter zu gehen“, hat Baumann (II, S. 666) berücksichtigt, der die „Unendlichkeit a parte ante“ der „allgemeinen praktischen Zeit“ von dem Bewufstsein herleitet, dafs die ihr zu Grunde liegenden Himmelsbewegungen schon vor unserer Geburt und der unserer Vorfahren in infinitum bestanden hätten.

Eyfferth, der an dem orthodoxen Welterschaffungs- und -Vernichtungsglauben festzuhalten scheint und anderseits den objektiven Weltlauf mit der Zeit verwechselt, spricht letzterer die Unendlichkeit im gewohnten Sinne ab, da „die Zeit mit der Welt und zwar zugleich mit der letzten Thätigkeit ende“ (S. 43). Das fragliche Prädikat gebühre ihr nur insofern,

als ihre kleinsten Teile stetiger Natur, d. h. nur mefsbar, aber nicht zählbar, folglich (sic!) zahllos, d. h. unendlich seien (S. 39—41). Dafs die Beschränktheit der — Eyffferth'schen — Weltthätigkeiten einer „Häufung der Zeitgröfsen", wie sie zur Unendlichkeitsvorstellung nötig ist, um so weniger im Wege stehen kann, als eine „beharrliche, sich selbst gleiche Wirklichkeit" doch ewig vorhanden war und bleibt, hat Dühring (S. 28) eingesehen.

Riehls einschlägige, wortkarge Stelle (sie lautet wörtlich: wir müssen „zweien zeitlich noch so entfernt gedachten Vorgängen in Gedanken die Einheit des Bewufstseins, die Bedingung ihrer Vorstellbarkeit als zeitlicher Ereignisse, voraussetzen. Die Zeit ist der Idee nach ins Unendliche fortsetzbar", S. 125—126) ist mir nicht deutlich genug, um mich an eine Kritik derselben zu wagen, zumal der einzige, mir erfindliche Sinn derselben unhaltbar scheint, nämlich: es lasse sich das Unendlichkeitsprädikat aus unserer Einsicht gewinnen, dafs der Abstand zweier Ereignisse unbeschadet der Einheit unseres Bewufstseins in Gedanken beliebig erweitert werden könne.

Volkmann hat mehr nach einem Beweggrund, als nach einem Grund (im Leibniz'schen Sinne) zum Weitergehen geforscht, und einen solchen in der gewohnheitsmäfsigen „Verwenduug der leeren Zeitreihe als Mafsstab" zu finden gemeint, da nunmehr „die blofse Setzung eines Punktes als Zeitpunkt, die leise Accentuierung einer dunklen Vorstellung als Gegenwart genügt, um sie sofort zum Ausgangspunkt einer leeren Zeitreihe" [d. h. der Frage: und dann?] „zu machen" (S. 29). Dafs erfüllte und zwar mit befriedigendem Inhalte erfüllte Zeitreihen der Nachfrage um Fortsetzung weniger günstig sind, als uninteressant erfüllte, ist Thatsache. Den Umstand, dafs die Unendlichkeit der Zeit nicht durch Erprobung gefunden worden und die Möglichkeit des steten Weiterschreitens eine recht eigentliche Behauptung a priori sei, drückt Volkmanns folgende Stelle (S. 30) aus: „Der Prozefs, durch welchen wir zu dem Vorstellen der unendlichen Zeitreihe gelangen, ist selbst kein unendlicher; ... uns genügt es bei dem Versuche, ihn einzuleiten, ... die Vorstellung des infinitum durch ein Vorstellen vorzustellen, das ein indefinitum ist". Die „nach beiden Seiten hin über jede Grenze hinaus konstruierte leere Zeitreihe" (= die Ewigkeit) nennt derselbe Verfasser (ib.) „keine Vorstellung", sondern „das Vorstellen eines Vorstellens, d. h. ein Gefühl", da es der Versuch sei, den Begriff der Zeit, das Nacheinander, „in einer Anschauung darzustellen". Des ferneren werden drei verschiedene Vorstellungsweisen der Ewigkeit (als aeon = nunc stans, als „leere unendliche Zeitfolge" und als „endliche volle, aber unendlich rekurrente Zeitreihe") durch hier (S. 33) wie durchgehends reichhaltige litterarische Belege nachgewiesen.

Um mit Herbart die von Kant bestrittene Möglichkeit einer noch vor Ausbildung des Begriffs „Zeit" stattfindenden Benutzung zeitlicher Begriffe und selbst des Zeitmessens einzusehen, ist es nötig, sich die rein abstrakte und von so

mancherlei Prädikaten umschriebene Natur dieses Begriffs zu vergegenwärtigen (Herbart VI, S. 116) und anderseits zu bedenken, dafs schwierigere, mehr Verstandesthätigkeit erfordernde Erzeugnisse stets spätere Geisteserscheinungen sind. Die Thatsache, dafs sich dem Erwachsenen verschiedene zeitliche Urteilsformen des Kindes vom Standpunkte einer bereits voll ausgebildeten Zeitvorstellung als Verwertungen des Begriffs „Zeit" darstellen, bedeutet keineswegs, dafs sie auch dem Kinde Anwendungsarten dieses Begriffs sind. Giebt man nach all diesem zu, dafs der Begriff „Zeit" die so ziemlich späteste Frucht der einschlägigen Gedankenbildung sei, so kommt noch zu bedenken — wie schon oben angedeutet —, dafs auch innerhalb dieses Begriffs ein Entwicklungsgang mufs stattgefunden haben, indem ein plötzliches Hervortreten seiner heute gangbaren abstrakten Fassungsweise, oder gar gleichzeitiges Entstehen seiner bisher erwähnten Prädikate höchst unwahrscheinlich ist. Die entwicklungsgeschichtliche Reihenfolge dieser letzteren läfst sich freilich in Ermangelung entsprechender Beobachtungen nicht bestimmen.

Waitz läfst den typischen Zeit-Begriff ganz nach Art sonstiger Abstrakta hervorgehen, und zwar durch Abscheidung der „specifischen Bestimmtheiten" zeitmessender Prozesse von deren „gemeinsamem Wesen", nämlich der „regelmäfsigen Wiederkehr eines Wechsels, durch welche man in den Stand gesetzt wird, sich über den Verlauf aller anderen Veränderungsreihen zu orientieren" (S. 598). Ähnlich Volkmann (s. o.). Bei Spencer, wo „eine bestimmte Zeit nichts anderes ist, als eine Lagebeziehung zwischen zwei bestimmten Zuständen in der Reihe der Bewufstseinszustände", ist „Zeit im allgemeinen ... das Abstraktum aus allen Beziehungen der Lage zwischen aufeinander folgenden Bewufstseinszuständen" (§ 337). Abgesehen davon, dafs der Begriff „Zeit", der eines Flusses, viel eher aus dem Vergleiche von Prozessen, als aus dem ruhender Entfernungen hervorgehen dürfte, scheint hier noch in der Schilderung eines gewissen Zeitverhältnisses vermittelst einer rein räumlichen Metapher (des Wortes „Lage"), ohne die ausdrückliche Erklärung, dafs es eine Metapher sein will, ein Rest objektivistischer Vorstellungsneigungen mit unterzulaufen. Bei Wundt ist „die abstrakte Zeit eben jene leere Zeit, der keine Wirklichkeit zukommt, zu deren Abstraktion wir aber gleichwohl genötigt werden". Sie stehe „in dieser Beziehung auf einer Linie mit den allgemeinen Begriffen, denen ebenfalls keine Gegenstände entsprechen, welche aber die allgemeinen Denkformen darstellen, in die von uns die Gegenstände und ihre Beziehungen gebracht werden müssen" (Log. S. 432—433). Ähnlich bei Liebmann (S. 110), wo die Newton'sche

Zeit ein durch Abstraktion gewonnener mathematischer Hilfsbegriff ist, ähnlich dem der geometrischen „Linie", dessen Unentbehrlichkeit für die Naturwissenschaft und hier statthafte Hypostasierung desselben niemals einen Beweis seiner objektiven Realität abgeben könne.

Die begriffähnliche Natur der Vorstellung „Zeit" ist bereits bei Leibniz (Opp. II, S. 91) ausgesprochen, wo die Zeit mit den Zahlen [und, in N. A. XIV, § 26, mit den ewigen Wahrheiten] verglichen wird, weil sie ähnlich, wie jene beiden, auch bloſse Möglichkeiten (possibilités) auszudrücken vermöge, d. h. nicht nur auf das thatsächlich Vorhandene anwendbar sein soll (. . . „quadre non seulement à ce qui est actuellement, mais encore à ce, qui pourrait être mis à la place, comme les nombres sont indifférents à tout ce qui peut être res numerata"). Noch bliebe Ulrici zu erwähnen, wo gleichfalls ein „Begriff der Zeit" der „Zeitanschauung" gegenübergestellt und verfochten wird, das „bloſse Abstrahieren von der Bestimmtheit der einander folgenden Erscheinungen" genüge höchstens für Erzeugung einer Zeitanschauung, indem für den „Begriff" vielmehr ein „Unterscheiden des Nacheinanders der Dinge rein als solchen von ihrem ruhigen Nebeneinander" (§ 31) nötig wäre. Als wenn vom laienhaften Menschenverstande jene dem Philosophen geläufige Gegenüberstellung von „Nacheinander" und „Nebeneinander" zu gewärtigen wäre!

5. Wörter von zeitlicher Bedeutung.

Die Ergebnisse vergleichender Sprachwissenschaft, welche im Bereiche des Ugromagyarischen ebenso, wie in dem des Indogermanischen und sicherlich auch auf anderen Sprachgebieten eine ursprünglich konkret-qualitative Bedeutung der allermeisten, heute abstrakt zeitlichen Ausdrücke (d. h. Hinzukömmlichkeit ihres heutigen Sinnes) darthun und Ursprünglichkeit desselben wenigstens nirgends nachweisen, — diese Ergebnisse sind ein vorzüglicher Beleg für unsere Hypothese, wonach Zeitvorstellungen der Menschheit nicht angeboren, sondern allmählich erworben sind, und sich nicht als „Anschauungen" dem menschlichen Verstande darstellen (denn da gäb's doch einige direkte Bezeichnungen für sie), sondern rein gedanklicher Natur sind, gleich den nomina abstracta. Wenn auch die einzelnen Entwicklungsphasen unserer zeitlichen Vorstellungen sich bei heutigem Stande semasiologischer Forschungen aus dem dargebotenen Materiale noch nicht entnehmen lassen, so ist durch Aufdeckung des Ausgangspunktes der jetzigen Zeitbedeutungen doch ein wichtiger Fingerzeig gewonnen für Schlufsfolgerungen (wenn man will,

nur für Mutmafsungen) über den Verlauf des betreffenden Bildungsganges. Der unleugbar oft hypothetische Charakter etymologischer Aufstellungen ist freilich nicht geeignet, die Sprachwissenschaft als Beweismittel unserer Zeittheorie ins Feld zu stellen; doch beansprucht ja auch die letztere nicht mehr, als den Rang einer Hypothese, welche sich jedoch durch ihre Harmonie mit Voraussetzungen fremder Gebietsbearbeiter nicht wenig gefördert fühlt.

In folgendem sind einige Beispiele aus dem Bereiche des Indogermanischen und des Ugromagyarischen zusammengestellt.

1.) Das griech. *αἰεί*, lat. aevum, got. aivs (= Zeit, Ewigkeit), alt-ir. und kymbr. ois, ais (= tempus, aetas, saeculum) entstammen dem sanskr. âyu (= „Lebenszeit", aber auch rein qualitativ „Leben") entweder unmittelbar, oder — nach Curtius (S. 385) — durch Vermittlung des Wortes ēvas, eines „Gang, Wandel" bedeutenden, also gleichfalls rein qualitativen (eventuell von i = „gehen" abstammenden) Ausdrucks.

2.) Das griech. *χρόνος* ist mit dem blofs räumlichen *χορός* (Tanzplatz) und lat. hortus verwandt, und stammt, wie das zend. zrvana (= Alter, Zeit), von der Wurzel ghar (= umfassen, nehmen), weshalb *χρόνος* „umfassende Zeitgrenze" (Curtius S. 200), anfangs also „Kreislauf" (der Sonne) bedeutet haben mufs, — ähnlich dem ungarischen idő (heute = Zeit), welches infolge seiner Verwandtschaft mit wogulisch und ostjakisch entep, endep (= Gürtel) auch nur irgendwelchen „ambitus, circuitus" (Budenz S. 809), somit etwas Nichtzeitliches bezeichnet haben dürfte. (Auch das mordwinische pingä [= Reif, Tonnenband] bedeutet gleichzeitig „Zeit, Stunde"; siehe noch lat. annus und annulus.) Die Abstammung eines abstrakt „Zeit" bedeutenden Wortes von einer Wurzel „Kreislauf" spricht für jene anfängliche Verwirrung der Zeit mit ihrem Mafsstabe, der Sonnenbahn, deren wir oben erwähnten, — eine Verwirrung, die gewifs so lange währte, als die Herkunft des zeitbedeutenden Wortes von jener Wurzel klar gefühlt wurde.

3.) Das griech. *ἐνδελεχής, ἐνδελέχεια, ἐνδελεχέω* geht auf sanskr. dirghas (lang), und letzteres wahrscheinlich auf die Wurzel dhar (halten, tragen, stützen) zurück (Curtius S. 191—192), woraus, wie aus der bereits von Locke bemerkten Abstammung des Wortes „duratio" von „durus" (s. o.), hervorgeht, dafs die Vorstellung der Dauer sich von der der physischen Stärke, Haltbarkeit (s. o. „Hartnäckigkeit") herleitet. Im ungarischen „tartósság" liegen die letzteren beiden Bedeutungen auch heute noch friedlich beisammen.

4.) Das zend. yâre, griech. *ὥρος*, got. jera, ahd. jār (sämtlich = Jahr), sowie — nach Curtius S. 355 — das griech. *ὥρα*, tschech. jaro (Frühling), eventuell das lat. hornus, mhd. hiure = nhd. heuer entstammen der Wurzel ya (gehen), ähnlich wie das ungar. év, finn. ikä,

esth. iga, erza-mordw. ie, tscheremiss. i, lapp. jake (Budenz S. 803, durchgängig = „Jahr") einer Wurzel jög- (fluere, currere). Bedeuten also diese Zeitbenennungen ursprünglich nicht mehr als „Lauf" (wir meinen Sonnenlauf), so liegt hier aller Wahrscheinlichkeit nach die nämliche Verwechslung der Zeit mit ihrem Mafsstabe, d. h. Mangel eines abstrakten Zeitbegriffs vor, wie oben unter 2.) Die Entwicklungsphasen des letzteren scheinen zu sein: 1.) Umlauf, 2.) dauerhafter Umlauf, 3.) umlauferfüllte Dauer, 4.) Dauer von der Länge eines Umlaufs.

5.) Das sanskr. dina (Tag) und — Curtius S. 236 — diva, auch dyaus (Himmel, Tag), lat. dies, bi, -tri -duum, interdiu; nun- (= novem) -dinus, ferner lith. dena = kirchenslaw. dini = kymbr. diw = altir. die = „Tag", sowie das sanskr. adja = kymbr. hediw = kirchenslaw. dinisi = altir. indiu = „heute", gehen sämtlich auf di (= scheinen) zurück, bedeuten also eigentlich etwas helles, mit der Sonne zusammenhängendes, ähnlich dem ungar. nap, welches „Tag" und „Sonne" bezeichnet. Der Sinn „heute" dürfte, wie im lat. hodie (= hoc die), vermittelst eines einverschmolzenen Demonstrativpronomens („diese Sonne" = mit dieser Sonne, diesen Tag) erzielt worden sein, welches im ungar. ma (verwandt mit most = jetzt, majd = dann, Budenz S. 606—607) selbständig auftritt.

Hierher gehört auch das griech. *αὔριον*, verwandt mit *ἦρι*, *ἠέριος*, vom sanskr. us- (glänzen, leuchten, Curtius S. 400), in welchem, sowie im ungar. holnap (wo hol ursprünglich = „lux, splendor", Budenz S. 105), der Sinn „morgen" durch die Wendung „mit erglänzender Sonne" wiedergegeben erscheint.

Eine ähnliche Zeitbenennung ist ferner zend. zima („Winter" und — als pars pro toto, Curtius S. 201 — „Jahr"), welches, sowie das noch abstraktere lat. bi, -(tri)-mus (= bi, -tri, -himus), des ferneren hiems, hibernus, griech. *χιών* (Schnee) und *χειμών* (Winter), auf das sanskr. hima (kalt, Schnee, Winter) zurückgehen. Die Bedeutung „Winter" wurde somit ursprünglich etwa durch „Schneeigkeit" ausgedrückt. —

Das zend. vanhra (Frühling), sanskr. vasara (Tag), vasantas (Frühling), ushasya (morgend), kirchenslaw. vesna (Frühling), lith. vasara (Sommer), griech. *ἔαρ* (pro: *Fέσαρ*) und lat. ver (pro: veser) sollten — Curtius S. 388 — gemäfs ihrer Wurzel vas (aufleuchten), anderseits auch *ἕσπερος*, lat. vesper = lith. vakaras aus diminutivem vask (etwas aufleuchten, bei Fick), eigentlich „etwas Leuchtendes" bedeuten, sowie das ungar. tavasz (Frühling), stammverwandt (Budenz S. 187 ff.) mit tscheremiss. sokso (calidus), eigentlich „etwas Warmes, Wärme", und hajnal (Tagesanbruch) von kogo = „leuchten" (Budenz S. 104), „etwas Leuchtendes, Licht" bedeuten sollten.

Auch *γῆρας* = sanskr. gara (Wurzel: gar = „gebrechlich machen, . . . werden", Curtius S. 176) sollten nur „Gebrechlichkeit", statt „Alter = Zeitpunkt, wo man hinfällig wird", bedeuten. (Alter durch blofse „Gröfse" ausgedrückt findet sich — Budenz S. 37—38, 718 und 857 — in *ἡλικία* von *ἥλιξ* [= wie grofs], ungar. kor [akkor-a = so grofs], ös [= uralt, verwandt mit finn. iso, mordw. otschu = magnus], ungar. agg [s. finn. aika = „tempus" und magnus] und im deutschen alt, von lat. al-, wachsen, s. altus.) Hierher gehört auch als Bezeichnung eines Zeit-

punktes mittelst eines denselben charakterisierenden Ereignisses der zend. Ausdruck für „Mittag“: arem-pitu, eigentlich „Fertigsein des Essens“, — eine Zeitbenennung, welche fortentwickelt gedacht bis zur Stufe: „wenn das Essen fertig ist“ sich von der heute üblichen Mittagsbezeichnung („um 12 Uhr“, wo ein an sich gänzlich uninteressantes und nur zum Zwecke der Zeitbezeichnung wichtig gewordenes Ereignis, nämlich die Ankunft zweier Uhrzeiger auf der Ziffer 12, zum Anknüpfungspunkt dient) wesentlich nur durch die Auserwählung eines auch an und für sich interessanten Ereignisses unterscheidet.

Aus alle dem läfst sich entnehmen, dafs die Namen von Zeitabschnitten, welche durch gewisse, sie ausfüllende Erscheinungen charakterisiert sind, ursprünglich nur diese Erscheinungen selbst, d. h. die reinen Qualitäten bezeichneten; dann später dieselben mit dem Nebenbegriffe ihrer Dauerhaftigkeit, welch letzterer schliefslich aus einem blofsen Epitheton zur Hauptsache wurde und Verkümmerung der Urbedeutung nach sich zog. Also z. B.: 1.) „Helles“, dann 2.) „dauerhaftes Helles“, schliefslich 3.) „helle (helligkeiterfüllte) Dauer“ = Tag.

6.) Ein Beispiel für die oben (S. 296, 304) berührte Verräumlichung der Zeit liegt im lat. antiquus, welches (Curtius S. 204), vom platt räumlichen ante, sanskr. anti („gegenüber, vor, angesichts“) herstammend, eigentlich „vorne befindlich“ bedeuten sollte.

Das gleiche gilt von *πάρος* (= früher, vor), welches — Curtius S. 269 — auf sanskr. puras (= vorn, vor) zurückgeht; ferner von *πρίν* (früher, bevor), *πρώην* (vordem, vorgestern), lat. pristinus und priscus, got. fruo (früh) und altir. riam (= antea) angesichts der Bedeutung „vor, fort“ ihrer sanskr. Wurzel pra, zend. fra (Curtius S. 283). Vergl. hiermit lat. antea aus ante ea.

In diese Klasse gehört auch das griech. *ἔνθα*, altpers. ada, welche Worte neben der zeitlichen Bedeutung („dann, damals“) auch noch die rein räumliche („dort“) ihres sanskritischen Stammwortes adha oder andha bewahrt haben. (Letztere Ausdrücke, einschliefslich des deutschen damals, dienen zur Bezeichnung vergangener Gleichzeitigkeit. Zum Anheftungspunkt für das in Frage stehende Ereignis dient stets jenes andere, welches bei „damals“ hinzugedacht wird. Simul, verwandt mit similis [Curtius S. 322] sowie *ἅμα*, beide vom sanskr. samas [eben, gleich] und zend. hama [derselbe, der gleiche], drücken die Gleichzeitigkeit als Ähnlichkeit des zweiten Ereignisses mit dem vorher erwähnten ersten aus.)

Das got. aftra (weiter, abermals) vom altpers. Komparativ apatara (der fernere) läfst das spätere Ereignis als entfernter erscheinen, während es das griech. *ὕστερος, -ον* (vom Komparativ uttaram der sanskr. Wurzel ud = auf, hinauf) eigentümlicherweise als in vertikaler Richtung befindlich hinstellt. (Übrigens übersetzt Curtius [S. 228] ud auch durch „auf, aus“.)

Erwähnenswert sind hier noch die griech. Ausdrücke *πότε* (wann), *ἐνίοτε* (manchmal, bisweilen), *μέταζε* (hernach), wo die Anhängung einer — übrigens ganz bedeutungslosen — Bildungssilbe *-τε, -ζε* an Grundstämme von räumlich-konkreter Bedeutung (*πο* = sanskr. ka ist ein interrogativer Pronominalstamm — Curtius S. 466 —, *ἔνιοι* heifst „manche“ und *μετά*

„mit, unter, nach“) in Fällen zeitlicher Anwendung derselben zweifellos auf einen bereits entwickelteren Zeitsinn zurückschliefsen läfst.[1])

7.) Eine andere Bezeichnungsart des Sinnes „antiquus, priscus“ liegt im ungar. régi, ó, ócska, avas, welche Ausdrücke (Budenz S. 649 und 831) in Anbetracht ihrer diversen Stammverwandten auf den Begriff „dunkel“ — möglicherweise die dunkle Farbe alter Gegenstände — zurückgehen.

Anderseits ist der Sinn „iam pridem“ in dem Ausdrucke „einst, einmal“ („es war einmal ein . . .“), sowie im got. suman (verwandt mit griech. ἁμο, -ἁμόθεν = irgendwoher, ἁμῶς = irgendwie, Curtius S. 393) und ungar. egyszer durch blofse Zahlbenennung wiedergegeben.

Auch die Gegenwart und Jüngstvergangenheit findet sich von ihrer rein qualitativen Seite, nämlich als neu aufgefafst in sanskr. numan (jetzig, sicherlich), zend. nû (eben, gerade), griech. νύν = lat. nunc = kirchenslaw. nyne = „jetzt“ und lat. nudius, nuper, denuo, sämtliche vom sanskr. navas („neu, frisch, jung“, woher auch griech. νέος und lat. novus, Curtius S. 315, 318). Ähnlich würde das ungar. jelen (gegenwärtig) — verwandt mit ostjak. jilip, jidep, wogul. jälpel, tscheremiss. jäl, finn. elpy- (sämtlich = „novus, iuvenis“, Budenz S. 144 bis 145) — gemäfs seines angeblich verbalen Grundstammes jäl oder jil (glänzen) eigentlich nur „neu, glänzend“ bedeuten.

8.) Gleichfalls ein Komparativ und zwar des Demonstrativums i (= der andere) ist das nunmehr rein zeitliche iterum, dessen Eignung zum Ausdrucke von Wiederholungen von dem Umstande herrührt, dafs „das andere“ stets für das Gegenstück des „einen“, somit für ein ihm irgendwie Ähnliches gebraucht wird.

Das griech. πάλιν von πάλλω (schwingen, schütteln) bedeutet eigentlich — Curtius S. 268 — „im Umschwung zurück“, giebt also den Begriff der Wiederholung durch den eines vollendeten Kreislaufs wieder. Das sinnverwandte ungar. megint (pro: megé-nt) bedeutet ursprünglich „zurück“.

9.) Das sanskr. acu (gesteigert: aciyams, acistha), griech. ὠκύς, lat. ocior sollten ihrer Wurzel (ak = eindringen) nach „eindringungsfähig“ bedeuten, sowie das sinnverwandte ταχύς und θοός (Wurzeln: tak- und θέ-ω = laufen) eigentlich „laufend“; das lat. citus (verwandt mit κίω, κίνυμαι, κινέω, Curtius S. 149) wäre = „bewegt“; das altir. dian, dene (= celeritas, von di = fliegen, Curtius S. 236) „fliegend“ und luath (= velox, von plu im griech. πλέω, Curtius S. 279) „schwimmend“, ähnlich wie das ungar. gyors (= schnell, verwandt mit wogul. jar, ostjak. jur, zürjän. jör = Kraft, Budenz S. 162) eigentlich „kräftig“. — Das altir. mall und griech. βραδύς gehen (Curtius S. 230) auf sanskr. mrdus (weich, zart) zurück, sollten also schwächliche, statt „langsame“ Bewegung bedeuten, sowie das sinnverwandte ungar. lassú (laut lapp. lossed = gravis, Budenz S. 684) eigentlich „schwerfällig“ heifsen sollte. — Wenn dem

[1]) Die wahrscheinlichen Produkte eines solchen, wie z. B. sanskr. tan (tempus), griech. μήν (Monat) etc. — s. Curtius —, sind, weil zur Bestätigung unserer Hypothese unbrauchbar, hier übergangen worden.

Menschenverstande sich „schnell“ ursprünglich nur als „kräftig“ und „langsam“ als „schwächlich“ darstellte, so verrät sich hierin offenbar, dafs diese Bewegungsbezeichnungen von der menschlichen und tierischen Bewegung ausgegangen und von dieser auf andere übertragen worden sind. (Ähnliches bei Curtius S. 113.)

Ein bemerkenswerter Umstand ist ferner der Mangel jedweder Bezugnahme auf den Zeitlauf in den obigen, offenbar rein qualitativen Benennungen einer Bewegungseigenschaft, deren Vorstellung heute mit zeitlichen Nebengedanken auf das innigste verwoben ist.

Zur Überleitung auf das Folgende möge hier noch das sanskr. Adverbium anjasa (stracks, bald) und got. anaks (sogleich) von ang (= salben, bestreichen, glatt machen) erwähnt werden, in welchen die Raschheit durch deren häufige Ursache (Geschmiertsein, also: „wie geölt“), d. h. gleichfalls rein qualitativ bezeichnet ist.

10.) Das got. galeiks und sinnverwandte nhd. gleich (von sanskr. arju = sich streckend, gerade), sowie das ungar. épen (im Sinne „soeben, sofort“, von ép = ganz, unversehrt) drücken die Kürze des zeitlichen Abstandes mittelst der Vorstellung von Geradheit einer dazwischengedachten Linie aus.

Denselben Sinn wiedergiebt mox = sanskr. ma(n)kshu = „bereit“ und „alsbald“ (von mangh = „begaben, begabt sein, fördern“) durch „fertig zu etwas“, weil eine Handlung stets „bald“ eintritt, wenn sie, oder man zu ihr, „bereit“ (fertig) ist.

Das lat. repente ist ein Lokativ des Participiums vom Zeitworte ῥέπω (= sich neigen; hiervon ῥοπή = Neigung, Ausschlag, momentum; Curtius S. 351), bedeutet also eigentlich „ausschlaggebend“.

Statim kommt von sto (Curtius S. 212), hiefse also „auf der Stelle, in ea statione“, ähnlich dem ungar. azonnal (pro: azon helyt), — eine ebenso räumliche Bezeichnung geringer Zeitabstände, wie noch illico aus in loco.

11.) Das lat. mane (zu guter Stunde), eine adverbiale Bildung vom altlat. manus (Curtius S. 328), bedeutet eigentlich nur „gut“.

12.) Eine, wie bei Punkt 9.), rein qualitative und wohl etwas poetische Benennung des entsprechenden Zeitraumes liegt im sanskr. nak = griech. νύξ = lat. nox = got. nahts = lith. naktis = nhd. Nacht, insofern deren Wurzel nac (verderben, zerstören) die Nacht, welche (Curtius S. 162—163) „keines Menschen Freund ist“, als ein „Verderbenbringendes, Unheilvolles“ hinstellt.

Fortsetzung und Schlufs folgt im nächsten Jahrgange.

Die Zelle als Individuum.

Eine psychophysische Studie von **August Dünges,** Cleve.

Inhalt.

Begriff des Individuums. Kennzeichen der Individualität. Die Zelle als selbständiges Lebewesen. Selbständigkeit der Funktion der Zelle. Über das Vorhandensein einer Zellpsyche.

§ 1. Begriff des Individuums.

Unter Individuum verstehen wir ein Wesen, das sich gegenüber der Aufsenwelt, vor allem gegenüber den Wesen derselben Art, als ein davon zu unterscheidendes besonderes Ich auffafst. Dieses Bewufstsein vom eigenen Ich ist, wie überhaupt alles Bewufstsein, bei verschiedenen Wesen, aber auch bei ein und demselben Wesen zu verschiedenen Zeiten, in verschieden hohem Grade vorhanden. Nicht selten entstehen Zweifel, ob man einem Wesen die Individualität in dem hier gefafsten Sinne (= Ichheit) zusprechen darf. Jedoch hat die hier gewählte Begriffsbestimmung den Vorzug, dafs sie, auf die freilich zunächst nur in der Auffassung des Subjektes bestehende Einheit und Unteilbarkeit des Ich begründet, dem Sinne des Wortes Individualität auf das Genaueste gerecht wird.

Im folgenden soll nun untersucht werden, ob und inwieweit es möglich ist, der Körperzelle die Eigenschaft der Individualität in dem hier gemeinten Sinne zuzusprechen.

§ 2. Kennzeichen der Individualität.

Zur Lösung dieser Aufgabe ist es notwendig, festzustellen, woran das Vorhandensein der Individualität zu erkennen sei. Dabei ergiebt sich von vornherein die Schwierigkeit, dafs das

wesentlichste Merkmal der Ichheit eben jene subjektive Auffassung des eigenen Ich darstellt, welche als solche andern nicht mitgeteilt werden kann. Doch schliefst das nicht aus, dafs auch objektive Kennzeichen existieren. Zur Auffindung derselben wollen wir uns vergegenwärtigen, welchen Wesen wir ohne weiteres den Besitz der Ichheit zuerkennen. Dies sind in erster Linie unsere Mitmenschen, sodann vielleicht die Tiere, weiter können wir nicht gehen. Warum aber nehmen wir ohne weiteres an, dafs unsere Mitmenschen im Besitze der Ichheit sind? Es bedarf keiner grofsen Überlegung, um sich darüber klar zu werden, dafs die Thätigkeit es ist, und zwar im Gegensatz zur Maschine die Thätigkeit aus eigenem Antriebe, welche uns vor allem veranlafst, in dem Mitmenschen ein besonderes Ich zu sehen, in derselben Weise, wie wir uns selbst als ein solches auffassen. Diese Thätigkeit aus eigenem Antriebe, dieses spontane, selbständige Handeln setzt, wie einen jeden die Erfahrung von sich selbst belehrt, Bewufstsein und Willen voraus und damit auch das Vorhandensein der Ichheit. Freilich ist es nicht immer leicht, festzustellen, ob die Thätigkeit, die wir an irgend einem Wesen wahrnehmen, als eine spontan erfolgende anzusehen ist. Anderseits darf aus dem Umstande, dafs eine spontane Thätigkeit nicht wahrgenommen werden kann, nicht ohne weiteres auf den Mangel der Individualität geschlossen werden. Jedoch giebt es sonst kein zuverlässiges Kennzeichen, es sei denn, dafs besondere Leistungen ihre Spontaneität durch ihren psychischen Charakter besonders deutlich offenbaren. Darum werden zuweilen Beweisgründe anderer Art die Beobachtung stützen oder selbst ersetzen müssen.

Um also die psychische Individualität der Körperzelle darzuthun, wird es nötig sein, zu zeigen, dafs dieselbe ein selbständiges, zur Thätigkeit aus eigenem Antriebe befähigtes Wesen darstellt. Sollte es aufserdem gelingen, direkte Belege für ein Erkennen und Wollen auch nur niedrigsten Grades beizubringen, so würden dieselben für unseren Beweis von besonderem Werte sein. Aber auch dann dürfen bei der

Schwierigkeit der hier zu leistenden Beweisführung indirekte, auf dem Wege der Kombination gewonnene Gründe nicht verschmäht werden. Ob es damit gelingt, alle hinsichtlich der Ichheit der Zelle auftauchenden Zweifel zu überwinden und vor allem, ob es mit dem zur Zeit vorliegenden Wissensmateriale schon gelingen kann, das lasse ich dahingestellt. Jedenfalls aber verlohnt es sich, diese Frage einer Untersuchung zu unterwerfen und alle Gründe, welche die psychische Selbständigkeit jener kleinen Lebewesen wahrscheinlich machen, zusammenzutragen.

§ 3. Die Zelle als selbständiges Lebewesen. (Individualität im biologischen Sinne.)

Bereits in der Cellularpathologie von R. Virchow[1]) findet sich der bedeutsame Satz: „Jedes Tier erscheint als eine Summe vitaler Einheiten, von denen jede den vollen Charakter des Lebens an sich trägt". Diese biologische Selbständigkeit der Körperzellen ist nun sowohl für ihren Zusammenhang untereinander, als auch für denjenigen mit dem Gesamtorganismus, zu erweisen. In ersterer Hinsicht sind die histologischen Untersuchungen der neueren Zeit über das Nervensystem insofern von grofser Tragweite, als daraus hervorgeht, dafs die Nervenzellen nicht, wie man früher annahm, miteinander in einer organischen Verbindung stehen und gleichsam ein grofses in sich zusammenhängendes Netz darstellen, sondern dafs sie nur mittels ihrer vielfach verästelten Ausläufer (Dendrone) eine allerdings innige und umfangreiche Berührung eingehen. Für manche andere Zellenarten des Tier- und Pflanzenkörpers werden Verbindungen durch Protoplasmafäden (Intercellularbrücken) angenommen,[2]) jedoch dürfte die mit den Nervenzellen gemachte Erfahrung auch hier zu der Vorsicht mahnen, die Entscheidung darüber, ob es sich um einen organischen, die Wesenseinheit der Zelle in Frage stellenden Zusammenhang handelt, einer mit vollkommeneren

[1]) R. Virchow, Die Cellularpathologie, 2. Aufl. 1859, S. 12.
[2]) O. Hertwig, Die Zelle und die Gewebe, 1898, II. Buch, S. 34.

Untersuchungsmitteln ausgerüsteten Zukunft zu überlassen. Wichtiger ist für unseren Beweis die Thatsache, dafs die meisten Zellen imstande sind, aufserhalb ihres Zusammenhanges mit dem Gesamtorganismus kürzere oder längere Zeit weiterzuleben. Die Lymphoidzellen zeigen auf warmem Objektträger ihre Bewegungen 2—3 Stunden lang. Die Samenfäden bleiben, auf den weiblichen Organismus übertragen, viele Tage lang lebens- und funktionsfähig, auch in geeigneten Lösungen sind sie haltbar. Die Samenfäden des Frosches können viermal nacheinander ohne Nachteil einfrieren, sie leben nach Mantegazza in den in die Bauchhöhle anderer Frösche überpflanzten Hoden bis 70 Tage.[1]) Schneidet man aus der Rachenschleimhaut eines Frosches ein Stück heraus und spannt es auf einen Korkrahmen, so kann man, wenn es nur vor Vertrocknung geschützt wird, tagelang die Flimmerbewegung beobachten.[2]) Das aus einem lebenden Tiere herausgeschnittene Herz ist noch stundenlang thätig, Skelettmuskeln, vom Körper getrennt, können noch längere Zeit nachher zur Kontraktion erregt werden. Freilich handelt es sich hier um eine Gruppe von Zellen, doch darf man wohl annehmen, dafs auch die einzelne Zelle, falls ihre Isolierung gelänge, eine gewisse, wenn auch kurze Zeit am Leben bliebe. Besonders interessant sind die Beobachtungen, welche bei der Transplantation gemacht werden. Liunggreen ist es gelungen, Epithelstückchen in sterilem, flüssigem Serum 6 Monate (!) lang lebensfähig zu erhalten und teilweise mit Erfolg zu verpflanzen.[3]) Bert konnte enthäutete Schwänze und Füfse von Ratten noch drei Tage, nachdem sie abgeschnitten waren, unter die Rückenhaut einheilen. Dieselben wuchsen sogar in ihren knöchernen Partien.[4]) Man hat Kaninchen die Ovarien exstirpiert und an eine andere Stelle des Peritoneums übertragen mit dem Erfolge, dafs trotzdem Gravidität und Geburt am normalen

[1]) Landois, Lehrbuch der Physiologie, 3. Aufl. 1883, S. 951.
[2]) Verworn, Allgemeine Physiologie, 2. Aufl., Jena 1897, S. 398.
[3]) Nach J. Wentscher, Centralblatt für Chirurgie 1898, No. 1.
[4]) Landois, a. a. O. S. 688.

Ende der Schwangerschaft eintrat.[1]) Selbst vom Tier auf den Menschen wurden Überpflanzungen erfolgreich vorgenommen.[2]) Am deutlichsten aber erweist sich die Fähigkeit der Zelle, unabhängig vom Gesamtorganismus eine Zeit lang weiter zu leben, im Tode. Derselbe ist nicht Sache eines Augenblickes, sondern die Zellen sterben nach und nach innerhalb eines beträchtlichen Zeitraumes. Angenommen, die Todesursache sei ein Erlahmen der Herzkraft, so ist die erste Folge das Aufhören der Blutcirkulation. Nun wird also den Organen keine neue Nährflüssigkeit und kein frischer Sauerstoff mehr zugeführt. Dadurch müssen sie verhungern und ersticken. Aufserdem werden die durch die Lebensthätigkeit entstehenden Stoffwechselprodukte nicht weggeschafft, so dafs eine Art innerer Vergiftung den Tod beschleunigt. Trotzdem leben manche Zellen noch viele Stunden lang. Sehr bald stirbt das Gehirn, etwas später das Rückenmark, noch später die Nervenstämme. Am längsten behalten die sympathischen Fasern ihre Reizbarkeit, so am Darm bis 10 Stunden. Die verschiedenen Muskeln bewahren ihre Erregungsfähigkeit verschieden lange Zeit, z. B. die Gesichts- und Zungenmuskeln bis zu drei, die Stammmuskeln bis zu sechs Stunden p. m.[3]) Die Flimmerepithelien der Luftwege können durch Neutralisation lähmender Säuren noch 24 Stunden nach dem Tode des Körpers zu erneuter Flimmerthätigkeit erweckt werden (Virchow).

Auf Grund derartiger und vieler anderer Beobachtungen wird man sich unschwer entschliefsen, die Körperzelle als ein besonderes Lebewesen, als eine Individualität im biologischen Sinne anzusehen.

§ 4. Selbständigkeit der Funktion der Zelle.

a) Die Funktion der Zelle im Verhältnis zu der des Gesamtorganismus.

Das ganze Getriebe des Organismus steht unter dem Einflusse des Nervensystems. Jedoch erstreckt sich derselbe

[1]) E. Knauer, Centralblatt für Gynäkologie 1898, No. 8.
[2]) Landois, a. a. O. S. 469.
[3]) Ebendaselbst S. 572.

vor allem auf die Organe und Organteile; die Zelle als solche unterliegt ihm zwar auch in der Regel, aber nicht unbedingt und immer. Schon für das Nervensystem selber besteht die Möglichkeit, dafs Teile desselben aus dem übrigen Zusammenhange losgelöst für sich funktionieren (Ganglienzellen des herausgeschnittenen Herzens; Rückenmark nach Entfernung des Gehirns). Vom Rückenmark wurde bei einem Hunde der Brust- und Lendenteil entfernt, gleichwohl gingen in dem rückenmarkslosen Körperabschnitte alle für die Erhaltung des Lebens unentbehrlichen Funktionen in ausreichendem Mafse von statten.[1]) Gänzlich unabhängig von nervösen Impulsen ist die amöboide Bewegung und Diapedese der Blutkörperchen, die Fortbewegung des Samens in der Vagina, wahrscheinlich auch die Wanderung des Eies nach dem Uterus. Durch die Schnittversuche Engelmanns am ausgeschnittenen Herzen ist erwiesen, dafs die Erregung, welche die fortschreitende Kontraktion zur Folge hat, nicht durch Nervenbahnen, sondern durch die kontraktile Masse selber fortgeleitet wird.[2]) Dasselbe nimmt Engelmann auch für die Darm- und Ureterenmuskulatur an. Die „paralytische Speichelsekretion" erfolgt nach Durchschneidung aller die Drüse versorgenden Nerven. Viele Zellen funktionieren auch noch nach gänzlicher Lostrennung vom Körper (Lymph-, Samenkörperchen, Flimmerepithelien).

b) Die Veränderlichkeit der Zellfunktion.

Die Zelle kann durch Übung und vermehrte Blutzufuhr eine quantitative Änderung ihrer Leistungsfähigkeit erfahren, so dafs sie unter besonderen Umständen geeignet wird, die Funktion zu Grunde gegangener gleichartiger Zellen mit zu übernehmen („vikariierende Thätigkeit"). Aufserdem ist aber auch eine qualitative Änderung der Zellfunktion möglich. Wenn die Hydra, ein Süfswasserpolyp, der annähernd die

[1]) Pflügers Archiv, Band 63: F. Goltz u. J. R. Ewald, Der Hund mit verkürztem Rückenmark.

[2]) Landois, a. a. O. S. 104.

Form eines Handschuhfingers hat, von innen nach aufsen gestülpt wird, so atmen die nach aufsen gekehrten Verdauungszellen, während die Atmungszellen die Verdauung übernehmen.[1]) Unter den Fischen zeigen die Schlammpitzger, zumal wenn es ihnen an Wasser gebricht und sie sich im Schlamm einwühlen, eine Darmatmung, indem sie an der Oberfläche des Wassers Luft verschlucken, im Darm daraus den Sauerstoff entnehmen und sie schliefslich kohlensäurereich durch den After wieder entleeren.[2]) Die Protospongia Haeckelii, eine Kolonie von Geifselinfusorien, welche durch eine gallertige Masse zusammengehalten werden, hat inmitten der Gallertmasse amöboide, am Rande Wimperzellen („Kragengeifselzellen"). Die amöboiden Zellen haben nun die Fähigkeit, an die Oberfläche zu wandern, und entwickeln sich dann ebenfalls zu Kragengeifselzellen.[3]) Es ist natürlich, dafs bei den höheren Organismen schon der eigenartige Bau der Organe einer weitgehenden funktionellen Änderung im Wege steht; gleichwohl ist auch hier die Zelle nicht streng an ihre specifische Thätigkeit gebunden. So sei nur an die vielfachen Metamorphosen, welche das Bindegewebe eingehen kann, erinnert.[4]) Bezüglich der Sinnesorgane hat sich jetzt als herrschende Ansicht die herausgebildet, dafs nur der eigenartige Bau des Aufnahmeorganes und die im Gehirn während des Lebens durch Übung entstandene funktionelle Anpassung an den durch das betreffende Sinnesorgan übermittelten und modifizierten Reiz die Ursachen für den verschiedenartigen Sinneseindruck darstellen. Also nicht eine Verschiedenartigkeit der Zellen selbst, sondern nur eine verschiedene Anordnung von Zellen ist hier das Entscheidende. Wir sehen nur deshalb nicht mit dem Ohre, weil Trommelfell und Gehörknöchelchen nicht imstande sind, die Ätherwellen in gehöriger Intensität fortzuleiten. Wären

[1]) Nach Darwin, Entstehung der Arten. Deutsch von Haek, Leipzig, Reclam, S. 243.

[2]) Landois, a. a. O. S. 265.

[3]) Verworn, a. a. O. S. 582.

[4]) Ausführliches siehe bei O. Hertwig, Die Zelle und die Gewebe, II, S. 200 ff.

sie es imstande, so würde sich das Endorgan der Nerven im Gehirn dem Reize angepafst haben und dafür aufnahmefähig geworden sein. Überhaupt kommt Wundt[1]) hinsichtlich der centralen Funktion zu folgenden wichtigen Sätzen: „Kein Element vollbringt specifische Leistungen, sondern die Form seiner Funktion ist von seinen Verbindungen und Beziehungen abhängig.“ „Für Elemente, deren Funktion gehemmt oder aufgehoben ist, können andere die Stellvertretung übernehmen, sofern sich dieselben in den geeigneten Verbindungen befinden.“ Sprechen somit bedeutsame Gründe dafür, dafs die Zellen überhaupt befähigt sind, im Laufe ihres Daseins die ihnen eigentümliche Funktion mit einer anderen zu vertauschen und damit selbstverständlich auch die der neuen Funktion entsprechende Organisation anzunehmen, so liegt anderseits auch die merkwürdige Beobachtung vor, dafs Zellen unter Umständen zur embryonalen Beschaffenheit und Funktion sich zurückverwandeln. So äufsert sich Paul Grawitz über die Gewebsveränderung bei der Entzündung etwa folgendermafsen:[2]) „In der Grundsubstanz der Gewebe sind zellenwertige Elemente enthalten, da bei der embryonalen Entwicklung Zellen unter Aufgabe ihrer Gestalt und der chemischen Eigenschaften ihres Kernes, aber unter Beibehaltung ihrer Lebensfähigkeit und der Möglichkeit, wieder in den zelligen Zustand zurückzukehren, in dieselbe übergehen.“ . . . . „Es bewährt sich somit als durchgehendes Gesetz, dafs die fertigen Gewebe eine Umkehr durchmachen, welche sie mehr oder minder weit in einen zelligen Zustand zurückführt, ähnlich demjenigen, aus welchem sie in früher Zeit der Entwicklung einmal hervorgegangen sind.“ Auch Ranvier[3]) kommt zu dem Schlusse, dafs die Entzündung die Gewebe wieder in den embryonalen Zustand versetzt. Wenn man sich dieser Auffassung der Entzündungsvorgänge anschliefst, so erscheint auch die Beobachtung, dafs gewisse Geschwülste, zumal die entzündlichen Granulations-

[1]) Grundzüge I, S. 235.
[2]) Archiv für klinische Chirurgie, Bd. XLIV, S. 502.
[3]) Münchener medizinische Wochenschrift 1896.

geschwülste, embryonalen Bau besitzen, in einem besonderen Lichte. Es gewinnt den Anschein, als ob die Zellen, sobald sie infolge irgend einer Störung eine besondere Funktion für den Organismus nicht mehr zu erfüllen haben oder, aus dem Zusammenhange mit dem Ganzen losgerissen, nicht mehr erfüllen können, zu der rein in Wachstum und Vermehrung bestehenden ursprünglichsten embryonalen Funktion zurückkehren. — Nach alledem müssen wir uns schliefslich dahin entscheiden, den sämtlichen Zellen eines Organismus gemäfs ihrer Abstammung von ein und derselben Urzelle eine prinzipielle Gleichwertigkeit zuzuerkennen. Den Grundtypus bildet die amöboide Zelle. Das Eikörperchen hat amöboiden Charakter, am Cylinderepithel der Darmzotten befinden sich Protoplasmafortsätze, welche, den Pseudopodien der Amöbe vergleichbar, das feinkörnige Fett erfassen und in den Zellenleib hineinziehen. Eine Ähnlichkeit und auch wohl innere Verwandtschaft mit diesen Protoplasmafortsätzen haben die Härchen der Flimmerepithelien, der Schwanz des Samenfadens, die Fortsätze mancher Bindegewebszellen (die sternförmigen Pigmentzellen mancher niederen Wirbeltiere zeigen ein zwar langsames, aber unverkennbares lebendiges Zusammenziehungsvermögen),[1]) vielleicht auch die Zahnung der Riffzellen im Stratum Malpighii der Haut und — die Fortsätze der Nervenzellen. Lépine und Duval haben die Hypothese aufgestellt, „dafs die Neurone im Zustande funktioneller Thätigkeit sich ausdehnen, um in physiologische Berührung mit solchen anderen Neuronen zu kommen, die wesentlich an einer besonderen Funktion Anteil haben".[2]) In der That konnte Demoor an Nervenzellen deutliche Kontraktionserscheinungen entsprechend den an den Pseudopodien von Rhizopoden zu beobachtenden direkt nachweisen.[3]) Die Amöbe selbst hat eine proteusartige Verwandlungsfähigkeit, so „dafs die verschiedenen Amöbenformen, die man nach der Gestalt der Pseudopodien zu unter-

[1]) Nach Frey, Grundzüge der Histologie, 1. Aufl., S. 59.
[2]) Centralblatt für Nervenheilkunde und Psychiatrie 1897, No. XII.
[3]) Verworn, a. a. O. S. 383.

scheiden pflegt, durchaus nicht immer als besondere Arten im Sinne der Systematik aufgefafst werden dürfen".[1]) Da es auch Pflanzenzellen giebt, welche amöboide Bewegung besitzen, so scheint im Pflanzenreiche ebenfalls die Amöbe den Grundtypus der Zelle darzustellen. Wir kommen schliefslich dazu, in allen Zellen aller Wesen einander verwandte Gebilde zu sehen, eine Auffassung, welche mit der Evolutionstheorie von Lamarck-Darwin aufs beste übereinstimmt. Die Funktion und die ihr entsprechende Organisation aber halten wir nicht für etwas, was der Zelle ein für allemal unabänderlich aufgeprägt ist, sondern wir halten beides für veränderlich. Die Zelle nimmt diejenige Funktion an, welche ihr im Zellenstaate nach dem Prinzip der Arbeitsteilung zugewiesen wird. Die Arbeitsteilung aber ergiebt sich mit Notwendigkeit aus der Staatenbildung von selbst.

Die ursprüngliche Funktion der aus der Sameneizelle hervorgegangenen Zellen ist die Vermehrung unter gleichzeitiger Beibehaltung des Zusammenhangs. In einem gewissen Stadium dieser fortschreitenden Vermehrung ist die Morulaform am günstigsten, weil dabei alle Zellen aus dem sie umgebenden Nahrungsdotter ihre Nahrung entnehmen können. Aber weiterhin genügt diese Art der Gruppierung nicht mehr. Es sind im Innern Zellen entstanden, welche mit der Oberfläche keine direkte Berührung mehr haben, und, damit auch sie mit Nahrung versorgt werden können, mufs das Ganze sich schlauchförmig gestalten („Gastrula"). Naturgemäfs werden sich aus dem mit der Aufsenwelt in Berührung stehenden Ektoderm die Sinnesorgane herausbilden, während das Entoderm die Funktion der Ernährung behält und nachträglich Organe aus sich entstehen läfst, deren Aufgabe es ist, die festflüssige und luftförmige Nahrung aufzunehmen, in eine geeignete Form umzuwandeln und sie dem Organe der inneren Ernährung, dem Blutgefäfssystem, zuzuführen. Dieses letztere geht aus dem Mesoderm hervor, indem die infolge weiterer Vermehrung zwischen jenen beiden Keimblättern entstandenen Zellen ihre Nahrung nicht mehr direkt empfangen können und deshalb Lücken lassen, durch welche der Nährsaft hindurchfliefsen kann. Jedoch kommen neben dem durch die Notwendigkeit der Arbeitsteilung geübten Zwange noch andere Faktoren bei der Entstehung des Organismus und der Ausbildung der Funktionen in Betracht. Ihre Erörterung kann erst später erfolgen.

Jede Zelle hat ihre besondere Lebensgeschichte, welche allerdings mit der des Gesamtorganismus in einem gewissen Zusammenhange steht. Die Entwicklung der Funktion ist

[1]) Verworn, a. a. O. S. 189.

wesentlich eine Folge der an die Zelle mit fortschreitender Entwicklung des Organismus herantretenden Aufgaben.

Diese Auffassung steht in einem Gegensatze zu der von Weismann u. a. ausgebildeten sogenannten Mosaiktheorie und schliefst sich der Theorie der Biogenesis von Hertwig an.[1]) Nach Weismann mufs die Funktion der Zellen als eine schon in der Sameneizelle prädestinierte angesehen werden, während die Lehre Hertwigs den Lebensschicksalen der Zelle einen Einfluſs auf die Gestaltung ihrer Funktion einräumt. Es würde zu weit führen, hier die Gründe zu entwickeln, welche gegen die Mosaiktheorie sprechen, und darf wohl dieserhalb auf das Buch von Oskar Hertwig, „Die Zelle und die Gewebe", verwiesen werden. Nur möchte ich ausserdem noch hervorheben, dafs auch die Fähigkeit der Regeneration mit der Mosaiktheorie unvereinbar erscheint. Wie will man sich die Wiedererneuerung ganzer Gliedmafsen und selbst der Augen bei Schnecken und Salamandern erklären, wenn man annimmt, dafs diese Körperabschnitte aus ganz bestimmten Teilen der Urzelle hervorgegangen sind? Jene Urzellenteile würden doch sicher in dem fertigen Organ oder Körperteil völlig aufgegangen und mit seinem Verluste auf immer verloren sein. Es ist auch gar nicht notwendig, mit Nussbaum[2]) anzunehmen, dafs die Zellen, welche Geschlechtszellen werden, sich sehr früh von den übrigen absondern. Sogar die Möglichkeit mufs zugegeben werden, dafs Zellen, die schon eine Zeit lang anders, etwa als Epithel oder Neuron, fungiert haben, sich nachher in Geschlechtszellen umwandeln, wenn es auch thatsächlich nur bei niederen Tieren vorkommen mag. So sind die Zellen, aus denen bei der Knospung das neue Individuum hervorgeht, ursprünglich gar nicht Geschlechtszellen, und doch läfst sich das Erzeugnis der Knospe von dem aus dem Ei hervorgegangenen desselben Tieres in keiner Weise unterscheiden.

c) Die Ursachen der Zellfunktion.

Die Thätigkeit der Zelle wird gern mit der Energieentwicklung eines zur Explosion gebrachten chemischen Körpers oder Gemisches (Nitroglycerin,[3]) Pulver) verglichen. Doch besteht ein wesentlicher Unterschied darin, dafs die Zelle auf den äufseren Anstofs hin nicht ihre ganze Kraft auf einmal in Aktion setzt, vielmehr genug übrig behält, um ein zweites Mal und noch öfter in Thätigkeit zu treten. Die Zelle hemmt sich offenbar selbst, bevor es zum völligen Kraftverbrauche kommt. Gegen empfindliche oder rasch aufeinander folgende Reize nimmt sie diejenige Form an, welche weiteren Angriffen die geringste Fläche darbietet. Die Lymphkörperchen nehmen

[1]) O. Hertwig, Die Zelle und die Gewebe, II, S. 91 ff.
[2]) Vergl. Weismann, Aufsätze über Vererbung, Jena 1892, S. 235.
[3]) M. Verworn, a. a. O. S. 127.

Kugelform an, die Samenzelle rollt sich auf, der Muskel verfällt in Tetanus. Man möchte fast den Vergleich ziehen mit dem Igel, der sich zusammenrollt, oder dem Hunde, der vor seinem Bedroher sich kauert. In anderen Fällen sehen wir jedoch, dafs die äufsere Einwirkung eine gesteigerte Thätigkeit zur Folge hat. So wird die Thätigkeit der Flimmerhaare durch den galvanischen Strom zu gröfserer Geschwindigkeit gesteigert (Engelmann),[1]) indem besonders die Frequenz und die Amplitude des Wimperschlages und damit der Nutzeffekt beeinflufst wird. Wie für die amöboiden Zellen die Kugelform, so ist für die Flimmerzellen gesteigerte Flimmerthätigkeit die beste Art der Abwehr. Ferner reagiert die Zelle nicht einfach mechanisch auf veränderte äufsere Bedingungen mit ihrer gewohnten Thätigkeit, sondern sie ist, wie die Veränderlichkeit der Funktion beweist, imstande, sich diesen anzupassen, um auch unter ungünstigen Verhältnissen weiter existieren zu können. Sie dient getreu dem Organismus, der ihr in der Blutbahn die nötigen Existenzmittel bietet, und sie erfüllt die ihr anerzogene Funktion so lange, als die Befehle des Organismus sie dazu anspornen. Aber die Zelle will vor allem leben und sich fortpflanzen, auch bei ihr sind schon Hunger und Liebe die mächtigsten Triebfedern ihres Thuns, und so geht sie unter veränderten äufseren Bedingungen wenn möglich zu einer anderen Funktion über. (Dies Vermögen der Anpassung ist für die ganze organische Welt von der gröfsten Bedeutung. Acclimatisation und Immunität beruhen wenigstens zum Teil darauf, und auch die Überwindung von Krankheiten ist wohl nur dadurch möglich, dafs die Zellen Veränderungen eingehen, welche ihnen entweder eine bessere Abwehr oder eine schnellere Ausscheidung der Giftstoffe [Toxine] ermöglichen. Auch an arzneiliche Gifte kann mit der Zeit eine Gewöhnung eintreten, welche direkt zu der Annahme zwingt, dafs in den Zellen selbst ihre Ursache gelegen ist.) Diese Fähigkeit der Zelle, unter dem Drucke neuer Verhältnisse Veränderungen einzugehen, ist nicht nur für die Erhaltung

[1]) M. Verworn, a. a. O. S. 428.

des Individuums, sondern auch für die Entstehung neuer Arten von grofser Bedeutung. Der Selbsterhaltungstrieb der Zellen, auf diese Weise begünstigt, wird zu einem wesentlichen Faktor für die Entwicklung der organischen Welt, und die Zweckmäfsigkeit der Naturbildungen gewinnt dadurch, dafs sie mit der Anpassung von Mikroorganismen in Zusammenhang gebracht wird, eine brauchbarere Erklärung, als sie unter der Bezeichnung der „Teleologie" gegeben zu werden pflegt.

Bei gewissen Formen von Zellthätigkeit läfst sich nun aber mehr oder weniger deutlich nachweisen, dafs die Anregung dazu nicht von aufsen erfolgt, sondern aus der Zelle selbst hervorgeht. Die Ernährung könnte als ein chemisch-physikalischer Vorgang angesehen werden, und dafs solche Vorgänge bei der Assimilation, d. h. der Umwandlung der Nährstoffe in Körpersubstanz, beteiligt sind, ist unzweifelhaft. Aber das schliefst nicht aus, dafs bei der Aufnahme der Nahrung die Zelle aktiv bethätigt sei. Die amöboiden Bewegungen der Lymphzellen haben doch wohl vorwiegend den Zweck, Nahrung zu suchen und dem Körper einzuverleiben (vergl. Phagocytose), und wenn bei der Mehrzahl der Zellen ein entsprechender Vorgang nicht zur Beobachtung gelangt, so liegt es daran, dafs ihnen durch die Einrichtung des Blutkreislaufes die Gewinnung der Nahrung höchst bequem gemacht ist und dieselbe auch eine Beschaffenheit besitzt, welche besondere Bewegungen zur Einverleibung (etwa ein Umfliefsen nach Art mancher Infusorien) erübrigt. Aber auch so läfst sich eine aktive Beteiligung der Zelle wenigstens insofern annehmen, als sie befähigt ist, aus der dargebotenen Nährlösung das für sie Passende auszuwählen. Wäre diese Auswahl ein passiv-chemischer Vorgang, so müfste man erwarten, dafs die Art der aufgenommenen und ausgeschiedenen Substanzen immer dieselbe bliebe, wodurch die Möglichkeit einer Funktionsänderung, welche auch eine Ernährungsänderung in der Regel bedingen wird, fast als ausgeschlossen zu betrachten wäre. Vor allem spricht aber auch gegen jene Annahme die Anpassungsfähigkeit der Zelle gegenüber giftigen Körpern,

wobei der Selbsterhaltungstrieb wieder zur Geltung kommt. Ist es nun für die Wanderzellen, deren Thätigkeit ein Autor[1]) in die Worte kleidet „sie fressen und marschieren", so gut wie sicher, dafs sie ihre Nahrung aktiv ergreifen, für die anderen Zellen wenigstens in gewissem Sinne wahrscheinlich und um so wahrscheinlicher, wenn man auf die gemeinsame Abstammung der Zellen Rücksicht nimmt und dabei die Annahme gelten läfst, dafs fixe Zellen unter gewissen Umständen zu Wanderzellen werden können, so besteht immer noch die Möglichkeit, dafs der Ernährungsvorgang insofern einer äufseren Einwirkung zuzuschreiben ist, als eine Reizwirkung dabei stattfindet. Jedoch kommt ein Reiz offenbar nur dann zustande, wenn eine Änderung der normalen Verhältnisse eintritt. Den Sauerstoff der Luft, den wir 16—20 mal in der Minute einziehen, können wir nicht als ein Reizmittel betrachten; wenn aber bestimmte Veränderungen in der Zusammensetzung der Luft vorliegen (stärkerer Ozonreichtum, Ammoniakgehalt etc.), so wirken diese als Reiz. Darum mögen wohl für die Zelle veränderte Ernährungsbedingungen, z. B. Gifte oder auch ein verstärkter Blutzufluſs, als Reiz zur Geltung kommen, aber für die regelmäfsige Zellernährung ist bei der sich im grofsen und ganzen gleich bleibenden Beschaffenheit der Nährlösung eine Reizwirkung nicht anzunehmen.

Wie die Ernährung, so hängen auch Wachstum und Vermehrung der Zelle in erster Linie von der Blutzufuhr ab, und insofern ist die Zelle passiv beteiligt. Jedoch kann auch die Blutzufuhr von den Zellen beeinflufst werden, indem gesteigertes Wachstum eines Organes stärkere Nahrungszufuhr nach sich zieht. Jedenfalls spricht die ganze Natur der bei der Zellteilung sich abspielenden Vorgänge, wobei sich zudem viele Analogien zwischen Körperzellen und einzelligen Wesen finden, dafür, dafs die Anregung dazu aus der Zelle selbst hervorgeht. Äufsere Reize können wohl einen fördernden oder hemmenden Einfluſs ausüben. So kann man in der erhöhten Inanspruchnahme eines Organes oder in der stimulierenden

[1]) Vergl. H. Frey, Grundzüge der Histologie, Leipzig 1875, S. 10.

Wirkung von Giften, in der reichlicheren Zufuhr von Stoffwechselprodukten (bei der vikariierenden Thätigkeit) „Wachstumsreize“ erkennen. Aber derartige Einflüsse sind nicht unerläfsliche Vorbedingung der Zellvermehrung. Am wichtigsten ist die Höhe der Temperatur, wobei man freilich im Zweifel sein kann, ob man eine Reizwirkung der Wärme anzunehmen oder in den ungünstigen Temperaturgraden wachstumshemmende Reize zu sehen habe. Wenn man bedenkt, wie sich Organismen und Zellen auch der Kälte allmählich anzupassen und trotz derselben zu wachsen und sich zu vermehren vermögen, wie es die eigenartige Vegetation der Gletscher beweist, wenn man ferner in Betracht zieht, dafs die günstigste Temperatur für das Wachstum eine individuell verschiedene ist, so wird man eine gewisse Selbständigkeit der Zelle gegenüber den Temperatureinflüssen zugeben müssen. Dafs ein bestimmter Wärmegrad am günstigsten ist, liegt wohl daran, dafs der zur Assimilation notwendige Chemismus sich dabei am leichtesten vollzieht. Nicht ausgeschlossen ist aber auch die Möglichkeit, dafs die Zelle, um jedesmal diesen günstigsten Grad herbeizuführen, in den ungünstigeren Fällen eine innere Arbeit leistet, welche einen den Stoffansatz schädigenden Stoff- und Kraftverbrauch bedingt. Wir kämen damit zu der Ansicht, dafs der Trieb, zu wachsen und sich zu vermehren, in der Zelle zu jeder Zeit vorhanden ist, und nur die Möglichkeit seiner stärkeren oder geringeren Befriedigung von äufseren Umständen abhängt.

Aber nicht blofs Ernährung und Wachstum, auch sonstige Zellthätigkeit dürfte unabhängig von Reizen, also spontan, erfolgen können. Läfst man auf Lymphzellen Induktionsschläge einwirken, so werden sie durch Einziehung aller Fortsätze rund; sobald der elektrische Schlag vorbei ist, fangen sie wieder mit ihren amöboiden Bewegungen an.[1]) Sie funktionieren also, ehe der Reiz eintritt und nach demselben, auf den Reiz selbst stellen sie ihre Funktion ein. Es ist nicht anzunehmen, dafs sie vor- und nachher ebenfalls unter der

[1]) Landois, a. a. O. S. 33.

Einwirkung eines Reizes stehen, wenigstens sollte man denken, dafs sie gegen alle äufseren Reize sich gleichmäfsig verhalten würden. Das einzige, woraus sich diese amöboiden Bewegungen erklären lassen, ist die Annahme eines inneren Antriebes, dem nun Hunger oder das Verlangen nach Orientierung zu Grunde liegen mag. Auch in anderen Fällen sehen wir, dafs die Zellbewegung dann eintritt, wenn hemmende Reize beseitigt werden, so bei den Samenkörperchen und den Flimmerepithelien, welche, in verdünnte alkalische Lösungen gebracht, durch Neutralisation lähmender Säuren wieder bewegungsfähig werden. Die Thätigkeit des herausgeschnittenen Herzens mufs als eine spontane angesehen werden. Wenn Reize darauf einwirken, so schlägt es zwar energischer, kommt aber auch früher zur Ruhe. Am wichtigsten ist für seine Thätigkeit eine genügende Ernährung. Daher schlägt es länger in Nährlösungen, z. B. Milch, Serum, als in indifferenter Kochsalzlösung, länger in sauerstoffhaltiger Luft, als in anderen Gasen.[1])

§ 5. Über das Vorhandensein einer Zellpsyche.

Nachdem nunmehr gewichtige Gründe beigebracht wurden, um eine aus eigenem Antriebe erfolgende Thätigkeit der Körperzelle zu erweisen, wenden wir uns demjenigen Teile der Untersuchung zu, welcher die für die Annahme einer Zellpsyche direkt zu verwertenden Schlüsse und Beobachtungen umfafst. Hierzu dienen als Grundlage:

a) die vergleichende Psychologie,
b) die psychogenetische Wissenschaft,
c) direkte Beobachtungen von psychischer Thätigkeit an Zellen oder Zellgruppen.

a) Die Frage, ob das Tier im allgemeinen ein mit Ichbewufstsein begabtes Wesen ist, werden wir getrost bejahen dürfen. Man ist zwar in der Zeit vor Darwin vielfach anderer Ansicht gewesen (vergl. Kant, Anthropologie, § 1), jedoch wird man jetzt auf Grund der durch die Evolutionstheorie

[1]) Landois, a. a. O. S. 107.

gewonnenen Erkenntnis zwischen der tierischen und menschlichen Psyche nur einen gradweisen Unterschied anzunehmen berechtigt sein. Ein Bewufstsein ohne Selbstbewufstsein, wie man es den Tieren zusprechen wollte, ist etwas, was wir aus der Erfahrung überhaupt nicht kennen. Denn das uns aus der Erfahrung bekannte eigene Bewufstsein enthält eben auch ein Selbstbewufstsein. Jene des letzteren entbehrende Art von Bewufstsein kann also nur auf Grund einer theoretischen Konstruktion angenommen werden. Es ist aber viel wahrscheinlicher, dafs ein qualitativer Unterschied im Bewufstsein verschiedener Wesen überhaupt nicht existiert, sondern nur ein quantitativer, auf den Umfang des jeweils vorliegenden Erfahrungsmateriales sich gründender. Die Einheitlichkeit unseres Bewufstseins ist gerade darin begründet, dafs unsere sämtlichen Erfahrungen subjektiver Natur sind, dafs sie in dem Ich ihren Konzentrationspunkt besitzen und dafs die jeweilig im Bewufstsein herrschenden Vorstellungen mit dem Ich in irgend einem Zusammenhange stehen. Die Aufmerksamkeit vermag nicht lange bei einem fremden Gegenstande zu verweilen, ohne immer wieder auf das eigene Ich zurückzukommen. Wenn man überhaupt das Bewufstsein als „inneres Sehen“ zu dem äufseren Sehen in Gegensatz und Vergleich stellen und von einem Blickfelde desselben sprechen darf, so ist es wohl gerechtfertigt, zu behaupten, dafs das eigene Ich immer in diesem Blickfelde sich befindet, auch wenn den Blickpunkt ein äufserer Gegenstand einnimmt. Wir werden bei jeder neuen Erfahrung uns über die Bedeutung derselben für das eigene Ich klar zu werden suchen, und je gröfser diese Bedeutung uns vorkommt, um so mehr unsere Aufmerksamkeit anspannen, die Erfahrung desto inniger mit unserem Ich verbinden und sozusagen in uns einverleiben. Daher unser Ich uns am lebhaftesten gegenwärtig wird, das Selbstbewufstsein am stärksten in die Erscheinung tritt, wenn Vorteil oder Schaden für das Ich in Frage steht und dadurch Lust- oder Unlustgefühle erweckt werden. Alles dies wird, wenn auch, dem geringeren Helligkeitsgrade des Bewufstseins gemäfs, in

vermindertem Grade, für das Tier Geltung haben. Auch das Tier ist ein egoistisches Wesen, und neue Erfahrungen werden sich bei ihm im allgemeinen um so besser einprägen, je mehr sie zu dem eigenen Ich in Beziehung stehen. Auch beim Tiere beobachten wir Freude und Trauer. An Hunden sehen wir deutlich genug, dafs sie empfangene Wohlthaten und Mifshandlungen im Gedächtnis aufzubewahren, also Erfahrung zu sammeln befähigt sind. Sie unterscheiden ihre Wohlthäter von ihren Feinden und treffen überhaupt unter Menschen und Tieren eine Wahl, aus der die Befähigung zu individualisieren klar hervorgeht. Aus diesen Gründen wird man das Vorhandensein eines wie auch immer beschaffenen Ichbewufstseins bei den Tieren überhaupt anzunehmen nicht umhin können.

Etwas anderes ist es mit der Frage, ob es innerhalb des Tierreiches eine Grenze giebt, unterhalb welcher wohl noch Leben, aber keine Psyche mehr existiere, und ferner, ob die Pflanzen als beseelte Wesen anzusehen sind. Tanzi[1]) stellt die Behauptung auf, in der Tierreihe beginne das Bewufstsein mit der Umwandlung der gangliös-reflektorischen Organisation in die centralistisch-individualistische. Das Echinoderm z. B. habe kein Bewufstsein. Diese Behauptung ist an sich recht willkürlich. Zudem müfste nach dem hier aufgestellten Prinzip den einzelligen Wesen, die ja auch eine „centralistisch-individualistische Organisation" besitzen, wieder ein Bewufstsein zugesprochen werden, was doch nicht angeht, wenn man es höher organisierten Tieren abspricht. In der That dürfte ein triftiger Grund für die Annahme einer solchen Grenze nicht vorliegen. Wundt[2]) kommt zu der Schlufsfolgerung: „Die Lebensäufserungen schon der niedersten Protozoen sind nur unter der Voraussetzung erklärlich, dafs ihnen ein Bewufstsein zu Grunde liegt, welches allein in dem Grade seiner Entwicklung von unserem eigenen verschieden ist", und an einer anderen Stelle äufsert derselbe Autor sich

[1]) Grenzen der Psychologie. Centralblatt für Nervenheilkunde und Psychiatrie 1898, No. 2.

[2]) Grundzüge I, S. 23.

dahin:[1]) „Das Selbstbewufstsein in den Anfängen seiner Entwicklung ist ein durchaus sinnliches. Es besteht aus einer Reihe sinnlicher Vorstellungen, die nur durch ihre Permanenz und ihre teilweise Abhängigkeit vom Willen sich vor anderen auszeichnen, während lebhafte Gefühle, namentlich Gemeingefühle, ihre Wirkung verstärken. Schon bei den niedersten Tieren sind alle Bedingungen zur Ausbildung eines solchen einfachen Selbstbewufstseins vorhanden". Es ist auch vom Standpunkte der Entwicklungstheorie aus nicht recht zu verstehen, dafs, nachdem sich schon eine Menge verschiedenartiger, selbständiger Wesen aus den niedrigsten nach und nach entwickelt hatten, nun auf einmal auf einer bestimmten Stufe als etwas ganz neues das Ichbewufstsein hinzugekommen sei.

Auch für die Pflanze wird man von diesem Gesichtspunkte aus ein, sei es auch noch so dunkles, Ichbewufstsein annehmen. Tiere und Pflanzen müssen nach der Evolutionstheorie denselben Ahnen haben, und wenn die Ichheit allen Gliedern der ganzen Entwicklungsreihe zugesprochen wird, so mufs auch jener gemeinschaftliche Ahne dieselbe besessen haben und sie mufs von ihm auf die Pflanzen übergegangen sein. Sehen doch auch hervorragende Physiologen in den Pflanzen nichts weiter als einseitig entwickelte Tiere. Bekanntlich sind auf den niedrigen Stufen der Wesenreihe die Unterschiede zwischen Tier und Pflanze vielfach verwischt, so dafs wir Eigenschaften, die für jenes als charakteristisch angesehen werden, bei dieser wiederfinden und umgekehrt. Auch der Mangel eines Nervensystems bei der Pflanze bedeutet keinen tiefgreifenden Gegensatz. Denn wenn auch die wesentliche Funktion desselben, die Übertragung von Reizen an eine Centralstelle, wohl kaum im Pflanzenreiche vertreten sein dürfte, so ist die Vorbedingung dieser Funktion, die Reizbarkeit, auch an der pflanzlichen Zelle vorhanden. Man kann wohl sagen, dafs die Zellen der Pflanzen im allgemeinen die doppelte Funktion von Nerven- und Drüsenzellen behalten haben, indem sich eine Arbeitsteilung nach dieser Richtung

[1]) A. a. O. II, S. 303.

nicht als notwendig erwiesen hat. Die Pflanze wird von ihren Lebensreizen in der Regel nicht an bestimmten Stellen, sondern an ihrer ganzen Oberfläche beeinflufst, denn Luft, Licht, Wärme sind um sie überall verbreitet, und sie benötigt nicht in dem Mafse wie das Tier besonderer Organe, um die Nahrung zu wittern und sich zu schützen im Kampfe mit ihren Feinden. Auch würden ihr, da sie nicht fliehen kann, Sinnesorgane zur Entdeckung des Feindes wenig nützen. Wenn wir demnach mit einem gewissen Rechte allem, was Zelle heifst, eine innere Wesensgleichheit zugestehen, so ist es folgerichtig, ebenso wie in Moneren und Amöben, auch in den zu einem gröfseren Organismus zusammengefügten Zellen mit Ichheit begabte Wesen zu erkennen.

b) Für die Reihe derjenigen Wesen, aus denen sich nach der Evolutionstheorie endlich der Mensch entwickelt hat, glaubten wir einen Unterschied zwischen solchen, die im Besitze der Ichheit wären, und solchen, die derselben entbehrten, nicht machen zu dürfen. Eine Rekapitulation dieser Wesenreihe finden wir in der embryonalen Entwicklung (Haeckel u. a.). Daher wird man es von vornherein als wahrscheinlich ansehen müssen, dafs die Ichheit, welche dem extrauterinen Tiere und Menschen eigen ist, schon in allen Stadien des embryonalen Daseins von den Wesen besessen werde. Was insbesondere die am Anfang dieser Stadien befindliche Sameneizelle betrifft, so läfst sich die Annahme einer psychischen Individualität derselben mit triftigen Gründen belegen. Die Eikörperchen haben alle charakteristischen Eigenschaften einer Amöbe. Preyer (a. a. O. 2. Vorwort) sagt darüber: „Sie wachsen und bewegen sich durch Aussenden und Einziehen von Scheinfüfsen, nehmen Nahrung in sich auf . . . verhalten sich überhaupt wie Amöben oder andere einfache lebende Wesen". „Einigen Teilen des Einhaltes kommen unzweifelhaft geistige Eigenschaften potentiell zu, wenigstens Empfindungsvermögen." Die Samenkörperchen hält Strassburger für wesentlich gleichartige Gebilde wie die Eizellen. Die Unterschiede in der äufseren Form betreffen nur unwesentliche Teile und sind durch die

verschiedenartige Funktion bedingt. Wenn man also der Eizelle psychische Eigenschaften zugesteht, so wird man nicht umhin können, sie auch für das Samenkörperchen gelten zu lassen. Massart[1]) hat Versuche angestellt über das Eindringen der Spermatozoen des Frosches in quellende Substanzen (Gelatine, Quittesamen, Froscheischleim u. a.). Er sagt: „Die Spermatozoen dringen in die quellende Substanz infolge einer besonderen Empfindlichkeit für Berührung; sie empfinden dabei einen wachsenden Genufs (!) und dringen deshalb weiter zum Ei vor". Es erhebt sich nun die Frage, ob auch das durch die Kopulation von Samen- und Eizelle entstehende Verschmelzungsprodukt eine Ichheit darstelle. Dies ist schon deshalb vorauszusetzen, weil man nicht annehmen kann, dafs bereits vorhandene psychische Qualitäten bei Fortbestehen des Lebens untergehen sollten. Zudem ist bei dem Vorbilde jener Verschmelzung, bei der Konjugation von Infusorien, das Gegenteil der Fall. Eine weitere Frage ist die, ob beide Zellen nach der Kopulation zu einer einzigen Ichheit verschmelzen oder ihre eigene Ichheit bewahren. Die Beobachtung unter dem Mikroskop, wonach beide Zellen nach Ausstofsung des „Richtungskörperchens" eine einzige neue Zelle darzustellen scheinen, spricht wohl für erstere Annahme. Eine Hypothese von Kreidmann,[2]) welche das Getrenntbleiben der Ichheiten verständlich machen könnte, soll hier wenigstens erwähnt werden. Danach wächst gewissermafsen jede der beiden Zellen zu einem vollständigen Organismus aus, aber so, dafs derjenige der einen Zelle vollwertige, der der anderen nur rudimentäre Organe repräsentiert. Hinsichtlich der Geschlechtsorgane ist ja dieses doppelte Vorkommen längst bekannt. Aber auch für alle anderen Organe glaubt Kreidmann das entsprechende, vom zweiten Teile des Elternpaares herrührende, rudimentär gebliebene angeben zu können, wobei er freilich vielfach mit anderweitigen nicht unbegründeten

[1]) Massart, Sur la pénétration des spermatozoïdes dans l'oeuf de la grenouille. Bulletin de l'Academie des Sciences de Belge XVIII, 8, p. 215.

[2]) Ärztliche Rundschau 1896.

Deutungen in Widerspruch geraten dürfte. Danach würden also die Samen- und die Eizelle nach der Kopulation ihre Individualität behalten und doch zugleich in ihrer Verbindung eine neue Ichheit darstellen. Es bestünde dann für die zwei Zellen dasselbe Verhältnis, welches wir für die Billionen Zellen des fertigen Organismus annehmen und erweisen möchten. Doch es ist hier nicht der Ort, um über diese bisher wenig beachtete Hypothese zu entscheiden. Halten wir uns also an die landläufige Annahme der Verschmelzung von Samenfaden und Ei zu einem Individuum, so haben wir darin die Stammmutter aller Zellen des Organismus vor uns, und wenn dieser der Besitz der Ichheit zugestanden wird, so folgt daraus, dafs auch ihre Abkömmlinge, die Körperzellen, als Ichheiten angesehen werden müssen. Wenigstens ist von vornherein anzunehmen, dafs die Ichheit, wenn sie einmal vorhanden ist, höchstens mit dem Leben selbst wieder verloren gehen kann, und dafs sie, wenn eine Zelle sich in zwei neue teilt, auf beide zugleich übergeht. Oder sollte man glauben, dafs nur die eine der Tochterzellen in den Besitz der Ichheit gelangte und bei deren Teilung auch wieder nur eine u. s. f., so dafs also immer nur eine Zelle des ganzen Organismus Trägerin der Ichheit wäre? Dem widerspricht die Thatsache, dafs man bei gewissen Tieren und Pflanzen aus einem beliebigen Teile ein neues Individuum erzielen kann. Sehen wir also mit gutem Grunde in der Sameneizelle ein mit Ichheit begabtes Wesen, so macht dies die Individualität der Körperzellen überhaupt in hohem Mafse wahrscheinlich.

Von besonderer Wichtigkeit aber für die Erledigung dieser Frage sowohl als für die psychogenetische Forschung überhaupt sind die Vorgänge der Vererbung. Um dieselben für die vorliegende Auseinandersetzung verwerten zu können, dünkt es mich am praktischsten, zwei Theorien einander gegenüberzustellen und gegeneinander abzuwägen, nämlich eine solche, welche den Begriff der Zelle rein stofflich fafst, und zweitens eine solche, welche der Zelle auch eine Psyche beilegt.

In ersterem Sinne läfst sich die bekannte von Weismann[1]) aufgestellte Theorie deuten, welche annimmt, der Zellkern enthalte die „Vererbungssubstanz", indem die Kernfäden aus einer grofsen Menge von „Biophoren" bestünden, deren jedes bestimmten Eigenschaften einer späteren Körperzelle entspräche. Danach müfste die Summe der Biophoren in der Sameneizelle gleich sein der Summe aller Zellen im fertigen Organismus. Durch die jeweils verschiedenartige Mischung der Biophoren des Samenkörperchens und des Eichens während der Kopulation und Ausstofsung der überflüssigen Biophoren in Richtungskörperchen entsteht nach Weismann die Variation der Individuen. Aus diesen werden durch Zuchtwahl die tüchtigsten ausgelesen und, indem sie ihre durch die zufällige Variante empfangene Tüchtigkeit weiter vererben, immer vollkommenere Arten herangebildet. Die Vererbung erworbener Eigenschaften wird von Weismann bestritten.

Eine Theorie, welche eine psychische Beschaffenheit der Zelle mit in Betracht zöge, würde etwa folgendermafsen lauten: Die Zelle wird von den Lebenserfahrungen des Gesamtorganismus beeinflufst und unter allen Zellen besonders diejenigen, welche, frei von einer speciellen Funktion, am besten befähigt sind, einen Gesamteindruck von der jedesmaligen Lage und Beschaffenheit des Organismus auf sich wirken zu lassen. So ist denn die Erfahrung der Jahrmillionen, welche die gesamte Organismenwelt bis zu ihrer heutigen Entwicklung gebraucht hat, in den Zellen und besonders in denen des Generationssystems ausgeprägt. Die Fähigkeit, Erfahrung aufzuspeichern, heifst Gedächtnis, die Reproduktion der Erfahrung Erinnerung. Je häufiger sich eine Erfahrung wiederholt, desto tiefer prägt sie sich dem Gedächtnisse ein. Die Tochterzelle empfängt von der Mutterzelle mit der gleichen Beschaffenheit auch das ganze Erfahrungsmaterial derselben. Wie das möglich ist, darüber läfst sich eine bestimmte Vorstellung noch nicht bilden. Am besten ist es, sich hier auf den allgemeinen psychophysischen Standpunkt zurückzuziehen, wonach jede psychische Erscheinung im physischen ihr Äquivalent besitzt.[2]) So mögen wir denn denken, dafs der Substanz die Fähigkeit innewohnt, die in ihr (und durch sie) ausgeprägte Erfahrung durch die eigene Verdoppelung zu verdoppeln, so dafs also aus der Mutterzelle zwei Tochterzellen entstehen, welche mit gleichem Erfahrungsinhalte begabt sind und deren Tochterzellen wieder mit dem gleichen u. s. f. Schliefslich sehen wir in allen Zellen des Organismus Wesen, welche ursprünglich dasselbe Erfahrungsmaterial in sich aufgespeichert enthalten. Wie entsteht nun die besondere Funktion? Damit aufgespeicherte, also gleichsam latente Erfahrung aktiv, d. i. Erinnerung werde, mufs ein äufseres Moment hinzukommen. Dies wird beim Embryo durch die gegenseitige Lage der Zellen und die mit dem Wachstum sich ergebende Notwendigkeit der Arbeitsteilung dargestellt. Wie die uralten Vorfahren der Sameneizelle, die Amöben, alle Funktionen mit einer einzigen Zelle ausüben, so sind auch die Körperzellen von vorn-

[1]) A. Weismann, Aufsätze über Vererbung, Jena 1892.

[2]) Wundt, Grundzüge der physiologischen Psychologie, 4. Aufl. 1893, II, S. 644.

herein zu allen Funktionen fähig, und erst durch die besonderen Verhältnisse wird eine bestimmte Funktion vorwiegend übernommen und geübt. Jedoch mufs in den Zellen noch eine besondere Eigenschaft vorhanden sein, welche es ihnen ermöglicht, sich gerade zu dem besonders gearteten Organismus auszuwachsen, das eine Mal ein Insekt, das andere Mal ein Säugetier u. s. w. zu werden. Diese Befähigung setzt voraus, dafs die Geschlechtszellen das Leben des Gesamtorganismus in gewisser Weise mitzuerleben und an den Wandlungen desselben teilzunehmen imstande seien. Da aber diese Wandlungen vielfach durch Zuchtwahl bestimmt sind, so kommt eine solche auch für die Gestaltungsfähigkeit der Geschlechtszellen in Betracht. Überhaupt könnte die Fähigkeit der Zellen, aus sich den Gesamtorganismus zu reproduzieren, durch Zuchtwahl sich ausgebildet haben. Nachdem im Laufe der Evolution einmal die Fähigkeit gefunden war, auf bestimmte Zellen die Bildung neuer Organismen zu übertragen, wurde dies nach und nach zur Gewohnheit, und Gewohnheit ist auch nichts weiter als aufgespeicherte Erfahrung. So erklärt sich auch die embryonale Entstehung von Organen, welche erst im postembryonalen Leben in Funktion treten, nur als Akt der Gewohnheit. Die Zellen bauen den Organismus aus sich auf, nicht etwa, wie wenn sie eine bestimmte Vorstellung von ihrem Enderzeugnis hätten, sondern gelenkt durch die stereotyp gewordene Erfahrung der Jahrmillionen, wie auch der Vogel zum erstenmal ein Nest errichtet oder Bienen und Ameisen eine kunstvolle Wohnung herstellen, ohne bewufste Vorstellung von ihrem Werke, nur geleitet durch den Instinkt oder sagen wir besser die aufgespeicherte Erfahrung von vielen Tausenden von Generationen. (Eine ausführliche Theorie über die Vererbung erworbener Eigenschaften ist bekanntlich von Herbert Spencer ausgebildet worden.)

Wägen wir nun die beiden Theorien gegeneinander: Bei einer rein materiellen Auffassung des Vererbungsvorganges ist es nicht zu verstehen, wie nach Verlust einer von einer bestimmten Menge von Vererbungssubstanz sich herleitenden Zell- oder Organgruppe Regeneration eintreten kann, und doch sehen wir, dafs bei manchen Tieren Extremitäten und sogar Augen regeneriert werden können. Man kann ferner nach jener Theorie nicht begreifen, inwiefern bei manchen Pflanzen und Tieren auch Zellen oder Zellgruppen, welche mit dem Sexualsystem nichts zu thun haben, ein vollkommen neues Individuum erzeugen, wie denn überhaupt eine Änderung der Funktion bei Zellen, welche schon in der Anlage zu einer bestimmten Thätigkeit vorherbestimmt sind, nicht vorausgesetzt werden kann. Nach der Weismann'schen Theorie läfst sich auch dafür, warum der Embryo durch die Formen der Vorfahren sich hindurchentwickeln mufs, eine befriedigende Er-

klärung nicht geben. Wenn in der Zelle die stoffliche Beschaffenheit des fertigen Organismus in irgend einer Weise vorgebildet daliegt, so mufs man erwarten, dafs die Entwicklung ohne Umweg sofort der Form des Gesamtorganismus zustrebt. Der Begriff des Mosaiks, wie die rein stoffliche Auffassung überhaupt, giebt eine zu einseitig räumliche Vorstellung.

Sehen wir in der embryonalen Formenwandlung eine Wiedererinnerung, so entsteht dabei allerdings insofern eine Schwierigkeit, als die Vorfahren der Samen- und Eizelle immer nur Zellen gewesen sind und nie ein vollständiger Organismus. Hier mufs die Hypothese aushelfen, dafs die Geschlechtszellen, frei von jeder Funktion, an den Geschicken und Erfahrungen des Gesamtorganismus Anteil nehmen. Die Möglichkeit einer solchen Anteilnahme liegt um so näher, als bei niederen Organismen, wo die Funktionen noch nicht erheblich differenziert sind, auch aus anderen als Geschlechtszellen sich ein ganzer Organismus entwickeln kann. Die Vererbung erworbener Eigenschaften wird in der Regel mit solchen Beispielen zu widerlegen gesucht, bei denen es sich gar nicht um erworbene Veränderungen im wahren Sinne des Wortes handelt, sondern um solche, welche die Vorfahren absichtslos erlangten (Beschneidung, Schädelkompression der Indianer u. s. w.). Ob solche Eigenschaften, welche durch heifses Streben errungen und durch Generationen hindurch immer wieder angestrebt werden, ferner ob die durch Anpassung erworbenen vererbbar sind oder nicht, darüber dürfte ein endgültiges Urteil noch nicht gefällt sein. Räumen wir daher die Möglichkeit ein, dafs die Erfahrungen des Gesamtorganismus sich in irgend einer Weise den Geschlechtszellen mitteilen und sich in ihnen als Erfahrungsmaterial niederschlagen, so ist es nicht schwer, die embryonale Formenskala auf Erinnerung im weitesten Sinne zurückzuführen. Es braucht sich dabei nicht um bewufste Erinnerung zu handeln, auch jene unbewufste Erinnerung, die wir als Gewohnheit bezeichnen, mag vorliegen. Das ganze Embryonalleben ist eine Rekapitulation des Lebens der ganzen Ahnenreihe. Es handelt sich um Wiedererinnerung

an räumliche und zeitliche Verhältnisse. Auszudenken, wie sich dabei im einzelnen die Vorgänge gestalten mögen, darauf wird man wohl vorläufig noch verzichten, ein thatsächlicher Gewinn ist dabei nicht abzusehen. Nur auf die Regelmäfsigkeit, mit welcher gerade in zeitlicher Beziehung die embryonale Entwicklung vor sich geht (vorausgesetzt, dafs sie nicht künstlich gehemmt wird), sei hier kurz hingewiesen. Mag auch die psychocellulare Theorie ihre Schwierigkeiten haben, direkte Bedenken stehen ihr m. E. nicht entgegen, und insofern dürfte sie vor der rein materiellen den Vorzug verdienen — ein Grund mehr, die Ichheit der Samenzelle und der Körperzellen überhaupt anzunehmen.

Anmerkung 1. Im Anfang dieses Kapitels wurde der Satz aufgestellt, dafs die Ichheit dem Embryo in allen Stadien seiner Entwicklung zukäme, eine Ansicht, die schon aus dem Grunde einer eingehenden Erörterung bedarf, weil hervorragende Autoren sie nicht zu teilen scheinen. So sagt Wundt:[1]) „Das Ich fällt nicht mit dem Individuum zusammen. Die unbewufsten Seelenvorgänge haben mit dem Ich nichts zu schaffen, denn das Ich ist ja das Produkt des Bewufstseins". Nach Preyer[2]) gehört zum Zustandekommen des „Ichgefühls", dafs das Kind seine ihm selbst fühlbaren und sichtbaren Körperteile als ihm gehörig erkennt, und dazu kommt es erst durch eine Reihe von Erfahrungen, besonders durch die Schmerzempfindung beim Stofsen u. s. w. Offenbar handelt es sich hier um jene schon hochentwickelte Form der Ichvorstellung, welche voraussetzt, dafs das Individuum sich über sein Verhältnis zur Aufsenwelt und über seine Stellung in der Welt überhaupt bis zu einem gewissen Grade klar geworden ist. Dazu mufs aber eine ganze Reihe von Erfahrungen vorhergehen, und eigentlich ist jede neue Erfahrung eine Bereicherung dieses Wissens vom eigenen Ich, dieses durch Abgrenzung gegen die Aufsenwelt, also indirekt und empirisch gewonnenen Ichbewufstseins. Das macht es aber wahrscheinlich, dafs in den frühesten Erfahrungen, die ein Wesen überhaupt gewinnt, auch die Anfänge zur Ausbildung eines Ichbewufstseins zu sehen sind. Immerhin ist dieses nicht die Voraussetzung für das Vorhandensein der Ichheit überhaupt; denn das Ichbewufstsein ist das empirische Ich, welches erst auf dem Wege der Erfahrung gewonnen wird. Voraussetzung aller Erfahrung aber ist das Vorhandensein der Ichheit. Jedoch in Wirklichkeit ist auch ein Ich ohne Erfahrung nicht denkbar, ohne etwas aufser ihm Befindliches kann das Ich keine Erfahrung machen. Es giebt kein Subjekt ohne Objekt und umgekehrt.[3])

[1]) Wundt, Vorlesungen ü. d. Menschen- u. Tierseele, I. Aufl., I, S. 313.

[2]) W. Preyer, Die Seele des Kindes, 3. Aufl., S. 456.

[3]) Vergl. Schopenhauer, Die Welt als Wille und Vorstellung, 1859, II. Bd., Kap. 1.

Erfahrung ist die Vereinigung von Subjekt und Objekt. Diese Vereinigung von Subjekt und Objekt in der Erfahrung ist Leben, ist Wirklichkeit. Jede Erfahrung hinterläfst Erinnerung, diese bleibt so lange, bis eine andere Erfahrung sie verdrängt, doch geht sie nicht verloren, sondern tritt aus dem Bewufstsein so lange heraus, bis sie durch eine entsprechende Erfahrung wieder geweckt wird. So wird die Erfahrung in Form von Erinnerung latent. Ein lebendes Wesen kann als Wesenseinheit, als Ich, nur eine Erfahrung gleichzeitig machen. Dieselbe Erfahrung, immer und immer wiederholt, kann eine Gewohnheit herbeiführen und als solche vererbt werden. So erklärt sich die Vererbung der Instinkte. Es ist nun nicht wahrscheinlich, dafs die Zelle und der embryonale Organismus die Fähigkeit der Übertragung von latenter Erfahrung besäfse, ohne zur Aufnahme von Erfahrung befähigt und demgemäfs im Besitze der Ichheit zu sein. Der Embryo befindet sich in einem schlafartigen Zustande, und es fragt sich, ob in einem solchen die Möglichkeit, Erfahrung zu machen, besteht. Jedenfalls ist der Traum, bei dem es sich im wesentlichen um Wiedererinnerung handelt, eine innere Erfahrung. An viele Träume erinnern wir uns im wachen Zustande nicht mehr. Vielleicht giebt es gar keinen traumlosen Schlaf, vielleicht sind wir um so intensiver mit inneren Erfahrungen beschäftigt, je mehr uns Einwirkungen der Aufsenwelt fernbleiben. Ein halbseitig des Gefühls- und Gehörsinnes beraubter Mann mit totaler Anästhesie, den Strümpell[1]) beobachtete, versank jedesmal in Schlaf, wenn ihm das noch funktionierende Auge und Ohr geschlossen wurden. Darnach ist der Schlaf vorwiegend durch den Mangel äufserer Einwirkungen und Erfahrungen charakterisiert. Jedoch bin ich selbst im tiefsten Schlafe befähigt, äufsere Erfahrung aufzunehmen. Ich mag dieselbe vielleicht falsch deuten und zu einem wirren Traumbilde verweben, aber das geschieht auch mit mancher Erfahrung im wachen Zustande. Macht nun der Embryo in dem schlafartigen Zustande, in dem er sich befindet, innere Erfahrung? Man sollte meinen, dafs die grofsen Umänderungen, welche sich an diesem kleinen Organismus aufs schnellste vollziehen, eine äufserst lebhafte innere Erfahrung bedeuteten, die als Wiedererinnerung sich um so genauer und vollkommener abspielen kann, weil die Natur für Fernhaltung äufserer Einwirkungen aufs beste gesorgt hat. Aber auch äufsere Erfahrung ist der Embryo wenigstens in den späteren Monaten seines Daseins aufzunehmen befähigt. „Einzelne um 2 Monate zu früh geborene Kinder verhalten sich fast wie ausgetragene“ (Preyer). Ein im 6. Monat zur Welt gekommenes Kind macht Inspirationsbewegungen und rührt die Glieder. Lutaud[2]) berichtet über einen Fall, in dem ein Chirurg in Paris irrtümlich unter Annahme einer pathologischen Geschwulst den schwangeren Uterus exstirpierte. In seiner Höhle lag ein 4 Monate alter Fötus. Es wurde angenommen, dafs er maceriert sei. Man legte ihn in Alkohol und erstaunte über die kräftigen Bewegungen, die er in dieser Flüssigkeit machte. — Jedoch auch ohnedies

[1]) Strümpell, Lehrbuch der speciellen Pathol. u. Therapie, 5. Aufl. 1889, Bd. II, S. 17.

[2]) Revue pratique d'obstétrique et de gynaecologie 1897.

geht das Vorhandensein der Ichheit beim Embryo schon aus der Übertragung latenter Erfahrung, z. B. in den Instinkten, hervor; denn eine Erfahrung irgendwelcher Art ist ohne ein Ich nicht denkbar.

Anmerkung 2. Von vielen Forschern wird der Zellkern allein als der Träger der Vererbungsmasse angesehen (s. bei A. Weismann a. a. O.). Diese Auffassung bedingt für die Annahme der psychischen Individualität der mehrkernigen Zelle eine gewisse Schwierigkeit, welche am besten dadurch gelöst werden kann, dafs Protoplasma und Zellkern als Gebilde angesehen werden, deren jedes eine besondere Individualität darstellt und die zusammenwirken nach Art einer Symbiose, ähnlich etwa wie sich in den Flechten Alge und Schlauchpilz zu einer Symbiose zusammengefunden haben. Stützpunkte für diese mit aller Reserve ausgesprochene Hypothese giebt es mehr als einen. Dafs es kernloses Protoplasma und protoplasmalose Kerne gebe, ist zwar oft genug in Zweifel gezogen, aber noch nicht endgültig widerlegt worden. Eine gewisse Unabhängigkeit zwischen Kern und Protoplasma beweist schon der Umstand, dafs bei der Zellvermehrung die Teilung des Kernes in der Regel zuerst erfolgt. In manchen Fällen teilt sich auch nur der Kern allein, während das Protoplasma allenfalls an Gröfse zunimmt, ohne sich einzuschnüren. Kernlose Zellen oder Teilstücke von solchen können eine Zeit lang weiter leben.[1]) Nach Balbian bleiben kernlose Teilstücke von Infusorien noch viele Tage lang mit völlig unveränderten Bewegungen am Leben. Dafs schliefslich das des Kernes beraubte Protoplasma nicht mehr allein am Leben bleiben kann, ist bei einem symbiotischen Verhältnisse leicht verständlich. Die beiden Teile werden mit der Zeit eine Arbeitsteilung eingegangen sein, welche das eine von der Funktion des anderen abhängig macht. Sehen wir doch etwas ähnliches bei gewissen Ameisenarten, die sich andere Ameisen zu Sklaven machen und deren Dienstleistungen zuletzt so wenig entbehren können, dafs sie ohne deren Hilfe verhungern müssen. Demoor konnte mit Chloroform das Protoplasma von Leucocyten lähmen — und doch setzte der Kern seine amöboiden Bewegungen fort.[2])

c) Wenn man eine Zellpsyche aus direkten Beobachtungen nachweisen will, darf man nicht mit übertriebenen oder gar unrichtigen Vorstellungen von den seelischen Fähigkeiten eines so niedrig stehenden Wesens an diese Aufgabe herantreten. Zunächst ist daran zu denken, dafs sich in einem so kleinen Gebilde das Seelenleben schon zeitlich ganz anders abspielen mufs, als bei einem komplizierteren Organismus. Man hat bei höheren Tieren und beim Menschen nachgewiesen, dafs ein Reiz, um sich durch einen Nerven fortzupflanzen, Zeit braucht, die gemessen werden kann (beim Menschen nach

[1]) S. b. M. Verworn a. a. O. S. 512.
[2]) M. Verworn a. a. O.

Helmholtz für einen Meter Nervenlänge ungefähr $^1/_{84}$ Sekunde). Die Zeit, welche verfliefst zwischen dem Moment, wo ein Sinneseindruck stattfindet, und demjenigen, in welchem die Apperception dieses Eindrucks an einer Vorrichtung registriert wird, übersteigt in der Regel 0,2 Sekunden. („Reaktionszeit." Es ist die Art der Messung vorausgesetzt, wobei die Aufmerksamkeit auf den Sinneseindruck selbst gerichtet ist.)[1]) Wenn also die psychischen Leistungen des Gesamtorganismus Zeit brauchen, so wird es auch mit denen der Zelle der Fall sein, nur ist zu erwarten, dafs diese Zeit von der des Organismus ganz verschieden ist. Und dasselbe mufs auch bezüglich der räumlichen Vorstellungen angenommen werden. Überhaupt werden sich alle psychischen Regungen, wenn ich so sagen darf, in mikroskopischer Breite bewegen. Die Sinnesempfindungen beschränken sich vermutlich im allgemeinen wie bei der Amöbe auf Tastempfindungen. Jedoch ist es durchaus nicht sicher, ob nicht auch Erschütterungen fester Körper oder eines flüssigen oder luftförmigen Mediums und selbst die des Äthers empfunden werden. Die Empfindung wird sich in einer für uns unermefslich kleinen Zeit in Vorstellung umwandeln, die Vorstellungen selbst aber werden bei der Einförmigkeit der äufseren Eindrücke nur einen äufserst bescheidenen Grad von Abwechslung darbieten. Auch die in der Zelle aufgespeicherte latente Erfahrung kann sich natürlich nur in den Grenzen der diesen kleinen Lebewesen eigenen Fähigkeiten bewegen. Wenn also Eigenschaften vererbt werden, so darf man nicht annehmen, dafs die denselben entsprechenden Vorstellungen in der Keimzelle vorhanden wären, zumal es sich in der Regel um Vorstellungen handelt, zu deren Zustandekommen im Gesamtorganismus eine grofse Menge von Zellen associativ zusammenwirken wird. Vielmehr nur diese Fähigkeit, unter gleichen Bedingungen mit gleichartigen Zellen zusammen wieder die betreffende Vorstellung zu erzeugen, wird vermutlich vererbt werden. Ist aber der Zusammenhang der betreffenden Zellen im Laufe der Entwicklung

[1]) W. Wundt, Grundzüge II, S. 310 ff.

des neuen Organismus hergestellt, so bedarf es nur einer entsprechenden Anregung, um die Vorstellung wachzurufen. Hühnchen, die Allen Thomson auf einen Teppich ausschlüpfen und einige Tage darauf verweilen liefs, zeigten keine Neigung zu scharren, begannen aber gleich damit, sobald ein wenig Kies auf den Teppich gestreut wurde.[1])

Gehen wir nun mit den bescheidensten Ansprüchen an die Erforschung psychischer Regungen des Zellorganismus heran, so werden wir auch den primitivsten Äufserungen eines Seelenlebens Wert beilegen dürfen. Hierhin gehören zunächst die aus innerem Antriebe erfolgenden Bewegungen, über welche schon abgehandelt wurde. Ferner dürften die rhythmischen Bewegungen unsere Aufmerksamkeit verdienen. Ein lebendes Wesen, welches rhythmisch thätig ist, mufs eine irgendwie geartete Zeitvorstellung besitzen. Von hohem Interesse sind dieserhalb die Studien, welche Verworn an Wimperzellen angestellt hat. „Bei einer Wimperreihe, die in der Mitte durch einen Einschnitt in zwei Hälften getrennt ist, schlägt jede Hälfte in eigenem Rhythmus.“[2]) Jedes Haar, aus dem Konnex mit den andereu getrennt, zeigt vollkommene Selbständigkeit der Bewegung. Die Ausbildung einer rhythmischen Thätigkeit, welche zudem Schnelligkeit und Rhythmus ändern kann, ist wohl bei einem lebenden Wesen nur möglich, wenn es die Fähigkeit besitzt, Zeitintervalle abzumessen, und diese Fähigkeit wird man nur als eine psychische auffassen können. Auch die Reizbarkeit findet sich vielleicht ällein bei Wesen, welche im Besitze der Ichheit sind, und würde demnach als ein Merkmal derselben aufzufassen sein. Schon oben wurde angedeutet, dafs die auf starke Reize erfolgende Bewegung möglicherweise als Abwehr aufzufassen sei, wie man ja auch in den Sehnen-, Lid- und Hautreflexen stereotyp gewordene Abwehrbewegungen sieht, während schwache Reize in der Regel die gewohnte Funktion der Zelle auslösen. Man könnte in dem Reiz ein Mittel sehen, durch welches latente Erfahrung

[1]) W. Preyer, Die Seele des Kindes, 3. Aufl., S. 185.
[2]) A. a. O. S. 578.

in aktive umgesetzt oder Erfahrung überhaupt gewonnen wird. Vielleicht bewirken schwache Reize ein Lust-, starke ein Unlustgefühl. Erstere erhöhen die vitale Energie der Zelle, letztere wirken eher lähmend. Endlich müssen wir noch diejenige Zellthätigkeit in Betracht ziehen, welche den Charakter des Zweckmäfsigen an sich trägt. Es ist das diejenige Änderung der Funktion und überhaupt der ganzen Beschaffenheit, welche sich in der Zelle vollzieht, um widrigen Einflüssen gegenüber ihr Dasein behaupten zu können. Die Anpassungsfähigkeit setzt eine Psyche voraus; denn sie verlangt, dafs in der Zelle ein Trieb vorhanden ist zur Verfolgung eigener Zwecke. Sind diese Zwecke auch nur auf Erhaltung des Lebens gerichtet, so ist doch ohne eine Ichempfindung eine solche oder überhaupt eine Zwecksetzung nicht wohl denkbar.

Aufser diesen Beobachtungen an der Einzelzelle giebt es auch solche, wo Zellgruppen unabhängig vom Gesamtorganismus eine Art von psychischer Thätigkeit aufweisen. Bekannt sind die Vorgänge, welche man an enthirnten oder geköpften Tieren beobachtet und die psychischen Leistungen so genau entsprechen, dafs Pflüger daraufhin eine besondere „Rückenmarksseele" angenommen hat. Das herausgeschnittene Herz schlägt rhythmisch weiter, der Rhythmus kann sein Tempo verändern, er kann (z. B. bei starker Kompression des Organs zwischen den Fingern) in ein ungeordnetes Gewoge übergehen.[1]) Das Organ hat also gleichsam in sich einen Zeitsinn. Die Reflexe können unabhängig vom Gehirn zustande kommen. Wundt[2]) sieht in ihnen mechanisch gewordene Willenshandlungen. Dieselbe Auffassung verdient auch die Rhythmik des Herzens und der Atmung, verdienen überhaupt alle an hirnlosen Tieren zu beobachtenden zweckmäfsigen Handlungen. Sie liegen alle für den Gesamtorganismus im Bereiche des Unbewufsten, sind aber vorher so oft mit Bewufstsein ausgeführt und eingeübt worden, dafs ihr psychischer

[1]) Landois, Lehrbuch d. Physiologie, S. 110.
[2]) Wundt, Grundzüge d. physiolog. Psychologie, 4. Aufl., Bd. II, S. 591.

Ursprung deutlich auf der Hand liegt. Sie werden in gleicher Weise unbewufst vollzogen, wie wir ohne besondere Aufmerksamkeit und Willensanstrengung manche schwierigen koordinierten Bewegungen zu vollführen vermögen. Wir können gehen, ohne dabei an das Gehen zu denken; die Fingerhaltung beim Klavierspiel, anfangs mit grofser Mühe eingeübt, gelingt schliefslich unbewufst. Vielfach werden wohl auch die von ganzen Generationen immer und immer wieder eingeübten Handlungen vererbt. Alle diese Erscheinungen sind mit der des Gedächtnisses auf eine Stufe zu stellen. Es handelt sich um latent gewordene Erfahrung, welche bei einer entsprechenden Anregung ausgelöst, also aktiv wird. Willenshandlungen sind innere Erfahrungen, insoweit sie sich auf den Willen, und äufsere, insoweit sie sich auf die Ausführung beziehen.[1]) Der Organismus kann auch Erfahrungen machen, welche ihm niemals zum Bewufstsein kommen oder vielleicht erst in ihren Folgen. So werden Infektionskrankheiten während des Inkubationsstadiums tagelang unbewufst herumgetragen, so vollzieht sich die Einübung des Gehens, des Musizierens, ohne dafs die dazu notwendigen Muskelbewegungen zum Bewufstsein zu kommen brauchen. Mann kann sich gewöhnen, zu einer bestimmten Zeit morgens aufzuwachen, ohne zu wissen, wie diese Gewohnheit erlangt wird. Eine vom Hypnotiseur erteilte Suggestion ist nach dem Erwachen aus der Hypnose vergessen und tritt genau zu der angegebenen Zeit ins Bewufstsein. Wir müssen demnach bewufste und unbewufste Erfahrung unterscheiden. Zum Bewufstsein gelangt eine Erfahrung nur, wenn sie stark genug ist, um die gerade darin befindliche zu verdrängen. Den Vorzug verdienen dabei diejenigen Erfahrungen, welche für die Zwecke des Ganzen wichtig sind. Von mehreren gleichzeitig eindringenden Erfahrungen bleiben die weniger wichtigen so lange im Unbewufsten, bis für die wichtigeren das Interesse erlahmt ist. Obwohl diese Darlegungen ihren Gegenstand bei weitem nicht erschöpfen, so geht aus ihnen doch hervor, dafs der Begriff

[1]) Wundt, Grundzüge etc., II. Bd., S. 564 ff.

des Unbewufsten nicht entbehrt werden kann. Man glaubte wohl über die durch das Widersinnige dieses Begriffes geschaffene Schwierigkeit dadurch hinwegzukommen, dafs man ein Unterbewufstsein annahm. Aber es ist nur zweierlei möglich: entweder ist das Bewufstsein zu verschiedenen Zeiten verschieden stark und man bezeichnet verhältnismäfsig schwache Grade als Unterbewufstsein, oder die psychischen Vorgänge, welche ins „Unbewufste" verlegt werden, gehören einer anderen Psyche, einem anderen Bewufstsein an als dem des Gesamtorganismus. Jede Ichheit ist eine Einheit, die nur ein Bewufstsein haben, immer nur eine Erfahrung zugleich machen kann. Das Unbewufste aber ist nur ein Begriff, der durch Negation des aus der Erfahrung gewonnenen Begriffes Bewufstsein entstanden ist, und entbehrt demgemäfs wie alle derartigen Negationsbegriffe der Realität. Wir sehen uns also genötigt, im Organismus das Vorhandensein einer zweiten Ichheit oder überhaupt anderer Ichheit neben dem Gesamt-Ich anzunehmen. Die Annahme einer zweiten Ichheit, welche doch wohl in das Rückenmark zu verlegen wäre, genügt aber auch nicht. Denn bekanntlich können verschiedene Teile desselben für sich allein Lebensäufserungen von sich geben, die als Auslösung latenter Erfahrung angesehen werden müssen. (Umklammerungsversuch von Goltz, wobei nur das zu den vorderen Extremitäten gehörige Stück Rückenmark erhalten zu sein braucht.) Also sind im Rückenmark selber verschiedene Ichs anzunehmen. Am natürlichsten aber ist es, so viele Ichheiten neben dem Gesamt-Ich gelten zu lassen, als Zellen da sind oder, mit anderen Worten, in der Individualität der Zelle die Ursache für die Möglichkeit unbewufster, nicht in das Bewufstsein des Gesamtorganismus gelangender Erfahrungen zu erkennen. Dem enthirnten Tiere noch eine Ichheit im ganzen zuzusprechen, dazu liegt kein zwingender Grund vor, auch wird diese Annahme entbehrlich, wenn man die Zellen als Ichheiten ansieht. Allerdings ist sogar der hirnlose Frosch imstande, neue Erfahrung aufzunehmen und in seinen Bewegungen geschickter und regsamer zu werden,

falls er lange genug am Leben bleibt. Daher glaubt Wundt,[1]) dafs das enthirnte Tier schliefslich noch eine Art Bewufstsein in sich ausbilden könne, obwohl er niemals Bewegungen beobachtet hat, die in der Weise von äufseren Anregungen unabhängig würden, wie die willkürlichen Bewegungen sämtlicher Tiere es sind. Aber es genügt zur Erklärung jener Beobachtungen die Voraussetzung, dafs die Fähigkeit der Einzelzellen, associativ zu psychischen Leistungen sich zu vereinigen, erhalten geblieben ist, und dafs diese Associationen in Ermangelung anderer Sinnesorgane nur noch durch die Thätigkeit des Hautsinnes angeregt werden. Jene associative Fähigkeit der Zellen ist es ja, worauf ihre Zusammenfügung zu Organismen beruht, und so gut wie sich auf Grund derselben vor Jahrmillionen aus einem locker gefügten Zellenhaufen eine mehrzellige psychische Einheit entwickelte, ist sie auch notwendig, damit die Tochterzellen der Sameneizelle sich zu einer Ichheit vereinigen und diese Einheit auch auf ihre Abkömmlinge übertragen.

Man könnte nun gerade die Beobachtungen an gehirnlosen Tieren dazu verwerten, um alles psychische Dasein zu leugnen und jegliche Lebensthätigkeit der Organismen aus physikalischen und chemischen Prozessen zu erklären. Demgegenüber ist zu betonen, dafs das Vorhandensein der Ichheit ebenso gut eine Erfahrungsthatsache ist, wie jede noch so gut beobachtete physikalische oder chemische Erscheinung, und dafs alle Versuche, dieses Ich aus der Organismenwelt zu eliminieren, einfach daran scheitern müssen, dafs das eigene Ich des Beobachters bei jeder Beobachtung und Erfahrung dabei und ohne dasselbe die Erfahrung gar nicht möglich ist. Wenn ich von irgend einem Dinge etwas aussage, so geschieht es nur im Sinne einer von mir oder einem Wesen derselben Gattung (also Mitmenschen) gemachten Erfahrung. Ich kenne daher kein Ding, welches nicht auf Grund subjektiver Betrachtung zu meiner Erkenntnis gelangt wäre. So kann ich

[1]) W. Wundt, Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele, 1. Aufl. 1863, S. 734 ff.

also auch bei der Betrachtung des menschlichen und tierischen Organismus meine Ichheit nicht loswerden. Es giebt eben keine Erfahrung ohne ein Ich, welches sie macht, so gut wie es kein Ich giebt ohne einen Erfahrungsinhalt. Die physikalischen und chemischen Kräfte sind Gegenstand der Erfahrung, nicht Subjekt derselben. Sie können wohl im Momente der Erfahrung mit dem Ich zu einer Erfahrung verschmelzen, aber das nur so lange, bis ein neuer Eindruck sie ablöst. Lotze sagt im Mikrokosmos (Bd. I, S. 161): „Wie weit wir auch den eindringenden Sinnesreiz durch den Nerven verfolgen, wie vielfach wir ihn seine Form ändern und sich in immer feinere und zartere Bewegungen umgestalten lassen, nie werden wir nachweisen können, dafs es von selbst in der Natur irgend einer so erzeugten Bewegung liege, als Bewegung aufzuhören und als leuchtender Glanz, als Ton, als Süfsigkeit des Geschmacks wieder geboren zu werden". In seinem Entwurfe zu einer physiologischen Erklärung der psychischen Erscheinungen betrachtet es Exner als seine Aufgabe, „die wichtigsten psychischen Erscheinungen auf die Abstufung von Erregungszuständen der Nerven und Nervencentren, demnach alles, was im Bewufstsein als Mannigfaltigkeit erscheint, auf quantitative Verhältnisse und auf die Verschiedenheit der centralen Verbindungen von sonst wesentlich gleichartigen Nerven und Centren zurückzuführen".[1]) Ich kann es nicht für erwiesen halten, dafs damit eine rein physiologische Erklärung gegeben, der psychische Faktor völlig eliminiert ist, denn es mufs wenigstens die Möglichkeit zuzugeben werden, dafs die „Erregungszustände" sich auf psychischem Gebiete abspielen. Wenn Exner dann weiter sagt, die Lebensäufserungen des tierischen Organismus würden so reguliert, dafs sie im Sinne der Erhaltung des Individuums, der Nachkommenschaft und der Genossenschaft zweckmäfsige sind, so ist auch darin der Hinweis auf das Subjekt der Erfahrung deutlich genug enthalten.

[1]) S. Exner, Entwurf zu einer physiologischen Erklärung der psychischen Erscheinungen, I. Teil, Wien 1894, S. 3.

Nach dieser Abschweifung kehren wir zu unserer Absicht zurück, für eine vom Gesamtorganismus unabhängige psychische Thätigkeit von Zellengruppen Belege beizubringen. Eines der wunderbarsten Beispiele hierfür erhält man, wenn man einen Regenwurm durchschneidet, indem jeder Abschnitt für sich weiter lebt und sich in jeder Beziehung so verhält, dafs er als ein besonderes Ich aufgefafst werden mufs. Dieser Vorgang läfst sich am besten erklären durch die schon früher erwähnte Fähigkeit der Zellen, sich zu einer psychischen Einheit höherer Ordnung zu associieren. Je einfacher ein Wesen organisiert ist, um so leichter und schneller wird diese Association sich vollziehen. Besonders leicht kommt sie in der Pflanzenwelt zustande, wo ein Zweig oder ein Blatt genügt, um ein neues Individuum entstehen zu lassen. Wenn aber Agassiz[1]) sagt: „Die Botaniker haben nie den Baum einfach als ein Individuum angesehen, sondern als ein Aggreat von Einzelwesen, die auf derselben Grundlage gewachsen und an den Mutterstamm gefesselt auch bei ihm verbleiben", so kann ich, so sehr auch diese Äufserung für die Individualität der Zelle sich verwerten läfst, nicht einsehen, dafs die Sonderwesenheit der Teile einen Gegenbeweis gegen die Ichheit des Ganzen darstellen solle.

Jedenfalls aber wird durch derartige Beispiele gezeigt, dafs ein Organismus mehrere psychische Dignitäten in sich vereinigen kann, eine Thatsache, welche geeignet ist, die Individualität der Zelle verständlicher zu machen.

Zum Schlusse sei unsere Betrachtung noch gewissen pathologischen Zellbildungen gewidmet, den Geschwülsten und den Mifsbildungen. Die Geschwülste sind Zellgruppen, welche nicht nur an den Zwecken des Gesamtorganismus sich nicht beteiligen, sondern denselben oft genug feindlich entgegentreten. Sie verdanken zum Teil Bakterien oder sonstigen Parasiten ihren Ursprung, für andere aber ist bis jetzt eine solche Ursache nicht erwiesen, vielmehr scheint

[1]) Agassiz, Der Schöpfungsplan, deutsch von E. Giebel, Leipzig 1875, S. 122.

hier die Cohnheim'sche Ansicht, dafs sie aus persistierenden embryonalen Keimanlagen hervorgehen, sich zu behaupten. Wie hier embryonales, so kann auch ausgewachsenes, ureigenes Gewebe des Organismus diesem verderblich werden, z. B. Metastasen des Schilddrüsen-, des Placentargewebes. Gewisse Geschwülste stammen nachweislich von einer anderen Individualität her, als der des Organismus, nämlich die Teratome, von denen manche als rudimentäre Doppelmifsbildungen, als das Überbleibsel eines nicht zur vollen Entwicklung gelangten zweiten Zwillings angesehen werden müssen. Endlich verdienen die Doppelmifsbildungen selber die gröfste Beachtung. Sie betreffen in der Regel zwei deutlich unterscheidbare Individuen, welche so miteinander verwachsen sind, dafs sie gewisse Organe gemeinsam haben. Nicht blofs der Rumpf, auch die Köpfe, ja beides zugleich können vereinigt sein.[1]) Bei Tieren sind Mifsbildungen künstlich erzeugt vorden.[2]) Besonders interessant sind die Verwachsungsversuche, welche Born[3]) mit Amphibienlarven anstellte, bei denen nicht blofs eine anatomische, sondern auch eine funktionelle Vereinigung erzielt wurde. Fehlt dem einen Partner das Herz, so wachsen in ihn Gefäfse aus dem anderen hinein, verbinden sich mit den an Ort und Stelle entstandenen und stellen eine ausreichende Cirkulation her. Auch gemeinsame Darmabschnitte können entstehen. In anderen Fällen wurde ein ganzes Körperende mit allen seinen Organen durch Anfügung der entsprechenden Teile eines zweiten Tieres ersetzt oder verlängert oder verdoppelt. Die Organe des Hinterstückes und des Vorderstückes arbeiteten dann so zusammen, wie die zusammengehörenden Teile eines Exemplares. Für alle diese recht staunenswerten Bildungen läfst sich am ehesten oder vielleicht überhaupt nur dann ein Verständnis gewinnen, wenn man die Zellen als Wesen auffafst, welche eine vom Gesamt-

---

[1]) Ziegler, Lehrbuch der pathol. Anatomie 1887, S. 279.

[2]) O. Hertwig, a. a. O. II, S. 125.

[3]) Born, Über Verwachsungsversuche mit Amphibienlarven. Archiv für Entwicklungsmechanik 1897, Bd. IV, Heft 3 u. 4.

organismus unabhängige Psyche besitzen (eine in sich abgeschlossene Bewufstseinseinheit darstellen), dabei aber mit der Fähigkeit ausgestattet sind, sich mit anderen Zellen zu einem höheren Organismus zu associieren. —

Wie ein Krystall aus vielen kleineren, ebenso beschaffenen Krystallen entsteht, so baut sich der Organismus auf aus vielen ursprünglich gleichartigen Zellen, welche, veränderten Zwecken und Lebensbedingungen sich anpassend, zugleich dem Ganzen dienen und sich selber. Wie in einem Sonnensystem jeder Himmelskörper für sich da ist, aber durch eine besondere Kraftrichtung auch mit dem Ganzen zusammenhängt, so unterwerfen sich jene Ichheiten, jene Körperchen des Körpers, jene Seelchen der Seele einer höheren Idee, einem allgemeinen Gesetze. Die Zwecke der Teile und des Ganzen sind gleichgerichtet, wie die Eisenmoleküle eines Magnetes, und erst Krankheit oder Tod heben die Richtung auf, so dafs nur die eigene Individualität der Zelle eine Zeit lang noch übrig bleibt.

Bemerkungen zur Frage des sittlichen Fortschritts der Menschheit.

Von **A. Vierkandt**, Braunschweig.

Inhalt.

1. Fragestellung. 2. Das Wesen der Kultur. 3. Die Mehrung und Erhaltung der Kulturgüter. 4. Folgerungen aus den vorigen Erörterungen für unser Problem. 5. Wirkungen der Kulturentwicklung auf das Individuum: Steigerung der Intelligenz, der Willensstärke und der Objektivität. 6. Der Fortschritt der Normen. 7. Der Fortschritt der sittlichen Leistungen. 8. Der Fortschritt der sittlichen Handlungen. 9. Der Fortschritt der Gesinnung. 10. Die Verschiebung der Interessenkreise.

1. Zu der Frage nach dem sittlichen Fortschritt der Menschheit, wie sie von dem Herausgeber dieser Zeitschrift in ihr an einer anderen Stelle erörtert worden ist,[1]) beabsichtigen die folgenden Zeilen einen Beitrag zu liefern, der von der vorigen Arbeit hauptsächlich in zwei Richtungen abweicht, nämlich erstens hinsichtlich der zum Vergleich miteinander herangezogenen Kulturkreise und zweitens hinsichtlich der Fragestellung.[2]) In ersterer Beziehung machen die Betrachtungen über den in Rede stehenden Gegenstand sich nicht selten einer Vermengung heterogener Dinge schuldig. Sie legen ihren Erwägungen meist denjenigen etwas buntgemischten Kreis von Völkern und Kulturen zu Grunde, den man herkömmlich als das Gebiet des geschichtlichen Lebens zu bezeichnen pflegt, nämlich die orientalischen Völker der letzten Jahrtausende v. Chr. G., das klassische Altertum und die westeuropäischen Völker während des Mittelalters und der

[1]) Vergl. P. Barth, Die Frage des sittlichen Fortschritts der Menschheit, S. 75—116 dieses Bandes.

[2]) Gegenbemerkungen zur vorliegenden Abhandlung, der ich in wesentlichen Thesen nicht zustimme, behalte ich mir vor. P. Barth.

Neuzeit. Mit zwei Übelständen ist diese Zusammenstellung behaftet. Erstens ist der Standpunkt der Betrachtung zu niedrig, der Gesichtskreis nicht weit genug gewählt, um zwischen zufälligen Erscheinungen und wesentlichen Zügen der Entwicklung, zwischen vorübergehenden Schwankungen und einer bleibenden Entwicklungstendenz mit Sicherheit unterscheiden zu können. Zweitens ist der Stoff nach zufälligen statt nach wesentlichen, nämlich nach räumlichen und zeitlichen statt nach kulturellen Gesichtspunkten ausgewählt. In Wirklichkeit bezieht sich unser Problem doch auf den Zusammenhang zwischen Kultur und Sittlichkeit, zwischen dem Fortschritt auf dem einen und demjenigen auf dem anderen Gebiete; es erfordert demgemäfs eine Gegenüberstellung von Völkern oder Völkergruppen mit ausgeprägt distinkter Kulturhöhe, gleichviel ob diese Massen simultane oder successive Erscheinungen bilden. Aus rein praktischen Gründen wollen wir uns im folgenden für das Erstere entscheiden, nämlich die Zustände der heutigen Naturvölker, wie Indianer, Neger, Polynesier u. s. w., mit denjenigen der modernen europäischen Völker, unter gelegentlicher Berücksichtigung ihrer Verhältnisse auch während der letzten voraufgegangenen Jahrhunderte und der wesensverwandten alten griechischen Kultur, vergleichen. Die Zustände der heutigen Naturvölker bei der Betrachtung an die Stelle derjenigen der alten Germanen und der ihnen verwandten Stämme treten zu lassen, die übrigens in den wesentlichen, hier in Betracht kommenden Punkten mit ihnen als gleich vorauszusetzen kaum einem berechtigten Einwand unterliegen dürfte, empfiehlt sich deswegen, weil sie uns nach ihrer äufseren wie nach ihrer inneren Seite besser bekannt sind. Vor der Gefahr der Vermengung des Wesentlichen und Unwesentlichen sind wir bei dem einen Gliede des Vergleiches allerdings nicht völlig sicher; dazu enthalten die modernen Verhältnisse der westeuropäischen Völker besonders auf dem wirtschaftlichen Gebiet zu viel Einzigartiges, zu dem wir in dem übrigen Bereich der Vollkultur kein Seitenstück finden. Allein einerseits scheint die Entwicklung

dieser ganzen Zustände mit einer gewissen psychologischen Notwendigkeit aus dem Wesen der Vollkultur hervorzugehen, andererseits besitzen gerade unsere modernen Zustände in praktischer Beziehung eine so überragende Wichtigkeit, daſs es, selbst wenn ihr singulärer oder exceptioneller Charakter festgestellt wäre, von hohem Interesse für uns sein würde, sie zum Gegenstande eines Vergleiches mit den sittlichen Verhältnissen der Naturvölker zu machen.

In der Fragestellung weichen wir von der vorigen Arbeit insofern ab, als wir nicht bloſs nach der Thatsache des sittlichen Fortschritts fragen, sondern auch nach dem qualitativen Charakter, nach dem inneren Werte oder Gehalte eines solchen etwaigen Fortschritts. Auch in dieser Beziehung sind die meisten älteren Betrachtungen mit einem erheblichen Übelstande behaftet, welcher sich aus ihrem Mangel einer ausreichenden Analyse des äuſserst komplexen Thatsachenbestandes ergiebt. Allerdings stellen sich einer solchen Zergliederung erhebliche und fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen, welche teils in der Sache liegen, teils sich auf die sprachliche Unterscheidung und Verständigung beziehen. Zunächst freilich ergiebt sich ohne weiteres, daſs man bei einer Betrachtung des sittlichen Lebens eines Volkes zu unterscheiden hat zwischen den sittlichen Normen, wie sie sich teils in dem öffentlichen Bewuſstsein und den ihm entsprechenden socialen Normen, teils in dem Gewissen des Einzelnen bekunden, als dem theoretischen Teile der Sittlichkeit eines Volkes und ihrem praktischen Teile, bei dem wir wieder die äuſsere und innere Seite der sittlichen Handlungen, ihre Wirkungen und ihre Motive, oder, wie wir in der Folge sagen wollen, die sittlichen Leistungen und die sittlichen Handlungen zu trennen haben. In dieser Beziehung folgt aus dem Wesen des ganzen Kulturmechanismus unmittelbar der Satz, daſs der Fortschritt der sittlichen Normen gröſser als derjenige der sittlichen Leistungen und dieser wieder gröſser als derjenige der sittlichen Handlungen ist, während es mit dem inneren Werte dieser drei Gruppen von Thatsachen sich offenbar

umgekehrt verhält. Auf grofse Schwierigkeiten hingegen stofsen wir bei dem Versuche der Klassifikation und Abgrenzung sowohl der sittlichen Motive wie der sittlichen Handlungen. Hinsichtlich der ersteren bereiten alle gewohnheitsmäfsigen Handlungen, soweit sie für unseren Zweck in Betracht kommen, Schwierigkeiten, d. h. alle diejenigen, bei denen die Macht der Gewohnheit als ein innerer Zwang wirkt, während gleichzeitig die begleitenden Gefühle vermöge des Prozesses der Mechanisation sich auf ein Minimum reduziert haben oder völlig geschwunden sind. Ein schematisches sich Bewegen in festen Geleisen ist die notwendige und hinreichende Bedingung für diesen Prozefs, und demgemäfs gehört das Tagewerk der meisten Menschen hierher. Soweit solche Leistungen überhaupt direkt oder irgendwie indirekt sittliche Werte erzeugen helfen, können ihre ursprünglichen Motive sowohl sittlicher wie aufsersittlicher Natur sein, können sie sowohl dem Bereich des Mitgefühls, des Selbstgefühls, der Liebe zur Sache oder irgend welcher imperativer Vorstellungen angehören als in der Eitelkeit oder der Rücksicht auf sociale oder wirtschaftliche Vorteile bestehen. In ihrer definitiven Gestalt aber müssen alle diese Erscheinungen offenbar einem Grenzgebiet, einer sittlichen Indifferenzzone überwiesen werden. Auf eine ähnliche Zone stofsen wir bei der Begrenzung der sittlichen Handlungen. Nach ihrem Ziel können wir alle menschlichen, noch nicht mechanisierten Handlungen in drei Klassen einteilen, je nachdem dieses sich auf das eigene Ich oder ein fremdes Ich bezieht oder in einem objektiven, unpersönlichen Sachverhalt als solchem besteht. Die mittlere Klasse fällt offenbar restlos unter den Begriff der altruistischen Handlungen. Bei der ersten aber hat man jedenfalls zwischen niederen und höheren oder zwischen egoistischen oder indifferenten und perfektionistischen Bestrebungen zu unterscheiden, während der Versuch einer genauen Abgrenzung beider als aussichtslos erscheint. Bestrebungen objektiven Inhaltes aber können entweder mehr imperativen Motiven entspringen, wie dem Ehrgefühl und der Pflichttreue, insbe-

sondere der Berufstreue, oder es kann die Freude an dem individuellen Sachverhalt der Schöpfer der einzelnen Leistung sein. Im letzteren Falle wird man geneigt sein, die Wertbeurteilung nach dem objektiven Werte der Leistung zu bemessen, also z. B. bei Leistungen von künstlerischem oder wissenschaftlichem Gehalte oder bei solchen von socialer Bedeutung jene impulsiven Regungen für sittlich wertvoll zu erklären, in den anderen Fällen dagegen sie ebenfalls einer Indifferenzzone zu überweisen. Immerhin geht auch in dem letzten Falle, z. B. bei der Bemühung eines Handwerkers um eine sorgfältige Leistung oder bei der Pflege, die etwa ein Rentner seinem Garten erweist, von solchen objektiven Handlungen eine wertvolle sittliche Rückwirkung aus, indem einerseits die Fähigkeit des objektiven Interesses überhaupt eine Vorbedingung für viele sittliche Handlungen, namentlich solche altruistischen Inhalts bildet, andererseits jede Arbeit eine Schule der Selbstüberwindung und somit ein Erziehungsmittel ist.

Aber auch innerhalb der so unterschiedenen einzelnen Provinzen des sittlichen Lebens verlangen die Erscheinungen noch eine weitere Zergliederung; denn eine solche gewährt eine bessere Einsicht als die einfache Bejahung oder Verneinung der Frage nach dem Fortschritt, weil wir so vielfach im einzelnen beide Erscheinungen nebeneinander finden. Nur eine derartige Zergliederung der Erscheinungen sowohl in der einen wie in der anderen Hinsicht eröffnet uns ein wirkliches Verständnis jener pessimistischen Beurteilung der menschlichen Kultur, welche uns schon im Aufklärungszeitalter als eine so nachdrückliche Unterströmung entgegentritt. Schon ihre Hartnäckigkeit und die Thatsache, dafs ihre Vertreter teilweise mitten im Leben stehende Männer sind, macht es wahrscheinlich, dafs ihr ein gewisser Wahrheitsgehalt nicht abgeht. In der That ist ein solcher in zweierlei Art bei ihr vorhanden. Erstens finden wir, wie erwähnt, im einzelnen neben Fortschritten häufig Rückschritte von demselben, ja stellenweise sogar von gröfserem Belang. Zweitens aber sehen wir das sittliche Element in dem gesamten Mechanismus der

Kultur keineswegs eine dominierende und führende Rolle spielen, und demgemäfs erscheint der sittliche Fortschritt auch weniger als Ursache denn als eine unbeabsichtigte und darum gelegentlich teilweise oder ganz ausbleibende Folge des Kulturfortschritts.

Dieses vorausgeschickt, wenden wir uns unserem eigentlichen Thema zu. Bei einem Vergleich der Naturvölker mit der modernen Kultur glauben wir im grofsen und ganzen die Thatsache des sittlichen Fortschritts nach den drei Seiten der Normen, der Leistungen und der Handlungen als festgestellt voraussetzen zu dürfen. Unsere Bemühung gilt demgemäfs der Zergliederung dieses Fortschritts und dem Versuch, ihn nach seinem inneren Wesen und Gehalt gebührend zu begrenzen. Dabei betrachten wir der Reihe nach die Normen, die Leistungen und die Handlungen. Voraus schicken wir angesichts des naheliegenden kausalen Zusammenhanges eine kurze Erörterung über das Wesen der Kultur und die Art ihrer Erhaltung und ihres Wachstums.

2. Das Wesen der menschlichen Kultur, d. h. ihre sowohl an sich wie insbesondere auch für die vorliegende Betrachtung wichtigste Eigenschaft, erblicken wir in der Existenz fester Formen, welche alles menschliche Geschehen und Handeln im Gegensatze zu dem rein impulsiven Verlaufe der aufserhalb des Bereiches der Kulturformen sich abspielenden psychischen und körperlichen Vorgänge von aufsen her beeinflussen und ihm eine feste Fassung aufnötigen. Für das Bereich der Sprache, der Sitte und des Rechts bedarf die Existenz und Bedeutung solcher fester Formen keines Wortes. Aber auch für die Erscheinungen des wirtschaftlichen, religiösen, politischen und geistigen Lebens zeigt eine einfache Besinnung sowie die Beobachtung des täglichen Lebens, dafs alle über die Existenz des einzelnen Individuums hinausgreifenden und zu dem Range einer dauernden Kulturleistung sich erhebenden Vorgänge feste Formen schaffen, innerhalb deren sich der Lauf der Dinge immer wieder in derselben Weise abspielt. Daraus ergiebt sich sofort als eine der

wichtigsten Eigenschaften, welche die menschliche Kultur in kausaler Beziehung dem einzelnen Individuum gegenüber besitzt, ihre Objektivität: dem Einzelnen mit seinen Bedürfnissen, Wünschen und individuellen Anlagen tritt die Kultur als eine Reihe fest gegebener Zustände gegenüber, welche auf ihn überall zwingende Einflüsse ausübt und ihn demgemäfs viel stärker kausal bestimmt, als er seinerseits im allgemeinen auf sie zurückzuwirken vermag. Das ganze tägliche Thun und Lassen des Individuums z. B. wird durch die Sitte und die öffentliche Meinung, sein wirtschaftliches Leben und seine Erwerbsthätigkeit durch die auf diesen Gebieten ausgebildeten Überlieferungen und festen Formen, seine Anschauungen über das Leben, das Dasein, die Ursachen der Dinge u. s. w. durch feststehende religiöse, mythologische, philosophische und wissenschaftliche Ideen seiner Zeit bestimmt. Gleich wie das physische Leben eines jeden Organismus durch seine Umgebung in der stärksten Weise beeinflufst wird, so stellt die Gesamtheit aller Einrichtungen der Kultur eine Reihe von Reizen dar, welche neben der besonderen Anlage jedes Einzelnen den Verlauf seines Lebens bestimmen. Diese Reize treten als eine zweite Art der Kausalität neben diejenigen, welche die umgebende physische Natur auch bei den Menschen noch ausübt; während diese aber bei den Tieren allein oder bei den gesellig lebenden fast ausschliefslich deren Lebenslauf bestimmt, tritt hier ihre Bedeutung mit der wachsenden Kultur gegenüber derjenigen der socialen Kausalität immer mehr zurück. Das natürliche Milieu verliert an Raum fortwährend zu Gunsten des socialen. Auf wirtschaftlichem Gebiete z. B. wirken bei den Naturvölkern der Ernährung ungünstige Natureinflüsse, welche etwa die Ausbeute der Jagd vermindern oder den Ertrag der Bodenbestellung beeinträchtigen, angesichts der hier herrschenden Naturalwirtschaft noch auf jeden Einzelnen direkt ein, während bei uns von solchen Ereignissen, ganz abgesehen von der Verminderung ihrer Tragweite, wie sie sich aus den vielen Vorbeugungsmafsregeln einer höheren Kultur ergiebt, nur noch einzelne Berufsklassen direkt, alle

übrigen aber nur indirekt vermöge der socialen Beziehungen, welche sie mit jenen verknüpfen, also nur durch Vermittelung des socialen Milieus betroffen werden. Freilich wird die gesamte Abhängigkeit des Menschen von der Natur dadurch nicht verringert, sondern eher erhöht angesichts der gröfseren Energie, Besonnenheit und Planmäfsigkeit, mit der die Naturkräfte den menschlichen Interessen dienstbar gemacht werden. Allein die Abhängigkeit wird besonders infolge der gesteigerten Arbeitsteilung aus einer direkten immer mehr zu einer indirekten, bei der zwischen dem Naturreiz als dem Anfangs- und der menschlichen Handlung als dem Endglied der kausalen Kette eine Reihe von Handlungen und Überlegungen teils derselben, teils anderer Individuen eingeschaltet sind. Die physische Kausalität wird m. a. W. immer mehr zu Gunsten der socialen zurückgedrängt.

3. Wir knüpfen hieran die Frage nach dem Mechanismus der Erhaltung und Mehrung der Kulturgüter. Die populäre Auffassung, welche die Kultur im allgemeinen mit der Summe der sittlichen Lebensgüter identifiziert, erblickt, indem sie eine Adäquatheit von Wirkung und Ursache voraussetzt, die Gründe für die Erhaltung und das Wachstum der Kultur vorwiegend in Vorgängen sittlicher Natur. Auch die Aufklärung teilte in der Hauptsache diesen Standpunkt, obschon es ihr bekanntlich an einer ganz entgegengesetzten, pessimistischen Nebenströmung nicht fehlte, die sich bis auf die Gegenwart fortgesetzt hat. Beide Voraussetzungen jenes Standpunktes erweisen sich indessen als nicht stichhaltig. Erstens bedeutet durchaus nicht jeder Fortschritt der Kultur auch einen solchen auf sittlichem Gebiet, und zweitens ist das geistige Leben bekanntlich überall durch ein quantitatives wie qualitatives Mifsverhältnis von Ursache und Wirkung charakterisiert. Und in der That wird auch die pessimistische Auffassung dem Sachverhalte viel mehr gerecht. Wir erörtern das zunächst für die Erscheinungen der Mehrung und Wandelung der Kulturgüter. Dabei ist zwischen solchen von mehr socialem Ursprung, wie Sitte und Sprache, und solchen von mehr

individuellem Ursprung, wie den technischen und politischen Vervollkommnungen, zu unterscheiden. Die Entstehung der letzteren ist der Beobachtung und dem Verständnis leichter zugänglich, obschon sie bis jetzt keine einheitliche Behandlung erfahren hat; diejenige der ersteren hat man sich meist begnügt auf die Thätigkeit eines Volksgeistes zurückzuführen, während zu einer Analyse ihres Mechanismus bis jetzt nur vereinzelte Anläufe vorliegen. Eine solche ergiebt natürlich, dafs erstens der Begriff des Volksgeistes lediglich im aktuellen Sinne zu verstehen ist, und dafs zweitens diejenigen Bewufstseinsvorgänge des Einzelnen, in Gestalt deren sich seine Leistungen vollziehen, von ihren übrigen psychischen Prozessen, welche lediglich individuellen Interessen dienen und lediglich individuelle Tragweite besitzen, sich nur unter dem Gesichtspunkt ihrer Wirkung, nicht unter dem ihrer Ursache, unterscheiden. Ob angesichts dieser Thatsache die Beibehaltung des Sammelbegriffs „Volksgeist" sich überhaupt noch empfiehlt, kann zweifelhaft erscheinen. Es liegt nämlich die Gefahr nahe, dafs man die durch ihn ausgedrückte Einheitlichkeit der Bewufstseinsvorgänge verschiedener Individuen im Sinne einer altruistischen, socialen Gesinnung versteht, dafs man m. a. W. zwei Arten der Übereinstimmung des Willens verschiedener Individuen verwechselt: eine solche, bei der es sich um eine Reihe egoistischer, nur zufällig auf dasselbe äufsere Ziel gerichteter Bestrebungen handelt (wie z. B. das Bestreben einer Anzahl Kaufleute, dasselbe Geschäft abzuschliefsen), und eine solche, bei der es sich um die solidarische Verfolgung desselben Zieles handelt (wie z. B. das Bestreben eines Regiments in einer Schlacht, eine bestimmte Position zu erobern). Für die Leistungen des Volksgeistes kommt natürlich nur die erstere Art von Übereinstimmung in Betracht. Bei der Schaffung oder Umwandlung eines Kulturgutes durch ihn kann man zwei Stadien unterscheiden: die eigentliche Neuerung, die durch einzelne — ein oder mehrere oder viele Individuen — vollzogen wird, und ihre Aneignung durch die Gesamtheit auf dem Wege der Nachahmung. Der erstere

Schritt beruht fast immer entweder auf halb unbewufsten Zufälligkeiten — so meistens bei der Sprache — oder, wie z. B. bei dem Brechen mit einer lästig gewordenen Sitte oder bei der durch die Eitelkeit veranlafsten Nachäffung gewisser Äufserlichkeiten einer fremden, überlegenen Kultur, auf ausgeprägt egoistischen Regungen. Bei dem zweiten Schritt aber liegt das Hauptmotiv, abgesehen von der Lust am Neuen und der Befriedigung des allgemeinen Thätigkeitstriebes, in den Regungen des Selbstgefühles und der Eitelkeit und der daraus hervorgehenden Rücksicht auf die öffentliche Meinung: sobald nämlich eine Neuerung erst bei einigen social angesehenen Personen Fufs gefafst hat, erhöht jeder, wie das Beispiel der Mode am besten lehrt, sein Ansehen durch ihre Aneignung.

Den Mechanismus der Erhaltung der Kultur macht man sich am besten durch einen Blick auf die Aneignung der bestehenden Kultur durch die aufwachsenden Generationen klar. Die dabei mafsgebenden Thatsachen und Motive sprechen übrigens auch bei der eben betrachteten Neuschaffung von Kulturgütern vielfach mit. Zu ihnen zählt in erster Linie einerseits das Geselligkeits- und Mitteilungsbedürfnis, andererseits der allgemeine Thätigkeitstrieb, die Freude zunächst am einfachen Thun, sodann am Können und vorzüglich am Besserkönnen, ferner die Bedeutung der Übung, welche der durch sie bewirkten Erleichterung und dem Mangel der menschlichen Natur an Spontaneität, d. h. an Fähigkeit zu eigentlich schöpferischen Leistungen entspringt, und welche daher dem Einzelnen die gewohnten Geleise vor neuen Bahnen bevorzugen läfst, endlich das Selbstgefühl in edlerer wie in niedrerer Form, welches sich in der Freude an jedem Können, insbesondere aber in der Befriedigung über den Beifall der Gesamtheit bethätigt, wie er positiv oder negativ durch jede ihren Erwartungen und Gewohnheiten entsprechende, in den ausgeschliffenen Geleisen sich bewegende Leistung erworben wird. Eine wichtige Rolle spielt endlich ein allgemeiner Trieb der Unterordnung, der Einfügung in eine bestehende Ordnung,

wie er sich z. B. schon früh in den Spielen vorzüglich der männlichen Jugend, ferner in der inneren Anerkennung und Billigung jeder verdienten Strafe von seiten der Jugend wie tiefer stehender Stämme oder in jedem Vereinsleben bekundet. Dazu kommen beim Erwachsenen last not least wirtschaftliche Rücksichten, um ihn vor einem Ausbrechen aus den überkommenen Geleisen zu bewahren.

4. Aus der vorstehenden Betrachtung ziehen wir für den Gegenstand unserer Erörterung den Schluſs, daſs der Fortschritt und die Erhaltung der Kultur sich viel weniger auf sittlichen als auf indifferenten oder egoistischen Motiven aufbaut. Von den ersteren kommen eher noch Regungen des Selbstgefühls als solche des Mitgefühls in Betracht; denn eine so groſse Rolle auch altruistische Regungen für das Familienleben und damit für die Erhaltung der menschlichen Gesellschaft spielen, so baut sich doch die eigentliche Kultur direkt viel mehr, abgesehen von der rein passiven Annahme ihrer Formen, teils auf wirtschaftlichen Reizen, teils auf Regungen der Eitelkeit und etwa noch einigen edleren Formen des Selbstgefühls, wie der Freude am Können, auf. Vorzüglich auf diese Thatsache des geringen Anteils sittlicher Elemente an dem Fortschritte der Kultur stützt sich die pessimistische Auffassung von dem sittlichen Fortschritte. Vermögen wir ihr auch schon deswegen nicht beizustimmen, weil sie jene bereits mehrfach erwähnte Inadäquatheit von Ursache und Wirkung im geistigen Leben auſser acht läſst, so muſs uns doch die hier festgestellte Thatsache nachdenklich stimmen. Erscheint uns auch ein sittlicher Fortschritt unbestreitbar, so darf er doch nur als ein unbeabsichtigtes Nebenprodukt der Kulturentwicklung aufgefaſst werden — ein Umstand, der eine direkte empirische Bestätigung in der bekannten Erscheinung erhält, daſs in gewissen Zeitaltern ein Sinken der Sittlichkeit mit einem Steigen oder wenigstens Beharren des Kulturniveaus Hand in Hand geht. Die Lockerheit des Zusammenhanges zwischen sittlichem und kulturellem Fortschritt muſs uns von vornherein die in der That der Wirklichkeit

entsprechende Vermutung nahelegen, dafs der sittliche Fortschritt kein durchgängiger auf allen Gebieten zu sein braucht, dafs er einen Stillstand, ja einen Rückgang auf einzelnen Gebieten und zwar nicht blofs für einzelne vorübergehende Perioden, sondern ganz allgemein nicht ausschliefst.

Zur Aufdeckung jenes indirekten Zusammenhanges zwischen sittlichem und kulturellem Fortschritt gehen wir von den Wirkungen aus, welche die Kultur auf das ihren Einflüssen unterworfene Einzelwesen ausübt. Vorher möchten wir jedoch die Hochgradigkeit der Abhängigkeit betonen, in der sich das Individuum seinem kulturellen Milieu gegenüber befindet. Die Handlungen eines jeden Wesens werden bekanntlich einerseits durch seine eigene Natur, andererseits durch diejenige seiner Umgebung bestimmt. Hinsichtlich des ersteren Punktes befinden wir uns für den vorliegenden Fall leider in einer beklagenswerten Unkenntnis. Denn die Frage der Rassenbegabung gehört zu den vielen ungelösten, vielleicht zu den hoffnungslosen Problemen einer Völkerpsychologie. Nehmen wir sie aber selbst als im bejahenden Sinne entschieden an, so sehen wir doch eng verwandte Völker, wie z. B. verschiedene Völker der indogermanischen Gruppe, auf den verschiedensten Kulturstufen sich befinden. Eine überlegene Gesittung setzt also nicht mit Notwendigkeit ein von Haus aus für sie empfänglicheres Substrat voraus. Könnte sie aber nicht nachträglich das Wesen ihrer Träger, d. h. deren innere Beanlagung modifizieren? Die Erfahrung, dafs Angehörige tiefer stehender Stämme, wenn sie im jugendlichen Alter den Kreisen der europäischen Kultur überwiesen wurden, auf die Dauer ihre inferiore Natur nicht zu verleugnen vermochten, kann, da es sich hier niemals um eine Versetzung unmittelbar nach der Geburt unter Ausschliefsung aller erwachsenen Elemente der fremden Rasse handelte, für die Beantwortung dieser Frage nicht entscheidend sein. Die Möglichkeit, dafs sie bei genügender Sachkenntnis einmal im verneinenden Sinne beantwortet werden kann, ergiebt sich aber aus dem der menschlichen Natur eigenen Mangel an

Spontaneität, d. h. an der Fähigkeit, selbständig von innen heraus zu handeln und zu urteilen. Die tägliche Erfahrung lehrt uns ja überall, dafs selbst ein einfacher sinnlicher Reiz im allgemeinen viel stärker als die verwickeltsten Überlegungen und die besten theoretischen Gründe den Menschen bestimmen, und dafs eine jede Berufsthätigkeit, die den Charakter einer Reihe von Reaktionen besitzt, welche durch äufsere Reize erzwungen werden, dem Menschen viel leichter fällt als eine solche, welche, wie z. B. eine rein wissenschaftliche oder künstlerische Thätigkeit, ohne feste äufsere Formen und äufseren Zwang seine Leistungen lediglich von spontanen Regungen abhängig macht. Dieser Mangel an Spontaneität läfst es uns als möglich erscheinen, dafs die Verschiedenheiten des durchschnittlichen menschlichen Typus in den verschiedenen Kulturkreisen lediglich auf Rechnung der Verschiedenheit des Milieus zu setzen sind, dafs aber die durchschnittliche angeborene Veranlagung und das innere Wesen des Einzelnen auf allen Kulturstufen unverändert bleibt, dafs also m. a. W. ein neugeborenes Kind sich bei sofortiger Verpflanzung einem fremden Kulturkreise widerstandslos einfügen würde. Diese Vorstellung ist natürlich nur eine Hypothese; allein dafs die uns bekannten Thatsachen sie überhaupt gestatten, wirft ein bezeichnendes Licht auf die Dinge. Im besonderen ist es demgemäfs auch eine hypothetisch zulässige Vorstellung, dafs die eigentliche sittliche Substanz des Menschen von dem Wachstum der Kultur und dem Fortschritt der Sittlichkeit unberührt bleibt, d. h. dafs die sittliche Überlegenheit des durchschnittlichen modernen Westeuropäers gegenüber den alten Germanen lediglich auf der Verschiedenheit der einwirkenden kulturellen Reize beruht. Die Einwendungen, welche man gegen die Lehre vom sittlichen Fortschritt erhoben hat, haben teilweise diesen Punkt nachdrücklich betont, allein ganz abgesehen davon, dafs es sich bei ihm nur um eine Hypothese handelt, schliefst eine solche Konstanz der eigentlichen sittlichen Substanz doch einen Fortschritt der Leistungen nicht aus. Immerhin wird aber auch diese Erwägung uns veranlassen,

unsere Erwartungen über den sittlichen Fortschritt nicht zu hoch zu spannen.

5. Die Wirkungen des kulturellen Milieus auf den Einzelnen liegen teils auf dem Gebiet des Intellektes, teils auf demjenigen des Charakters und Gefühls. In ersterer Hinsicht bedarf es keines Wortes, dafs die Intelligenz sowohl substantiell wie aktuell mit der Kultur gewachsen ist: entsprechend der Zurückdrängung der mythologischen durch die wissenschaftliche Denkweise besitzt der moderne Mensch verglichen mit dem primitiven sowohl richtigere Vorstellungen und reichere Kenntnisse als eine entwickeltere Urteilskraft. Freilich darf man diesen Vorzug nicht überschätzen: die wissenschaftliche Denkweise herrscht selbst innerhalb der Wissenschaft nicht uneingeschränkt, aufserhalb ihrer aber wird sie besonders im Bereich der Fragen des geistigen, socialen und politischen Lebens durch eine laxere, gleichsam vorwissenschaftliche Denkweise ersetzt, welche zwischen der wissenschaftlichen und mythologischen etwa die Mitte erhält.

Im Bereich des Charakters und Gefühls drängen sich uns vor allem zwei Wirkungen der entwickelteren Kultur auf: die Erhöhung der Selbstbeherrschung und diejenige der Objektivität im Denken und Handeln. Das Verständnis des ersteren Momentes erschliefst uns am leichtesten ein Blick auf den bekannten Schiffbruch, den so viele tiefer stehenden Stämme bei der Berührung mit der europäischen Kultur erfahren haben: nicht nur die Entwurzelung der religiösen Vorstellungskreise und die Zersetzung der überlieferten Sitten mit ihrer zähmenden Gewalt ist daran schuld, sondern ebenso die geringere Entwicklung der Willenskraft, welche den neuen Versuchungen und erhöhten Anforderungen nicht gewachsen ist. Alle Kultur bedeutet nämlich an Stelle der unmittelbaren Befriedigung der auftauchenden Bedürfnisse, wie sie beim Tiere die Regel ist, eine mittelbare Befriedigung derselben, d. h. eine solche, bei der zwischen dem Anfangs- und Endglied der Kette eine Reihe anderer Glieder teils in Gestalt natürlicher oder technischer Prozesse, teils in Gestalt der Benutzung

von Werkzeugen lebloser oder belebter Art eingeschaltet wird. Vermöge des mit dem Kulturfortschritt verknüpften Strebens nach einer Vervollkommnung der Befriedigung der Bedürfnisse wird mit steigender Kultur der räumliche und zeitliche Betrag jener Mittelglieder oder der zeitliche und räumliche Abstand zwischen dem ersten und letzten Glied jener Reihe im Durchschnitt erhöht, wie es uns z. B. ein Vergleich der nur für den Nahkampf geeigneten Waffen primitiver Stämme mit den modernen Geschützen und Torpedos zeigt. Eine Vergrößerung jener Distanz bedeutet aber auch eine Steigerung des Dualismus von Mittel und Zweck, welcher daher das menschliche Leben bei uns viel stärker als bei den Naturvölkern beherrscht. Jeder solcher Dualismus bedeutet aber wieder einen Zwang zur Überwindung von Unlustgefühlen und eine Verminderung der sinnlichen Behaglichkeit des Lebens, womit beiläufig die Thatsache zusammenhängt, daſs die durchschnittliche Lebensstimmung bei den Naturvölkern so viel heiterer ist als bei uns. Im gleichen Sinne wirken auch die die Lebensführung regelnden äuſseren Normen: mit wachsender Kultur werden sie, wie z. B. das Polizeigebot und geschriebene Recht gegenüber dem Gewohnheitsrecht und dieses gegenüber der Sitte zeigt, immer objektiver, treten immer selbständiger und anspruchsvoller dem Individuum gegenüber, von dem sie daher ein steigendes Maſs von Selbstbeherrschung verlangen. Die Fähigkeit das sinnliche Begehren zurückzudrängen und sich zu überwinden muſs daher auf höheren Kulturstufen viel stärker entwickelt sein. Unsere Gewehre z. B. vermag der Neger gar nicht als Fernwaffen zu verwenden, weil es ihm dazu an der nötigen Ruhe und Besonnenheit fehlt, und an der regelrechten Verwendung unserer Geschütze hindert ihn gelegentlich schon die unüberwindliche Scheu vor ihrem Rückstoſs.

Das Zunehmen der Objektivität im Denken und Handeln mit dem Wachsen der Kultur beruht auf denselben Faktoren. Einerseits drängen die gehäuften äuſseren Normen sich dem Bewuſstsein wegen ihrer Wichtigkeit auf und erfüllen es mit Bildern einer objektiven Ordnung. Andererseits ver-

langt jeder Vorgang oder Gegenstand, der ein Mittel zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse bildet, eine mehr oder minder selbständige Betrachtung und Behandlung. Je komplizierter dieses Reich der Mittel wird, desto gröfser sind die Ansprüche, die es an den Intellekt und den Willen stellt. Bei den Naturvölkern finden wir eine solche Objektivität in stärkerem Mafse nur auf zwei Gebieten ausgebildet: erstens vorzüglich bei Jägerstämmen gegenüber den Tieren, welche ob ihrer hervorragenden Bedeutung für ihren Nahrungserwerb, wie teilweise auch für ihre ganze Lebensführung, ein sehr starkes Interesse erregen, wie es in den mythologischen Leistungen dieser Stämme objektiviert ist, und zweitens in der künstlerischen Verzierung der Geräte des täglichen Lebens, der Schmuckgegenstände und des Kultusapparates — eine Verzierung, die angesichts der Sprödigkeit des Materials und der geringen Entwicklung technischer Hilfsmittel oft erst ein Ergebnis jahrelanger mühevoller Arbeit ist und mit Recht oft das Erstaunen der Reisenden erregt hat. Auf der Stufe unserer Kultur kommt, ganz abgesehen von der Entfaltung der Wissenschaft und der höheren Entwicklung der Kunst, vorzüglich die veränderte Gestaltung des Erwerbs- und Berufslebens als ein die Objektivität vermehrender Umstand in Betracht. Schon das einfache Erwerbsleben nötigt, zumal wo infolge des Wettbewerbes die Anforderungen erhöht sind, zu einer aufserordentlichen Sorgfalt, welche ohne eine starke Objektivität wenigstens auf intellektuellem Gebiete nicht möglich ist, häufig aber auch hier schon wohlthätige Rückwirkungen auf das Gemüt und den Charakter ausübt. Um wieviel ist z. B. in dieser Beziehung unser Handwerker dem Angehörigen der Naturvölker überlegen, welcher alle Gewerbe in einer Person oder vielmehr in einer Familie vereinigt und lediglich für den Bedarf seines eigenen Haushaltes produziert. Noch günstiger aber wirken die höheren Berufsarten, weil bei ihnen zu dem Nahrungserwerbe als weiteres Motiv die Liebe zur Sache selbst hinzutritt und die Objektivität sich hier demgemäfs im Bereiche des Fühlens und Wollens fast ebenso stark wie in demjenigen der Intelligenz entfaltet.

6. Wir wenden uns jetzt demjenigen Faktor des sittlichen Lebens zu, der durch die sittlichen Normen der Gesamtheit repräsentiert wird. Sie stellen sich uns teils als reine Gebote, teils als eine Verkörperung solcher in socialen Institutionen, teils als eine Verbindung beider dar: die öffentliche Meinung, Sitte und Recht, die religiösen Gebote und so viele Einrichtungen des Staates, der Kirche und der Gesellschaft, die der öffentlichen Wohlfahrt und geistigen Interessen dienen, gehören mehr oder weniger hierher. Für die sittliche Beurteilung eines Volkes fallen sie teils unmittelbar in die Wagschale, indem sie einerseits die sittlichen Anschauungen des Volksgeistes repräsentieren, andererseits ein System objektiver sittlicher Leistungen darstellen, teils beeinflussen sie mittelbar das Verhalten des Einzelnen auf das stärkste, indem sie auf dem Wege der Erziehung und Belehrung und durch das Beispiel auf tausend Wegen in die Seele eindringen und sich in ihr so festsetzen, dafs sie häufig alle Spuren ihres Ursprunges hinter sich verlöschen und dem Theologen und Philosophen immer wieder als Gebote des Gewissens Anlafs zum Staunen geben konnten. Dafs die Fülle und der Reichtum dieser Normen mit wachsender Kultur steigt, wird kaum bestritten werden. Verschieden von diesem äufseren Fortschritte ist die Frage nach seiner inneren Bedeutung. Zu ihrer Entscheidung müssen wir einerseits den Ursprung dieser Normen und Institutionen, andererseits die Art ihrer Bethätigung näher betrachten.

Ihren Ursprung hat man mit Vorliebe aus ihrem socialen Nutzen abzuleiten gesucht. Selbst wenn man den Begriff des Nutzens dabei im weiteren Sinne, nämlich nicht blofs im objektiven, sondern auch im subjektiven Sinne versteht, also auch z. B. den imaginären Wert darin einbegreift, welchen die Befriedigung mythologisch begründeter Bedürfnisse dem gläubigen Gemüte gewährt, so lassen sich mit dieser Auffassung nicht alle Erscheinungen in Übereinstimmung bringen. Bei einem Teile von ihnen allerdings ist ein aufsersittlicher Ursprung aufser Zweifel. Ihr späterer sittlicher Charakter

erklärt sich ungezwungen aus jener mehrfach betonten häufigen Heterogenie von Ursache und Wirkung im socialen Leben. Insbesondere haben mythologische Bedürfnisse manche Erscheinungen von sittlichem Charakter ins Leben gerufen, wie z. B. die Tugend der Gastfreundschaft bei den Naturvölkern hierher zu rechnen ist. Bei vielen von ihnen aber haben schon von Anfang sittliche Motive mitgewirkt. Dahin gehören so viele humane Einrichtungen der Gegenwart, dahin müssen auch alle religiösen Gebote sittlichen Inhalts gerechnet werden, da ja in den Augen des Gläubigen den Göttern nur solche Handlungen für wertvoll gelten können, die ihm selbst bereits als solche erscheinen. Etwas ähnliches gilt wahrscheinlich auch von der Entwicklung der Strafe, die man schwerlich ohne Zuhilfenahme sittlicher Regungen aus der Rache abzuleiten vermag. In allen diesen Fällen ist freilich die Regung sittlicher Momente allein nicht ausreichend zur Schaffung ihnen entsprechender socialer Institutionen. Es mufs vielmehr, um sie für die Masse annehmbar erscheinen zu lassen, entweder ihre Nützlichkeit, oder es müssen Regungen der Eitelkeit, der Freude am Können und ähnliche Motive hinzutreten, um einer sittlichen Bestrebung einzelner besonders veranlagter Individuen zu einer allgemeinen Tragweite zu verhelfen. Der Idealismus Einzelner mufs m. a. W. sich erst mit gröberen Motiven amalgamieren, um eine sociale Wirksamkeit zu erlangen, um objektive Kulturgüter ins Leben rufen zu können, eine Thatsache, die ganz der oben betonten Art der Entwicklung der menschlichen Kultur entspricht, die sich weniger auf edle als auf indifferente oder egoistische Motive stützt. Innerlich sind also demgemäfs alle jene Institutionen von sittlichem Inhalte gekennzeichnet durch ein Mifsverhältnis zwischen ihrem hohen objektiven Werte und dem geringeren subjektiven sittlichen Gehalte, der sie ins Leben rief, während dieses selbe Mifsverhältnis äufserlich betrachtet als einer jener Fälle erscheint, in denen der Mechanismus der menschlichen Kultur sich von der äufsersten Zweckmäfsigkeit zeigt, sofern er sittlichen Kräften von ursprünglich verhältnismäfsig geringer,

weil auf wenige Individuen beschränkter Wirksamkeit durch Erregung anderweitiger Interessen zu einer verhältnismäfsig hohen Tragweite zu verhelfen vermag.

Der sittliche Gehalt, welcher sich in der Wirksamkeit der in Rede stehenden Normen und Institutionen äufsert, darf nicht überschätzt werden. Erstens kann die objektive Bethätigung aller jener sittlichen Institutionen sich ohne eine entsprechende subjektive Gesinnung vollziehen, sofern alle diejenigen, welche durch den Mechanismus des gesellschaftlichen Lebens an die betreffende Stelle gestellt werden, schon aus aufsersittlichen Motiven zu einer entsprechenden Thätigkeit genötigt werden. Dafs sich mit ihr auf die Dauer entsprechende altruistische oder überhaupt sittliche Regungen im allgemeinen verbinden, ist sicher unzweifelhaft, ebenso sicher aber auch, dafs sie in den meisten Fällen nicht das stärkste Element in der Gesamtheit der dabei in Betracht kommenden Motive darstellen. Auf den Einzelnen aber üben jene sittlichen Normen teils in Gestalt der Forderungen der Sitte, des Herkommens, der öffentlichen Meinung, der Götter u. s. w., teils auch in Gestalt der mystischen Stimme des Gewissens vorzüglich aus zwei Gründen eine beschränkte Wirksamkeit aus. Erstens sind sie mehr genereller und daher gröberer Natur und für die Feinheiten des einzelnen komplizierten Falles nicht specialisiert genug, zweitens aber gehen sie mehr auf das äufsere Verhalten als auf die innere Gesinnung. Ihre Früchte liegen daher im allgemeinen mehr im Bereiche der Legalität als in demjenigen der Moralität. Selbst für die Wirkung des Gewissens müssen wir diese Behauptung innerhalb gewisser Grenzen aufrecht erhalten. Hat doch den überzeugten Anhänger der christlichen Sittenlehre diese in früheren Zeiten nicht verhindert, den Andersgläubigen zu verbrennen oder in jedem beliebigen Raubkriege seinen Nächsten ums Leben zu bringen oder seine farbigen Mitmenschen als Sklaven zu verwenden, und haben doch alle Gebote der christlichen Mildthätigkeit selbst in dem hochkirchlichen England die Entfaltung der

schlimmsten Gräuel des Fabrikarbeiterelends nicht zu hemmen vermocht.

7. Der Fortschritt der sittlichen Leistungen bleibt hinter demjenigen der sittlichen Normen erheblich zurück. Soweit ihre Motive sittlicher Natur sind, werden wir sie unter dem Begriffe der sittlichen Handlungen im folgenden Abschnitte erörtern. Hier beschränken wir uns auf die Betrachtung derjenigen Leistungen, welche aufsersittlichen Motiven entspringen. Diese bestehen vorzüglich, abgesehen von der auf der Grenze stehenden Macht der Gewohnheit, teils in der Rücksicht auf die öffentliche Meinung und die göttlichen Gebote, teils in der Freude am Können und Besserkönnen, teils in dem Hinblick auf den wirtschaftlichen und socialen Vorteil. An Stärke haben diese Motive mit der wachsenden Kultur kaum zugenommen, wohl aber an Häufigkeit ihrer Wirksamkeit. Für das altruistische und das objektive Gebiet, soweit man das letztere hierher zu rechnen geneigt ist, ergiebt sich diese Zunahme als eine unmittelbare Folge der mit der wachsenden Kultur verknüpften Arbeitsteilung und Vermehrung solcher Berufsarten, welche direkt oder indirekt sittliche Güter fördern. Ähnlich beruhen die Vorzüge der gröfseren Willensstärke, der weiter ausholenden Energie, der Besonnenheit, Fürsorge und Voraussicht, welche der Kulturmensch gegenüber dem Naturmenschen besitzt, auf einer fortgesetzten Wiederholung von Handlungen, die vorzüglich aufsersittlichen Motiven entspringen. Und diesem indifferenten Ursprunge entsprechen auch völlig die Wirkungen, die von ihnen ausgehen können, die sowohl sittlicher wie indifferenter und egoistischer Natur sein können, und die durch die Vermittelung des Kulturmechanismus den gesamten sittlichen Gehalt einer Kultur nicht blofs fördern, sondern auch schädigen können. Auch der Erwerb der gesamten Bildung einer Zeit gehört zum grofsen Teile hierher, vom ersten Schulzwange an bis auf die für viele stets mafsgebend bleibende Rücksicht auf das Urteil anderer.[1])

[1]) Dafs auch die Abnahme der Verbrechen zum grofsen Teil auf derartigen aufsersittlichen Motiven beruht, führt sehr schön Tarde aus in seinem Buch: La criminalité comparée, 3. éd., p. 180—193.

Da auch eine möglichst harmonische Ausbildung und Entfaltung der gesamten Persönlichkeit zu den sittlichen Lebensgütern zählt, deren Erwerb vorzugsweise auf inadäquaten Ursachen beruht, so haben wir ein Recht, auch sie hier in diesem Zusammenhange zu betrachten. Neben den unmittelbar einleuchtenden Vorzügen einer höheren Kultur stoſsen wir dabei auch hier auf schwere Schatten. Schon an sich bedeutet ja die Arbeitsteilung, welche bei uns an die Stelle der geschlossenen Hauswirtschaft getreten ist, vermöge der mit ihr verknüpften Vereinseitigung einen Rückschritt. Doppelt fühlbar macht sich dieser da, wo der Beruf keine Gelegenheit zur Entfaltung der ganzen Persönlichkeit oder wenigstens einer gröſseren Reihe ihrer wesentlichen Eigenschaften bietet, sondern den Menschen mehr oder weniger zur Maschine erniedrigt. Verglichen mit dem Neger oder Indianer, der eine ganze Reihe wichtiger wirtschaftlicher und socialer Thätigkeiten, wie das Jagen und Fischen, die Herstellung der Waffen und Geräte für den Nahrungserwerb und die eifrige Beschäftigung mit den Interessen des ganzen Stammes, in einer Person vereinigt, erscheint der moderne Fabrikarbeiter fast als ein pathologisches Gebilde, und den Helden der Odyssee gegenüber, die nicht bloſs zu herrschen und zu kämpfen, sondern auch Schiffe zu bauen und Waffen zu schmieden verstehen, kann selbst ein hoch gestiegener moderner Mensch sich eines leisen Gefühls der Wehmut kaum erwehren. Insbesondere sind die Folgen, welche der entwickelte Industrialismus, wie wir ihn besonders in England und in seinen Kolonien beobachten können, auf die gesamte Persönlichkeit ausübt, ein lehrreiches Beispiel für den an sich indifferenten Charakter des Kulturprozesses und die zwiespältigen Wirkungen, die von ihm ausgehen. Bei den Gebildeten fördert der Industrialismus wohl die Energie, aber doch nur eine solche, die vorzüglich die Ellbogen in ihrem eigenen Interesse zu rühren versteht, er befördert wohl die Intelligenz, aber vorzüglich nur, soweit es sich unmittelbar um einen naheliegenden praktischen Vorteil handelt, während in allen weitergehenden wirtschaftlichen

Fragen der englischen Industrie eine gewisse Engherzigkeit und Kurzsichtigkeit vorgeworfen wird. Den Arbeiter aber vermag, um die Worte eines guten Beobachters zu wiederholen,[1]) die moderne Maschinentechnik gewifs von der Plumpheit und Schläfrigkeit des Lasttieres zu erlösen, aber sie macht auch seinen Geist flach, unpersönlich, farblos, unfähig, sich tiefer für sich selbst zu interessieren.

8. Bei der Betrachtung der sittlichen Handlungen unterscheiden wir zwischen altruistischen, perfektionistischen und objektiven Handlungen. Beginnen wir mit den altruistischen, so haben wir es sowohl mit Fortschritten wie mit Rückschritten zu thun. Die Fortschritte haben wiederum teils einen negativen, teils einen positiven Charakter. Zunächst fallen auf der Stufe unserer Kultur gewisse Hemmungen fort, welche teils auf dem emotionalen, teils auf dem intellektuellen Gebiete liegen. In ersterer Beziehung ist die Thatsache zu beachten, dafs die Naturvölker vielmehr von starken Affekten heimgesucht werden, vielmehr den Leidenschaften unterworfen sind als wir. Insbesondere haben daher auch alle hierher gehörigen unsittlichen Regungen, wie Hafs, Rachsucht, Jähzorn und dergl., eine viel stärkere Gewalt über sie und reifsen sie leicht zu Greuelthaten hin, wie sie uns noch aus dem Mittelalter so wohl bekannt sind. In intellektueller Hinsicht kommt die Reinigung des modernen Geistes von einer grofsen Anzahl von Vorurteilen in Betracht, welche insbesondere auf dem Gebiete des Partei- und Sektenwesens, des religiösen und politischen Glaubens liegen, und welche auf tieferen Stufen in einem Gegner auf diesem Gebiete so leicht zugleich einen Verworfenen erblicken lassen, dem gegenüber alle Ausbrüche des Fanatismus als gerechtfertigt, ja vielleicht als sittlich oder religiös geboten erscheinen.

In positiver Weise bethätigt sich der Altruismus bei uns auf manchen Gebieten stärker sowohl in intensiver wie in extensiver Hinsicht. In ersterer Beziehung erinnern wir daran, dafs jede Teilnahme an fremdem Schicksal die Fähigkeit

[1]) Gustav F. Steffen, Streifzüge durch Grofsbritannien, S. 126.

voraussetzt, sich in das fremde Wesen hinein zu versetzen, und demgemäfs von einer gewissen Intelligenz abhängig ist, mit dem Wachsen der letzteren also auch steigt. Dafs demgemäfs im allgemeinen die Feinfühligkeit und das Mitgefühl mit fremdem Wohl und Leid, dafs alles, was Takt, Zartgefühl und dergl. heifst, bei uns ceteris paribus — wir werden die Bedeutung dieser Restriktion sogleich kennen lernen — stärker entwickelt ist, bedarf keines Wortes. Zur Erläuterung des extensiven Fortschritts des Altruismus gehen wir von der Existenz einer dualistischen Ethik bei allen Naturvölkern aus, d. h. von der Thatsache, dafs sie zwischen Freund und Feind den stärksten Unterschied machen — ein Gegensatz, der im allgemeinen mit demjenigen von Stammesangehörigen und Stammesfremden zusammenfällt. Ein Hinweis auf die Existenz des Krieges auch bei uns noch nötigt uns zu dem Zugeständnis, dafs diese dualistische Ethik, für die übrigens auch die Behandlung der Naturvölker durch die Europäer viele Beläge bietet,[1]) auch uns noch nicht völlig fremd geworden ist. Allein seit der Aufrichtung des Römerreiches und der Herrschaft des Christentums sind die Grenzen, innerhalb deren der Begriff gleichartiger oder befreundeter Wesen Anwendung findet, aufserordentlich, mindestens über den ganzen westeuropäischen Völkerkreis, erweitert worden. Demgemäfs ist die durchschnittliche Summe täglicher altruistischer Regungen und Handlungen bei einem Individuum bei uns ceteris paribus viel gröfser als etwa bei einem Buschmann, für den vielleicht nur zehn bis zwanzig Personen die Nächsten im Sinne der christlichen Moral bilden — ein Fortschritt, der wesentlich, wie jüngst Tarde mit Recht betont hat,[2]) mit den Fortschritten der Technik und des Verkehrs zusammen-

[1]) Anläfslich der bekannten Expedition Jamesons gegen Transvaal schrieben englische Zeitungen, „dafs man zu Hause in England kaum imstande sei, eine solche Erscheinung zu beurteilen. Es ist etwas ganz anderes draufsen in Afrika mit seinem unkonventionellen Leben. Da kommt es so leicht vor, dafs man nach dem Gebote des Herzens handelt und sich um kein Völkerrecht bekümmert". Gustav F. Steffen, England als Weltmacht und Kulturstaat, Stuttgart 1899, S. 47.

[2]) Tarde, La criminalité comparée, 3. éd., p. 188.

hängt und darum einen der vielen lehrreichen Beläge für die Inadäquatheit von Ursache und Wirkung auf dem geistigen Gebiete bildet.

Diesen Fortschritten treten jedoch eine Reihe von Rückschritten zur Seite, d. h. eine Reihe von Erscheinungen, bei denen die Wagschale sich zu Gunsten der Naturvölker neigt. Man kann sie mit dem Namen des primitiven Altruismus oder allgemeiner einer primitiven Sittlichkeit bezeichnen — primitiv deswegen, weil sie weniger auf einer positiven Entwicklung der sittlichen Kräfte als auf einem Mangel oder einem geringeren Grade von Versuchungen beruhen.[1]) Besonders drei Gruppen von Erscheinungen sind es, in welchen sich eine solche sittliche Überlegenheit der Naturvölker uns gegenüber bekundet. Erstens finden wir vielfach eine viel gröfsere Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit im täglichen Verkehr, wie besonders im Handel und insbesondere auch eine gröfsere Sicherheit fremden oder verlorenen Gutes gegenüber der Gefahr des Diebstahls. Zweitens sind die Sympathiegefühle in extensiver Hinsicht bei ihnen vielfach stärker entwickelt als bei uns. Diejenige Zärtlichkeit und Teilnahme, die sich bei uns auf die Familie beschränkt, erstreckt sich vielfach über den ganzen Stamm und gelegentlich sogar über ihn hinaus, z. B. in Gestalt des gegenseitigen, unentgeltlichen Leihens von Geräten, des oft so stark ausgeprägten Gastrechtes, der unentgeltlichen Speisung und Verpflegung vorübergehender Stammesangehöriger oder Fremder u. s. w. Drittens sind aber auch in intensiver Hinsicht die Naturvölker uns auf diesem Gebiete wenigstens teilweise überlegen. Die Kinderliebe ist in der Regel sehr stark, die Gattenliebe durchaus nicht immer gering entwickelt, und insbesondere geniefst innerhalb der Grofsfamilie die ältere Generation oft viel Liebe und Verehrung. Die Gründe dieses primitiven Altruismus sind, wie schon bemerkt, mehr negativer als positiver Natur, und zwar teils subjektiver, teils objektiver Art. Einerseits

[1]) Ausführlich hat der Verfasser diese Dinge in einem in der Zeithrift „Globus“ Bd. 76, S. 149—154, veröffentlichten Aufsatz behandelt.

liegt dem Naturmenschen wegen der geringeren Entwicklung seines Willens und seiner Intelligenz die Versuchung eines planmäfsigen, berechnenden Egoismus ferner, und die natürlichen Regungen der Teilnahme werden daher von dieser Seite bei ihm weniger eingeengt. Andererseits spricht die andersartige Gestaltung der wirtschaftlichen Verhältnisse erheblich mit, sofern die hier allgemein herrschende geschlossene Hauswirtschaft, d. h. die Thatsache, dafs alle wirtschaftlichen Bedürfnisse innerhalb der Familie oder der sie ersetzenden Einheit selbst befriedigt, alle wirtschaftlichen Erzeugnisse innerhalb ihrer selbst verwendet werden, die wirtschaftliche Konkurrenz und damit ein wichtiges Hemmnis der Bethätigung altruistischer Regungen ausschliefst. Auch der hohe Grad von Öffentlichkeit, die allgemeine Durchsichtigkeit der Verhältnisse ist von Belang, sofern sie die Versuchung zur Unehrlichkeit vermindert. Endlich darf auch die auf dieser Stufe noch stärker als bei uns wirkende Kraft der Sitte mit ihren zum Teil altruistischen Geboten nicht aufser acht gelassen werden.

Innerhalb des perfektionistischen Gebietes weisen wir nur auf zwei Punkte hin, auf die Entwicklung des Ehrgefühls und der Wahrheitsliebe. Das Ehrgefühl oder allgemeiner das Selbstbewufstsein ist bei vielen, wie es scheint, vorzüglich bei den in erster Linie von der Jagd lebenden Naturvölkern, wie den Indianern, sehr stark entwickelt. Die Berührung mit der europäischen Kultur hat auf sie mit deswegen so verheerend gewirkt, weil sie ihr Selbstgefühl auf das äufserste kränkte. Die Wirksamkeit eines solchen Ehrgefühls hält sich natürlich in den durch den sittlichen Gehalt ihrer Kultur bestimmten Grenzen. Sind unsere Verhältnisse denjenigen der Naturvölker hierin weit überlegen, so fehlt doch auch ihnen der Schatten nicht. Die zunehmende Objektivität und Arbeitsteilung einer höheren Kultur bringt eine wachsende Abhängigkeit für den Einzelnen, nicht nur für den Kaufmann und Beamten, sondern für fast jeden, der sich noch nicht alles Wünschens begeben hat, mit sich, und wie sehr diese die Feinheit des Ehrgefühls abstumpfen mufs, ist klar.

Ähnlich zwiespaltig verhält es sich mit der Wahrheitsliebe. Die Versuchungen zur Unwahrheit nehmen mit dem Wachsen der Intelligenz und der egoistischen Fürsorge, wie mit der Verwickeltheit der Verhältnisse, die eine Täuschung weniger leicht durchschauen lassen, zu. Gerade den am tiefsten stehenden Stämmen wird daher vielfach eine Aufrichtigkeit nachgerühmt, die wir angesichts des Mangels an Versuchung unter den Begriff der primitiven Tugenden zu subsumieren berechtigt sind. Viele Natur- und Halbkulturvölker zeichnen sich im Gegensatz dazu durch eine ausgesprochene Lügenhaftigkeit aus. Ist diese bei uns viel geringer, so liegt ein Hauptgrund dafür in der stärkeren Ausbildung einerseits des Geistes der Kritik beim Publikum, der die Aussichten für den Erfolg der Lüge vermindert, andererseits der indifferenten Eigenschaft der Vorsicht bei dem Handelnden, die das Reich der Lüge mehr scheut. Im Gegensatz dazu ruft übrigens die Verwickeltheit unserer wirtschaftlichen, politischen und gesellschaftlichen Zustände eine Fülle neuer Antriebe zur Unwahrhaftigkeit ins Leben, teils zur direkten Lüge, noch mehr aber zu jener halb oder ganz unbewufsten positiven oder negativen Entstellung der Wahrheit, die dem dichterischen Idealismus so viel Stoff zur Kritik unserer Gesellschaft bietet. Alles in allem darf man daher schon den objektiven Fortschritt unserer Kultur auf diesem Gebiet, der vielfach nur ein solcher vom Gröberen zum Feineren ist, nicht überschätzen, und der subjektive bleibt hinter ihm noch erheblich zurück.[1])

Auch auf dem objektiven Gebiete endlich handelt es sich sowohl um einen Gewinn wie um einen Verlust mit steigender Kultur. Diese Zwiespältigkeit beruht unmittelbar darauf, dafs die letztere, wie oben erörtert, den Dualismus von Mittel und Zweck erhöht: einerseits werden dadurch immer mehr Vorgänge, die ursprünglich nur als Mittel Bedeutung hatten, verselbständigt, andererseits aber auch Dinge von eigener Bedeutung zu blofsen Mitteln herabgedrückt.

[1]) Man vergleiche hierzu die Ausführungen bei Tarde, La criminalité comparée, 3. éd., p. 194—211.

Indem einerseits mit steigender Kultur, wie oben erörtert, die Summe fester Formen immer gröfser wird, ist auf der Höhe unserer Kultur an die Stelle der geschlossenen Hauswirtschaft der Naturvölker eine unübersehbare Fülle von Erwerbs- und Berufsarten getreten, die teils dem wirtschaftlichen Leben, teils dem Bereich der politischen, kirchlichen und gesellschaftlichen Interessen angehören. Bei der Erfüllung der hier geforderten Leistungen spricht aufser aufsersittlichen Motiven vielfach als ein rein sittliches Motiv auch die Lust an der Sache um ihrer selbst willen mit, und je nachdem dies im Durchschnitt bei einer bestimmten Leistung der Fall ist oder nicht, unterscheiden wir zwischen Beruf oder Geschäft. Alle höheren Erwerbsarten sind wir in diesem Sinne berechtigt den Berufen zuzuzählen, und auch bei vielen anderen, insbesondere in den Kreisen der niederen Beamtenwelt, spielt jenes Interesse an der Sache um ihrer selbst willen besonders in Gestalt des freilich oft zur Pedanterie und Kleinlichkeit entarteten Pflichtgefühls eine grofse Rolle. Andererseits freilich ist gerade gegenwärtig der Kreis derjenigen Thätigkeiten, die wir als reine Geschäftsthätigkeit im oben angegebenen Sinne bezeichnen müssen, im Wachsen begriffen. Die Gründe dafür liegen teils in der Natur der in Betracht kommenden Vorgänge selbst, teils in der Art ihrer Wirkungen. Die Art der Beschäftigung, mag sie körperlicher oder geistiger Art sein, entbehrt oft zu sehr des eigenen Reizes, indem sie entweder zu mechanisch ist, oder eine fortdauernde Anstrengung erfordert, ohne sie mit einem entsprechenden sinnlichen oder geistigen Genusse zu belohnen. Ihre Wirkungen aber sind entsprechend der oben erörterten wachsenden Entfernung von Ursache und Wirkung, welche jeder höheren Kultur eigen ist, durch eine zu grofse räumliche oder zeitliche Entfernung von dem Vorgange selber getrennt. Es herrscht m. a. W. eine zu grofse Distanz zwischen dem Produzenten und Konsumenten, diese Begriffe nicht nur im wirtschaftlichen, sondern auch im geistigen Sinne genommen, als dafs der Erfolg der Arbeit in sinnlicher Gestalt dem Arbeitenden vor die Augen treten und

ihn für die Mühe einer an sich wenig reizvollen Beschäftigung zu entschädigen vermöchte. — Blicken wir zurück, so sehen wir also an die Stelle eines mittleren Zustandes, wie er bei den Naturvölkern herrscht, eine Reihe von Abstufungen treten, die sich teils nach oben, teils nach unten von jener Mittellage entfernen. Bei den Naturvölkern nämlich werden die meisten Arbeiten nicht bloſs aus Rücksicht auf die äuſseren Effekte und aus Gewohnheit, sondern angesichts des hohen sinnlichen Reizes, der mit ihnen verknüpft ist, auch um ihrer selbst willen verrichtet — ein Zustand, der hinter der berufsmäſsigen inneren Hingabe an die Sache ebensoweit zurückbleibt, wie er der bloſs geschäftsmäſsigen Thätigkeit an Wert überlegen ist.

9. Eine neue Beleuchtung gewinnt unser Problem, wenn wir nach dem Verhältnis der sittlichen zu den übrigen Bewuſstseinselementen und nach dem Wandel dieses Verhältnisses fragen. Drei Punkte kommen dabei in Betracht. Erstens ist zwischen einem absoluten und einem relativen Fortschritt des sittlichen Lebens zu unterscheiden. Nur der letztere bedeutet eine Verschiebung des Schwerpunktes des Bewuſstseins nach der Seite der Sittlichkeit hin, während bei dem ersteren das Wachstum des sittlichen Lebens mit demjenigen des geistigen überhaupt im besten Falle Schritt hält. Zweitens empfiehlt es sich, die quantitativen Fortschritte der Sittlichkeit von den qualitativen, von der Eroberung neuer Gebiete, zu sondern. Die letzteren fallen natürlich schwerer als die ersteren in die Wagschale, bedeuten aber auch noch nicht immer einen relativen Fortschritt. Endlich kann ein zwiefaches Verhältnis zwischen der Entwicklung der sittlichen und derjenigen der gesamten Bewuſstseinsvorgänge stattfinden. Entweder kann nämlich die Steigerung des sittlichen Lebens lediglich eine Folge der Steigerung der gesamten Intensität des Bewuſstseinsverlaufes sein — in diesem Falle handelt es sich meist wohl um einen absoluten, aber nicht um einen relativen Fortschritt —, oder es können umgekehrt die sittlichen Bewuſstseinselemente eine solche dominierende Stellung einnehmen, daſs sie auf die gesamte Lebensführung und den gesamten Bewuſstseinsverlauf

einen bestimmenden Einfluſs ausüben. Wir wollen unter diesem letzten Gesichtspunkt, indem wir dabei gelegentlich auch auf die beiden anderen eingehen, hier nochmals einen Blick auf die Entwicklung des sittlichen Lebens werfen. Suchen wir dabei nach einem zusammenfassenden Worte, so können wir von einer Entwicklung der Gesinnung sprechen, indem wir diese durch das Verhältnis des sittlichen zu dem übrigen geistigen Leben charakterisiert denken.

Im allgemeinen überwiegt der erstere der von uns unterschiedenen Fälle den zweiten bei weitem. Das gilt besonders von allen gewohnheitsmäſsigen sittlichen Leistungen, von denen, wie oben erwähnt, die meisten überhaupt durch eine Mechanisierung auſsersittlich, nämlich durch die Rücksicht auf das Herkommen, die öffentliche Meinung und dergleichen motivierter Handlungen, sich entwickelt haben. Aber auch da, wo diese Leistungen an die Stelle ursprünglich sittlich begründeter Handlungen getreten sind, entfalten doch auſsersittliche Motive derselben Art wie im vorigen Falle eine unterstützende Wirksamkeit. So unverkennbar groſs daher das Wachstum der gewohnheitsmäſsigen sittlichen Leistungen im Bereiche des Familien- und Berufslebens ist, so unleugenbar ist es doch, daſs der letzte entscheidende Grund dafür in dem gesamten Mechanismus der Kultur liegt, in der Fülle von neuen Reizen, denen er mit dem Wachstum der Kultur ihr Substrat, die einzelnen Menschen, ausgesetzt hat. Nicht ein Wandel der Gesinnung, sondern ein Wandel des Milieus ist hier der letzte Grund des an sich unbestreitbaren absoluten Fortschritts.

Ähnliches gilt über das Wachstum der impulsiven sittlichen Leistungen, deren ganze Natur ja die stärkste Abhängigkeit vom Milieu und den auf das Individuum eindringenden Reizen mit sich bringt. Bei einer Abwägung der einzelnen Leistungen finden wir hier, wie früher erörtert, sowohl Gewinn wie Verlust. In quantitativer Hinsicht ist ein absoluter Gewinn gewiſs unbestreitbar entsprechend der Bereicherung und Vertiefung des gesamten Bewuſstseins. Freilich

ist selbst dieser Gewinn, wie wir sahen, weder auf dem Gebiete der altruistischen, noch auf demjenigen der perfektionistischen und objektiven Leistungen ohne Einschränkungen. Das moderne Leben bringt nicht überall die Menschen miteinander in solche engere Beziehungen, welche Gelegenheit zur Bethätigung einer wohlwollenden Gesinnung bieten, sondern isoliert und stellt die Menschen in vielen Fällen geradezu feindlich einander gegenüber. Und ähnliches gilt hinsichtlich der Entwicklung des Selbstgefühls und der Objektivität. Ob aber auch relativ von einem Gewinn unserer Kultur hier gesprochen werden kann, ist eine Frage, die wir nicht zu entscheiden wagen. Prüfen wir jetzt die Veränderungen auf dem qualitativen Gebiete, so ist hier zunächst ein Gewinn zu verzeichnen, der im Zusammenhange steht mit einem allgemeinen Wandel des Gefühls- und Willenslebens, den die steigende Kultur mit sich bringt. An die Stelle starker, rasch vorübergehender Affekte und Willensimpulse setzt sie schwächere, aber andauerndere. Namentlich auf dem Gebiete des Altruismus kommt die immer wiederholte dauernde Bethätigung an sich vielleicht vielfach schwächer gewordener Gefühle als ein wohlthätiger Wandel in Betracht. Können wir aber auch diesen Fortschritt nicht als einen relativen anerkennen, so ist ein solcher doch sicher insofern nicht zu bestreiten, als dem impulsiven Handeln eine Reihe neuer Gebiete mit der wachsenden Kultur erschlossen sind. Wir meinen damit diejenigen Erscheinungen, welche sich als Bethätigungen des Zartgefühls, des Taktes und auch des Selbstgefühls darstellen. Aber auch hier handelt es sich mehr um eine Folge, als um eine Ursache der Änderung des gesamten Zustandes des Bewufstseins, denn aus seiner höheren Entwicklung fliefsen alle diese Akte als eine notwendige Folge, ohne demjenigen, der sie vollbringt, erhebliche Opfer aufzulegen, ohne also an seine imperative Sittlichkeit Anforderungen zu stellen. Namentlich auf dem altruistischen Gebiete handelt es sich hier um Vorgänge, die, so sehr sie von einer Verfeinerung des Gemüts zeugen, ebenso gering an objektiver Bedeutung sind und den Gang der

Kultur selbst da, wo ihre Folgen den altruistischen Interessen direkt entgegengesetzt sind, nicht aufzuhalten vermögen. Denn derselbe Mann z. B., der persönlich jeder Not voller Teilnahme gegenübersteht, kann doch durch seine rege Beteiligung an der industriellen Entwicklung der Gegenwart ohne es zu wollen zu ihrer Vermehrung mitwirken. Ebenso wenig hoch anzuschlagen ist von unserem Standpunkte die nicht abzuleugnende Verminderung der Grausamkeiten, welche uns von den Zuständen der Naturvölker oder des Mittelalters trennt. Handelt es sich doch hier nur um eine Folge der Steigerung der Intelligenz und der damit verbundenen Fähigkeit der Sympathie, welche von einem Einzelnen keinerlei Opfer verlangt.

Anders liegt der Sachverhalt, soweit imperative sittliche Handlungen in Betracht kommen, d. h. solche, deren Vollbringung ohne Rücksicht auf Neigung und äufsere Verhältnisse entweder nach der populären Ausdrucksweise die Stimme des Gewissens, oder in mehr bewufster Weise das Ideal einer sittlichen Lebensführung fordert. In seinen feineren Formen das seltene Vorrecht edler Naturen ist dieses sittliche Element in quantitativ erheblichem Mafse nur in jener gröberen Form wirksam, in der es vorzüglich im Berufsleben die Beobachtung gewisser herkömmlicher Formen verlangt uud einer raschen Mechanisierung ausgesetzt ist. An Umfang kann sich dieses sittliche Handeln mit dem impulsiven und gewohnheitsmäfsigen bei weitem nicht messen. Davon abgesehen handelt es sich freilich hier, da ein derartiges Handeln den Naturvölkern überhaupt fehlt, um einen qualitativen Gewinn der höheren Kultur, um einen Fortschritt auch im absoluten Sinne.

Wir wenden uns jetzt dem entgegengesetzten, zweiten Falle zu, in dem die Entwicklung der sittlichen Elemente des Bewufstseins eine so starke ist, dafs sie die der übrigen überflügelt und ihrerseits die Führerrolle ergreift. Ein Blick auf den bekannten Antagonismus zwischen der sittlichen Höhe der Gesinnung und den günstigsten Bedingungen für den Erfolg im Leben könnte uns zunächst erwarten lassen, dafs

dieser Fall eine ausgedehnte Verbreitung hat. Bekanntlich gewährleisten die höchsten sittlichen Eigenschaften, die Lauterkeit und Uneigennützigkeit der Gesinnung, in vielen Fällen nicht den meisten Erfolg im Leben sowohl der Einzelnen, wie der Völker. Wenn gleichwohl im ganzen von einem Fortschritt des sittlichen Lebens gesprochen werden kann, so kann dieser letztere demnach nicht als ein bloßer Nebeneffekt der allgemeinen Kulturentwicklung aufgefaßt werden, und zu seiner Erklärung hat man in der That darauf hingewiesen, daß die sittlichen Motive, wenn sie erst eine gewisse Stärke erlangt haben, ihrerseits eine führende Stelle im Bewußtsein einzunehmen bestrebt sind. Muß uns schon ein Blick auf das praktische Leben in empirischer Hinsicht an dieser Erklärung zweifeln lassen, so enthüllt sie sich uns a priori als verfehlt bei einem Blick auf den mehrfach erörterten Mechanismus der Kulturentwicklung. Es genügt, wie wir oben sahen, ein derartiges Vorherrschen der sittlichen Elemente bei einzelnen Individuen, um gelegentlich vermittelst des Mechanismus des socialen Lebens deren Bestrebungen einen über die unmittelbare Tragweite der subjektiven sittlichen Gesinnung weit hinausreichenden Erfolg zu gewähren, der bis zu ihrer Verkörperung in objektiven Kulturformen führt, denen ein sittlicher Gehalt wohl nach ihrer Wirkung, aber nur wenig oder gar nicht nach den dabei jedesmal in Betracht kommenden Motiven zukommt. Der ungeheure sittliche Fortschritt, der in objektiver Beziehung, unter dem Gesichtspunkte fester Institutionen und Normen betrachtet, unserer Kultur sicherlich gegenüber den Zuständen der Naturvölker zukommt, darf, wie schon früher erörtert, daher nicht verwechselt werden mit einem entsprechenden Fortschritte der Gesinnung. Sicherlich haben in vielen Fällen sittliche Motive zu dem Zustandekommen dieses Fortschritts mitgewirkt, sicherlich sprechen sie in vielen Fällen bei der Bethätigung dieser Institutionen mit, aber dieser Anteil tritt zurück gegenüber demjenigen außersittlicher Motive. Gerade ein Blick auf die modernen Zustände, auf ihre Schwierigkeiten und die großen Aufgaben,

denen unsere Zeit hilflos gegenübersteht, zeigt uns, wie eng begrenzt im ganzen doch die Kraft rein sittlicher Motive im Leben der Kultur ist. Die nachträgliche sittliche Rationalisierung der durch aufsersittliche Motive so oft ins Leben gerufenen Institutionen, an der frühere Zeiten mit viel weniger Bewufstsein gearbeitet haben, stellt sich der unsrigen als das grofse Problem dar, das sie nicht zu lösen vermag. Die wirtschaftlichen, socialen und rechtlichen Grundlagen unserer Kultur, wie die Verschiedenheit des Besitzes und Standes, die Arbeitsteilung u. s. w., haben vielfach nicht nur unter der Wirkung aufsersittlicher Motive, sondern geradezu durch unsittliche Mächte, durch Raub und Gewalt, ihre Gestaltung gefunden. Erst nachträglich geben die so geschaffenen Verhältnisse den Anlafs zu einer Fülle sittlicher Leistungen, welche den späteren Betrachter sich mit ihrem Ursprung aussöhnen läfst, indem er ihn als die unumgängliche Vorbedingung des sittlichen Fortschritts anerkennen mufs. Dafs eine derartige tiefgreifende Rationalisierung, eine Umgestaltung der durch den indifferenten Kulturmechanismus erzeugten heutigen wirtschaftlichen und socialen Verhältnisse nach sittlichen Gesichtspunkten die grofse Aufgabe der Zeit bildet, ist gewifs unbestreitbar, ebenso unbestreitbar, dafs es für ihre Lösung, die natürlich nicht als ein einmaliger Akt, sondern als eine fortgesetzt kontinuierliche Arbeit zu denken ist, fast überall an Wille und Einsicht fehlt.

Diesem socialen Mangel entspricht ein individueller. Die Herrschaft des sittlichen Prinzips über die Lebensführung bezeugt sich vor allem in der Fähigkeit, Opfer zu bringen, sich selbst zu bezwingen in immer neuen Formen. Gerade dieser Wechsel der Formen ist von einschneidender Bedeutung, denn da, wo es sich um einen solchen Prozefs in festen Geleisen handelt, wird die Schwierigkeit und das Verdienst der Selbstüberwindung bald durch den Vorgang der Mechanisierung und die Macht der Gewohnheit vermindert. Das imperative Handeln sinkt dann zu einem zwangs- und gewohnheitsmäfsigen herab und büfst damit an Bedeutung ein. Fragen wir aber

nach der Häufigkeit eines solchen opferwilligen Handelns, nach der Häufigkeit derartiger Naturen, so vermögen wir gerade in diesem Punkte, wo es sich um das innerste Heiligtum der Gesinnung handelt, der pessimistischen Auffassung des Lebens nicht unrecht zu geben. Der Mensch der modernen Kultur mag an Pflichtgefühl, an Hingabe an objektive Interessen, die sich in festen Geleisen bewegen, an unwillkürlicher Bethätigung der Teilnahme anderen gegenüber, an Zartgefühl und Takt den Individuen der Naturvölker weit überlegen sein. Wo aber aufserhalb der Bahnen des Herkommens und aufserhalb des Bereiches rein impulsiver Motive neue schwere sittliche Anforderungen an ihn herantreten, da erweist er sich fast als ebenso indifferent und ebenso egoistisch wie auf tieferen Kulturstufen. Der Fortschritt des sittlichen Lebens liegt mehr in der Richtung der Verfeinerung als in derjenigen der Vertiefung. Auch der Durchschnittsmensch unserer Kultur wird vorwiegend halb von der Gewohnheit, halb vom Egoismus geleitet und ist geneigt, alle, gewisse herkömmliche feste Formen überschreitenden sittlichen Interessen nur als ein dekoratives Beiwerk des Lebens gelten zu lassen.

10. Denselben Eindruck eines beschränkten, mehr auf der Oberfläche als in der Tiefe sich abspielenden Fortschritts erhalten wir, wenn wir zum Schlufs einen vergleichenden Blick auf die wichtigsten Interessengebiete des menschlichen Lebens werfen. Wir können für unseren Zweck ihrer sechs unterscheiden, von denen zwei mehr oder weniger sittlicher Natur sind, nämlich die altruistischen und die objektiven Bestrebungen, die letzteren einschliefslich der perfektionistischen. Die übrigen vier Gebiete sind zunächst dasjenige der körperlichen Interessen, worunter wir die Sorge für die Erhaltung des Lebens, für die Ernährung und für die Befriedigung aller feineren oder gröberen sinnlichen Bedürfnisse verstehen; sodann zweitens das wirtschaftliche Interessengebiet, drittens das sociale, worunter wir alle diejenigen Bestrebungen und Handlungen begreifen, welche aus der Rücksicht auf die öffentliche Meinung und das Ansehen des handelnden Individuums in den

Augen seiner Mitmenschen entspringen und die Erhaltung oder Vermehrung dieses Ansehens zum Ziele haben, und endlich viertens das Gebiet der mythologischen Interessen. Vergleichen wir den Raum, den jedes dieser Gebiete im Bewufstsein des Individuums bei den Naturvölkern und bei uns einnimmt, miteinander, so finden wir auf drei von ihnen erhebliche Wandlungen: das mythologische Interessengebiet hat an Umfang verloren zu Gunsten des wirtschaftlichen und objektiven. Von dem Raum, den das erstere bei den Naturvölkern einnimmt, kann man sich kaum übertriebene Vorstellungen machen. Seine Gröfse ist die notwendige Folge der aufserordentlichen Realität, welche die übersinnliche Welt für die Naturvölker besitzt, deren Geister nicht nur gelegentlich direkt in menschlicher Form erscheinen oder vorübergehend sich Menschen als Behausung auswählen, sondern fortgesetzt eine Reihe von Wirkungen auf die Lebenden ausüben, welche denjenigen der natürlichen Kräfte an Umfang und Bedeutung mindestens die Wagschale halten. Demgemäfs ist das Zurückgehen des religiösen Interessenkreises eine notwendige Folge einer jeden höheren Kultur. Mag auch in der Gegenwart die Kraft religiöser Motive ein Minimum erreicht haben, mag unsere Zeit zu jenen Ausnahmeperioden gehören, in denen eine gewisse sociale Zersetzung ihre unheilvolle Kraft entfaltet, so wird sich doch die Wirksamkeit des religiösen Vorstellungskreises eines hochgestiegenen Kulturvolkes niemals mit demjenigen eines Naturvolkes messen können, weil die religiösen Vorstellungen bei dem ersteren viel zu sehr durchgeistigt, viel zu abstrakt sind, um mit der robusteren sinnlichen Natur der Geisterwelt tieferer Völker wetteifern zu können.

Die so entstandene Lücke wird vor allem teils durch objektive, teils durch wirtschaftliche Interessen ausgefüllt. Auf den aufserordentlichen Raum, den die letzteren in der modernen Kultur einnehmen, und die unheilvollen Folgen, die in Gestalt des Industrialismus und Amerikanismus von ihm ausgehen, weisen wir nur hin. Gerade infolge des höheren Mafses von Voraussicht und Fürsorge, gerade infolge der

Stärkung der Intelligenz und des Willens ist den wirtschaftlichen Interessen ein so aufserordentlich ausgedehntes Gebiet bei uns erwachsen. Sie beziehen sich nicht nur auf die Befriedigung gelegentlicher Bedürfnisse, sondern in einer ausgeprägt und anscheinend immer wachsend systematischen Weise einerseits auf die Sicherung des ganzen Lebens, andrerseits auf seinen möglichst umfassenden Genufs im Sinne einer möglichsten Ausdehnung des Komforts. Da aber beide Ziele ihrer Natur nach unendlich, die zu ihrer Erreichung dienenden Mittel mithin unbegrenzt sind, so ergiebt sich daraus mit Notwendigkeit jene absorbierende Kraft des wirtschaftlichen Interesses, die auf den Charakter des Einzelnen wie die Kulturentwicklung ganzer Völker einen so nachteiligen Einfluſs auszuüben vermag.

Die objektiven Interessen, die an jenem Gewinn Anteil haben, besitzen nur zum Teil einen sittlichen Inhalt, da alle niedrigen Erwerbsarten, vor allem fast alle, die dem wirtschaftlichen Leben angehören, höchstens sehr indirekt als Grundlage für höhere Leistungen eine sittliche Bedeutung beanspruchen können. Aber auch die höheren objektiven Interessen bewegen sich noch vielfach an der Grenze des eigentlichen sittlichen Lebens. Die Motive der in Betracht kommenden Handlungen sind vielfach aufsersittlicher Art, und selbst wo sie das nicht sind, raubt die mit der Gewohnheit verknüpfte Mechanisierung ihnen bald den höheren inneren Wert. Es sind hier, wie bei dem wirtschaftlichen Interessenkreise, vorwiegend indifferente Leistungen, die an die Stelle der Bethätigung des mythologischen Interessenkreises treten. In den groſsen Zügen betrachtet besteht also die Hauptverschiebung des Interesses darin, daſs an Stelle mehr oder weniger indifferenter Interessen andere von dem nämlichen Charakter getreten sind.

I.
Besprechungen.

Heinrich, W., Zur Prinzipienfrage der Psychologie. Zürich, E. Speidel, 1899. 74 S.

Der Verf. hat es, „nachdem die Frage der psychologischen Prinzipien so in den Vordergrund getreten ist", „für angemessen" gehalten, auch seinerseits dazu Stellung zu nehmen. Thatsächlich bringt er jedoch für die Entscheidung oder Klärung dieser Frage nichts Neues bei, wenn wir die Anschauungen berücksichtigen, die er bereits früher in seiner Schrift über „die moderne physiologische Psychologie in Deutschland" mitgeteilt hat. Diese Schrift ist gleichzeitig in zweiter Auflage erschienen, wobei es der Verf. für angemessen gehalten hat, die gröfsere Zahl der in einer eingehenden Kritik der ersten Auflage von mir gerügten Fehler einfach stehen zu lassen.[1])

[1]) Vergl. Zeitschrift f. Philos. u. philos. Kritik Bd. 110, S. 9 ff. Wohlgemerkt, von Fehlern und nicht von Meinungsverschiedenheiten ist die Rede. Die Art, wie sich H. mit dieser Kritik seines Buches in dem Anhang der neuen Auflage abfindet, sei hier nur mit einigen Worten gekennzeichnet. Er behauptet, meine „vernichtende Kritik" sei „der Hauptsache nach" eine Zusammenstellung von Druckfehlern! Dennoch glaubt er „auf den Vorwurf historischer Ungenauigkeit reagieren zu müssen". Ich hatte von H.'s Angabe, dafs die Phantasiebilder nach Chr. Wolff durch die Abschwächung der Empfindungen entstehen, erklärt, dafs man diese Ansicht in den Schriften Wolffs vergeblich suche. Jetzt werde ich auf die Psychologia empirica §§ 91—100 verwiesen. Dadurch hat H. seine Sache nur verschlimmert, denn es geht daraus hervor, dafs er Wolffs Ausführungen an der genannten Stelle einfach nicht verstanden hat. Er nenne mir doch nur einen Satz, in dem die von mir beanstandete Aussage eine Stütze findet! Ferner hatte ich einen aus Herbarts Abhandlung De attentionis mensura etc. citierten Satz: Reproductio quodmodo dirigetur attentione res est a nostro proposito allinea als offenbar korrumpiert bezeichnet. H. erwidert, die korrumpierte Form bestehe darin, dafs statt alliena irrtümlich allinea gedruckt stehe. Diese Erwiderung, die,

Nachdem der Verf. in den Vorbemerkungen wieder einmal die methodologische Bedeutung des Prinzips vom psychophysischen Parallelismus betont hat, wendet er sich in einem Abschnitt über die psychische Kausalität gegen Wundts Annahme derselben und sucht in einem weiteren Abschnitt über die physische Kausalität zu zeigen, dafs diese „geschlossen" ist, also durch das Eingreifen psychischer Energie nicht unterbrochen werden darf. Das Prinzip der Erhaltung der Energie sei eben nicht das einzige Kausalgesetz, sondern es kämen noch andere speciellere hinzu, die die Verlaufsrichtung des physischen Geschehens in jedem einzelnen Falle eindeutig bestimmten. Der dritte Abschnitt über die mechanischen Begriffe und die Erhaltung der Energie bringt längere Ausführungen über die Entstehung der mechanischen Grundbegriffe, eine Polemik gegen die Energetik von Ostwald und zum Schlufs die Behauptung, man dürfe den Begriff der Energie nicht auf die psychischen Vorgänge anwenden. Die mechanischen Begriffe seien von vornherein nur zur Darstellung körperlicher Erscheinungen und Beziehungen bestimmt gewesen und liefsen sich daher nicht auf die seelischen Thatsachen übertragen. Daran schliefst sich ein längerer Abschnitt über die Monismusfrage, in dem der naive Realismus ebenso wie der Idealismus als unrichtige Standpunkte gekennzeichnet und die Aufgabe der Psychologie in die objektive Untersuchung des Mitmenschen verlegt werden. Eine eigentliche Antwort auf die Frage nach dem Psychischen und seinem Verhältnis zum Physischen wird jedoch nicht gegeben. Der letzte Abschnitt über die Methode der Psychologie wiederholt, was wir schon aus der früheren Schrift wissen. Die Psychologie soll nicht Bewufstseinserscheinungen untersuchen, sondern objektiv, naturwissenschaftlich das Verhältnis des Mitmenschen zu seiner Umgebung erforschen, wobei die Aussagen desselben ebenso als ein objektiver Thatbestand aufzufassen seien, wie die Bewegungen oder die Änderungen der Umgebung. Nun haben freilich die Aussagen eine Bedeutung, sie sind

---

wie man sieht, die Korruption des Textes nicht völlig beseitigt, ist ja nur eine Rechtfertigung meiner Behauptung. Da H. jedoch durch den Ausdruck „korrumpiert" verletzt zu sein scheint, so bemerke ich für ihn, dafs der philologische Sprachgebrauch mit dem Begriff der Korruption keineswegs das Merkmal eines dolus verbindet. Endlich hatte ich die Polemik gegen Fechners Ausführungen über die Gültigkeit des Gesetzes von der Erhaltung der Energie für die psychophysischen Prozesse unpassend und die Vorstellung, die H. dem Begründer der Psychophysik unterzuschieben wage, albern genannt. H. macht daraus, dafs ich seine Äufserung über Fechners Auffassung für albern erklärt habe, und citiert zu meiner Widerlegung eine ganze Seite der Psychophysik. Er hat demnach seinen Irrtum auch jetzt noch nicht eingesehen, und mir fehlt der Raum, um auf diesen Punkt nochmals zurückzukommen. „Die ganze Reihe weiterer Einwendungen", heifst es zum Schlufs, „beantworte ich nicht". Dennoch hat H. in der hier besprochenen Schrift noch einmal auf meine Kritik Bezug genommen. Ich soll nach S. 3 Anmerk. die praktische Bedeutung des psychophysischen Parallelismus mit der metaphysischen verwechselt haben. Diese Behauptung ist, wie ich wohl ohne Übertreibung sagen darf, völlig aus der Luft gegriffen.

Symbole, und das soll sogar die ganze Untersuchung erst zu einer psychologischen machen. Trotzdem ist diese Bedeutung nicht das Ziel der Forschung, sondern nach H. offenbar etwas Nebensächliches. Die deskriptive Methode, die auch in den Naturwissenschaften immer mehr zur Anerkennung gelangt, fordert ferner, dafs man die Umgebung hierbei nicht als qualitätslose Summe mechanischer Vorgänge betrachte, sondern sie in derjenigen qualitativen Verschiedenheit als real annehme, in der sie sich der unmittelbaren Auffassung darbietet. Wie man die objektive, naturwissenschaftliche Untersuchung damit vereinigen soll, hat uns der Verf. nicht gezeigt. Die Aufgabe der Psychologie ist nach ihm gelöst, wenn alle Verhältnisse zwischen dieser Umgebung und den Äufserungen des Menschen unter Berücksichtigung der Änderungen der Sinnesorgane und des Nervensystems festgestellt sind. Es bleibe dann nur noch das philosophische Problem übrig, wie sich der Beschreibende zu dem Vorgefundenen verhalte.

Wie man sieht, gehen die Erörterungen des Verf. nirgends in die Tiefe und führen daher auch die berührten, nicht behandelten Probleme um keinen Schritt weiter. Wer etwa der Ansicht sein sollte, dafs der Begriff einer psychischen Energie oder psychischer Energien geeignet sei, den Konflikt mit dem Erhaltungsprinzip zu schlichten, wird sich durch die Argumente H.'s darin gewifs nicht irre machen lassen. Als Descartes und Leibniz von einer Erhaltung der Kraft redeten, da verstanden sie unter Kraft nur die kinetische oder Lageenergie, nicht die elektrische oder thermische oder chemische. Man hätte daher nach H.'s Anweisung auch den späteren Versuchen einer Erweiterung der Begriffe in dieser Richtung entgegenhalten können, dafs diese ja „nur dazu bestimmt“ gewesen seien, die mechanischen Vorgänge im engeren Sinne des Wortes auszudrücken. Niemand leugnet ferner, dafs physische Kausalgesetze eben physische Kausalgesetze sind und dafs ein physisches Geschehen sich eindeutig durch sie bestimmen läfst. Aber darin liegt doch keine Unmöglichkeit psychophysischer Kausalbeziehungen begründet. Wer da behauptet, dafs es solche gebe, der sucht ja fein säuberlich einen Widerspruch mit den physischen Kausalgesetzen zu vermeiden oder als vermeidbar hinzustellen. Was endlich H.'s originale Idee, seine psychologische Methode, anbelangt, so verzichte ich auf eine Wiederholung der Einwände und Bedenken, die ich früher bereits gegen sie vorgebracht habe. Haben sie, wie die Abhandlung zeigt, bisher keine Wirkung ausgeübt, so darf ich mir eine solche von einer Reproduktion derselben wohl auch nicht versprechen. Immerhin, einen Erfolg scheinen meine damaligen Ausführungen doch gehabt zu haben. Die Solidarität mit Avenarius hat der Verf. aufgegeben, wenn die Kritik, die er S. 66 an ihm übt, auch auf diesen Punkt ausgedehnt werden darf.

O. Külpe.

Braunschweiger, Dr. **D.,** Die Lehre von der Aufmerksamkeit in der Psychologie des 18. Jahrhunderts. Leipzig, H. Haacke, 1899. VIII und 176 S. 8°. Preis 3,60 M.

Harry Kohn wirft in seiner Dissertation „Zur Theorie der Aufmerksamkeit“ die überraschende Behauptung auf, erst in unserem Jahr

hundert sei die Frage nach Wert und Wesen der Aufmerksamkeit in ihrer Bedeutung erkannt worden. Das war ein bischen gewagt, und wir bezweifeln, dafs er das behauptet hätte, wäre ihm die psychologische Litteratur des vorigen Jahrhunderts in ihrer verwirrenden Fülle näher bekannt gewesen. Denn geradezu ein Lieblingsgegenstand war die Aufmerksamkeit für diese Psychologen. Das nachzuweisen hat Br. in vorliegender Untersuchung unternommen, die auf eine Anregung von Prof. Külpe in Würzburg zurückgeht. Es war keine leichte Aufgabe, die der Verf. sich damit gestellt hat. Ist doch die Aufmerksamkeit eine Erscheinung in unserem Seelenleben, die sich wohl schwerer als wie jede andere aus dem Zusammenhang des übrigen Seelenlebens herauslösen und gesondert betrachten läfst. Das haben auch jene Psychologen schon klar erkannt, wenngleich man ihnen so gern den Vorwurf machte, die Seele in lauter Vermögen aufgelöst zu haben. Schütz z. B. betont sehr mit Recht: „Man sollte die sogen. Seelenkräfte nicht blofs jede für sich, sondern sie insgesamt mehr im Zusammenhang miteinander beobachten".

Aber gerade diese Forderung machte eine dennoch klare und übersichtliche Darstellung sehr schwer — freilich auch um so verdienstlicher.

Verf. steckt nun sein Feld ab, indem er Leibniz und Wolff als die eine, Kant als die andere Grenze nimmt. Durch Wolff wurde die Psychologie in gewissem Sinne hoffähig gemacht, indem er sie in den Kreis der philosophischen Disciplinen als eigene Wissenschaft einführte, und zwar gleich in der Doppelform der empirischen und der rationalen Psychologie. Durch Kant hingegen wurde ihr klipp und klar die Zugehörigkeit zur Philosophie, ja überhaupt zur Wissenschaft abgesprochen (vergl. A. Hegler, Die Psychologie in Kants Ethik, S. 59; J. B. Meyer, Kants Psychologie, S. 218 ff.).

In der Zwischenperiode aber erfreute sich die Psychologie einer eifrigen Pflege, sie wurde vielfach geradezu als Mittelpunkt aller Wissenschaften, als Grundlage aller philosophischen Disciplinen betrachtet, eine Ehrenstellung, die auch heute wieder von vielen ihrer Vertreter für sie — und nicht ohne Erfolg — beansprucht wird.

Diese lebhafte Pflege bedingte selbstverständlich einen grofsen Reichtum von verschiedenen Meinungen, nicht selten schon in den grundlegenden Fragen. So war unter anderen ein Streitpunkt, der die damaligen Psychologen sehr beschäftigte, die Scheidung der sogen. Seelenvermögen in untere und obere, sinnliche und intellektuelle. Dementsprechend wurde auch die Aufmerksamkeit bald als sinnliches, bald als intellektuelles Vermögen angesprochen, je nach den Gegenständen, denen sie sich zuwendete.

Unter sinnlicher oder äufserlicher Aufmerksamkeit verstand man ähnlich, wie gelegentlich auch heute, die Aufmerksamkeit auf äufsere Objekte, auf äufsere Impressionen, Sinneseindrücke, sinnliche Vorstellungen, oder wie man sonst die Empfindungen und Wahrnehmungen benannte. Ihr Gegensatz ist die innere oder geistige Aufmerksamkeit, auch intellektuelle oder vernünftige (Platner) genannt. Sie wendet sich auf Gegenstände unseres eigenen Bewufstseins, auch auf solche, die mit Zuhilfenahme der Phantasie oder des Gedächtnisses zustande kommen (z. B. Condillac).

Das Wesen der Aufmerksamkeit wird oft nur damit bezeichnet, dafs sie ein Vermögen sei, das verschiedene Funktionen auszuüben vermöge, und zwar zunächst „ein Objekt, eine Empfindung, eine Idee aus der Summe der uns umgebenden und uns offizierenden herauszuheben, dann sie durch Kenntlichmachung der Merkmale aufzuklären, ferner sie allein in unser Bewufstsein treten zu lassen, endlich ihr ausschliefslich Klarheit und Deutlichkeit zu verleihen“ (S. 31).

Nicht mehr als blofses Vermögen, sondern bereits als aktives Bestreben, einen Gegenstand herauszuheben, eine Vorstellung zur Hauptvorstellung zu machen, wird sie betrachtet von Tetens, Tiedemann, Irwing und Kant.

Und ganz modern mutet es uns an, wenn die Aufmerksamkeit als ein Zustand der Seele bezeichnet wird, als eine ausnahmsweise Beschäftigung der Seele mit einer einzigen Idee, einem einzigen Gegenstand (Brown, Home, Destutt de Tracy, Schmid). Man wird erinnert an Ribots monoïdéisme intellectuel, an James, Herbart und Külpe.

Priestley fafst sie gar nur als blofse Perzeption, wohl aber nur, so dürfen wir seinen Gedanken vielleicht ergänzen, wenn sie auf ein Objekt sich beschränkt. Und ihm ähnlich sieht Condillac in der Aufmerksamkeit eine Sensation, die durch den Grad der Stärke oder durch andere Ursachen als einzige allein noch vorhanden ist.

An der Aufmerksamkeit werden nun gewöhnlich drei Eigenschaften unterschieden, die Dauer, deren Gegensatz die Flüchtigkeit ist, die Stärke oder Intension, welche in der Geschicklichkeit besteht, einer Vorstellung eine besondere Klarheit zu verschaffen, endlich der Umfang oder die Extension. Bonnet freilich zögert, den Umfang als eine besondere, selbständige Eigenschaft der Aufmerksamkeit gelten zu lassen, bestimmt durch die bekannte Beobachtung, dafs zwischen Stärke und Dauer einerseits und Umfang anderseits ein Abhängigkeitsverhältnis besteht, insofern die Zunahme der einen durch eine Abnahme des anderen bedingt ist und umgekehrt. Darüber aber sind alle einig, dafs dieser Umfang sehr gering ist. Ja manche, wie Haller, Krüger, Sulzer, Reimarus und Condillac, glauben sogar, dafs man in einem Moment immer nur einer einzigen Vorstellung wirklich Aufmerksamkeit zuwenden könne. Freilich ob sie z. B. einen mehrfarbigen Körper für eine einzige Vorstellung oder für eine Summe solcher erklären würden, erfahren wir nicht. Nur Stewart scheint die letzten Bestandteile noch als einzelne Vorstellungen zu behandeln. Als weitere Eigenschaft der Aufmerksamkeit wird gelegentlich, so von Irwing, Kiesewetter, Stiebritz, Wolff, die Geschmeidigkeit erwähnt, die Fähigkeit, sich auch auf unbedeutende Objekte richten zu können. Ihr steht gegenüber die Steifheit. Diese lasse sich aber durch Übung wohl beheben, „sonderlich, wenn man sich vorstellt, dafs man aus allen Dingen profitieren kann“, wie Stiebritz ermunternd hinzufügt. Die Übung vermag natürlich auch die anderen Eigenschaften zu vervollkommnen, und es ist recht bezeichnend für den praktischen Geist des Aufklärungsjahrhunderts, dafs über Verringerung, Steigerung und Herabsetzung der Aufmerksamkeit gerade zu rein praktischen, besonders psychohygienischen Zwecken unvergleichlich mehr geschrieben worden ist, als in unserem Jahrhundert.

Dagegen liegen auch unserem gegenwärtigen Interesse wieder sehr nahe die Beobachtungen über die Reize der Aufmerksamkeit. Unter Reiz verstand man die Veranlassung, welche dazu beiträgt, dafs die Thätigkeit der Seele in Wirksamkeit tritt (so Irwing). Sie sind natürlich verschieden. So unterscheidet Lossius — um nur einen aus vielen zu nennen — zunächst physikalische, äufsere oder sinnliche Reize, deren Wirksamkeit lediglich abhängt von der Heftigkeit und Lebhaftigkeit der Impression. Weiterhin verursacht erhöhte Aufmerksamkeit die Klarheit und Deutlichkeit der Perceptionen wie der Vorstellungen, unter Umständen auch ihre Dauer, ferner die begleitenden Lust- oder Unlustgefühle. Diesen nach physischen Gesetzen wirkenden Ursachen stellt Lossius die moralischen Ursachen gegenüber, welche die Aufmerksamkeit nicht unmittelbar, sondern erst durch Vermittelung anderer Vorstellungen wecken, wie etwa ein Warnungssignal, das selbst schwach ist und doch wegen der von ihm hervorgerufenen Vorstellung der Gefahr unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt (Tiedemann). Helvetius bezeichnet dieses Verhältnis als Interesse und gründet dieses selbst wieder auf die „Liebe zu unserer Glückseligkeit". Es könne deshalb nichts anderes als eine Wirkung der physischen Empfindlichkeit sein. Damit ist implicite schon gesagt, dafs auch unsere Leidenschaften, unsere Gemütszustände, unser Temperament und unsere Thätigkeit bestimmend sind für unser Interesse. Aber auch das Neue und Unerwartete ruft unsere Aufmerksamkeit wach, wofür Hoffbauer recht ansprechend auch als Grund angiebt, dafs mit einer neuen Vorstellung noch nicht so viele andere Vorstellungen vergesellschaftet sind, welche unsere Aufmerksamkeit von derselben abziehen.

Während sich so die Ansichten der Philosophen über die Aufmerksamkeit erzeugenden Reize decken oder wenigstens ergänzen, viri in philosophorum officina bene politi inter se pugnant, utrum attentio a sola voluntate an vero ab intellectu an ab utroque simul pendeat (Mollmann).

Darüber ferner, dafs man mit Rücksicht auf die Mitwirkung des Willens zwei Arten Aufmerksamkeit unterscheiden könne, sind sich die Philosophen noch einig, und trennen darum die natürliche, unvorsätzliche, passive von der willkürlichen, vorsätzlichen, aktiven. Um so zwiespältiger aber sind sie über Mafs und Art der Mitwirkung des Willens bei der zweiten Art. Das im einzelnen hier zu verfolgen, wollen wir uns schenken. Dagegen wollen wir mit Freuden — oder soll ich sagen mit Beschämung? — konstatieren, dafs, was heute noch immer nur als Forderung vorhanden ist, schon vor mehr als hundert Jahren in seinem Wert erkannt worden ist, ich meine das Hand in Hand gehen der Psychologie und der Medizin. Krüger schwärmt von dem „schwesterlichen Band der Liebe zwischen Arzneigelehrtheit und Weltweisheit und Seelenlehre", Schütz preist die Medizin als die „Schwester der Philosophie", ja Metzger sieht in der medizinischen Seelenlehre das einzige Fundament der philosophischen Seelenlehre, ohne welches diese ein schwaches, unhaltbares Gebäude sei. Nudow hingegen klagt über „die schnöde Vernachlässigung und Geringschätzung der Psychologie besonders von Ärzten" — tout comme chez nous beim III. Internationalen Kongrefs für Psychologie in München!

Dafs bei derartiger Auffassung das Physiologische auch in der Aufmerksamkeitslehre breiten Raum einnimmt, ist nur natürlich. Der Gedanke Bonnets, das Materielle der Aufmerksamkeit gründe sich auf gewisse Beschaffenheit der Fibern, gewisse Anlage des Gehirnes, kehrt in verschiedenen Variationen wieder. Freilich laufen dabei manchmal etwas wunderliche Anschauungen mit unter. So meint Unger, dafs sich infolge der Aufmerksamkeit (Erwartung) der Seele die Spitzen derjenigen Nerven aufrichten, welche zum Ausführen der Handlung, die man gerade vorhat, nötig sind, so z. B. erheben sich die Nervenspitzen in den Fingern, wenn man sich anschickt, etwas genau zu befühlen, die Zungenwarzen, wenn man sich in die Erwartung setzt, ein Stück Zucker oder Salz zu schmecken. Trefflich ist dagegen Wolffs Beobachtung der Innervationsempfindungen: Si in phantasma visibile attentionem dirigis vel eandem in eodem conservas, in casu priore oculum eidem directe obvertere conaris, in posteriore eundem conatum continuas.

Die bekannte Thatsache, dafs bei intensiver Aufmerksamkeit auf einen Teil des Bewufstseinsinhaltes der übrige zurücktritt oder ganz verschwindet, damals häufig Abstraktion genannt, wird von Platner nach Bonnets und Formeys Vorgang damit erklärt, dafs fast der ganze Nervengeist sich auf den einen Gegenstand hinziehe, so dafs bei den übrigen Gegenständen, wie überhaupt im ganzen Nervensystem, die Wirkung des anderen, restierenden Nervengeistes vermindert und geschwächt wird. Ist es viel mehr als ein Wortunterschied, wenn unser Hauptvertreter der physiologischen Psychologie, Wundt, schreibt: „Ein je gröfserer Teil des Centralorganes sich in einem Zustand funktioneller Latenz befindet, um so gröfser wird die Reizbarkeit des funktionierenden Restes“? Übrigens ist damit die Wirksamkeit der Aufmerksamkeit nach Ansicht mancher noch nicht erschöpft. Sie nehmen noch an, dafs durch sie die Seele zu einer Art von Rückwirkung, von Reaktion auf die Organe, die Gehirnfibern veranlafst würde. „Die Aufmerksamkeit verstärkt die Wirksamkeit der Vorstellungsnerven oder verlängert die Dauer davon, je nachdem die Thätigkeit der Seele hierbei stark und erhaltend ist“ (Irwing).

Angesichts aller dieser der Aufmerksamkeit zugeschriebenen Wirkungen können wir es begreifen, wenn sie von den Psychologen sehr hoch geschätzt wird. Manche preisen sie geradezu überschwenglich. Condillac, Meier, Tetens sehen in ihr das höchste Erkenntnisvermögen, Helvetius erkennt in allen Äufserungen des Geistes die Wirkung der Aufmerksamkeit wieder; als „Mutter der Wissenschaft“ feiert sie Boerhaave, als principe de nos lumières Crousaz. Doch würde es uns zu weit führen, den bald übereinstimmenden, bald sich ergänzenden Ausführungen nachzugehen, durch welche diese und andere Lobredner der Aufmerksamkeit ihre Begeisterung begründen. Übrigens lassen sie es bei blofs platonischer Liebe nicht bewenden. Sie suchen auch nach Mitteln und Methoden, die Aufmerksamkeit zu vervollkommnen und auszubilden. Meier, der alle Geisteskräfte verbessern will, Stiebritz, Sulzer, Clericus (= Jean Leclerc), Helvetius geben mehr oder weniger eingehend Regeln an, durch die man bei sich und anderen höhere Aufmerksamkeit erzielen kann. Entsprechend wird dann Wesen und Ursache ihres Gegenteils, der

Zerstreutheit, allseitig beleuchtet und auf ihren psychologischen Wert und ihre Gefahr hin gewürdigt.

Damit schliefst die mit grofser Sorgfalt und Übersichtlichkeit durchgeführte, an interessanten Einzelheiten reiche Untersuchung. Die Angaben scheinen nach den Proben, die Ref. genommen hat, meist genau und verlässig zu sein. Nur S. 154 liegen ein paar Druck- oder Schreibfehler vor. Die dort angeführten Schriften Ch. Bonnets befinden sich nicht in Tome XVIII und XVII der Collection complète des oeuvres, sondern in Tome VIII. Ebendort mufs es in der Anmerkung statt „Ausg. des Briefwechsels Mendelssohns von Brasch" heifsen „M. Mendelssohns Schriften u. s. f.".

Nicht recht befreunden konnte sich Ref. mit der Gewohnheit des Verf., die Schriften der Philosophen nicht durchweg nach den Originalausgaben zu citieren, sondern möglichst immer nach den deutschen Übersetzungen. Das ist zu sehr geeignet, über die Zeitfolge der Originalwerke irrezuführen. Man kann billigerweise nicht verlangen, dafs der Leser die Erscheinungsjahre der einzelnen Schriften stets parat habe. Aus demselben Grunde wäre in den Anmerkungen die Aufzählung der citierten Werke möglichst chronologisch durchzuführen und nicht alphabetisch, wie in dem angehängten Quellen- und Litteraturverzeichnis. Überhaupt hat Verf. dem zeitlichen Moment zu wenig Rechnung getragen, das uns wenigstens einigen Anhaltspunkt geben kann über die Wandlung und Wanderung eines Gedankens. Gerade die Abhängigkeit des einen Denkers vom anderen, ihre dadurch gekennzeichnete gröfsere oder geringere Selbständigkeit, das Persönliche der einzelnen Forscher tritt nach Ansicht des Ref. in dem Buche doch nicht genügend hervor, obwohl Ref. recht wohl weifs, dafs die gestellte Aufgabe diesem Persönlichen schon von vornherein geringen Raum zugestehen kann. Indes soll uns das nicht hindern, das aufserordentlich fleifsige, viel entsagungsreiche Arbeit verratende Buch willkommen zu heifsen.

München. Max Offner.

Gutberlet, Dr. **Constantin,** Der Kampf um die Seele. Vorträge über die brennenden Fragen der modernen Psychologie. Mit bischöflicher Approbation. Mainz, Franz Kirchheim, 1899. VIII und 501 S. 8°.

Verf., in katholischen Kreisen durch eine Fülle philosophischer Schriften, besonders Lehrbücher, bekannt, versucht hier die Hauptprobleme der modernen Psychologie für solche darzustellen, welche der psychologischen Wissenschaft ferner stehen. Seine Darstellung ist aber meist zu einer Polemik geworden; denn er findet in der neuesten Psychologie die ausgesprochene Tendenz, eine Seelenlehre ohne Seele, eine Religion ohne Gott zu schaffen. Das klingt freilich etwas sonderbar, wenn man an die psychologischen Untersuchungen der Wundt'schen und der Kraepelin'schen Schule denkt, wenn man sich der Arbeiten und Lehrbücher von Ebbinghaus, Ehrenfels, Groos, Höfler, Müller, Schumann, Lipps, Stumpf, von Baldwin, Bain, James, Sully u. a. erinnert.

Und was Schlimmes daran sein soll, wenn man aus einer Erfahrungswissenschaft die Metaphysik ausschliefsen will, vermögen wir auch nicht recht zu verstehen, sintemalen man allgemein zwischen diesen beiden einen Gegensatz findet, also eine empirische Psychologie eo ipso keine metaphysische sein kann. Und mehr als empirisch will die moderne Psychologie gar nicht sein. Diese Bescheidenheit sollte man ihr doch nicht übel nehmen. Indes auch darüber wollen wir mit dem Verf. nicht länger rechten. Contra principia negantem non est disputandum kommt uns hier unwillkürlich in den Sinn.

In neun Vorträgen entledigt sich Verf. seiner Aufgabe. Es seien wenigstens ihre Titel mitgeteilt: Der gegenwärtige Stand der Psychologie, Ist die Seele Thätigkeit oder Substanz?, Das „Ich“, Der psychophysische Parallelismus, Über den Sitz der Seele, Neues und Altes über das Gefühl, Psychologische Religion, Der Spiritismus ein psychologisches Problem, Der Darwinismus ein materialistisches pantheistisches Vorurteil. Verf. verfügt übrigens immerhin über ausreichende Kenntnis der einschlägigen Litteratur, freilich ohne sie jeweils zu geschlossenen Bildern der einzelnen Richtungen zu verarbeiten. Man erhält dadurch den Eindruck, als ob das von vielen Seiten zusammengetragene Material nur in grofser Hast aneinandergereiht worden sei. Viele Flüchtigkeiten in der Darstellung und die zahlreichen Druckfehler sprechen nicht dagegen.

München. Max Offner.

Zehnder, Ludwig, Die Entstehung des Lebens aus mechanischen Grundlagen entwickelt. I. Teil. Moneren. Zellen. Protisten. Mit 123 Abbildungen im Text. Freiburg i. B., J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1899. 256 S.

In dem auf drei Bände berechneten Werke, wovon der erste Band bis jetzt vorliegt, wird beabsichtigt, die Entstehung der „in der organischen Welt“ zu beobachtenden Lebensvorgänge einzig aus der Schwerkraft der Atome herzuleiten. Vorausgesetzt wird, dafs die Körperatome Schwere, Volumen und eine für die verschiedenen Atomarten verschiedene Gestalt besitzen, und dafs den dazwischengelagerten Ätheratomen ebenfalls eine wenn auch viel geringere Schwere und Ausdehnung zukommt. Alsdann werden die Körperatome von einer Ätherhülle umgeben sein, welche dichter ist als der Weltäther. Die Schwingungen der durch die Ätherhüllen zu Molekeln zusammengehaltenen Atomgruppen entsprechen der Wärme, diejenigen von Molekelkomplexen dem Schalle (Clausius). Ebenso ist nach Ansicht des Verf. die Elektricität auf die Bewegungen der Ätheratome, das Licht auf diejenigen der Ätherkomplexe zurückzuführen. Die Vereinigung von Atomen zu Molekeln, womit der Anfang zu Wachstum und Struktur gegeben ist, wird im wesentlichen darauf zurückgeführt, dafs die Ätherhüllenatome zweier aneinanderprallender Körperatome dadurch, dafs ihre Schwingungsphase von der der letzteren sich unterscheidet, sich zu einer einzigen Hülle vereinigen und dann durch den auf die Körperatome ausgeübten Druck diese in ihrem Bestreben, sich nach dem Aneinanderprallen wieder zu trennen, hindern. Die Gröfse der Affinität hängt

ab von Temperatur, Licht und Elektricität. Aufserdem aber kommt bei der Molekelbildung auch die von den Ätherhüllen selbst ausgehende Strahlung in Betracht, denn sie ist Ursache, dafs vermöge der Resonanz unter einer Auswahl von vielen Atomen die gleichartigen bevorzugt werden. Daher sucht jede Molekel die ihren Atomen entsprechenden an sich zu reifsen, „es kommt dann Assimilation zustande, wenn die passende Nahrung vorhanden ist". Wie die gleichartigen, so werden auch die gleichorientierten, d. h. diejenigen Molekeln, bei denen die Atome in derselben Richtung gelagert sind, bei der Assimilation bevorzugt. Daraus wird der erste biologische Fundamentalsatz hergeleitet: „Die Substanz hat das Bestreben, sich zu vermehren". Dieses Bestreben führt, begünstigt durch die verschiedenartige Gestalt der verschiedenen Atome, zu einer im Grunde unendlichen Mannigfaltigkeit von Gebilden, unter denen die im Kampfe ums Dasein mit den vorteilhaftesten Bedingungen versehenen überdauern und wiederum zu neuen Bildungen Anlafs geben. So kommen also schon für diese unterhalb der mikroskopischen Sichtbarkeit sich abspielenden Vorgänge die Grundsätze der Evolutionslehre zur Anwendung. Das für den Aufbau der Organismenwelt wichtigste Molekelaggregat ist die „Fistelle", wobei die Molekeln cylinderförmig um einen Hohlraum gelagert sind. Indem sich Fistellen infolge der durch Strahlung veranlafsten Assimilation nebeneinander lagern, entsteht die Membran, welche imstande ist, in die Fistellenhohlräume Wassermolekeln aufzunehmen und dadurch zu quellen. „Mit der Quellung nahe verwandt sind die Kontraktionsvorgänge." „Aus den Fistellen bildet sich demnach kontraktile Substanz" (S. 61). Die Fistellen selbst können aufser der Cylinderform noch vielerlei andere Formen haben, so dafs mannigfaltige Gebilde aus ihnen entstehen können, so „die cylindrische Membran" und „das Ovoid". Von wesentlicher Bedeutung für die Entstehung solcher Gebilde ist das Vorhandensein der passenden „Nahrung". Ist dieselbe nicht in genügender Menge gegeben, so werden schliefslich unter veränderten Nahrungsbedingungen neue Bildungen entstehen und von ihnen diejenigen im Kampfe ums Dasein fortdauern, welche den neuen Verhältnissen sich anzupassen imstande sind. Daher der zweite biologische Fundamentalsatz: „Die Substanz hat das Bestreben, sich ihren Daseinsbedingungen anzupassen". Die wichtigsten Fistellengebilde sind: Bläschen, Körnchen, Röhrchen, Fibrille und Gastrula. Die Entstehung der Gastrula wird aus Nahrungsmangel hergeleitet, indem die Fistellenmembran, welche sich zu einem kugelförmigen Gebilde (Bläschen oder Körnchen) zusammenschliefsen will, die letzten, zum Abschlufs dienenden Fistellen zu erzeugen verhindert ist, und das fertige Gebilde daher eine Öffnung behält. Besteht die Fibrille aus kontraktiler Substanz, so treten bei Nahrungsaufnahme Bewegungserscheinungen auf, indem auf der Seite, auf welcher die Nahrung aufgenommen wird, Quellung stattfindet. Die Gastrula wird sich, wenn sie ringsum von Nahrung umgeben ist, in ihrer Gesamtheit ausdehnen, und sich zusammenziehen, wenn keine Nahrung da ist. „Sie wird dadurch in ihr Inneres Nahrung selbstthätig einsaugen, wenn solche in ihrer Umgebung vorhanden ist, sie wird nicht nahrhafte Flüssigkeit wieder ausstofsen. Durch solche Kontraktionen und Expansionen kann die Gastrula Ortsveränderungen

vornehmen, wenn die ersteren und die letzteren Bewegungen mit ungleichen Geschwindigkeiten ausgeführt werden“ (S. 95). Durch Apposition und Intussusception neuer Fistellen vergrößern sich die Fistellengebilde, die kugelförmige Membran der Bläschen wird gespannt (entweder unter Beibehaltung der Kugelform oder unter Annahme einer elliptischen Form) und schliefslich zum Zerplatzen gebracht. Dann sind zwei Membranen vorhanden, die sich infolge ihrer natürlichen Beschaffenheit wieder kugelförmig krümmen werden, so dafs zwei dem ursprünglichen Gebilde gleichartige Bläschen entstehen. Damit hat eine Fortpflanzung durch äquale Teilung stattgefunden. Bei inäqualer Teilung bezeichnet man den analogen Vorgang als Knospung. Auch Körnchen und Gastrula pflanzen sich in entsprechender Weise fort. Zu den aus Fistellen sich zusammensetzenden Gebilden gehört schliefslich auch die Zellmembran. Sie ist infolgedessen durchlässig vor allem für diejenigen Stoffe, welche die Zelle erhalten. Sowohl für die Zelle als auch für den Zellkern wird die Membran als wesentlicher Bestandteil angesprochen, der auch da vorhanden ist, wo ihn das Mikroskop noch nicht gezeigt hat. Kernlose Zellen, die Moneren, müssen entweder noch jetzt in der Natur bestehen, oder doch, als Vorfahren unserer jetzigen Generationen, einmal bestanden haben, und es müssen dieselben durch Urzeugung entstanden sein (S. 129). Die Zelle ist im wesentlichen zusammengesetzt aus Fistellengebilden (Bläschen, Körnchen, Röhrchen u. s. w.). In diesen Gebilden kämpfen alle Molekeln, alle Fistellen fortwährend ihren Kampf ums Dasein. Die beständigsten siegen und pflanzen sich fort. Dadurch wächst die Zelle. Wird die Zellmembran durch äufsere Kräfte mäfsig beansprucht, ohne dafs dabei ihre kleinsten Teilchen zerreifsen, so mufs sie stärker assimilieren, als wenn sie nicht beansprucht würde. Ihre Molekeln strahlen stärkere Ätherwellenbewegungen, stärkeres Eigenlicht aus. Die Membran „arbeitet“. Überhaupt jede Substanz, welche in den Grenzen ihrer Fähigkeit arbeitet, kräftigt sich selbst durch verstärkte Assimilation vermöge ihrer verstärkten Molekularbewegung. Dem entspricht der dritte biologische Fundamentalsatz: „Die Funktion erhöht das Bestreben der Substanz, sich zu vermehren“. Die Zellmembran funktioniert vor allem als verdauendes Organ (S. 153), indem sie aus einer Nährflüssigkeit für sich und die anderen Zellsubstanzen die nötigen Stoffe aufnimmt. „Jede von diesen Substanzen sucht nach Möglichkeit zu assimilieren, sucht sogar die anderen Substanzen in die mit ihr gleichartige zu verwandeln, und nur dann verliert ein solches Bestreben wesentlich an Stärke oder es verschwindet ganz, wenn die sich berührenden Substanzen in dem entsprechenden Gegenseitigkeitsverhältnisse günstigster Resonanz zu einander stehen. Gebilde des Zellinnern, welche mit eigenen Bewegungsorganoiden begabt sind, können sich selbständig im Zellsaft bewegen und ihre Nahrung aufsuchen.“ Aufser der verdauenden Substanz enthält jedes Gebilde, auch das kleinste und einfachste, Stützsubstanz, transportierende, secernierende, kontraktile und nervöse (reizleitende) Substanz. „Besteht dasselbe nur aus einer einzigen Substanz, so mufs sie allein alle diese Funktionen übernehmen“ (S. 165). In einem komplizierten Gebilde, wie die Zelle, kommt es zur Differenzierung, indem jede der erwähnten Funktionen von einer besonderen Substanz übernommen

wird. Die reizleitende unterscheidet sich von anderer Substanz durch ihre gröfsere chemische Umsetzbarkeit, die von ihr übertragenen Reize sind wahrscheinlich in der Regel chemischer Natur (S. 163). Wirken Reize anderer Art (thermische, akustische, elektrische u. a.) auf die Zelle, so können sie nach dem Gesetz von der Erhaltung der Energie in chemische Reize umgewandelt werden. Aber nicht blofs eine chemische, auch eine morphologische Differenzierung (S. 172) findet in der Zelle statt, so dafs die Substanzen in Bezug auf ihre Gestaltung und den Platz, den sie einnehmen, den Forderungen der Zweckmäfsigkeit unterliegen. Endlich kommt auch eine Differenzierung mehrerer Zellen zur Ausbildung, indem in jeder Zelle gerade die Substanz, welche vermöge einer besonderen Funktion besonders in Anspruch genommen wird, am stärksten assimiliert. So entstehen Nervenzellen, kontraktile Zellen, Stützzellen u. s. w.

Die Fortpflanzung kommt zustande, indem jede einzelne Substanz, die sich in der Zelle befindet, sich in ihrer Weise vergröfsert oder vermehrt. „Sind Bläschen, Körnchen, Röhrchen, Fibrillen, Gastrula im Zellinnern, so teilen sie sich infolge solchen Wachstums direkt in zwei gleiche Teile, oder sie knospen und lassen schliefslich indirekt doch zwei gleichartige Gebilde entstehen, oder sie vermehren sich durch ganz einfache Ablösung von Fistellen oder Molekeln.“ Für die mikroskopisch sichtbaren Vorgänge der Zellteilung wird eine sehr interessante Theorie entwickelt. Hier sei nur erwähnt, dafs die Kernspindel als die nervöse Substanz angesehen wird, welche bei der die Teilung einleitenden Vergröfserung des Zellkerns sich vorerst noch nicht vergröfsert, so dafs ihre in dem „Centralkörperchen“ zusammenlaufenden Fäden gespannt und dadurch sichtbar gemacht werden. Das Central- oder Polkörperchen wächst dann zuerst und teilt sich, während die Fäden vorerst noch angespannt bleiben. Dieses Körperchen ist überhaupt die Centralstelle, von der aus alle Vorgänge in der Zelle scheinbar geleitet werden (S. 187).

Der letzte Abschnitt des hervorragenden Buches bringt zur Befestigung der darin entwickelten Theorien Belege aus der Litteratur. Das Erscheinen der beiden anderen Teile des Werkes darf mit Spannung erwartet werden.

Cleve. August Dünges.

Spencer, Baldwin, and **Gillen, F. J.,** The Native Tribes of Central Australia. London, Macmillan a. Co., 1899. 692 S.

Das vorliegende Werk gehört zu den wenigen, in letzterer Zeit glücklicherweise etwas häufiger werdenden wirklich wissenschaftlichen Schilderungen fremder Völker, die sich nicht auf ein blofses Registrieren des zufällig Wahrgenommenen und Dargebotenen beschränken, sondern auf Grund eindringender Fragestellungen ihr Material selbständig verarbeiten. Es kann in dieser Beziehung mit dem bekannten Buche Karls von den Steinen über die Schingustämme verglichen werden, obschon es diesem an Reichtum der psychologischen Reflexion nachsteht. In erster Linie wirkt es statt dessen durch die Fülle der sorgsam und einheitlich verarbeiteten Thatsachen. Sie stellen uns nachdrücklich die wunder-

bare Eigenart der Kultur der Australier vor Augen, die in dem Mifsverhältnis zwischen der geringen Entwicklung ihres materiellen Elementes und der reichen Entfaltung ihrer geistigen Seite auf dem socialen, mythologischen und religiösen Gebiete besteht. Der letzteren gilt vorzüglich die Darstellung, aus der wir hier einige wichtige Punkte erwähnen. In den verwickelten Klassenorganisationen der Eingeborenen und den vielen Formen eines freieren Geschlechtsverkehrs erblicken die Verf. im Gegensatz zu anderen, die letzteren nur als sekundäre Rückbildungen deutenden Auffassungen die Rudimente einer ehemaligen Gruppenehe, durch die als eine ältere Form eine einstige noch freiere Regelung der Geschlechtsbeziehungen hindurchschimmert. Völlig unabhängig von dieser Organisation ist die Totemgliederung, die einen rein örtlichen Charakter trägt. Die Zugehörigkeit eines neugeborenen Kindes zu einem Totem richtet sich übrigens nicht nach den Eltern, sondern nach der Örtlichkeit, wo die Mutter glaubt es empfangen zu haben; denn man nimmt an, dafs bei diesem Akt der Geist eines Verstorbenen seinen Einzug in sie gehalten habe, und glaubt, dafs diese Geister nach ihrer Totemzugehörigkeit an bestimmten, heilig gehaltenen Örtlichkeiten, deren es in jedem Totembezirk je eine giebt, hausen. Sie stehen dabei in enger Beziehung zu gewissen heiligen Objekten, Steinen oder Hölzern, Alcheringa genannt, die in dem Stammesheiligtum aufbewahrt werden. Jedem Kinde wird demgemäfs bald nach seiner Geburt von bestimmten männlichen Personen ein solches Objekt zugewiesen, das entweder vorher aus dem Heiligtum zu diesem Zweck herausgeholt oder künstlich hergestellt wird. Zwischen ihm und der Seele des Kindes besteht ein gewisser Zusammenhang, der gegenwärtig nicht näher bestimmt ist, während man früher die letztere geradezu in jenem weilend glaubte. Die meisten Alcheringa sind übrigens mit Zeichnungen verziert, welche Menschen, Tiere, Pflanzen u. s. w. in sehr primitiver, fast völlig konventionalisierter Weise andeuten (S. 145—150) und für die Entwicklungsgeschichte der Ornamentik nicht ohne Interesse sind.

Allgemein lassen die Mitteilungen über das religiöse Leben die aufserordentliche Realität erkennen, welche die übersinnliche Welt für die Naturvölker besitzt. Die Geister werden, wie überall, wie leibliche Menschen mit körperlichen Mitteln angelockt, bedroht, vertrieben u. s. w., und wo sie in bestimmten Gegenständen lokalisiert sind, werden sie oder ihre Zauberkräfte in grob mechanischer Weise durch Streichen, Drücken, Saugen u. s. w. aus ihnen entfernt und anderen Körpern mitgeteilt. Auch für die Rolle, welche die Suggestion bei dem Glauben an die Geisterwelt spielt, enthält das Werk Belege. Der Eingeborene stirbt auch an einer leichten Wunde, die ihm ein feindlicher Speer beigebracht hat, falls er diesen für verzaubert hält. Eine Klasse von Medizinmännern behauptet, bei der Ausübung ihres Berufes von gewissen Steinen abhängig zu sein, die die Geister in sie hineinpraktiziert haben, und die von ihnen wieder in die Kranken hineingezaubert werden. Thatsächlich erklären sie sich oft für unfähig zur Behandlung Kranker, weil ihnen der Vorrat ausgegangen sei. Über die Frage der Mitwirkung des Betruges bei diesen Dingen äufsern die Verf. sich dahin, dafs jüngere Männer wohl oft, um anderen, an deren übernatürliche Kräfte sie glauben, in den Augen des Publikums

nicht nachzustehen, zum Betruge greifen, an seine Stelle aber später meist die Überzeugung oder wenigstens die gedankenlose Gewohnheit trete (S. 123, vergl. S. 523) — also auch hier eine ähnliche Verquickung niederer und höherer Elemente, wie sie bei uns die Grundlage so vieler socialer Institutionen bildet.

Für die Sorgsamkeit der Fragestellung liefert einen glänzenden Beweis die Erörterung eines Problemes (S. 12—14), dessen Behandlung man überall in der ethnographischen Litteratur schmerzlich vermifst: wir meinen die Frage nach dem Mechanismus der Entstehung und Wandelung der Sitten, die bei dem anscheinend so starren, völlig objektiven Charakter der Sitte so rätselhaft erscheint. Höchst wahrscheinlich gehen die Änderungen in völlig planvoller Weise von einzelnen Individuen aus, nämlich von einzelnen besonders intelligenten Stammeshäuptlingen, die sie bei den Versammlungen benachbarter Häuptlinge in Vorschlag bringen und eventuell durchsetzen. Von ihrem Ursprungsgebiet breiten sie sich dann in ähnlicher Weise weiter aus.

A. Vierkandt.

Liebmann, Otto, Gedanken und Thatsachen. Philosophische Abhandlungen, Aphorismen und Studien. I. Bd. (In 3 Heften.) Strafsburg, Trübner, 1899. X und 470 S.

Schwierige Probleme der Wissenschaft in schöner, auch dem denkenden Laien zugänglicher Form zu behandeln, ist eine wichtige Aufgabe des Gelehrten, der zugleich ein stilistischer Könner ist. Das vorliegende Werk ist wohl geeignet, weitere Kreise zu philosophischem Denken anzuregen. Das Moralproblem und die Fragen der Ästhetik werden freilich nicht berührt in diesen philosophischen Essays, die uns von der Universität Schillers und Fichtes kommen. Aber die Probleme der Erkenntnistheorie, Naturphilosophie und allgemeinen Psychologie bedürfen ebenso sehr der leicht verständlichen und zugleich gründlichen Darstellung. Innerhalb dieser Grenzen bewegen sich die acht hier vereinigten Arbeiten Liebmanns. Der Grundton, auf den sie einheitlich gestimmt sind, ist Kants transcendentaler Idealismus, wie er in des Verf. Hauptwerk „Zur Analysis der Wirklichkeit“ verstanden wird.

Das erste Heft (121 S.) ist der unveränderte Abdruck einer im Jahre 1882 erschienenen ersten Ausgabe. Die an der Spitze stehende Abhandlung erörtert in streng wissenschaftlicher Form und in systematischer Gliederung die Arten der Notwendigkeit. Der Unterschied zwischen realer und intellektueller Notwendigkeit wird sehr einleuchtend gemacht; innerhalb der intellektuellen wird hier, wie in der 2. Aufl. der „Analysis“, von der logischen noch die intuitive oder Anschauungs-Notwendigkeit bezw. -Möglichkeit unterschieden, und diese Unterscheidung wird gegen mancherlei Einwände scharfsinnig verteidigt. Was zur Synthese der verschiedenen Begriffe von Notwendigkeit gesagt wird, läuft auf eine quantitative Über- und Unterordnung hinaus (mit Rücksicht auf das Geltungsgebiet). Mir scheint noch eine innigere, qualitative Synthese hier möglich zu sein, und zwar auf psychologischem Wege. Der Aufsatz endet mit

einer schematischen Stufenordnung der deduktiven Wissenschaften nach Mafsgabe ihrer Allgemeinheit und Notwendigkeit. Die prinzipielle Ethik und Psychologie finden leider keine Stelle in diesem systematischen Entwurf. — In der zweiten Untersuchung werden weniger Fragen beantwortet, als ungelöste und vielfach übersehene Rätsel aufgezeigt. Sie handelt von der mechanischen Naturerklärung, ihren Voraussetzungen und ihrem hypothetischen Charakter. Besonders interessant sind die historischen und sachlichen Bemerkungen zum Problem der actio in distans und der beschleunigenden Kraft. — Eine dritte, „rhapsodische Betrachtung“ behandelt die Begriffe Idee und Entelechie und ihre unverminderte Bedeutung für die moderne Naturauffassung. Die idiotypische, mehr individualistische Anschauung des Aristoteles behält schliefslich ein starkes Übergewicht gegen die universalistische (nomokratische) des Platon.

Heft II (177 S.) enthält eine zusammenhängende Reihe von „Gedanken über Natur und Naturerkenntnis“. Ausgehend von erkenntnistheoretischen und allgemeinen methodischen Fragen schreitet die Untersuchung durch die anorganische zur organischen Natur vorwärts. Wichtige Theorien und Hypothesen der modernen Physik, Chemie und Biologie werden in ihrer prinzipiellen Bedeutung beleuchtet. Die Umwälzungen des naturwissenschaftlichen Denkens durch Galilei und Newton, Darwin und R. Mayer werden in ihren Voraussetzungen wie in ihren Konsequenzen dargestellt. Das Problem der Teleologie erscheint in engerem Zusammenhange mit Thatsachen des organischen Lebens. Ein Grundgedanke des ganzen Buches ist die Unvermeidlichkeit des anthropocentrischen — ja, näher noch: psychocentrischen — Standpunkts für alle Naturbetrachtung.

Der Inhalt des dritten Heftes (170 S.) ist allgemein psychologisch. Zunächst werden „die Bilder der Phantasie“ in ihrem Verhältnis zu den Empfindungen, Hallucinationen, Illusionen und verwandten Thatsachen beschrieben. Die (etwas summarische) Darstellung der pathologischen Erscheinungen betont wiederholt den von der Psychiatrie zuweilen vernachlässigten emotionalen Faktor. — Es folgt eine Analyse des Zeitbewufstseins mit einer kurzen Besprechung des Unterschiedes zwischen Erinnerung und Phantasie und einer dialogischen Erörterung des Paradoxons „Ich bin in der Zeit; — die Zeit ist in mir“, wobei der Doppelsinn des Wortes „in“ mehr hätte herausgestellt werden können. — An dritter Stelle findet sich ein „Versuch“ über die Sprachfähigkeit. Er verwertet interessante Thatsachen aus dem Gebiete der Tierpsychologie und findet den wahren inneren Grund der menschlichen Sprachfähigkeit im Mitteilungsbedürfnis. Bedenkt man jedoch, dafs zahlreiche höhere Tiere dieses Bedürfnis zweifellos empfinden können und doch niemals in den Besitz einer Lautsprache gelangen, so erscheint dieser einfache Erklärungsversuch von vornherein als unzureichend. Ohne jede Rücksicht auf biologische und physiologische Thatsachen wird das Problem nicht wesentlich zu fördern sein. Bei der Behandlung der Urteile ist, wie schon an einer früheren Stelle, die notwendige Unterscheidung zwischen dem Standpunkt des Sprechenden und dem des Hörenden zu vermissen. — Den Schlufs bilden psychologische Aphorismen, die wenig Neues enthalten, aber vieles

Wichtige treffend bezeichnen. Nach einigen kritischen Bemerkungen über Materialismus und psychologisierende Gehirnphysiologie geht der Verf. zu einer Kritik des Weber'schen Gesetzes über, deren Resultat ungefähr mit Wundts psychologischer Auffassung übereinstimmt. Lehrreich ist ferner die mehrfache Polemik gegen die reine Associationspsychologie und den psychologischen Atomismus. Daran schliefsen sich geistvolle Aperçüs über die Enge des Bewufstseins, das Unbewufste, den Willen, zuletzt über das früher schon zuweilen gestreifte Problem des Ich. Der Psychologe wird an diesem letzten Punkte nicht geneigt sein, das Feld so rasch dem „Transcendentalphilosophen" zu räumen, wie Liebmann das fordert. Mit besonderer Vorliebe weist der Verf. hier und allenthalben auf die Grenzen wissenschaftlicher Erkenntnis hin. Vielfach jedoch scheinen mir diese Grenzen zu eng gezogen und der Schritt ins Metaphysische verfrüht. Die gefährliche Vieldeutigkeit der Begriffe subjektiv und objektiv, innen und aufsen, Schein, Erscheinung, Erfahrung und Realität erfordert ein strengeres Auseinanderhalten ihrer verschiedenen Bedeutungen und genauere empirische Definitionen, als das bei essayartiger Behandlung üblich ist. — Ungemein wohlthuend ist der wahrhaft historische Sinn, mit dem Liebmann überall die Probleme und die Versuche ihrer Lösung weit in die Geschichte des menschlichen Denkens zurückverfolgt, und die Achtung, mit der er den grofsen Denkern der Vergangenheit begegnet. Es giebt so viel Gelehrsamkeit und Scharfsinn ohne Vornehmheit; ein Zeichen vornehmer Geister ist, dafs sie verehren können.

Kiel. Felix Krueger.

Desdouits, Th., La Responsabilité Morale. Examen des doctrines nouvelles, ouvrage couronné par l'Académie des Sciences Morales et Politiques. Paris, Fontemoing, 1896. 179 S.

Fulliquet, Georges, Essai sur l'Obligation Morale. Paris, Alcan, 1898. 454 S.

Naville, Ernest, Le Libre Arbitre. II. Edition. Paris, Alcan, 1898. 311 S.

Die drei Bücher wollen gemeinsam besprochen sein. Ihre Verf. (auch der Schweizer Naville) sind Vertreter der französischen Philosophie, die behandelten Gegenstände gleiche oder ähnliche: sittliche Verantwortung, sittliche Pflicht, sittliche Freiheit mit den angrenzenden metaphysischen und psychologischen Gebieten. Aber neben dieser mehr äufseren Übereinstimmung zwischen den untersuchenden Subjekten und zwischen den untersuchten Objekten verbindet die Schriften ein innerlicheres Gemeinsames: Grundanschauungen und Tendenzen, die für gewisse Erzeugnisse der modernen französischen Philosophie vielleicht typisch sind, nicht gerade zu deren Vorteil; und da die Autoren sich aus der unbedeutenden Masse herauszuheben scheinen (Naville pflegt in philosophiegeschichtlichen Werken

als einer der Erneuerer des Spiritualismus genannt zu werden, Desdouits' Arbeit ist eine gekrönte Preisschrift, die Fulliquets zeugt von Kenntnissen und Geist), so kann man an ihren Schriften nicht achtlos vorübergehen. Diesen nun ist bis auf ihre einzelnen Teile herab eigentümlich: Rückständigkeit in den wissenschaftlichen Grundanschauungen, Zaghaftigkeit des geistigen Gewissens, die einmal gewonnene Überzeugung auch nur unzweideutig klar auszusprechen, in der Begründung eine rein begriffliche, fast nur sprachliche Logik, deren Schärfe mehr glänzt als schneidet. Rückständig will ich es noch nicht einmal nennen, wenn die in Rede stehenden Verf. sämtlich die Begründung einer Moral ohne Gott, Freiheit und Unsterblichkeit für unmöglich halten, wohl aber die Art, wie sie dabei zu Werke gehen: als ob Kant niemals eine transcendentale Dialektik in der Kritik der reinen Vernunft geschrieben hätte! (Von Kant behagt ihnen überhaupt nur der zweite Teil der Kritik der praktischen Vernunft mit dem Inhalt der drei Postulate, falls die Form des Postulats dabei zum Dogma umgegossen wird.) Daher sieht man all das Rüstzeug der vorkritischen Philosophie zum Kampfe für die genannten religiös-metaphysischen Dogmen, kaum frisch geputzt, wieder hervorgeholt; über den Ursprung des Bösen werden, wie zu Leibniz' Zeiten, subtile Nachforschungen angestellt (Naville S. 267 ff.), für die Realität einer Seelensubstanz mit den alten cartesianischen Argumenten eifrig Lanzen gebrochen (Desdouits S. 71 ff., Naville S. 64 ff., 79 ff., 260 ff.). Dafs und warum kritische Erkenntnislehre und moderne Psychologie gerade auf diesem Punkte zu gleichem, Descartes' Meinung entgegengesetztem Ergebnisse gelangt sind, wird nicht etwa widerlegt, sondern einfach ignoriert (besonders deutlich Naville S. 67). Natürlich, dafs auch die alte Trennung der „Vermögen", von Sinnlichkeit und Vernunft, höheren und niederen Seelenbestandteilen mit der üblichen rationalistischen Wertung der Sinnlichkeit als der Quelle alles Falschen und alles Bösen in naivster Weise wiederkehrt (Naville S. 70—71, Fulliquet S. 60 ff.). Überhaupt sehen wir die dualistische Tendenz Descartes' sich über alles ausdehnen: Gott und Welt (Desdouits S. 172), Organisches und Anorganisches (Fulliquet S. 32 ff.), Leib und Seele, Mensch und Tier (Naville S. 70 ff., Fulliquet S. 197 ff.). Jede monistische Weltanschauung wird geradezu als Todfeind (insonderheit der Moral) betrachtet („le monisme est le postulat de toute doctrine qui nie la responsabilité humaine", Desdouits S. 92, Fulliquet S. 243 ff.). Eine solche wird vor allem in der Evolutionstheorie gewittert; nicht biologisch, sondern logisch sucht man diese zu widerlegen — in erster Linie aber sollen ihre bösen moralischen Folgerungen, besonders der unsittliche Determinismus, ihre Irrtümlichkeit erweisen (Desdouits S. 103 ff., Fulliquet S. 248 ff., Naville S. 21 ff.). Dem allen liegt die grundfalsche Anschauung unter, als ob ohne spiritualistische Metaphysik weder Sittlichkeit noch Sittenlehre möglich sei — man sollte denken, nach A. Langes „Geschichte des Materialismus" ein endgültig überwundenes Vorurteil.

Über die Zaghaftigkeit in der Restauration solch alter Anschauungen und die daraus entspringende Mattigkeit im Ausdruck der eigenen Meinung will sich Ref. nicht verbreiten; jeder Leser dieser Werke wird den Mangel an klarer, reiner Luft von selbst verspüren.

Noch ein Wort über die Methode, die Art der wissenschaftlichen Begründungsweise: überall macht sich der Mangel an genauer Beobachtung der Erfahrung, besonnener und vorurteilsloser Bearbeitung des Beobachteten geltend. Dagegen nehmen die ontologische Beweismethode (Naville S. 256 ff.) und die abgebrauchten Kniffe der scholastischen Dialektik (ebenda S. 234 ff., Desdouits S. 57 ff.) einen um so breiteren Raum ein. Alles in allem ist in den drei, zusammen ca. 1000 Seiten fassenden Schriften auch kaum eine These, die nicht Schopenhauer in seinen beiden ethischen Abhandlungen (auf ein Viertel des Raumes) klarer präcisiert und begründet oder schlagender widerlegt hätte. Ref. hat diese allgemeinen, leider einer ganzen Klasse französischer Arbeiten geltenden Bemerkungen nur ungern und mit Widerstreben niedergeschrieben; es schien ihm aber Recht und Pflicht, weil die Verf. typische Vertreter einer gewissen wissenschaftlichen Rückzugsarmee sind, weil sie sich zudem in unbescheidenster Weise über die gröfsten wissenschaftlichen Errungenschaften der Neuzeit hinwegsetzen, weil sie endlich durch den Glanz einer Pseudologik den Uneingeweihten zu blenden und irre zu führen geeignet sind.

Über den speciellen Inhalt der einzelnen Schriften nur wenige Worte. Die gekrönte Preisschrift Desdouits' bringt im ersten Teile „Partie analytique" (S. 9—46) eine — durchaus ungenügende — Darstellnng der hauptsächlichsten neueren Lehren über die sittliche Verantwortung: der Moralphilosophie St. Mills, der italienischen Schule (Lombroso, Garofalo), der Evolutionstheorie (Spencer, Fouillée, Paulhan, Tarde), der Neokantianer (Lévy-Lebrun); im zweiten Teile (S. 46—173), der „Partie critique", die Beurteilung der Grundlagen und Folgerungen genannter Theorien. Zunächst gelangt die Widerlegung des Determinismus zu Gunsten einer Willensfreiheit ganz im Sinne des alten liberum arbitrium indifferentiae zu folgendem scholastischen Ergebnis, dessen blofse Wiedergabe jede Kritik überflüssig macht: „Le déterminisme n'est absolument pas autre chose que la loi d'inertie elle-même . . . le déterminisme tient uniquement à l'impossibilité de choisir. Ainsi le déterminisme n'est qu'un degré inférieur d'activité. Il s'explique non par une cause efficiente, mais par une cause déficiente" (S. 59). Folgt in der Prüfung der Grundlagen die übliche Bekämpfung des Monismus (allein schon gerichtet durch S. 98 A. 1) und die Rettung einer „substance spirituelle". Die zweite Hälfte des kritischen Teiles zählt alle die bösen Folgen auf, zu denen die modernen Moraltheorien angeblich führen sollen; auf dem Gebiete der Sittlichkeit liegen die schlimmsten (S. 99—117), aber auch Staat und Gesetzgebung (S. 118—127), Kunst (S. 128—144) und Erziehung (S. 145—163) werden schwer geschädigt. Es verlohnt nicht der Mühe, die oberflächlichen Auseinandersetzungen hierüber im einzelnen zu referieren oder gar zu widerlegen; nur das eine, wiederum weil es typisch ist, sei hervorgehoben: der Fehlschlufs des Verf. und seiner zahlreichen Gesinnungsgenossen von der Bedauerlichkeit der Konsequenzen auf die Irrtümlichkeit des Prinzips.

Fulliquets Essai sur l'Obligation Morale zeugt von eingehenderen Kenntnissen und gründlicherem Denken. Die Erklärung der Bedeutung der sittlichen Verpflichtung will die Etude psychologique (S. 9—196) geleistet haben. Auch hier wird vor allem gegen den Determinismus ange-

kämpft und die sittliche Freiheit gerettet. „Le potentiel vital" ist der Bronn dieser Freiheit, der jedem Lebewesen fliefst: Buridans Esel würde nicht verhungert sein! (S. 35 ff.) Die Freiheit aber ist lediglich Wahlfreiheit, „la liberté réside entièrement dans le choix, mais tout, sauf le choix, est rigoureusement nécessité" (S. 72). Die Freiheit kennt nur ein Gesetz: die Pflicht (S. 92). Zur Erklärung des Pflichtgefühls wird der Mensch in zwei Hälften gespalten: ein Bewufstes und ein Unbewufstes. Im Reiche des letzteren wirkt die verpflichtende Kraft, das Freiheitsbewufstsein verspürt nur ihre Wirkung „l'obligation est l'influence du moi inconscient sur le moi conscient" (S. 276). Als die Eigentümlichkeit der verpflichtenden Kraft wird unter Kants Einflufs angegeben, dafs sie absolut und nur auf das, was wir für gut halten, gerichtet ist. Auf solch bequeme Art wird dann der Gottesbeweis geführt: „qui dit saint et absolu, dit Dieu" (S. 105). Gut ist nicht ein Etwas, zu dem wir verpflichtet sind, sondern wozu wir verpflichtet sind (besser: uns fühlen), ist gut („Le bien = ce qui est obligatoire", S. 130). Die einzelnen moralischen Imperative werden durch Umformung psychologischer Gesetze gewonnen (S. 133—158), die bestgeschriebene Partie des Buches. Im zweiten, kritischen Teil zeigt F. dann das Scheitern aller Moraltheorien, welche die Pflicht aus den egoistischen (Utilitarismus) oder den altruistischen Trieben (Schopenhauer), der Vernunft (Positivismus) oder dem Ideal (Fouillée), dem Entwicklungsgesetz oder den Forderungen der Gesellschaft ableiten. Eine „Etude historique", welche mit Sachkenntnis die Sittenlehre Kants, Schopenhauers, Spencers, Renouviers, Sécretans, Fouillées und Guyaus bespricht, beschliefst das Buch.

Navilles Schrift „Le Libre Arbitre" mutet sonderbar mittelalterlich an. Der analytische Teil handelt von der Idee der Freiheit (S. 26—105), den Zeichen der Freiheit (S. 106—145), den Einwürfen gegen die Freiheit (S. 146—195). Von den 70 Thesen und Beweisen, welche die Existenz der Wahlfreiheit darthun sollen, wüfste ich nicht eine, die es der Mühe lohnte, herauszuheben. Die „Synthèse" bespricht die Verträglichkeit der Freiheitsidee mit den drei Weltanschauungen des Materialismus, Idealismus und Spiritualismus (eine durch nichts gerechtfertigte Dreiteilung) und gesteht dem Spiritualismus als dem Retter in allen moralischen, theologischen und psychologischen Nöten den Preis zu. Den scholastischen Geist der Schrift kennzeichnet zur Genüge die These 92 mit ihrem Beweise: „Le spiritualisme explique l'existence de la liberté par la doctrine de la création".

„Si l'on admet que la liberté est le degré le plus élevé de l'être, la liberté relative de l'homme ne peut procéder que de la liberté suprême du Créateur. Tout autre système ferait provenir la liberté de quelque chose qui lui serait inférieur. Or, admettre que le plus procède du moins, non pas dans le développement progressif d'une virtualité préexistante, mais dans le sens absolu des termes, c'est admettre des phénomènes sans cause, c'est nier les bases de la raison; c'est attribuer un pouvoir producteur au néant, ce qui constitue un jugement contradictoire, puisque le néant n'est que l'expression de la négation pure, du non être dont rien ne saurait sortir."

Leipzig. Raoul Richter.

Boutroux, Emile, Etudes d'Histoire de la Philosophie. Paris, Alcan, 1897. 443 S.

Die Schrift steht in vorteilhaftem Gegensatz zu den eben besprochenen Proben der französischen Philosophie. Philosophiegeschichtliche Skizzen, aus den verschiedensten Anlässen entstanden, sind hier zu einem ansehnlichen Bande vereinigt worden. Ihnen liegt eine bescheidene und für die Bearbeitung einzelner Gebiete gewifs auch die berechtigste Auffassung von der Geschichte der Philosophie zu Grunde: nicht die Philosophen „als mehr oder minder gelehrige Werkzeuge einer immanenten Weltvernunft" zu betrachten, nicht den absoluten Wahrheitsgehalt ihrer Systeme herauszuschälen und das Vergängliche fallen zu lassen, vielmehr die Lehren der Denker im Sinne ihrer Schöpfer darzustellen und zu erklären. Durch diesen Standpunkt gewinnen die einzelnen Studien eine erfreuliche Parteilosigkeit, welche bei höheren Absichten sich nicht immer einhalten liefse. Gleich der erste Artikel über „Sokrates als Gründer der Moralwissenschaft" (S. 11—93) möchte untersuchen, nicht was Sokrates dem Plato oder Hegel, sondern was er in seinen eigenen Augen gewesen ist (S. 16). Darum werden die objektiveren Memorabilien Xenophons den gefärbteren Darstellungen des Plato und Aristoteles als Quelle vorgezogen (S. 18). In feinen Linien wird nun das Gerüst der sokratischen Philosophie gezeichnet, gezeigt, wie es nur durch die Art seiner Fundamente verständlich werden kann; von zwei Seiten her hat Sokrates die Grundlage seiner Lehre gewonnen: von der griechischen Physik, deren Objekt, die Ergründung der Natur, er fallen läfst, deren Form, die wissenschaftliche Behandlungsweise, er beibehält, und von der Sophistik, deren Objekt, die menschlichen Angelegenheiten, er sich zu eigen macht, deren Form, die unwissenschaftliche Routine, er verbannt (S. 33). So vereinigt er Praxis und Theorie, τέχνη und ἐπιστήμη: „cette idée d'une réunion de la science et de l'art est le germe même de la philosophie socratique" (S. 34). Aus dieser Befruchtung aber erblüht die bis dahin nicht vorhandene Disziplin einer „science morale". Sehr hübsch wird nun gezeigt, wie die Bestimmung der Wissenschaft als der Erkenntnis des Allgemeinen in der Bedeutung, die dieser Begriff in des Sokrates' Geist hatte (darüber die lichtvollen Ausführungen S. 44), nur auf die science morale, nicht auf die Wissenschaft überhaupt gerichtet sein könne, und wie auch die Einzelheiten der sokratischen Methode, die dialogische Form, die Ironie, die Maieutik, die Definition und Induktion immer nur sinnvoll sind in ihrer Anwendung auf sittliche Probleme, als methodologische Regeln der Physik oder der Metaphysik dagegen widerspruchsvoll und gezwungen werden. Mit einem Hinweis auf die Lebendigkeit der sokratischen Ideen gerade in unseren Zeiten schliefst der Aufsatz, der alles hält, was man von einem Manne erwartet, welcher die lohnende Mühe nicht gescheut, Zellers „Philosophie der Griechen" für seine Landsleute ins Französische zu übertragen.

Von den übrigen Skizzen hat Ref. noch die Artikel über Descartes und über Kant, beide mit grofsem Interesse, gelesen. Gewifs zeugt es von berechtigter Begeisterung, wenn Boutroux sein anläfslich der grofsen

Gesamtausgabe der Werke Descartes' verfafstes Gedenkblatt (S. 289—299) mit den Worten schliefst: „Etudier Descartes est le faire connaître, c'est travailler à l'accomplissement de la mission scientifique et civilisatrice de la France". Aber man darf gerade die Gröfse Descartes' nicht auf allen Gebieten suchen. So kann es denn auch Boutroux nicht gelingen, auf den mit manch feinsinnigen Bemerkungen durchflochtenen Seiten, welche von „der Beziehung der Moral zur Wissenschaft in der Philosophie des Descartes" handeln (S. 299—316), Descartes' ethischen Bemerkungen einen originalen Charakter abzugewinnen.

Dagegen mufs man sich voll und ganz mit dem in der „Grande Encyclopédie" aufgenommenen Aufsatz über Kant (S. 317—411) einverstanden erklären. Konnte die Studie sich ihrer Bestimmung gemäfs nicht auf Tiefen noch Feinheiten des Kriticismus einlassen, so leistet sie dafür an Klarheit und Vollständigkeit alles Mögliche. Selbst bei so schwierigen Partien wie der Deduktion der Kategorien oder dem Schematismus fliefst die Darstellung glatt und lichtvoll weiter; besonders wird auch den unberühmteren Partien der Kant'schen Philosophie, wie der vorkritischen Periode (S. 337—346), Kants historischen, anthropologischen, pädagogischen Bemühungen (S. 386—398) gebührend Rechnung getragen.

Angenehm berührt den deutschen Leser in allen Artikeln die Vertrautheit Boutroux' mit der deutschen einschlägigen Litteratur. Aufser den erwähnten enthält das Buch Boutroux' noch Studien über Aristoteles (S. 95—209), Jakob Böhme (S. 210—288) und „de l'influence de la philosophie écossaise sur la philosophie francaise" (S. 412—443).

Leipzig. Raoul Richter.

Kronenberg, M., Moderne Philosophen. Porträts und Charakteristiken. München, Beck, 1899. 221 S.

Die modernen Philosophen sind: Lotze, Lange, Cousin, Feuerbach, Stirner. Die Zusammenstellung rechtfertigt der Verf. durch die Zusammengehörigkeit dieser Männer in dem grofsen Streite von Realismus und Idealismus, der in den Jahren zwischen dem Sturze der Hegel'schen Philosophie und der Herrschaft des Positivismus die wissenschaftlichen Gemüter bewegte. Die Lebensbilder, welche Ref. gelesen, sind glatt und nicht ohne Schwung geschrieben und wohl geeignet, das Interesse für ihre Helden in weiteren Kreisen zu wecken. Zu einer wissenschaftlichen Besprechung geben sie keine Veranlassung.

Leipzig. Raoul Richter.

Grzymisch, Siegfried, Spinozas Lehren von der Ewigkeit und Unsterblichkeit. Breslau, Calvary, 1898. 59 S.

Verf. verfolgt zunächst die Entwicklung des Ewigkeitsbegriffs und seine Anwendung auf Gott und Welt in den vor der „Ethik" abgefafsten Schriften. Im kurzen Trakt. erscheint die Ewigkeit noch der endlosen Dauer gleichgesetzt, der in dem Hauptwerk so stark betonte Gegensatz von unendlicher Zeit und Ewigkeit noch nicht angedeutet, die unendlichen

Modi als „vor aller Ewigkeit von Gott geschaffen“ erklärt, die Unsterblichkeit des Menschen als eine endlose Dauer des Geistes nach der Trennung von seinem Körper gefafst (S. 3—9). Im Trakt. de intellectus emendatione zeigen sich schon deutliche Spuren einer scharfen Trennung von Dauer und Ewigkeit; in den cogitata metaphysica bricht die endgültige Definition der Ewigkeit als das zum Wesen gehörige Dasein „in fertiger, wenn auch formell unvollendeter Ausgestaltung“ durch, eine Schöpfung von Ewigkeit her wird aufgegeben, im Anhang II zum kurzen Trakt. die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele um einen Schritt in der Richtung auf die Ethik hin gefördert. In der Ethik endlich (S. 17—29) erlangt die Lehre von der Ewigkeit und Unsterblichkeit ihre völlige Reife; von Nachklängen aus den früheren Zeiten und dadurch entstehenden Widersprüchen ist sie indes nicht frei: den strengen Begriff der aeternitas mit Ausschliefsung jedes zeitlichen Momentes gelingt es Spinoza nur für die Gottsubstanz und ihre Attribute, nicht aber für die Ewigkeit der unendlichen Modi, festzuhalten, und auch in der Unsterblichkeitslehre wird der psychophysische Parallelismus zu Gunsten des Geistes durchbrochen. — Nach Freudenthals Vorbild werden dann auch für den Ewigkeitsbegriff scholastische Vorbilder bei Zeitgenossen gesucht und gefunden (S. 41—45); etwas künstlich wirkt der Nachweis über die Abhängigkeit von Descartes in den Beweisen für die Ewigkeit Gottes (S. 46—48); dafs das Wesen des Geistes in der Erkenntnis liege, brauchte Spinoza aber gewifs nicht von jüdischen und arabischen Philosophen (warum übrigens nicht auch ebensogut von jedem anderen Rationalisten, etwa Plato oder Aristoteles?) zu lernen (S. 50); auch für solch innerlichst aus dem System herausbrechende Gefühle wie die selige Stimmung im amor dei intellectualis nach äufseren Anregungen zu suchen, beschattet mehr als es erleuchtet das Wachstum grofszügiger Anschauungen. Die Schrift G.'s bietet einen wertvollen Beitrag zur specielleren Spinoza-Forschung.

Leipzig. Raoul Richter.

Berichtigungen zum 3. Hefte:

S. 345 Z. 2 von oben ist zu lesen statt „ein Induktionsschlufs“: eine Folgerung aus dem Ergebnis eines Induktionsschlusses.

Z. 4 von oben statt „dieses Induktionsschlusses“: dieser Folgerung.

II.

Philosophische Zeitschriften.

Archiv für Geschichte der Philosophie (Berlin, Reimer).

Bd. 12, Heft 4.

Ludwig Stein, Die Kontinuität der griechischen Philosophie in der Gedankenwelt der Araber. (Drittes Stück.)
Johann Zmave, Die Wertteorie bei Aristoteles und Thomas von Aquino.
Joh. Zahlfleisch, Einige Gesichtspunkte für die Auffassung und Beurteilung der Aristotelischen Metaphysik.
R. Steck, Ein Besuch bei Jacobi im Jahre 1797.
E. Thouverez, La Famille Descartes d'après les documents publiés par les Sociétés Savantes de Poitou, la Touraine et de Bretagne. Jahresbericht über die Kirchenväter und ihr Verhältnis zur Philosophie 1893—1896. Von H. Lüdemann. — Neueste Erscheinungen.

Philosophische Studien (Leipzig, Engelmann).

Bd. 15, Heft 2.

W. Wundt, Bemerkungen zur Theorie der Gefühle. Mit 6 Fig. im Text.
Einar Buch, Über die „Verschmelzung" von Empfindungen, besonders bei Klangeindrücken. (Schluſs.) Mit 5 Fig. im Text.
Jonas Cohn, Gefühlston und Sättigung der Farben.

Bd. 15, Heft 3.

W. Wundt, Zur Kritik tachistoskopischer Versuche.
Zwetan Radoslawow-Hadji-Denkow, Untersuchungen über das Gedächtnis für räumliche Distanzen des Gesichtssinnes. Mit 6 Fig. im Text und Taf. I—II.

Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik (Leipzig, Pfeffer).

Bd. 114, Heft 2.

M. F. Scheler, Arbeit und Ethik.
A. Döring, Zur Kosmogonie Anaximanders.
K. Vorländer, Eine „Socialpädagogik" auf kantischer Grundlage.
O. Liebert, Über die Beziehung des Menschen auf die Natur und das Menschengeschlecht.
F. Heman, Paulsens Kant.
H. Türk, Erwiderung.
E. Kühnemann, Antwort. — Recensionen. — Notizen. — Neu eingegangene Schriften. — Bibliographie. — Aus Zeitschriften.

Bd. 115, Heft 1.

F. Paulsen, Noch ein Wort zur Theorie des Parallelismus.
E. v. Hartmann, Zum Begriff der Kartegorialfunktion.
L. Busse, Jahresbericht über die Erscheinungen der anglo-amerikan. Litteratur der Jahre 1894/95. (Carus, Ribot-Snell, Ladd, Fraser, Seth, Fowler, Douglas, Jones, Veitch-Wenley, Baldwin.)
E. Neuendorff, Lotzes Kausalitätslehre. — Recensionen. — Neu eingegangene Schriften. — Aus Zeitschriften.

Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane (Leipzig, Ambr. Barth).

Bd. 20, Heft 6.

W. Sternberg, Geschmack und Chemismus.
O. Abraham und W. Schäfer, Über die maximale Geschwindigkeit von Tonfolgen.
O. Abraham, Über das Abklingen von Tonempfindungen.
A. König, Bemerkungen über angeborene Farbenblindheit. — Litteraturbericht. — Namenregister.

Bd. 21, Heft 1 u. 2.

H. G. Hamaker, Über Nachbilder nach momentaner Helligkeit.
Ludwig Helwig, Über die Natur des Erinnerungsbildes.
C. Stumpf, Über den Begriff der Gemütsbewegung.
— Beobachtungen über subjektive Töne und über Doppeltöne. — Besprechungen. — Litteraturbericht.

Bd. 21, Heft 3 u. 4.

Karl Schäfer, Die Bestimmung der untern Hörgrenze.
M. Kelchner und P. Rosenblum, Zur Frage nach der Dualität des Temperatursinnes.
A. Meinong, Über Gegenstände höherer Ordnung und deren Verhältnis zur inneren Wahrnehmung. — Litteraturbericht.

Bd. 21, Heft 5.

G. Heymanns, Untersuchungen über psychische Hemmung.
L. William Stern, Die Wahrnehmung von Tonveränderungen.
Sigm. Exner, Notiz über die Nachbilder vorgetäuschter Bewegungen. — Litteraturbericht.

The Philosophical Review (New York and London, The Macmillan Comp.).

Vol. VIII, No. 4.

J. G. Schurmann, Kants A Priori Elements of Understanding. II.
J. Clark Murray, Rousseau.
James B. Peterson, The Forms of the Syllogism.
Erich Adickes, German Philosophical Literature (1896—1898). II. — Reviews of Books. — Summaries of Articles. — Notices of New Books.

Vol. VIII, No. 5.

J. G. Schurmann, Kants A Priori Elements of Understanding. III.
W. Caldwell, Von Hartmanns Moral and Social Philosophy. I. The Positive Ethic.
J. D. Logan, The Absolute as Ethical Postulate.
G. A. Cogswell, The Classification of the Sciences. — Reviews of Books. — Summaries of Articles. — Notices of New Books.

The Psychological Review (New York and London, The Macmillan Comp.).

Vol. VI, No. 4.

W. L. Bryan and Noble Harter, Studies on the Telegraphic Language; The Acquisition of a Hierarchy of Habits.
L. M. Solomons, Communications from the Psychological Laboratory of Harvard University. Automatic Reactions.
George V. N. Dearborn, Recognition under Objective Reversal. — Shorter Contributions and Discussions. — Psychological Literature. — New Books. — Notes.

Vol. VI, No. 5.

W. P. Montague, A Plea for Soul-Substance.
Reymond Dodge, The Reaction-Time of the Eye.
G. A. Coe, A Study in the Dynamics of Personal Religion. — Shorter Contributions and Discussions. — Psychological Literature. — New Books. — Notes.

Revue Néo-Scolastique (Louvain, Institut Supérieur de Philosophie).

6. Jahrg., Heft 3.

D. Nys, Etude sur l'Espace.
P. M. De Munnynck. L'Hypothèse scientifique.
G. De Craene, La connaissance de l'Esprit.
N. Kaufmann, La Finalité dans l'Ordre moral. — Melanges et Documents. — Bulletin de L'Institut Superieur de Philosophie. — Comptes Rendus. — Revue des Périodiques.

Przeglad Filozoficzny (Warszawa, ulica Krucza Nr. 46).

Rok II, Zeszyt I.

P. Chmielowski, Filosoficzne poglady Mickiewicza.
W. Heinrich, O stosunku pojec i zasad fizycznych do filozofji. — Autorreferaty. — Kronika. — Krytyka i Sprawozdania. — Przeglad Czasopism. — Notatki.

Rok II, Zeszyt II.

L. Gumplowicz, Socjologiczne pojmowanie historji.
W. Heinrich, O stosunku pojec i zasad fizycznych do filozofji.
Wl. M. Kozlowski, Psychologiczne zrodka niektorych praw przyrody. — Kronika. — Autorreferaty. — Krytyka i Sprawozdania. — Przeglad Czasopism.

Rok II, Zeszyt III.

M. Kozlowski, Psychologiczne zrodla niektorych praw przyrody.
Z. Balicki, Socjologiczne podstawy uzytecznosci.
St. Grabski, Wstep do metodologji ekonomji polityczny.
J. Kodis, Upadek materjalismu w nauce.
M. Karejew, A. Comte, jako zalozyciel socjologji. — Kronika. — Autorreferaty. — Krytyka i Sprawozdania. — Przeglad Czasopism. — Wiadomosci biezace. — Notatki.

Rok II, Zeszyt IV.

M. Kozlowski, Psychologiczne zrodla niektorych praw przyrody (dokonczenie).
St. Grabski, Wstep do metodologji ekonomji polityczny (dokonczenie).
Z. Balicki, Socjologiczne podstawy uzytecznosci (dokonczenie). — Autorreferaty. — Krytyka i Sprawozdania. — Bibljografja. — Polemika.

III.

Bibliographie.

I. Geschichte der Philosophie.

Abhandlungen zur Philosophie und ihrer Geschichte. Herausg. von B. Erdmann. 12. Heft: Powell, E., Spinozas Gottesbegriff. (113 S.) Halle, Niemeyer. M. 3,—.

Attensperger, Alb., Jakob Frohschammers philosophisches System im Grundrifs. Nach Frohschammers Vorlesgn herausg. (VII, 214 S.) Zweibrücken, Lehmann. M. 3,50.

Betzinger, B. A., Seneca-Album. Weltfrohes und Weltfreies aus Senecas philosoph. Schriften. Nebst einem Anhang: „Seneca und das Christentum. 12°. (X, 224 S.) Freiburg i. B., Herder. M. 3,—; geb. M. 4,—.

Bormann, Walt., Der Schotte Home, ein physiopsychischer Zeuge des Transcendenten im 19. Jahrh. (V, 92 S. m. 1 Bildnis.) Leipzig, Mutze. M. 2,—; geb. M. 3,—.

Brunnhofer, H., Giordano Brunos Lehre vom Kleinsten als Quelle der prästabilierten Harmonie des Leibniz. (63 S.) Leipzig, Dieter. 2. (Titel) Aufl. M. 1,20.

Deter, Ch., Joh., Kurzer Abrifs der Geschichte der Philosophie. 6. Ausg. (VI, 152 S.) Berlin, Weber. M. 3,—.

Deufsen, Paul, Allgemeine Geschichte der Philosophie mit besonderer Berücksichtigung der Religionen. 1 Bd., 2 Abtg.: Die Philosophie der Upanishads. (XII, 368 S.) Leipzig, Brockhaus. M. 9,—.

Deutschthümler, Wilh., Über Schopenhauer zu Kant. Ein kleines Geschichtsbild. (136 S.) Wien, Dirnböck. M. 2,—.

Duboc, Jul., 100 Jahre Zeitgeist in Deutschland. Geschichte und Kritik. 2. Aufl. (XVI, 322 S.) Leipzig, O. Wigand. M. 5,—.

Eucken, Rud., Die Lebensanschauungen der grofsen Denker. Eine Entwicklungsgeschichte des Lebensproblems der Menschheit von Plato bis zur Gegenwart. 3. Aufl. (XII, 492 S.) Leipzig, Veit. & Co. M. 10,—; geb. M. 12,—.

Falkenfeld, Max, Marx und Nietzsche. (29 S.) Leipzig, Friedrich. M. —,60.

Gomperz, Th., Griechische Denker. 8. Lieferung. (2. Bd. S. 193—288.) Leipzig, Veit & Co. M. 2,—.

Görland, Alb., Aristoteles u. die Mathematik. (VIII, 211 S.) Marburg, Elwerts Verl. M. 4,50.

Keller, L., Die Akademien der Platoniker im Altertum. Berlin, Gärtner. M. —,75.

Knortz, K., Ein amerikanischer Diogenes (Thoreau). Vortrag. Hamburg, Verlagsanstalt. M. —,75.

Kralik, Rich., Socrates. Nach den Überliefergn. seiner Schule dargestellt. (XXIV, 617 S.) Wien, Konegen. M. 7,50.

Muller, Max F., The six systems of Indian philosophy. (650 p.) London, Longmans. 18 sh.

Perlmutter, A., Die Kant'sche Lehre von der Kausalität. (16 S.) Leipzig, Mutze. M. 0,40.

Pollock, Sir F., Spinoza: his life and philosophy. (427 p.) New York, The Macmillan Co. Doll. 3,—.

Rappaport, Sam., Spinoza u. Schopenhauer. Eine kritisch-histor. Untersuchung, mit Berücksicht. des unedierten Schopenhauer'schen Nachlasses dargestellt. (V, 148 S.) Berlin, Gärtner. M. 3,—.

Seltz, Die Willensfreiheit in der Philosophie des Ch. Aug. Crusius. (VIII, 136 S.) Würzburg, Göbel. M. 2,—.

Sergyeenko, P. A., How Count L. N. Tolstoy lives and works; from the Russian by Isabel F. Hapgood. (100 p.) New York, Crowell & Co. Doll. 1,25.

Seyerlen, Rud., Die gegenseitigen Beziehungen zwischen abendländischer und morgenländischer Wissenschaft mit besond. Rücksicht auf Salomon ibn Gebirol und seine philosophische Bedeutung. (41 S.) Jena, Neuenhahn. M. 2,40.

Siebeck, H., Aristoteles. (142 S.) Stuttgart, Frommann. M. 1,75.

Stephens, W. W., Life and writings of Turgot, Comptroller-General of France, 1774—1776. London, Longmans. 7 sh. 6 d.

Studien, Berner, zur Philosophie und ihrer Geschichte. Herausg. von Ldw. Stein. XIV. Bd.: Lefkovits, Mor., Die Staatslehre auf kantischer Grundlage. (74 S.) XV. Bd.: Zulawski, J., Das Problem der Kausalität bei Spinoza. (74 S.) Bern, Steiger & Co. M. 1,75.

Tessen-Wesierski, Frz. v., Die Grundlagen des Wunderbegriffs nach Thomas von Aquino. (142 S.) Paderborn, Schöningh. M. 3,—.

Volkmann, F., Schillers Philosophie. (31 S.) Berlin, Rühe. M. —,60.

Wiebrecht, Die Metaphysik Schopenhauers. (65 S.) Diss. Göttingen. M. 0,80.

Wielenga, Bastian, Spinozas „Cogitata metaphysica", als Anh. zu seiner Darstellung der cartesianischen Prinzipienlehre. (VII, 59 S.) Heidelberg, Winter. M. 1,20.

II. Logik und Erkenntnistheorie.

Bonnel, J., F., Les atomes et hypothèses dans la géométrie. 3. éd. Avec 27 fig. 1899. Paris, Gauthier-Villars. fr. 5,—.

Gibier, Paul, Psychism; analysis of things existing: essays. (287 p.) New York, Bulletin Publishing Co. Doll. 1,50.

Gneifse, Karl, Deduktion und Induktion. Eine Begriffsbestimmung (39 S.) Strafsburg, Heitz. M. 1,20.

Guérin, Dr. **J.,** Les différentes manifestations de la pensée. Paris, Alcan. fr. 5,—.

Siegel, C., Entwicklung der Raumvorstellung. (52 S.) Wien, Deuticke. M. 1,40.

III. Allgemeine Philosophie und Metaphysik.

Bartsch, R., Worte zur Sache. Philosophische Erörterungen. (V, 119 S.) Greifenberg i. Schl., Selbstverlag. M. 1,50.

Brodbeck, Adf., Kraft u. Geist! Eine Streitschrift gegen den unhaltbaren Schein-Monismus Professor Häckels und Genossen. (32 S.) Leipzig, Strauch. M. 1,—.

Brügelmann, W., 100 Aphorismen. Ein Vademekum f. denk. Menschen. (VII, 94 S.) Frauenfeld, Huber. Geb. M. 1,60.

Bulova, J. Ad., Die Einheitslehre (Monismus) als Religion. Eine Studie. 2. Aufl. (XX, 136 S.) Leipzig, Schimmelwitz. M. 2,—.

Grimm, E., Das Problem F. Nietzsches. (264 S.) Berlin, Schwetschke & Sohn. M. 4,—.

Haeckel, Ernst, Die Welträtsel. Gemeinverständl. Studien über monistische Philosophie. (VIII, 473 S.) Bonn, Strauſs. M. 8,—; geb. M. 9,—.

Hagen, Edm. von, Aufsätze zur Einsicht in das Wesen der freien Muſse und der philosophischen Kontemplation. (85 S.) Berlin, Selbstverlag. M. —,50.

— Die Welt als Raum u. Materie. Mit e. Einleitg. über die Natur des Urwesens. (XXIV, 154 S.) Berlin, Selbstverlag. M. 3,—.

Hart, Jul., Zukunftsland. 1. Bd. (VII, 350 S.) Florenz, Diederichs. M. 5,—.

Henne am Rhyn, O., Anti-Zarathustra. (XV, 100 S.) Altenburg, Tittel. M. 3,—.

Hose, Gust., Das Weltgesetz, e. kurzgefaſste Abhandlung des gesamten Seins, auf streng wissenschaftl. Grundlagen bearb. f. jedermann. (32 S.) Dortmund, Thomas. M. 1,—.

Jerusalem, Wilh., Einleitung in die Philosophie. (VIII, 189 S.) Wien, Braumüller. M. 3,—; geb. M. 4,—.

Ladd, G. Trumbull, A theory of reality; an essay in metaphisical system upon the basis of human cognitive experience. (556 p.) New York, Scribners Sons. Doll. 4,—.

Liebmann, Otto, Gedanken und Thatsachen. Philosophische Abhandlgn., Aphorismen u. Studien. 2. Heft: Gedanken üb. Natur u. Naturerkenntnis. (III, S. 123—300.) 3. Heft: Die Bilder der Phantasie. — Zeitbewuſstsein. — Sprachfähigkeit. — Psychol. Aphorismen. (S. 301—470.) Straſsburg, Trübner. M. 3,50 und 3,—.

Maeterlinck, M., Weisheit und Schicksal. Deutsch von F. v. Oppeln-Bronilowski. Leipzig, Diederichs. M. 4,50.

Madden, W., The reaction from agnostic science. (160 S.) Freiburg i. B., Herder. M. 3,—.

Ossip-Lourié, La philosophie de Tolstoï. Paris, Alcan. Doll. 2,50.

Ritschl, Otto, Nietzsches-Welt- u. Lebensanschauung in ihrer Entstehung u. Entwicklung, dargestellt u. beurteilt. 2. Aufl. (III, 107 S.) Freiburg i. B., Mohr. M. 1,20.

Scheffler, Herm., Das Wesen des Geistes. (218 S.) Braunschweig, Wagner. M. 4,—.

Schreiner, Olive, Träume. Aus dem Engl. von Margarete Jodl. Mit e. Einleitg. von Frdr. Jodl. 2. Aufl. (VII, 99 S.) Berlin, Dümmlers Verlag. M. 1,60; geb. M. 2,40.

Schwann, Mathieu, Sophia. Sprossen zu einer Philosophie des Lebens. (XIII, 216 S.) Leipzig, Naumann. M. 4,—; geb. M. 5,50.

Troilo, E., Il misticismo moderno. (312 p.) Torino. M. 3,—.

Tschitscherin, B., Philosophische Forschungen. Aus dem Russ. übers. Mit e. Vorwort des Verf. (X, 536 S.) Heidelberg, Petters. M. 8,—.

Weifs, A. M., Lebensweisheit in der Tasche. 7. Aufl. (XVIII, 504 S.) Freiburg i. B., Herder. M. 2;80.

Werner, O., Die Menschheit. (III, 260 S.) Leipzig, Haberland. M. 3,—.

Ziegler, Theob., Glauben und Wissen. Rektoratsrede der Universität Strafsburg 1899. (31 S.) Strafsburg, Heitz. M. —,80.

IV. Psychologie und Sprachwissenschaft.

Ament, Wilh., Die Entwicklung von Sprechen und Denken beim Kinde. Mit 5 Kurven und 4 Kinderzeichnungen. (VIII, 213 S.) Leipzig, Wunderlich. M. 2,40; geb. M. 2,80.

Bovio, G., Il genio. Un capitolo die psicologia. (275 p.) Milano. M. 3,—.

Flügel, O., Wille. Langensalza, Beyer & Söhne. (16 S.) S. A. M. —,60.

Franke, C., Sprachenentwicklung der Kinder u. der Menschheit. (Aus: „Encyklopäd. Hdb. d. Päd.“.) (48 S.) Langensalza, Beyer & Söhne. M. 1,20.

Grasserie, R. de la, De la psychologie des religions. Paris, Alcan. fr. 5,—.

Heinrich, W., Die moderne physiologische Psychologie in Deutschland. Eine histor.-krit. Untersuchung mit besond. Berücksicht. des Problems der Aufmerksamkeit. 2. Ausg. (VII, 249 S.) Zürich, Speidel. M. 4,—.

James, W., Talks to teachers on psychology, and to students on some of life's ideals. (301 p.) New York, Holt & Co. Doll. 1,50.

Lipps, Th., Grundrifs der Psychophysik. (Sammlung Göschen, Bd. 98.) (167 S.) M. —,80.

Lobsien, Marx, Über den Ursprung der Sprache. (Aus: „Zeitschr. für Philos. u. Päd.“.) (80 S.) Langensalza, Beyer & Söhne. M. 1,—.

Münsterberg, Hugo, Psychology and life. (286 p.) Boston, Houghton, Mifflin & Co. Doll. 2,—.

Rehmke, J., Trieb und Wille im menschlichen Handeln. (16 S.) Langensalza, Beyer & Söhne. (S. A.) M. 0,50.

Stumpf, E. J. G., Der Traum und seine Deutung. (188 S.) Leipzig, Mutze. M. 4,—.

Türck, Herm., Der geniale Mensch. 4. Aufl. (XI, 400 S.) Berlin, Dümmlers Verlag. M. 4,50; geb. M. 5,60.

Wasmann, Erich, Instinkt und Intelligenz im Tierreiche. Ein krit. Beitrag zur modernen Tierpsychologie. 2. Aufl. (VIII, 121 S.) Freiburg, i. B., Herder. M. 1,60.

Weber, Das Temperament. (Aus „Demokritos“.) Neue Ausg. Leipzig, Reclam. M. —,20.

V. Ethik und Rechtsphilosophie.

Barth, P., Welche Beweggründe giebt es zum sittlichen Handeln? (19 S.) Hochschulvorträge für jedermann. 15. Heft. Leipzig, Seele. M. —,30.

Besser, L., Die menschliche Unsittlichkeit als sociales Ergebnis der monist. Weltanschauung. (106 S.) Bonn, Georgi. M. 3,—.

Biedermann, Carl, Zeit- und Lebensfragen aus dem Gebiete der Moral. (135 S.) Breslau, Schles. Buchdruckerei etc. M. 1,50; geb. M. 2,50.

Caspari, Otto, Das Problem über die Ehe! Vom philosophischen, geschichtlichen und socialen Gesichtspunkte. (VI, 126 S.) Frankfurt a. M., Sauerländer. M. 2,—.

Egoismus, Der. Unter Mitw. von Frau Dr. Lou-Andreas-Salomé, Dr. W. Bölsche etc. Herausg. von A. Dix. (VII, 410 S.) Leipzig, Freund u. Wittig. M. 8,60.

Dubois, J., Spencer et le principe de la morale. Paris, Fischbacher. fr. 6,—.

Hanspaul, F., Die Seelentheorie u. die Gesetze des natürlichen Egoismus u. der Anpassung. (XVI, 292 S.) Berlin, Duncker. M. 5,—.

Heusinger, Das Geheimnis des Lebens oder die Lehre vom Glück. (36 S.) Leipzig, Mutze. M. 0,60.

Hilty, C., Glück. 3. Tl. (III, 283 S.) Frauenfeld, Huber. M. 3,—; geb. M. 4,—.

Kurnig, Der Pessimismus der Anderen. (28 S.) Leipzig, Spohr. M. —,60.

Lintrade, K., Der Mensch als Weltwesen und Erdenbürger. (46 S.) Leipzig, Elischer. M. —,80.

Lotze, Herm., Grundzüge der prakt. Philosophie. Diktate aus den Vorlesgn. 3. Aufl. (97 S.) Leipzig, Hirzel. M. 1,80.

Lutoslawski, Wincenty, Über die Grundvoraussetzungen u. Konsequenzen der individualistischen Weltanschauung. (III, 88 S.) Helsingfors, Edlund. M. 1,25.

Mayer, Glob., Die Lehre vom Erlaubten in der Geschichte der Ethik seit Schleiermacher. (VII, 70 S.) Leipzig, Deichert Nachf. M. 1,40.

Moral und Leben. Beitrag zur Religions- und Sittenlehre von einem Nichttheologen. (60 S.) Berlin, Deubner. M. —,80.

Moral und persönliche Freiheit. Ein Wort zur lex. Heinze. (21 S.) Hagen, Risel. M. 0,50.

Sciascia, P., La psicogenesi dell' istinto e della morale secondo C. Darwin. (190 p.) Palermo. M. 4,—.

Staudinger, F., Ethik u. Politik. (VI, 162 S.) Berlin, Dümmlers Verlag. M. 2,40.

Vidari, G., Rosmini e Spencer, Studio espositivo-critico di filosofia morale. (298 p.) Milano. M. 4,—.

VI. Ästhetik.

Bornemann, W., Die Allegorie in Kunst, Wissenschaft und Kirche. (55 S.) Freiburg i. B., Mohr. M. 1,—.

Brocard, A., Ce que c'est que l'art. Paris, Giard et Brière. fr. 1.—.

Curwen, John, Musical Statics. An attempt to show the bearing of the facts of acoustics on chords, discords, transitions, modulations, and tuning, as used by modern musicians. New. ed. (120 p.) London, Curwen. 3 sh. 6 d.

Hanslick, Ed., Am Ende des Jahrhunderts. (1895—1899.) (Der „Modernen Oper" VIII. Teil.) Musikalische Kritiken und Schilderungen. (VI, 452 S.) Berlin, Verein für deutsche Litteratur. M. 6,—; geb. M. 7,50.

Havard, H., Historie et philosophie des styles. Paris, Schmid. fr. 120,—.

Jadassohn, S., Das Wesen der Melodie in der Tonkunst. (IV, 99 S.) Leipzig, Breitkopf & Härtel. M. 2,—; geb. M. 3,—.

Lichtenberger, Henri, Richard Wagner, der Dichter und Denker. Ein Handbuch seines Lebens und Schaffens. Übers. von Frdr. v. Oppeln-Bronikowski. (III, 571 S.) Dresden, Reifsner. M. 9,—; geb. M. 10,—.

Naumann, Gust., Geschlecht und Kunst. Prolegomena zu einer physiolog. Ästhetik. (V, 193 S.) Leipzig, Haessel. M. 3,—; geb. M. 4,—.

Portig, A., Richard Wagner's Musik-Dramen. Ihre Aufführ. in Bayreuth u. ihr Verhältnis zum Christentum. (46 S.) Bremen, Halem. M. —,80.

Schumacher, Fritz, Über Kunst der Neuzeit. 1. Heft. Im Kampfe um die Kunst, Beiträge zu architekton. Zeitfragen. (144 S.) Strafsburg, Heitz. M. 2,—.

VII. Philosophie der Gesellschaft und der Geschichte.

Blackmann, W. F., The making of Hawaii: A study of social evolution. London, Macmillan. 7 sh. 6 d.

Bosanquet, Bernard, The philosophical theory of the state. (342 p.) New York, Macmillan Co. Doll. 3,50.

Clare, Israel Smith, Library of universal history: containing a record of the human race from the earliest historical period to the present time. In 8 vols. V. 1. Ancient oriental nations. New York, Peale & Hill. for complete work Doll. 40,—.

Dawson, W. H., German socialism and Ferdinand Lassalle: a biographical history of German socialistic movements during this century. (300 p.) New York, Scribner's Sons. Doll. 1,—.

Eichthal, E. d', Socialisme et problems sociaux. Paris, Alcan. fr. 2,50.

Groppali, A., Saggi di sociologia. (173 p.) M. 4,—

Lassalle's, Ferd., Gesamtwerke. Herausgeg. von Erich Blum. 1. Bd. Politische Reden und Schriften. (VII, 583 S.) Leipzig, Pfau. M. 3,—; geb. M. 4,—.

Leusse, Comte P. de, Etude d'histoire ethnique. 2 Tomes. Strafsburg, Noiriel. M. 12,—.

Mahan, A. F., L'Influence de la puissance maritime dans l'histoire. Paris, May. fr. 10,—.

Masaryk, Th. G., Die philosophischen und sociologischen Grundlagen des Marxismus. Studien zur socialen Frage (XV, 600 S.) Wien, Konegen. M. 12,—.

Nordau, Max, Die conventionellen Lügen der Kulturmenschheit. 17. Aufl. (VIII, 350 S.) Leipzig, Elischer Nachf. M. 4,—; geb. M. 5,—.

Ratzel, Frdr., Antropogeographie. 1. Teil. Grundzüge der Anwendung der Erdkunde auf die Geschichte. 2. Aufl. (XVIII, 604 S.) Stuttgart, Engelhorn. M. 14,—.

Schwendimann, Joh., Der Pulsschlag der Neuzeit. Eine kulturhistor. socialethische Charakteristik. (VIII, 219 S.) Luzern, Räber & Co. M. 2,40.

Slonimski, Ludw., Versuch einer Kritik der Karl Marx'schen ökonomischen Theorieen. Aus dem Russ. von Max Schaprio. (IV, 203 S.) Berlin, Räde. M. 2,50.

Stein, Ludw., Die Philosophie des Friedens. (46 S.) Berlin, Paetel. M. —,60.

Tarde, G., Les transformations du pouvoir. Paris, Alcan. fr. 6,—.

Woltmann, L., Der historische Materialismus. (430 S.) Düsseldorf, Michels. M. 4,50.

VIII. Religionsphilosophie und Theosophie.

Behre, Spiritisten, Okkultisten, Mystiker und Theosophen. (85 S.) 2. (Titel) Aufl. Leipzig, Dieter. M. 1,50.

Beiträge zur Grenzwissenschaft. Ihrem Ehrenpräsidenten Carl Freiherr du Prel gewidmet von der „Gesellschaft für wissenschaftl. Psychologie" in München. Mit einem Bildnis Carl du Prel's. (XI, 163 S.) Jena, Costenoble. M. 5,—.

Besant, A., Die 7 Principien oder Grundteile des Menschen (Bibliothek esoterischer Schriften VI). Neue (Titel) Ausg. (VIII, 160 S.) Leipzig, Friedrich. M. 1,—.

Blavatsky, H. P., Kurzgefafster Grundrifs der Geheimlehre. (VII, 190 S.) Leipzig, Friedrich. M. 3,—.

Bleibtreu, Karl, Von Robespierre zu Buddha. (III, 301 S.) Leipzig, Friedrich. M. 5,—; geb. M. 6,—.

Bodhabhikshu, Bramacharian, Die Geheim-Philosophie der Indier. (VII, 136 S. mit Bildnis.) Leipzig, Friedrich. M. 2,—.

Bücherei, metaphysische, Kritische Bibliographie aller Länder über die Neuigkeiten der Philosophie, Metaphysik, Psychologie und den Okkultismus. Herausgeg. von Paul Zillmann. 1. Bd. 6 Hefte. (1. Heft 16 S.) Zehlendorf, Zillmann. M. 3,—.

Carus, Paul, Buddhism and its Christian critics. (316 p.) Chicago, The Open Court Publ. Co. Doll. 1,25.

Dunkmann, Karl, Das Problem der Freiheit in der gegenwärtigen Philosophie und das Postulat der Theologie. (VIII, 92 S.) Halle, Niemeyer. M. 2,—.

Dworzecki-Bohdanowicz, R., Flueros, eine Vision. (24 S.) Braunschweig, Settler. M. —,80.

Fischer, B., Grundzüge der Philosophie und der Theosophie. (VIII, 220 S.) Leipzig, Schäfer. M. 4,50.

Geyser, Jos., Das philosophische Gottesproblem in seinen wichtigsten Auffassungen. (VIII, 291 S.) Bonn, Hannstein. M. 3,80.

Grasserie, R. de la, Les religions comparées au point de vue sociologique. Paris, Giard et Brière. fr. 7,—.

Hartmann, Frz., Populäre Vorträge über Geheimwissenschaft. (122 S.) Leipzig, Friedrich. M. 1,80.

Lafsberg-Lanzberg, C. v., Der Weltorganismus. Begründung einer auf astrophys. Gesetzen beruhenden Vernunftreligion. (III, 76 S.) Leipzig, Haacke. M. 2,—.

Leben, das, jenseits des Grabes. Von einem Geiste geschildert. Aus dem Englischen von K. Friese. (281 S.) Leipzig, Mutze. M. 3,—.

Molinos, M., Der geistliche Führer, gedruckt im Jahre 1699. Aus dem Englischen von G. Priem. (134 S.) Leipzig, Friedrich. M. 2,—.

Pape, Geo., Lotze's religiöse Weltanschauung. (94 S.) Berlin, Skopnik, M. 1,50.

Prel, C. du, Der Tod, das Jenseits. (119 S.) München, Mühlthaler. M. 2,70.

— Die Magie als Naturwissenschaft. 2. Teil. Die magische Psychologie. (VII, 340 S.) Jena, Costenoble. M. 10,—.

Reich, Ed., Physiologie des Magischen. (XIII, 354 S.) 2. (Titel) Aufl. Leipzig, Dieter. M. 10,—.

Scheichl, Frz., Der Buddhismus und die Duldung. Eine Studie. (32 S.) Linz, Mareis. M. —,80.

Stentzel, Arth., Weltschöpfung, Sintflut und Gott. Die Überlieferungen auf Grund der Naturwissenschaft. 2. Aufl. Mit 3 Taf. (VII, 183 S.) Leipzig, Dieter. M. 4,50.

Tolstoi, Graf **Leo,** Die christliche Lehre. Vom Verf. rev., deutsche Ausg. Hrsg. von Eug. Heinr. Schmitt. (165 S.) Berlin, Steinitz. M. 2,—.

Waagen, Wilh., Das Schöpfungsproblem. [Aus: „Natur und Offenbarung".] 2. Aufl. (36 S.) Münster, Aschendorff. M. —,75.

Wollny, F., Das dunkle Phänomengebiet der Magie. (18 S.) Leipzig, Mutze. M. —,40.

— Die Irrwege der Gegenwart. (26 S.) Leipzig, Mutze. M. —,60.

— Die Stubenweisen unserer Zeit. Aus dem Russischen. (21 S.) M. —,30.

— Zukunftsphantasie von ehedem und heute. (29 S.) M. —,60.

IX. Naturphilosophie.

Aveling, Edward, Die Darwin'sche Theorie. 4. Aufl. (VI, 272 S., mit 14 Fig. und 1 Bildnis.) Stuttgart, Dietz Nachf. M. 1,50; geb. M. 2,—.

Haeckel, E., Die Welträtsel. (473 S.) Bonn, E. Strauss. M. 8,—.

Jahr, E., Die Urkraft oder Gravitation, Licht, Wärme, Magnetismus, Elektricität, chem. Kraft etc. sind sekundäre Erscheingn. der Urkraft der Welt. (VI, 12 S., mit 7 Abbildgn.) Berlin, Enslin. M. 2,—.

Körber, F., K. F. Zöllner. (123 S.) (Sammlung popul. Schr. 53) Berlin, Paetel. M. 2,90.

Rauber, A., Die Medea des Euripides im Lichte biologischer Forschung. Mit 12 erläut. Textfig. (110 Fig.) Leipzig, Georgi. M. 2,—.

Tyndall, John, Fragmente aus den Naturwissenschaften. Vorlesungen und Aufsätze. 2. deutsche Ausg. Nach der 8. Aufl. d. engl. Originals übers. von A. v. Helmholtz und E. Du Bois-Reymond. (In 2 Bdn.) 2. Bd. (V, 522 S.) Braunschweig, Vieweg u. Sohn. M. 8,—; geb. M. 9,50.

Wagner, Adf., Studien und Skizzen aus Naturwissenschaft u. Philosophie. II. Zum Problem der Willensfreiheit. (61 S.) Berlin, Borntraeger. Kart. M. 1,—.

Zehnder, Ludw., Die Entstehung des Lebens. Aus mechan. Grundlagen entwickelt. 1. Tl. Moneren. Zellen. Protisten. (VIII, 256 S., mit 123 Abbildgn.) Freiburg i. B., Mohr. M. 6,—.

X. Allgemeine Pädagogik.

Amicis, E de, Herz. Ein Buch für die Jugend. Deutsch von R. Müller. Basel, Geering. M. 2,80.

Barnett, P. A., Common sense in education and teaching: an introduction to practice. (321 p.) New York, Longmans, Green & Co. Doll. 1,50.

Dutton, S. T., Social phases of education in the school and the home. (259 p.) New York, Macmillan Co. 5 sh.

Kooistra, I., Sittliche Erziehung. Aus dem Niederländ. nach der 3. Aufl. übers. von Ed. Müller. (VI, 100 S.) Leipzig, Wunderlich. Mk. 1,60; geb. 2,—.

Penzig, Rud., Ernste Antworten auf Kinderfragen. Ausgewählte Kapitel aus einer prakt. Pädagogik fürs Haus. 2. Aufl. (271 S.) Berlin, Dümmlers Verlag. M. 2,80; geb. 3,60.

Druck von Friedrich Stollberg in Merseburg.

UNIV. OF MICH.
DEC 11 1899

XXIII. Jahrgang. IV. Heft.

Vierteljahrsschrift

für

wissenschaftliche Philosophie

gegründet von

Richard Avenarius,

in Verbindung mit

Ernst Mach und **Alois Riehl**

herausgegeben

von

Paul Barth.

Inhalt:

Eugen Posch: Ausgangspunkte zu einer Theorie der Zeitvorstellung. Vierter Artikel.

August Dünges: Die Zelle als Individuum.

A. Vierkandt: Bemerkungen zur Frage des sittlichen Fortschritts der Menschheit.

Besprechungen von:

Heinrich, Zur Prinzipienfrage der Psychologie.

Braunschweiger, Die Lehre von der Aufmerksamkeit in der Psychologie des 18. Jahrhunderts.

Gutberlet, Der Kampf um die Seele.

Zehnder, Die Entstehung des Lebens.

Spencer and *Gillen*, The Native Tribes of Central Australia.

Liebmann, Gedanken und Thatsachen.

Desdouits, La Responsabilité Morale.

Fulliquet, Essai sur l'Obligation Morale.

Naville, Le Libre Arbitre.

Boutroux, Etudes d'Histoire de la Philosophie.

Kronenberg, Moderne Philosophen.

Grzymisch, Spinozas Lehren von der Ewigkeit und Unsterblichkeit.

Philosophische Zeitschriften.

Bibliographie.

Leipzig.

O. R. Reisland.

1899.

Ausgegeben am 11. November 1899.

Hierzu als Extraheft (gegen Berechnung): Willy, Krisis in der Psychologie, s. a. S. 3 des Umschlags.

Bei der Redaktion sind eingegangen:

Achelis, Th., Sociologie. Leipzig, G. J. Göschen. (148 S.)

Alberts, O., Aristotelische Philosophie in der türkischen Litteratur des 11. Jahrhunderts. Halle a. S., C. A. Kämmerer & Co. (20 S.)

Ambrosi, L., Che cos' è la Materia? Roma, Corso angolo del Caravita, 6. (VII, 79 S.)

— La Filosofia, nel gran ciclo delle produzioni umane. Roma, Corso angolo del Caravita, 6. (30 S.)

— Libertà o necessità, nell' azione umana. Roma, Corso angolo del Caravita, 6. (30 S.)

Eisler, R., Wörterbuch der philosophischen Begriffe und Ausdrücke. Berlin, Ernst S. Mittler & Sohn. Dritte, Vierte u. fünfte Lieferung. (S. 193—288, 289—384, 385—480.)

Eck, S., David Friedrich Strauss. Stuttgart, J. G. Cotta. (VIII, 278 S.)

Gneisse, K., Deduktion und Induktion. Eine Begriffsbestimmung. Strafsburg, Heitz & Mündel. (39 S.)

Kant, Kritik der reinen Vernunft. Herausg. von K. Vorländer. Halle, Hendel. (XLVIII, 839 S.)

Kefsler, R., Eine Philosophie für das XX. Jahrhundert. Berlin NW., Conrad Skopnik. (274 S.)

Lipps, G. F., Grundrifs der Psychophysik. Leipzig, G. J. Göschen. (167 S.)

Masaryk, Th. G., Die philosophischen und sociologischen Grundlagen des Marxismus. Wien, Carl Konegen. (XV, 600 S.)

Nilsen, M., Zur Religion. Ein Wort zur Verständigung an die Gebildeten, unter ihren Verehrern und Verächtern. Stuttgart u. Hamburg, Wilh. Digel. (42 S.)

Ormond, A. T. (Princeton Contributions to Philosophy), The History of the Principle of Sufficient Reason: Its Metaphysical and Logical Formulations. Princeton, University. (88 S.)

Preufs, W. H., Geist und Stoff. Erläuterungen des Verhältnisses zwischen Welt und Mensch. Oldenburg, Schulze. (IV, 302 S.)

Rappaport, S., Spinoza und Schopenhauer. Eine kritisch-historische Untersuchung. Berlin, R. Gärtner. (148 S.)

Shinn, W. (University of California Studies), Notes on the Development of a Child. Parts III and IV. Berkeley, published by the University. (S. 180—424.)

Siegel, C., Entwicklung der Raumvorstellung des menschlichen Bewufstseins, Leipzig u. Wien, Deuticke. (IV, 52 S.)

Tienes, A., Nietzsches Stellung zu den Grundfragen der Ethik genetisch dargestellt. (Berner Studien zur Philosophie und ihrer Geschichte. Bd. XVII. Heransg. von Dr. L. Stein.) Bern, C. Sturzenegger. (50 S.)

Tschitscherin, B., Philosophische Forschungen. Heidelberg, Otto Petters. (X, 536 S.)

Ziegler, Th., Glauben und Wissen. Rektoratsrede. Strafsburg, Heitz & Mündel. (31 S.)

Adresse der Redaktion:

Dr. Paul Barth, a. o. Professor an der Universität,
Leipzig, Grassistrafse 25 I.

Es wird gebeten, alle Buchsendungen, die für die Redaktion bestimmt sind, ausschliefslich durch Vermittlung der Verlagsbuchhandlung **O. R. Reisland, Leipzig,** Hospitalstrafse 10, einsenden zu wollen.

Manuskriptsendungen werden nach vorhergegangener Anfrage an die Redaktion erbeten, und zwar spätestens acht Wochen vor Erscheinen desjenigen Heftes, für welches sie bestimmt sind.

Die „Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie" erscheint im Januar, April, Juli und Oktober.

Preis des Jahrgangs von mindestens 32 Bogen M. 12.—.

Einzelhefte M. 4.—. (Hierdurch werden frühere Preisangaben für den Bezug von Einzelheften aufgehoben.)

Anzeigen, im Preis von 20 Pf. die durchlaufende Petitzeile Raum, werden durch die Verlagsbuchhandlung und die Annoncen-Expeditionen angenommen. Beilagen je M. 12.—.

An die Abonnenten!

Soeben erschien:

Die Krisis in der Psychologie

von

Rudolf Willy.

XVI u. 253 S. Gr. 8°. Br. M. 5,—.

Nachdem die Abnehmer der **„Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie"** einen, wenn auch kleinen Teil des Buches bereits in dieser (zuletzt Vierteljahrsschrift XXI, 3) erhalten haben, liefere ich an dieselben das vollständige Werk

als Extraheft

zur **„Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie"**

zum Preise von M. 3,60.

Leipzig, November 1899.

O. R. Reisland.

!Für Interessenten!

Katalog XV. **PHILOSOPHIE.** (1147 Nummern enthaltend.)

Auf Verlangen gratis und franko.

Jakob Dirnboecks Buchhandlung & Antiquariat (Ed. Beyer),

Wien I, Herrengasse 12.

Verlag von **O. R. Reisland, Leipzig.**

Die

körperlichen Äusserungen psychischer Zustände

von Dr. **Alfred Lehmann,**

Direktor des psychophysischen Laboratoriums an der Universität Kopenhagen.

Übersetzt von **F. Bendixen.**

Erster Teil: **Plethysmographische Untersuchungen.** Text.

1899. Gr.-8°. XIV und 218 S.

Nebst einem Atlas von 68 in Zink geätzten Tafeln.

Preis des kompletten Werkes M. 20,—. Der Text apart kostet M. 6,—, der Atlas M. 14,—.

Verlag von Carl Konegen in Wien.

Socrates.

Nach den Überlieferungen seiner Schule dargestellt

von

Richard Kralik.

1899. Kl.-8°. XXIV, 617 Seiten.

Preis M. 7,50; geb. M. 9,—.

Inhalt:

Vorrede. — Quellen. — Biographie des Socrates 469—399 v. Chr. — Die socratische Schule.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Druck von Friedrich Stollberg in Merseburg